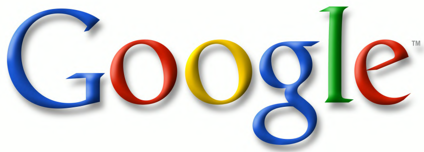
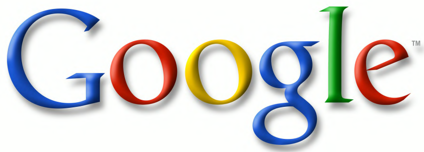
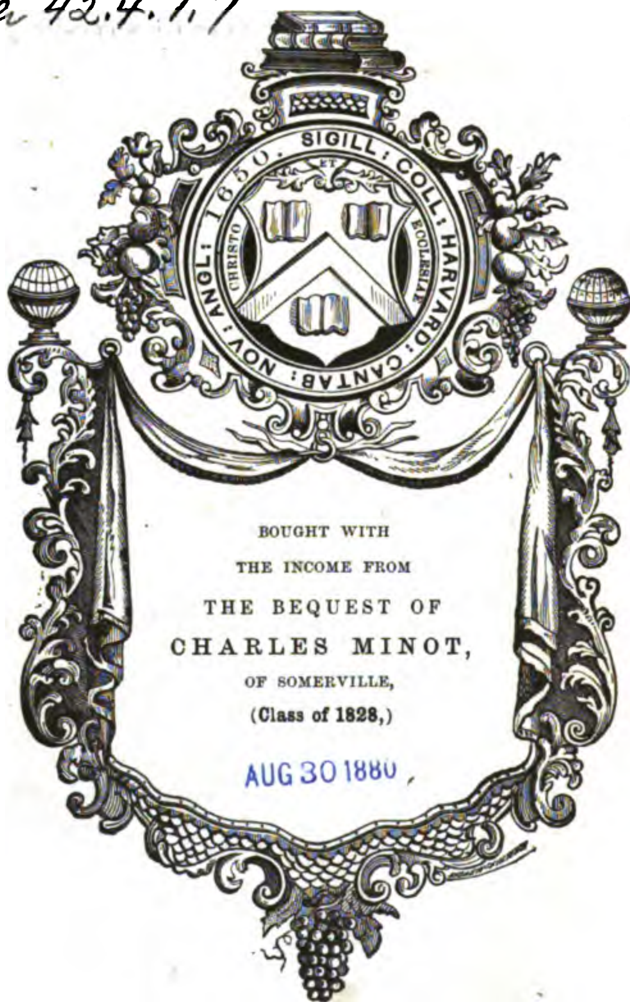





SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE

Altpreussische Monatsschrift

neue Folge.

Der

Neuen Preussischen Provinzial-Blätter

vierte Folge.

Herausgegeben

von

Rudolf Reicke und **Ernst Wichert.**

Sechszehnter Band.

Der Provinzial-Blätter LXXXII. Band.

Mit Beiträgen

von

Anderson, S. Anger, E. Arnoldt, A. Bezzenberger, Th. Bieli-Tüngen, E. Brenning, X. Froelich, E. Gisevius, A. Hagen, C. Herquet, F. Heyer, K. Höhlbaum. G. T. Hoffheinz, F. Hoppe, K. Hugelmann, C. Jaunjus, C. Krause, K. Lohmeyer, M. Perlbach, L. v. Pobłocki, A. Rogge, C. Sattler, F. Sintenis, J. Strebitzki, M. J. A. Voelkel, P. Wagner, H. Weber, C. E. Ziegler

und Ungenannten.

Königsberg i. Pr.
Ferd. Beyer's Verlag.
1879.

Inhalts-Verzeichniss.

I. Abhandlungen.

II. Kritiken und Referate.

III. Mittheilungen und Anhang.



Kant's Prolegomena nicht doppelt redigirt.

Widerlegung der Benno Erdmann'schen Hypothese.

Von

Emil Arnoldt.

Benno Erdmann, der neue Herausgeber der Kant'schen Prolegomena,*) hat für seine Einleitung zu diesem Werke, welche dessen historische Erklärung enthalten soll, folgenden Ausspruch Kant's zum Motto gewählt: „Es ist gar nichts Ungewöhnliches . . . ., durch die Vergleichung der Gedanken, welche ein Verfasser über seinen Gegenstand äussert, ihn sogar besser zu verstehen, als er sich selbst verstand, indem er seinen Begriff nicht genugsam bestimmte und dadurch bisweilen seiner eigenen Absicht entgegen redete oder auch dachte." Ist die Wahl dieses Mottos ein Anzeichen von Eigendünkel, oder von Bescheidenheit? Vielleicht das letztere! Vielleicht soll der Leser sich bemühen, den Verfasser der Einleitung besser zu verstehen, als er sich selbst verstand. Wenigstens hat dieser seine Begriffe oft nicht genugsam bestimmt, und sich selbst genugsam oft citirt, dass beide Umstände die ihm günstige Auslegung unterstützen.

Auch ist er sich bewusst, „dass die Aufgabe seiner Untersuchung schwer zu lösen sei" (S. II d. Einl.). „Sie fordert, die inneren Fortwirkungen und äusseren Anregungen zu bestimmen, von denen Kants Entwickelung in der Zeit zwischen der Beendigung der Kritik der reinen Vernunft und der Fertigstellung der Prolegomenen abhängig gewesen ist, so dass die letzteren als das nothwendige Product aller dieser Einflüsse begriffen werden können."

Doch andererseits ist er sich auch bewusst, dass er den „einzigen

*) Immanuel Kant's Prolegomena zu einer jeden künftigen Methaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können. Herausgegeben und historisch erklärt von Benno Erdmann. Leipzig 1878. Leopold Voss.

Weg wandelt, den es zu der Schlichtung des allgemeinen Streites über den eigentlichen Sinn des kritischen Hauptwerks giebt," -- „des Gegensatzes der Interpretationen," in welchen selbst „die Prolegomena" sind „hineingezogen" worden, — der „verschiedenartigen Auffassungsweisen, welche den gegenwärtigen Stand der Einsicht in die Gedankenarbeit Kants auf eine nicht eben erfreuliche Weise characterisiren." Dieser einzige Weg „ist der dichtverwachsene, vorläufig noch an fast keiner Stelle sicher erkennbare Pfad, der durch die Entwickelungsgeschichte Kants führt." S. I u. II d. Einl.)

Aber wird dieser rüstige Bearbeiter der „Entwickelungsgeschichte Kants," der sich ausdrücklich als Pfad- oder Bahnbrecher darin ankündigt, den Streit über die richtige Auffassung des Inhalts der Kritik der reinen Vernunft zu schlichten beginnen? Weiss er denn deutlich, was er will? Er erklärt auf S. II der Einleitung, dass der Weg zur Schlichtung des Streites, welche Auffassung von dem Inhalt der Kritik der reinen Vernunft die richtige sei, durch die Entwickelungsgeschichte Kant's führt. Hiernach soll die richtige Entwickelungsgeschichte Kant's die Voraussetzung sein für die richtige Auffassung von dem Inhalt der Kritik der reinen Vernunft. Auf der Seite IV des Vorworts aber erklärt der Verfasser: Die Geschichte der Philosophie „soll nicht sowol zeigen, was ein philosophisches System enthält, als vielmehr, wie dasselbe geworden ist. Eine solche Erkenntniss des Inhalts ist eine unter den Voraussetzungen — — der Reconstruction der philosophischen Entwickelung." Hiernach soll die richtige Auffassung von dem Inhalt der Kritik der reinen Vernunft eine der Voraussetzungen sein für die richtige Enwickelungsgeschichte Kant's. Die zweite Erklärung ist das Gegentheil der ersten.

Ein anderes ist die Entwickelungsgeschichte der Philosophie und ein anderes die Entwickelungsgeschichte der Philosophen. Die Entwickelungsgeschichte der Philosophie ist mit Einsicht und Umsicht, und auch für die Kant'sche Philosophie genau in der Tendenz geschrieben worden, in welcher sie der Verfasser der „Einleitung" geschrieben wünscht, nämlich „die causale Entwickelung der philosophischen Probleme und ihrer Lösungsversuche zu reproduciren." Sie betrachtet die Philosophen — ob mit Recht, oder Unrecht, — als Organe und Re-

präsentanten der von Geschlecht zu Geschlecht nothwendig fortschreitenden Philosophie. Eine solche Geschichte der Philosophie oder einen Beitrag zu ihr will der Verfasser der Einleitung nicht schreiben, obschon er auf Seite IV und V des Vorworts sich so vernehmen lässt, als ob er es wolle. Die Entwickelungsgeschichte von einzelnen Philosophen dagegen ist meines Wissens nur gelegentlich, und als eine Geschichte ihrer individuellen philosophischen Entwickelung, als eine Geschichte der Ausbildung, welche jede ihrer Epoche machenden Doctrinen zufolge einer vertieften Gedankenarbeit oder einer äusseren Beeinflussung fand, wenigstens für Kant nicht mit der Gründlichkeit und Ausführlichkeit geschrieben worden, welche der Verfasser der „Einleitung“ von ihr verlangt. Diesem Verlangen entsprechen will er, wie es scheint, zunächst.

Der Name „Entwickelungsgeschichte“ erinnert an die naturwissenschaftlichen Entwickelungsgeschichten, mit denen man in der Gegenwart ein nicht gefahrloses Spiel treibt. Aber der Name ist nicht die Sache. Die Sache, für Kant auf Grund genauer Kenntniss von dem Inhalt seiner Doctrinen zu Stande gebracht, kann höchst nutzbar sein für jeden, der diese Kenntniss besitzt und diese Entwickelungsgeschichte wo möglich sich selbst construirt. Freilich kann sie auch ihm nicht Einsicht verschaffen in die Entstehung jener Doctrinen. Denn die Entstehung der Doctrinen oder der Process, durch welchen die Conception philosophischer Grundgedanken in einem Individuum vor sich ging, entzieht sich aller menschlichen Nachforschung und Einsicht, auch der Einsicht des Individuums selbst, in dem er zum Durchbruch kam. Aber die Ausbildung der Doctrinen und ihrer Begriffe, zumal wenn diese Begriffe überkommene waren, lässt sich einigermassen verfolgen. Zu dieser Verfolgung jedoch ist immer schon die Kenntniss von dem Inhalt der Doctrinen und ihrer Begriffe erforderlich, und zumal die Kenntniss von dem Inhalt beider in der letzten und höchsten Ausbildung, welche ihnen das philosophirende Individuum gab. Diese Kenntniss muss man auf den Weg, der durch „die Entwickelungsgeschichte“ führt, mitbringen, damit man sich an ihr orientire. Dagegen ist es unmöglich, dass man sich an dem Wege der „Entwickelungsgeschichte“ orientire über den Inhalt der Doctrinen und der ihnen zugehörigen Begriffe.

Nun will der Verfasser der „Einleitung“ in seiner „Entwickelungsgeschichte Kants“ zeigen, „wie“ das Kant'sche System „geworden“, nicht blos wie es ausgebildet; und er will ferner die Ausbildung der Kant'schen Doctrinen und der ihnen zugehörigen Begriffe nicht zeigen auf Grund einer vorangehenden Erkenntniss ihres Inhalts, sondern er will die Erkenntniss ihres Inhalts gewinnen und den Streit über diesen Inhalt schlichten auf Grund der „Entwickelungsgeschichte.“ Daher will er nach meiner Ansicht Unmögliches auf Grund einer Selbsttäuschung.

Es wird so viele verschiedene Entwickelungsgeschichten Kant's geben, als es verschiedene selbständig durchdachte Auffassungen von dem Inhalt der Kant'schen Doctrinen giebt. Und das Vorgeben, vermittelst „einer historischen Untersuchung“, welche „die sachliche Würdigung nicht ausschliesst“ (Vorw. S. IV u. V), über die richtige Erkenntniss des Inhalts jener Doctrinen entscheiden zu können, erweckt den Verdacht einer stillen Absicht, gemissbilligte, — verwerfliche Auffassungen von dem Inhalt mit dem Schein einer objectiven Wahrheit auszustatten, die durch historische Forschung gewonnen ward. Als ob die objective Wahrheit der historischen Forschung nicht auf jedem Gebiete der Historie eines ihrer fraglichsten Requisite wäre!

Zu welchen Ergebnissen ist denn nun der Verfasser der „Einleitung“ gelangt durch seine Forschung in der „Entwickelungsgeschichte Kants“ von der Vollendung der Kritik der reinen Vernunft bis zur Schöpfung und Vollendung der Prolegomena? Die Beurtheilung der Richtigkeit aller dieser Ergebnisse würde eine Probe davon ablegen, ob es dem Verfasser der Einleitung gelingt, auf dem Wege, den er für den „einzigen zu der Schlichtung des Streites“ über den Inhalt Kant'scher Doctrinen ausgiebt, diesen Streit wirklich zu schlichten, sei es auch nur in Bezug auf eine einzige Doctrin, — ja nur in Bezug auf einen einzigen Begriff einer einzigen Doctrin. Da er aber die richtige Erkenntniss des Inhalts durch die vorangehende richtige Erkenntniss der „Entwickelungsgeschichte“ bedingt glaubt, so ist es geboten, ihm auf seinen „einzigen Weg“ zu folgen und zunächst blos die Richtigkeit des rein historischen Ergebnisses zu prüfen, von welcher er selbst die Richtigkeit seiner übrigen Ergebnisse abhängig macht. Dabei führt der vermeintliche

„einzige Weg“ zur Schlichtung des Streites, wie vorweg anzunehmen, auf einen neuen und auf einen dem Streit über den Inhalt fremden Gegenstand des Streites, — auf vermuthete Facta, welche der Verfasser der „Einleitung“ für historisch gewisse Facta ausgiebt. Ich werde mich im Folgenden auf die Prüfung dieser Facta beschränken und nur ein einziges Mal auf eine Prüfung der Ansichten des Verfassers der Einleitung über Kant'sche Doctrinen ausführlicher mich einlassen.

Ueber das rein historische Ergebniss seiner rein historischen Untersuchung sagt der Verfasser der „Einleitung“ auf S. III des Vorworts: „Die vorliegende Ausgabe von Kants Prolegomena zu einer jeden künfti„gen Metaphysik ist durch die Wahrnehmung veranlasst, dass dieselben „aus einer doppelten Redaction entstanden sind. Ich fand, dass Kant „noch vor dem Erscheinen irgend einer öffentlichen Besprechung seiner „Kritik der reinen Vernunft den Plan zu einem erläuternden Auszug „gefasst und grossentheils auch ausgeführt hatte, als er durch das Er„scheinen der Göttinger Recension bewogen wurde, den noch nicht voll„endeten Theil seines Auszugs zu verkürzen und dem ganzen Werk „vielfache, zum Theil umfangreiche Zusätze und Einschiebungen histo„rischen und kritischen Inhalts anzufügen. Die genauere Untersuchung „ergab, dass es möglich sei, die beiden heterogenen Bestandtheile nahe„zu vollständig und sicher zu trennen. Dieselbe zeigte zugleich, dass „erst auf Grund dieser Trennung die Frage, in welchem Sinne hier „bereits eine Aenderung des Gedankeninhalts der Kritik der reinen „Vernunft vorhanden sei, hinreichend beantwortet werden könne.“

Dagegen sage ich: Nicht eine Wahrnehmung von Seiten des Verfassers der „Einleitung“ war es, dass Kant's Prolegomena aus einer doppelten Redaction entstanden seien, sondern ein Schluss, und ein übereilt gezogener Schluss. — Sodann: Sein Finden, welches der Verfasser der Einleitung auf zwei ihrer Gewissheit nach sehr verschiedene Vorgänge zugleich erstreckt, war für jeden von beiden ein anderes. Es war das eine Mal ein Ausfindigmachen, das andere Mal ein Erfinden. Er machte, wenn man will, ausfindig, dass Kant noch vor dem Erscheinen irgend einer öffentlichen Besprechung seiner Kritik der reinen Vernunft den Plan zu einem — Auszug gefasst hatte; d. h. er fand für diejenigen,

denen diese Thatsache war verloren gegangen, diese Thatsache wieder durch Nachsuchen in einer Anzahl gedruckter Briefe. Aber er erfand, dass Kant vor jenem Zeitpunkt jenen Plan „grossentheils ausgeführt hatte;“ d. h. er stellte etwas Unbeglaubigtes, etwas, wovon es zweifelhaft ist, ob es je Statt fand, als einst wirklich, als beglaubigt, als historisch gewisse Thatsache dar. Dazu erfand er, dass Kant durch das Erscheinen der Göttinger Recension bewogen wurde, den noch nicht vollendeten Theil seines Auszugs zu verkürzen und dem ganzen Werk vielfache, zum Theil umfangreiche Zusätze und Einschiebungen historischen und kritischen Inhalts anzufügen. Aber er hätte unter Umständen ausfindig machen können, dass Kant in den Prolegomenen an mancherlei Stellen die Irrthümer der Göttinger Recension über seine Lehrmeinungen zurückweist und beseitigt. — Ferner: Die Behauptung, „dass es möglich sei, die beiden heterogenen Bestandtheile nahezu vollständig und sicher zu trennen,“ ist richtig darin, dass die Trennung der Auseinandersetzungen, in welchen Kant die Irrthümer der Göttinger Recension beseitigt, von den übrigen Auseinandersetzungen der Prolegomena an mehreren Stellen in einem gewissen Umfange mit Sicherheit kann vollzogen werden, aber falsch darin, dass die letzteren und die ersteren „heterogene Bestandtheile“ der Prolegomena sind. Jene Trennung kann nämlich mit Sicherheit nur da vollzogen werden, wo Kant direct die Irrthümer der Göttinger Recension widerlegt. Daneben sind Stellen vorhanden, an denen er die Recension kann, aber nicht muss im Sinne gehabt haben. — Endlich: Eine solche Trennung, auch die mit Vorsicht und Umsicht vollzogene, ist für die Erkenntniss des Inhalts der Prolegomena wie der Kritik der reinen Vernunft von untergeordneter Bedeutung; eine Trennung aber, welche in einer Ausgabe der Prolegomena die getrennten Stücke irgend wie als heterogene Bestandtheile markirt, ist irreführend und eine Verderbung des Werks.

Die Auseinandersetzungen, durch welche der Verfasser der „Einleitung“ seinen Schluss auf eine doppelte Redaction der Prolegomena sucht annehmlich zu machen, gebe ich numerirt, und jede derselben von meinen Ausstellungen begleitet. Wer die letzteren von Nummer zu Nummer überspringt, erhält bei fortgehender Lesung der ersteren

die Argumentation, die ich bekämpfe, im Zusammenhang ihrer einzelnen Theile.

1

„Schon im Anfang August 1781 war Kant Willens, „„einen po-„pulären „Auszug seiner Kritik““ (wie Hamann etwas thöricht „erklärt „„auch für Laien““) herauszugeben“ (S. IX). Es war in „ihm „der Wunsch“ lebhaft, „den Kern seiner Gedanken durch „eine erläuternde Zusammenfassung seiner Untersuchungen bloss-„zulegen“ (S. IX). Dabei „handelte es sich für Kant in der That „lediglich um einen erläuternden Auszug aus seiner Kritik „der reinen Vernunft“ (S. XI).

Lediglich um einen „erläuternden Auszug aus der Kritik? Um was soll es sich denn weiter handeln? Etwa um die späteren Prolegomena? Aber es handelte sich für Kant nach den vorliegenden Quellenangaben in dem ersten Drittheil des August 1781 so wenig um die Prolegomena, dass es sich für ihn nach jenen Angaben damals noch gar nicht um einen „erläuternden“ Auszug handelte. So lange der Verfasser der „Einleitung“ sein „erläuternd“ nicht historisch belegt hat, werde ich behaupten, dass Kant's beabsichtigter „erläuternder“ Auszug „im Anfang August 1781“ eine Erfindung des Verfassers der Einleitung ist. Diese Erfindung hatte er nöthig. Darum soll Hamann's Erklärung: „für die Laien“, Hamann's Erfindung sein, und „etwas thörichte“ Erfindung. Wenn nur nicht sofort augenscheinlich würde, wen dieses „etwas thöricht“ in Wahrheit trifft!

Denn freilich schreibt Hamann an Herder den 5. August 1781 nur: „Kant ist Willens, einen populären Auszug seiner Kritik auch für Laien auszugeben“ (Ham. Schr. herausgegeb. von Roth VI, 202.), und „Willens sein“, kann der Verfasser der Einleitung sagen, deutet auf ein unbestimmtes Gerücht. Aber er hat übersehen oder vergessen, dass Hamann an Hartknoch den 11. August 1781 schreibt: „Kant redet von einem Auszug seiner Kritik in populärem Geschmack, den*) er für die Laien herauszugeben verspricht.“ (VI, 206.)

*) bei Roth Druckfehler: „die“.

Hamann hatte dies von Kant selbst gehört, wahrscheinlich — diese Vermuthung wird wohl statthaft sein — bei dem Besuche, den er ihm vor dem 11. oder wohl schon vor dem 5. August abstattete, um sich für das „gebundene Exemplar" der Kritik der reinen Vernunft zu bedanken, das er von Kant „in der Morgenstunde" des 22. Juli 1781 erhalten hatte (VI, 201. Gildemeister II, 353). Wenn Hamann's Angaben über Kant's literarische Pläne und Beschäftigungen vom August 1781 bis zur Vollendung der Prolegomena überhaupt für historisch giltig erachtet werden, dann müssen seine Worte: „Kant redet", „Kant verspricht" als Zeugniss dafür gelten, dass die Aeusserung: „Auszug in populärem Geschmack für die Laien", eine Aeusserung Kant's ist. Also ist das, was bei der Absicht, „einen Auszug aus der Kritik der reinen Vernunft in populärem Geschmack für die Laien" herauszugeben, „etwas thöricht" sein soll, nicht „etwas thöricht" gewesen in Hamann, sondern „etwas thöricht" in Kant.

Und warum muss denn in Kant diese Absicht „etwas thöricht" gewesen sein? Weil sie unausführbar ist? Aber der Erfolg lehrt das Gegentheil. Sie ist mehrfach ausgeführt worden, — meisterhaft ausgeführt unter Kant's Auspicien und Kant's Augen im Jahre 1784 durch M. Johann Schultz, nicht ungeschickt ausgeführt, aber mit Berücksichtigung auch der zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft, und mit gewissen Abweichungen von Kant, durch Kiesewetter.*)

Oder war sie „etwas thöricht" deshalb, weil Kant bei der Ausführung derselben einem Zweck, der keinen Werth hat, nämlich der Aufklärung der Laien, das aufopfern musste, was einen Werth hatte, nämlich seine Arbeitskraft und Arbeitszeit? Ich will es dem Verfasser der Einleitung gern glauben, dass er sich zur Aufklärung der gebildeten Laien nicht herbeilassen würde, wäre es ihm gegeben, auf ein Werk

*) In dessen „Versuch einer fasslichen Darstellung der wichtigsten Wahrheiten der neueren Philosophie für Uneingeweihte. Berlin 1795. Ich meine nicht sowohl den Anhang, „der einen gedrängten Auszug aus Kant's Kritik der reinen Vernunft enthält," als vielmehr den ersten Abschnitt dieses Buches: „Beantwortung der Frage, was kann ich wissen?" (S. 10—172). — Zweite Auflage 1798 (S. 15—194). — Dritte Auflage in 2 Thln. 1803 (I, 31—231). — Vierte Ausg. (von Flittner) 1824, welche auch wieder den „gedrängten Auszug" (1. Abthl. 249—264) enthält, (1. Abth. S. 20—150).

wie die Kritik der reinen Vernunft als auf seine eigene Production zurückzublicken. Er würde seine Kraft und seine Zeit ganz anders zu verwerthen wissen. Aber das Urtheil über das, was an schriftstellerischen Leistungen von Werth ist für das aufklärende Individuum und für die aufzuklärende Menschheit, hängt von der moralischen Werthschätzung des Lebens und aller Lebensbeziehungen ab. Und mit Rücksicht auf die Verschiedenheit dieser Werthschätzung mag mir der Ausruf verstattet sein: oh! über den etwas thörichten Kant und den nicht etwas thörichten Verfasser der „Einleitung"!

Da wir über Kant's Auszug durch nichts weiter unterrichtet sind, als durch die eine und die andere Angabe Hamann's, so muss es also für uns historisch feststehen, dass Kant im August 1781 einen Auszug in populärem Geschmack für Laien herauszugeben beabsichtigte. Nun ist freilich jeder solcher Auszug, wenn er gelingt, erläuternd, indem er das Wesentliche des auszuziehenden Werks von dem Minderwesentlichen scheidet und rein hält, die Grundbegriffe in ihren Merkmalen deutlich darlegt, die Doctrinen auf die gewichtvollsten Lehrsätze reducirt und die Beweise dieser Lehrsätze so vorträgt, dass jeder Denkende jeden Lehrsatz aus der Verbindung von Grundbegriffen als das nothwendig entspringende Resultat einer Schlussfolgerung nachzuerzeugen im Stande ist. Indem ein Auszug so das Grundwerk läutert, erläutert er es, d. h. macht er es durchsichtig, macht er es fasslich, ob er gleich dabei, wie natürlich, die Darstellung des Grundwerks so wenig als möglich ändern, — ja die Worte desselben überall wiedergeben wird, wo der Zweck der Durchsichtigkeit und Fasslichkeit diese Wiedergabe gestattet. So konnte Joh. Schultz seine „deutliche Anzeige des Inhalts" und seine „Winke zur nähern Prüfung" der Kritik der reinen Vernunft „Erläuterungen über" sie nennen.

Einen Auszug dieser Art konnte der Verfasser der Einleitung für seinen Zweck nicht gebrauchen. Denn die Stücke, die er in den Prolegomenen als den Auszug bezeichnet, welchen Kant im August 1781 beabsichtigte und „etwa im September 1781 begann," sind weder populär, noch für Laien berechnet; auch schliessen sie sich im Einzelnen

nicht unmittelbar an die Ausführungen der Kritik der reinen Vernunft an. Darum musste Kant's Absicht, einen populären Auszug für Laien herauszugeben, als „etwas thöricht" dargestellt, und ein „erläuternder Auszug" ganz anderer Art schon für den August und September 1781 erfunden werden. Nun enthalten freilich die Prolegomena kaum in einem einzigen ihrer Theile und Stücke so wenig irgend wie einen erläuternden Auszug, dass vielmehr das Verständniss beinahe eines jeden dieser Stücke nicht blos die Kenntniss, sondern ein nicht oberflächliches Verständniss desjenigen Stückes der Kritik der reinen Vernunft voraussetzt, zu welchem es in Beziehung steht. Wenn aber „erläuternder Auszug" und „erläuternde Zusammenfassung der Untersuchungen" und „Blosslegung der Grundgedanken" der Kritik der reinen Vernunft identificirt und gelegentlich statt einer dieser Bezeichnungen die Bezeichnung: „populärer Auszug" eingesetzt wird, dann gewinnt die Vermuthung von einer doppelten Redaction der Prolegomena schon eher den Schein der Haltbarkeit. Aber bereits hier zeigt sich, meine ich, dass sie kaum haltbar ist. Denn das, was der Verfasser der Einleitung in den Prolegomenen für den im August 1781 von Kant begonnenen Auszug will gehalten wissen, ist 1) gar kein Auszug, sondern es ist eine allerdings im Anschluss an die Kritik der reinen Vernunft, aber eine nach anderer Methode, unter anderen Gesichtspunkten angelegte, und eine durchaus frei und selbständig durchgeführte, darum aber auch allein für sich nicht leicht verständliche Behandlung der Grundgedanken der Kritik; und es ist 2) eben so wenig als ein Auszug, ja noch weniger, ein „populärer Auszug", ein „Auszug in populärem Geschmack für die Laien."

Die Erfindung eines „erläuternden Auszugs" indess, welcher mehr sein soll, als ein „populärer Auszug für Laien", war dem Verfasser der Einleitung, ausserdem dass sie die erste und die hauptsächliche Stütze für seine Annahme einer doppelten Redaction der Prolegomena darbot, auch zu dem Zwecke nöthig, um sogleich für die „Entwickelungsgeschichte" Kant's nach der Vollendung der Kritik der reinen Vernunft einen Fortgang zu gewinnen. Denn:

2.

„Zu einem erläuternden Auszug hatte Kant noch vor dem „Erscheinen irgend einer öffentlichen Besprechung seiner Kritik „der reinen Vernunft den Plan gefasst“ in Folge „innerer Ein-„wirkungen“ und äusserer Anregungen“ (S. III d. Vorw. S. II u. V „der Einl.).

„Die inneren Einwirkungen“ waren „Fortwirkungen der bereits „von ihm entwickelten Gedankenreihen.“ „Sie mussten am grössten „werden in dem für Kants eigenes Urtheil werthvollsten Abschnitt „der Kritik der reinen Vernunft, in der transscendentalen Deduction „der Kategorien.“ „Er hatte das Bewusstsein, dass seine Arbeit „hier am wenigsten abgeschlossen sei.“ „Und sicher dauerte es „nicht lange, bis er die Nothwendigkeit einer gänzlichen Umarbei-„tung“ derselben „eingesehen hatte.“ „Vielleicht noch im Jahre „des Erscheinens seiner Kritik wusste Kant, dass er diesen werth-„vollsten Abschnitt vollständig neu zu bearbeiten habe, und „sicher war er, wie wir sehen werden, bereits am Anfang des „folgenden an einer solchen thätig“ (S. IV u. V der Einl.).

Dass Fortwirkungen der in der Kritik der reinen Vernunft entwickelten Gedankenreihen den Entschluss Kant's zu einem Auszuge mitbestimmt haben, weiss niemand auf Grund einer historischen Thatsache. Es ist höchst unwahrscheinlich. Denn, selbst wenn solche Fortwirkungen in Kant während des August und September 1781 Statt fanden, so würde „ein populärer Auszug für die Laien“ schwerlich das geeignete Mittel gewesen sein, sie in wissenschaftlicher Form zu überliefern. Eine Ueberlieferung in anderer Form aber wäre bedeutungslos gewesen. Das erkannte der Verfasser der „Einleitung.“ Darum erfand er den „erläuternden Auszug“ vom August und September 1781, und behauptete: dieser ursprüngliche „erläuternde“ Auszug liegt in einem Theile der Prolegomena vor.

Natürlich hat er für diesen Theil der Prolegomena, in welche Monate die Abfassung desselben auch mag gefallen sein, jene inneren Fortwirkungen, die er schon in die zweite Hälfte des Jahres 1781 und in den Januar 1782 verlegt, historisch nicht nachweisen können. Seiner

philosophischen Behandlung der Kritik der reinen Vernunft und der Prolegomena aber liegt zum Theil die angebliche historische Thatsache zu Grunde: „Der werthvollste Abschnitt der Kritik der reinen Vernunft“ war nach „Kant's eigenem Urtheil“ die transscendentale Deduction der Kategorien. Darauf kommt er durch seine ganze Einleitung immer wieder zurück und sucht unter anderem nachzuweisen: wer für den Schwerpunkt der Krit. d. rein. Vern. nicht die transsc. Deduction der Kategorien ansieht, missversteht das Werk. Daher hat seine Behauptung von „Kants eigenem Urtheil“ ein vorzügliches Gewicht und muss hier näher geprüft werden.

Ich erkläre nun jenes „eigene Urtheil Kant's“ wiederum für eine Erfindung des Verf. der Einl. Wodurch ist jenes Urtheil als ein Urtheil Kant's verbürgt? Mir sind von Urtheilen Kant's über den Werth und die Wichtigkeit der Deduction der Kategorien, welche hier in Betracht kommen könnten, nur folgende gegenwärtig:

In der Vorrede zur ersten Auflage der Kr. der r. Vern. sagt er: „Ich kenne keine Untersuchungen, die zur Ergründung des Vermögens, welches wir Verstand nennen, und zugleich zu Bestimmung der Regeln und Grenzen seines Gebrauchs, wichtiger wären, als die, welche ich — — unter dem Titel der Deduction der reinen Verstandesbegriffe angestellt habe.“ (R. II, 10.) Hier sagt er also blos, dass die Deduction der Kategorien die wichtigste oder werthvollste Untersuchung der Analytik ist, aber nicht der Krit. d. r. Vern.; er sagt nicht, dass sie wichtiger ist, als die transsc. Aesthetik.

Dass die Deduction der Begriffe: Raum und Zeit nach Kant's Ansicht eben so wichtig ist, als die Deduction der Kategorien, und dass ihm nicht viel weniger wichtig als jene objectiven Deductionen die subjective Ableitung der reinen Vernunftbegriffe schien, ergiebt sich aus folgender Erklärung in den Prolegomenen: „Damit Methaphysik als Wissenschaft — — auf Einsicht und Ueberzeugung Anspruch machen kann, so muss eine Kritik der Vernunft selbst den ganzen Vorrath der Begriffe a priori, die Eintheilung derselben nach den verschiedenen Quellen, der Sinnlichkeit, dem Verstande und der Vernunft, ferner eine vollständige Tafel derselben, und die Zergliederung aller dieser Begriffe,

mit allem, was daraus gefolgert werden kann, darauf aber vornehmlich die Möglichkeit des synthetischen Erkenntnisses a priori, vermittelst der Deduction dieser Begriffe, die Grundsätze ihres Gebrauchs, endlich auch die Grenzen desselben, alles aber in einem vollständigen System darlegen" (R. III, 142 u. 143.) Hier steht klar und deutlich: die Kritik der Vernunft muss vornehmlich „die Möglichkeit des synthetischen Erkenntnisses a priori, vermittelst der Deduction dieser Begriffe" darlegen. Die Worte: Deduction „dieser Begriffe" beziehen sich aber nicht blos auf die Deduction der Kategorien, sondern auf die Deduction „aller dieser Begriffe", — des ganzen Vorraths der Begriffe a priori, die nach ihren verschiedenen Quellen, der Sinnlichkeit, dem Verstande, und der Vernunft, sind eingetheilt worden.

Mit jener Stelle aus der Vorrede zur ersten Aufl. d. Krit. und mit dieser Stelle aus den Prolegomenen steht keineswegs im Widerspruch eine andere aus den Prolegomenen: „Das Wesentliche — in diesem System der Kategorien — — — besteht darin: „dass vermittelst desselben*) die wahre Bedeutung der reinen Verstandesbegriffe und die Bedingung ihres Gebrauchs genau bestimmt werden konnte. Denn da zeigte sich, dass sie für sich selbst nichts als logische Functionen sind, als solche aber nicht den mindesten Begriff von einem Objecte an sich selbst ausmachen, sondern es bedürfen, dass sinnliche Anschauung zum Grunde liege, und alsdann nur dazu dienen, — — Erfahrungsurtheile möglich zu machen. Von einer solchen Einsicht in die Natur der Kategorien, die sie zugleich auf den blossen Erfahrungsgebrauch einschränkte, liess sich weder ihr erster Urheber, noch irgend einer nach ihm etwas einfallen; aber ohne diese Einsicht (die ganz genau von der Ableitung oder Deduction derselben abhängt) sind sie gänzlich unnütz und ein elendes Namenregister, ohne Erklärung und Regel ihres Gebrauchs." (R. III, 90 u. 91.)

Hier sagt also Kant: die wahre Bedeutung der Kategorien, dass sie nämlich für sich selbst nichts als logische Functionen sind, — die

*) In der Original-Ausgabe v. 1783 S. 120 Z. 5 v. unt. findet sich: „derselben"; es ist Einer von den Druckfehlern, welche der Verf. d. Einl. in seine Ausgabe der Prolegomena hinübergenommen hat.

Bedingung ihres Gebrauchs, dass sie nämlich einer zum Grunde liegenden Anschauung bedürfen, um Erfahrungsurtheile, um Erkenntniss von Gegenständen möglich su machen, kann genau bestimmt werden nur durch das System der Kategorieu; und eine solche Einsicht in die Natur der Kategorien, die sie zugleich auf den blossen Erfahrungsgebrauch einschränkt, kann ganz genau nur gewonnen werden durch die Deduction der Kategorien.

Demnach setzt die genaue Bestimmung, die ganz genaue Einsicht, welche nur durch die Deduction der Kategorien kann gewonnen werden, eine Bestimmung und eine Einsicht voraus, welche nicht durch die Deduction der Kategorien geliefert wird. Diese der Deduction der Kategorien vorangehende Bestimmung und Einsicht ist die, welche durch die transsc. Aesthetik gewährt wird, — vorzüglich die Bestimmung und Einsicht, dass die menschliche Anschauung sinnlich, nur sinnlich ist. Sie ist zur Feststellung des Satzes, dass die Kategorien auf den Erfahrungsgebrauch eingeschränkt sind, eben so unentbehrlich, als die Einsicht in die Natur der Kategorien selbst, welche aus der transsc. Deduction derselben entspringt. Denn die Kategorien würden nicht auf den Erfahrungsgebrauch eingeschränkt sein, wenn die Anschauung, deren sie bedürfen, um Erkenntniss zu ermöglichen, nicht blos sinnlich wäre. Die Einsicht in die Natur der menschlichen Anschauung aber hängt unter anderem wesentlich von der Deduction der Begriffe: Raum und Zeit in der transsc. Aesthetik ab. Daher ist die Deduction der Begriffe: Raum und Zeit in der transsc. Aesthetik eben so wichtig und werthvoll für die Kritik der Vernunft, als die Deduction der Kategorien in der transsc. Analytik.

Dass diese Deutung die Ansicht Kant's trifft, verbürgt seine Auseinandersetzung in der zweiten Anmerkung der Vorrede zu den „Metaphys. Anfangsgr. der Naturw.:“ „Ich behaupte, dass für denjenigen, der meine Sätze von der Sinnlichkeit aller unserer Anschauung und der Zulänglichkeit der Tafel der Kategorien, als von den logischen Functionen in Urtheilen überhaupt entlehnter Bestimmungen unseres Bewusstseins unterschreibt — —, das System der Kritik apodiktische Gewissheit bei sich führen müsse, weil dieses auf dem Satze erbaut

ist: dass der ganze speculative Gebrauch unserer Vernunft niemals weiter, als auf Gegenstände möglicher Erfahrung, reiche." Denn der „Hauptzweck des Systems" ist „die Grenzbestimmung der reinen Vernunft." Aber „zugestanden: dass die Tafel der Kategorien alle reinen Verstandsbegriffe vollständig enthalte" — — —; „zugestanden: dass der Verstand durch seine Natur synthetische Grundsätze a priori bei sich führe, — — und — — ohne reine Anschauung kein Grundsatz, der" die Erkenntniss eines Gegenstandes den Kategorien gemäss „a priori bestimmte, stattfindet"; „zugestanden, dass diese reinen Anschauungen niemals etwas anders, als blosse Formen der Erscheinungen des äusseren oder des inneren Sinnes (Raum und Zeit), folglich nur allein der Gegenstände möglicher Erfahrungen sein können: so folgt, dass aller Gebrauch der reinen Vernunft niemals worauf anders, als auf Gegenstände der Erfahrung gehen könne, und" die Grundsätze a priori „nichts weiter als Principien der Möglichkeit der Erfahrung überhaupt sein können. Dieses allein ist das wahre und hinlängliche Fundament der Grenzbestimmung der reinen Vernunft" (R. V. 314 u. 315).

Hier sagt also Kant wiederum nicht: die transsc. Deduction der Kategorien ist „der werthvollste Abschnitt", „der Schwerpunkt", das Fundament der Kritik d. r. Vern., sondern er sagt klar und deutlich: das Fundament der Krit. d. r. Vern. ist der Satz, dass der speculative Gebrauch unserer Vernunft nicht weiter als auf Gegenstände der Erfahrung geht; und er sagt klar und deutlich: dies Fundament wird ein wahres und hinlängliches Fundament durch den Nachweis in der transsc. Aesthetik, dass in uns reine Anschauungen vorhanden, dass alle unsere Anschauungen sinnlich, und dass unsere reinen Anschauungen blosse Formen der Erscheinungen seien, sowie durch den Nachweis in der transsc. Analytik vermittelst der Deduction der Kategorien, dass diese letzteren blos die Form des Denkens für Gegenstände der Erfahrung möglich machen.

Kant hat meines Wissens niemals irgend einen einzelnen Abschnitt der Kr. d. r. Vern. für den werthvollsten oder wichtigsten in ihr erklärt. Aber für die „erste und wichtigste Angelegenheit der Philosophie" hat er allerdings Etwas erklärt, — nämlich das kritische Verfahren, dadurch,

dass man die Quelle der Irrthümer verstopft, der Philosophie oder der Metaphysik „allen nachtheiligen Einfluss zu benehmen" (R. II, 680). Die Quelle ihrer Irrthümer aber ist der Dogmatismus, — das bequeme Vernünfteln über Dinge, von denen man nichts versteht und nie etwas einsehen wird (R. II, 679). Und wie verstopft die Kritik diese Quelle der Irrthümer? Dadurch, dass sie das Object in zweierlei Bedeutung nehmen lehrt, nämlich als Erscheinung und als Ding an sich selbst (R. II, 677). Soll denn nun einmal der „Schwerpunkt" der Kr. d. r. Vern. wirklich bestimmt werden, so glaube ich als denjenigen Gedanken, von dessen gründlicher Erfassung und genauer Bestimmung das Verständniss der gesammten Kant'schen Philosophie abhängt, die richtige Unterscheidung zwischen den Dingen an sich und den Erscheinungen bezeichnen zu dürfen. Diese richtige Unterscheidung aber beginnt zu lehren und lehrt die Krit. d. r. Vern. entscheidend für alle drei Kritiken theils in der transsc. Aesthetik, theils in der transsc. Analytik.

Dies habe ich gegen die erste von den Behauptungen des Verf. d. Einl. einzuwenden, welche unter No. 2 von mir sind angeführt worden. In Betreff der übrigen unter dieser Nummer befindlichen will ich nur Folgendes bemerken: Ueber das „Bewusstsein" Kant's, dass „seine Arbeit" in der Deduction der Kategorien „am wenigsten abgeschlossen sei", steht für die Monate, in welchen die Prolegomena von ihm geschrieben wurden, also mit Sicherheit für gewisse Monate aus dem Jahre 1782 das Factum fest, dass er damals mit seinem „Vortrage in einigen Abschnitten der Elementarlehre, z. B. der Deduction der Verstandesbegriffe, oder dem von den Paralogismen der reinen Vernunft, nicht völlig zufrieden", dagegen mit dem „Inhalt, der Ordnung und Lehrart" in allen Theilen der Krit. d. r. Vern. „auch noch" damals „ganz wohl zufrieden" war (R. III, 163). Dass er aber „vielleicht noch im Jahre des Erscheinens seiner Kritik" „die Nothwendigkeit einer gänzlichen Umarbeitung der Deduction eingesehen hatte", ist eine historisch durch nichts begründete Vermuthung, wie es eine historisch durch nichts begründete Vermuthung ist, dass er am Anfang des folgenden Jahres an einer solchen „gänzlichen Umarbeitung" thätig war. Das letztere ist nicht nur nicht „sicher", sondern es ist notorisch falsch.

Denn die Deduction der Kategorien in den Prolegomenen ist keineswegs „eine gänzliche Umarbeitung“ der Deduction in der Krit. der rein. Vern. Das erkennt der Verfasser der Einl. in einem späteren Theile derselben ausdrücklich an, indem es auf S. XXXVIII der Einl. heisst: „Die Deduction der Kategorien in den Erläuterungen der Prolegomenen bekundet — — im Vergleich zur ersten Auflage offenbare Fortschritte in der Klarheit der Argumentation. Sachliche Differenzen dagegen, sei es in dem Inhalt oder der Art der Verknüpfung der Ergebnisse, liegen — hier nirgends vor.“ Freilich steht diese Anerkennung mit der obigen Behauptung im Widerspruch. Denn wenn die Deduction in den Prolegomenen nur grössere Klarheit hat, als die in der Krit. d. r. Vern., sachliche Differenzen aber zwischen beiden nicht vorhanden sind, weder in dem Inhalt ihrer Ergebnisse, noch in der Verknüpfungsart derselben, so ist die Deduction in der Krit. d. r. Vern., trotz ihrer völlig neuen Gestaltung in den Prolegomenen, hier nicht gänzlich, sondern nur theilweise, — nur ihrer Form nach, nur in der Art ihrer Darstellung umgearbeitet. Aber was kommt es dem Verf. d. Einl. auf einen Widerspruch mit sich selbst an? Denn diese seine Anerkennung auf S. XXXVIII und XLI steht abermals im Widerspruch mit seiner eigenen Auseinandersetzung auf S. XXXIII u. f. Denn auf dieser Seite und der folgenden sucht er darzuthun: Die Krit. d. r. Vern. ist im Allgemeinen nach Sinnlichkeit, Verstand (Urtheilskraft) und Vernunft gegliedert, dagegen die Deduction der Kategorien in ihr nach Sinnlichkeit, Einbildungskraft und Apperception; „diese methodologische Differenz“ innerhalb der Krit. d. r. Vern. „deutet auf nicht geringe sachliche Unterschiede“ in ihr. Durch die „Coordination nach Sinnlichkeit, Einbildungskraft und Apperception nämlich“ „wird die Vernunft gleichsam zu einer Art des Verstandes“; — was, beiläufig bemerkt, nicht eine blos gleichsam, sondern wahrhaft verkehrte Ansicht des Verf. d. Einl. ist. Daraus „ergiebt sich“ aber auch weiter, „dass der Verstand nicht als ein ursprüngliches Vermögen neben der Sinnlichkeit zu betrachten ist“; — was wiederum eine nicht blos gleichsam, sondern wahrhaft verkehrte Ansicht des Verf. d. Einl. ist. In der Deduction der Kategorien dagegen, welche die Prolegomena enthalten, „wird nicht

auf Einbildungskraft und Apperception, sondern nur auf den Verstand recurrirt." „Der Verstand also tritt hier durchaus in die Rechte einer ursprünglichen Fähigkeit" (S. XXXVIII). Wenn nun die Gliederung der Krit. d. r. Vern. und die Gliederung der Deduction der Kategorien in ihr nach der eigenen Aussage des Verf. d. Einl. „auf nicht geringe sachliche Unterschiede deutet", dieser „Mangel" aber in der Deduction der Kategorien, welche die Prolegomena bringen, wiederum nach der eigenen Aussage des Verf. d. Einl. „vermieden", d. h. jene „nicht geringen sachlichen Unterschiede" in ihr aufgehoben worden, so enthält die Deduction in den Prolegomenen, verglichen mit der Deduction in der Krit. d. r. Vern., eine sachliche Aenderung der letzteren, und der Verf. d. Einl. befindet sich im Widerspruch mit sich selbst.

Wer sich aber selbst widerspricht, weiss nicht, wass er weiss, und was er nicht weiss. Besässe der Verfasser d. Einl. ein Wissen von seinem Wissen und von seinem Nicht-Wissen, so würde er wissen, dass er von den inneren Fortwirkungen der Krit. d. r. Vern. in Kant, sofern dieselben auf dessen Entschluss zur Abfassung des „populären Auszugs" und zur Abfassung der „Prolegomena" von Einfluss gewesen, eben so wenig d. h. eben so nichts weiss, als irgend jemand sonst. Was weiss er denn von den äusseren Anregungen die nach seiner Darstellung jenen Entschluss mitbestimmt haben?

3.

Die „äusseren Anregungen" waren „Klagen über eine fast unauf-
„hellbare Dunkelheit seines Werks". Diese Klagen „hörte er
„von allen Seiten", „nicht Lob oder Tadel". „Er empfand es als
„eine Kränkung, fast von niemandem verstanden zu werden; um
„so mehr vielleicht, als er sich nicht verhehlen konnte, dass
„er an diesem Mangel selbst den grösseren Theil der Schuld
„trage" (S. VIII). „Um jenen von allen Seiten seiner Bekannt-
„schaft erhobenen, nicht unberechtigten Klagen abzuhelfen, wollte
„er eine möglichst concrete und übersichtlich verkürzte Dar-
„stellung seiner hauptsächlichsten Ergebnisse liefern" (S. X).
„Dazu „war er Willens schon im Anfang August 1781, als er
„eben die ersten Dedicationsexemplare versendet hatte und nur

„von seinen näheren Bekannten, wie Schulze, Kraus und Hamann „bestimmtere Nachricht von dem Eindruck des Werkes haben „konnte“ (S. IX).

Kant hörte von allen Seiten Klagen über eine fast unaufhellbare Dunkelheit der Krit. d. r. Vern.? Wann? Im Anfang des August 1781? Wer waren denn alle jene Leute aus seinem Bekanntenkreise in Königsberg, die im Anfang des August 1781 die Krit. d. rein. Vern. gelesen hatten? Und wie gründlich konnten sie alle zu dieser Zeit das Werk gelesen haben, dass Kant ihre Klagen für berechtigt ansehen durfte?

Am 19. Juni 1781 schreibt Hamann an Hartknoch, dass der Kanter'sche Buchladen 50 Exemplare bestellt hätte. Und am 11. Aug. 1781 meldet er Hartknoch: „Unsere neue Buchhandlung hat nur einige zwanzig Exemplare gehabt, und aus Berlin bereits noch einmal so viel bestellt, aber noch nichts angekommen. Ob Hartung haben mag, weiss ich nicht.“ Erst am 14. September 1781 theilt er dann Hartknoch mit: „Die Kant'schen Exemplarien sind vertheilt.“ Hiernach scheint es mir zweifelhaft, ob vor dem September 1781 Exemplare der Krit. d. rein. Vern. in den Königsberger Buchläden überhaupt vorhanden gewesen sind. Aber ich will den Fall setzen, dass „die neue Buchhandlung“ vor dem 11. August 1781 „einige zwanzig Exmplare gehabt hat.“ Wie viele von diesen zwanzig Exemplaren nun auch Kant's Umgangsfreunden zu Händen kamen; — wir haben keinen Grund anzunehmen, dass sie gebunden früher dahin gelangten, als das gebundene Exemplar zu Kant gelangte, welches von ihm am 22. Juli 1781 Hamann übersendet ward.

Nun war Kant bereits am 5. August 1781 Willens, „einen populären Auszug seiner Kritik auch für Laien herauszugeben.“ Sollen also zu diesem Entschluss „Klagen über eine fast unaufhellbare Dunkelheit seines Werks, die von allen Seiten seiner Bekanntschaft erhoben wurden“, mitgewirkt haben, so müssen sie ihm spätestens etwa zwischen dem 1. und 5. August zu Ohren gekommen sein. Mithin wurden jene Klagen über eine „fast unaufhellbare Dunkelheit“ nach einem etwa zehn- oder eilftägigen Studium der Krit. d. r. Vern. erhoben. Und auf solche übereilte Urtheile, auf solche unverständige Klagen sollte Kant das geringste Gewicht gelegt haben?

Natürlich verhält sich die Sache in Wahrheit anders. Die „Klagen von allen Seiten" sind für den Anfang August 1781 nichts als Wind. Und eine ganz solide Nachricht verflüchtigte dazu der Verf. d. Einl. Er citirt selbst „J. Schulze,*) Erläuterungen zu des Herrn Professor Kant Krit. d. r. Vern. 1784. Vorrede S. 5 f." Was lesen wir nun auf dieser Seite 5 über die Dunkelheit der Krit. d. r. Vern.? „Dieses wichtige Werk hat das eigene Schicksal, dass man fast allgemein über unüberwindliche Dunkelheit und Unverständlichkeit desselben klagt. Oeffentliche Beweise hievon sind unter andern die beiden Recensionen desselben in den Göttingsch. gelehrt. Anzeigen, und in der allgem. deutschen Bibliothek." Man klagte also 1784, 1783, auch schon 1782; aber Schultz berichtet nichts, worauf wir die Annahme gründen dürften, dass Königsberger Umgangsfreunde Kant's nach einem etwa eilftägigen Studium der Krit. d. r. Vern. über eine „fast unaufhellbare Dunkelheit" derselben geklagt hätten, geschweige denn, dass Kant durch diese Klagen im Anfang des August 1781 mitbestimmt worden sei, einen „populären Auszug für Laien" herausgeben zu wollen. Schultz berichtet dann auf S. 6 seiner Vorrede weiter: „Dieses unerwartete Schicksal, das dem Verfasser" (der Krit.) „natürlich sehr unangenehm sein musste, hatte in-

---

*) Ausg. 1784, Königsberg bei Dengel, M. Johann Schultz; Neue und verbesserte Aufl. 1791, Frankfurt und Leipzig (Nachdruck) Johann Schulze; Aufl. 1791, Königsberg bei Hartung, (ohne Betheiligung des Autors besorgt?), Johann Schulze. In Ueberweg's „Grundriss der Gesch. der Philos." (III, 4. Aufl. 1875, S. 222, Anm.) heisst es: „Die Schreibung des Namens dieses Kantianers schwankt zwischen Schultz und Schulze. Auf dem Titelblatte der „„Erläuterungen"" steht Schulze" u. s. w. — Diese Angabe ist ungenau. Denn es steht auf dem Titelblatte nicht jeder Ausgabe der „Erläuterungen" „Schulze"; sondern „Schulze" steht in der Frankfurt-Leipziger wie in der Königsberger Aufl. von 1791. Dagegen steht auf dem Titelblatte des mir vorliegenden Exemplars der Königsberger Ausgabe v. J. 1784 Schultz. Demnach merke ich an, dass man Schultz schreiben muss, wenn man, wie der Verf. der Einl. thut, die Ausg. v. 1784 citirt. Oder weiss der Verf. d. Einl. etwa, dass auf dem Titelblatt der zu Königsb. bei Dengel 1784 erschienenen Ausgabe der „Erläuterungen" ursprünglich der Name „Schulze" stand? und dass diese Ausgabe einen neuen Titel mit derselben Jahreszahl und mit Aenderung des Namens „Schulze" in „Schultz" erhielt? Ich weiss es nicht. Aber vielleicht weiss es sonst jemand. Und wenn man es auch wüsste, so würde doch immer bei Citirung der Ausgabe v. 1784 zu schreiben sein: „Schultz", weil die Ausgabe von 1784 mit dem Namen „Schultz" als die editio optima zu betrachten ist.

zwischen für das Publikum den günstigen Erfolg, dass es durch die Prolegomena — --, welche H. Prof. Kant im vorigen Jahre herausgab, eine sehr schätzbare Erläuterung seiner Critik erhielt." Demnach veranlassten nach Schultz' Bericht die fast allgemeinen Klagen über unüberwindliche Dunkelheit und Unverständlichkeit der Krit. d. r. Vern. und der öffentliche Beweis dieser Dunkelheit und Unverständlichkeit, welcher in der Göttingischen Recension vorlag, Kant zur Herausgabe der „Prolegomena". Aber die Prolegomena, welche Kant 1782 schrieb, sind nicht der populäre Auszug, zu welchem er sich im Anfang des August 1781 entschloss, und diesen Entschluss konnte nicht die Göttingische Recension, konnten nicht die „fast allgemeinen Klagen" hervorrufen, weil die letzteren eben so wenig vorhanden waren, als die erstere.

Dass er auf p. VIII d. Einl. mit der Anticipation „der Klagen von allen Seiten der Bekanntschaft" für den Anfang des August 1781 ein leeres Gerede mache, merkte der Verf. wohl selbst, und er suchte es durch eine Angabe bestimmteren Inhalts auf p. IX zu beschönigen. „Eine möglichst concrete und übersichtlich verkürzte Darstellung seiner hauptsächlichsten Ergebnisse zu liefern, war Kant Willens schon im Anfang August 1781, als er eben die ersten Dedicationsexemplare versendet hatte und nur von seinen näheren Bekannten, wie Schulze, Kraus und Hamann bestimmtere Nachricht von dem Eindruck des Werkes haben konnte." Also nach p. VIII hat Kant zu Anfang des August 1781 „Klagen von allen Seiten" gehört; nach p. IX hat er sie nur hören können von Hamann, „Schulze" und Kraus. Aber wie begründet denn der Verf. der Einl. seine Vermuthung, dass Kant zu jener Zeit von den drei genannten Männern Klagen vernommen hatte? In Bezug auf Hamann ist diese Vermuthung unsicher, ja höchst unwahrscheinlich, in Bezug auf Schultz nachweisbar falsch, in Bezug auf Kraus meines Wissens jsder Stütze entbehrend.

Was Hamann betrifft, so führt der Verf. als einzigen scheinbaren Grund an: „Hamann klagte in seinen Briefen an Herder sowie an den Verleger Kants lebhaft über die Mühe, die ihn das Studium des Werkes koste" (S. VIII). Aber obschon Hamann allerdings im April und Mai 1781 gegen Herder und Hartknoch über die Schwierigkeit des

Studiums d. Krit. d. r. Vern. sich äusserte, warum muss er auch gegen Kant zu Anfang des August 1781 über Unverständlichkeit des Werkes geklagt haben? Er hatte ja hinlänglichen Grund, es nicht zu thun, nämlich Kant nicht merken zu lassen, dass er die Krit. d. r. Vern. nicht blos vom 22. Juli, sondern schon vom 7. April 1781 an gelesen hätte. War er doch bedacht gewesen, vor Empfang der einzelnen Bogen der Krit. d. r. Vern. gegen Hartknoch den Wunsch auszusprechen, sie „indirecter“ zu „erhalten“, „damit der Autor nicht einen Argwohn von dem parallelen Empfang schöpfte, wodurch er vielleicht zu einer kleinen Eifersucht gereizt werden könnte“ (nach Gildemeister, Hamann's Leb. u. Schrift. Bd. II, S. 367). Demnach wird er auch am 10 oder 11. Juni 1781, wo er Kant besuchte und von ihm hörte, dass ihm der Rest der Bogen noch nicht zugegangen sei (Ham. Schr. von Roth VI, 197), schwerlich seiner eigenen, damals bis zum 48sten Bogen fortgeschrittenen Kenntniss d. Kr. d. r. Vern., mithin auch nicht der Schwierigkeit ihres Studiums und ihrer Dunkelheit Erwähnung gethan haben. Wir wissen nicht, dass vom 10. oder 11. Juni an bis in den August hinein ein Besuch oder eine Begegnung zwischen Hamann und Kant Statt gefunden habe. Als Hamann, wie wir annehmeu dürfen, nach dem 22. Juli 1781 Kant für die Uebersendung des gebundenen Exemplars der Kritik Dank abstatten ging, hatte er noch immer Grund, mit seinem Urtheil über das Werk zurückzuhalten. Denn ob wir nun diesen Besuch auf den 4. August oder gar auf den 10. August ansetzen, indem wir im letzteren Falle supponiren, dass Hamann am 5. August blos von Hörensagen, am 11. August aber authentisch über Kant's Entschluss zu einem „populären Auszug für die Laien“ unterrichtet gewesen; — in dem einen wie in dem anderen Falle müssen wir vermuthen, dass eine Erklärung Hamann's über die Dunkelheit der Krit. d. r. Vern., die er damals aus dem Kant'schen Exemplar nur in vierzehn Tagen oder in drei Wochen hatte kennen lernen können, entweder unbescheiden oder „Argwohn“ erweckend würde gewesen sein. Auch scheint es mir nach dem Eindruck, den Hamann als Korrespondent auf mich macht, fast zweifellos, dass er über eine solche Erklärung, wäre sie damals von ihm abgegeben worden, in den einen oder den anderen seiner Briefe eine Notiz

hätte einfliessen lassen, und zumal dann, wenn er das Bewusstsein gehabt, seine Erklärung sei von irgend einem Einfluss auf Kant's Entschliessung gewesen. Diesen Erwägungen zufolge halte ich es für unsicher, ja höchst unwahrscheinlich, dass eine Klage über Dunkelheit der Kritik von Hamann zu Anfang des August 1781 gegen Kant erhoben ward, und für noch unwahrscheinlicher, dass, ward sie erhoben, und also — nach Kant's Annahme — auf Grund eines flüchtigen Studiums erhoben, eine solche Beschwerde für Kant's Entschluss irgend wie mitbestimmend gewesen sei.

Nachweisbar falsch ist die Vermuthung des Verf. der Einl., dass Johann Schultz unter den „hervorragendsten Köpfen aus Kants Umgebung" einer von denen könne gewesen sein, die sich bei ihm im August 1781 über „eine fast unaufhellbare Dunkelheit seines Werkes" beklagten. Dieser Vermuthung steht das Zeugniss des Mannes positiv entgegen. Denn in der Vorrede zu seinen „Erläuterungen", deren erste Auflage 1784 erschien, sagt er: „Nicht eher als vorigen Sommer", also 1783, „fand ich die nöthige Muse, die Kantsche Critik im Zusammenhange durchzulesen." Ehe er sie aber im Zusammenhange durchgelesen hatte, würde es mehr als unbescheiden gewesen sein, das Urtheil einer „fast unaufhellbaren Dunkelheit" über sie auszusprechen. Und nachdem er sie durchgelesen und durchdacht, was fand er? Er fand nichts Befremdendes darin, dass ein Buch, wie die Krit. d. r. Vern., nicht populär und jedem verständlich sein könne, dass es selbst geübten Denkern sehr schwer und anstrengend, zuweilen auch dunkel bleiben müsse; aber er fand „in der That befremdend", dass man dasselbe beinahe als ein versiegeltes Buch, das niemand öffnen könne, oder als eine solche Tiefe ansehe, die auch Philosophen durch das Tageslicht des gemeinen Verstandes vergeblich zu erhellen suchten. Denn er getraute sich, ohne Vermessenheit zu sagen, dass das — für andere — „so dunkle System der Vernunftcritik" ihm, der sich doch so wenig zu den Metaphysikern von Profession zählen könne, „durch bloss wiederholtes Lesen und Durchdenken in einem Zeitraum von kaum drey viertel Jahren eben so helle und so geläufig geworden", als irgend eines von denen, die er vorher

durchdacht habe (S. 6 u. 8). Also die Vermuthung des Verf. d. Einl. über Schultz' Klagen ist leer und nichtig.

Und wie steht es endlich mit Kraus in dieser Hinsicht? Ich kenne nicht eine einzige Notiz, welche den Verf. d. Einl. zu der Annahme berechtigte, Kraus möge einer von den Lesern der Krit. d. r. Vern. gewesen sein, welche sich bei Kant über eine „fast unaufhellbare Dunkelheit“ derselben im August 1781 beklagten. Bis ich eine solche Notiz kenne, muss ich meinerseits diese Annahme für unmotivirt und hinfällig ansehen. Aber man beachte für die folgende Nummer, unter der ich eine längere Auseinandersetzung des Verf. d. Einl. über Kant's Arbeit an dem Auszuge bringe, wohl, dass dieser unmotivirten Annahme gemäss Kraus sich wahrscheinlich bei Kant über eine „fast unaufhellbare Dunkelheit“ der Krit. d. r. Vern. im August 1781 beschwert habe.

4.

„Bald darauf ist Kant mit der Ausarbeitung“ des Auszugs, „„der nur einige Bogen umfassen sollte, bereits beschäftigt“. „„Schon im October (1781) vermuthet Hamann, dass das Manu„script druckfertig sei. Jedoch Kant hatte damals bereits auch „die Vorarbeiten zu der „„Grundlegung zur Metaphysik der „Sitten““ begonnen; Schwierigkeiten, die er in der Neubearbeitung „der Deduction fand, vielleicht auch die Erwartung baldiger „öffentlicher Besprechungen mochten hinzukommen. Daher ver„zögerte sich die Arbeit so, dass er im Anfang Januar 1782 erst „die Hoffnung aussprechen konnte, bis Ostern „„mit seiner kleinen „Schrift fertig““ zu sein. Ueber die Tendenz dieser Schrift wäre „kein Zweifel möglich, selbst wenn wir nur auf Hamann's Titelan„gabe angewiesen wären“. Die Tendenz war: Abhelfung der Klagen über die Unverständlichkeit der Krit. d. r. Vern. und Beseitigung des Mangels in der Begründung der Ergebnisse der Deduction. „Vielleicht dachte er auch daran, die Ergebnisse seiner „Kritik der natürlichen Theologie mit den Consequenzen Humes „auseinander zu setzen, um an diesem Gegensatz den positiven „ethischen Sinn dieses Theils seiner Lehre, der ihm durch seine „ethischen Studien inzwischen besonders werthvoll geworden war,

„deutlicher zu kennzeichnen“. Es ist „nur anzunehmen, dass Kant „die „Dialoge Humes“ über die natürliche Religion „erst nach „Abschluss seiner Kritik der reinen Vernunft kennen gelernt habe“. „(Einl. S. VIII, IX, X, VI Anm.). — „Diese — -- Motive blieben „auch während der bisher besprochenen Zeit der Ausarbeitung“ (bald nach Anfang August 1781 bis Anfang Januar 1782) „un- „verändert in Kraft. Denn die polemischen Einwirkungen — — „in seinem näheren Bekanntenkreis — — waren viel zu unbe- „stimmt, und trafen auf viel zu fest associirte Gedankenreihen, „um so schnell irgendwie umgestaltend wirken zu können“. Dabei „„kommen nur Kraus und Hamann in Betracht. Jedoch der „erstere war damals in Kants Gedankengang noch viel zu sehr „eingelebt, und der letztere, der es zwar an kritischen Aeusserungen „gelegentlich nicht fehlen liess, warf nach seiner Art im münd- „lichen Gespräch sicher ebenso wie in seinen Briefen nur flüchtige „Bemerkungen hin, die zwar wol zu einer ernsthaften Discussion „führen konnten, jedoch, so lange sie die einzigen blieben, eine „einigermassen tiefgreifende Wirkung nicht auszuüben vermochten. „Demnach handelte es sich für Kant in der That lediglich um „einen erläuternden Auszug aus seiner Krit. d. r. Vern.“ (Einl. S. X u. XI).

Was hier über Kant's Arbeit an dem Auszuge, über die Verzögerung derselben, über ihre Tendenz, über ihre Motive, die bis in den Januar 1782 unverändert in Kraft blieben, gesagt wird, ist blosse Vermuthung, der ich eine andere entgegenstellen werde, welche mit den mir bekannten historischen Daten eben so gut, nach meiner Ansicht besser übereinstimmt, als die Vermuthung des Verf. der Einl. Diesem scheinen für seine obigen Vermuthungen auch nicht andere historische Data zum Anhalt gedient zu haben, als diejenigen, die ich anführen werde. Ja, zwei von ihnen, die sich bei Gildemeister finden, scheint er gar nicht gekannt zu haben.

Nachdem Hamann, wie früherhin (ob. S. 7) erwähnt worden, den 5. August 1781 an Herder und den 11. August 1781 an Hartknoch über Kant's Absicht, einen populären Auszug seiner Kritik auch für Laien

herauszugeben, Mittheilung gemacht hat, schreibt er nun weiter über diesen Auszug, den Kant beabsichtigte, und dann über die „Prolegomena", die Kant wirklich verfasste, Folgendes:

14. September 1781 an Hartknoch: „Der Autor hat mir die Versicherung gegeben, dass Sie den kurzen Auszug noch haben sollten". In demselben Briefe: „Kant — — versicherte mich, dass sein Auszug nur aus sehr wenigen Bogen bestehen würde. Melden Sie mir doch, wenn es so weit kommt. Ich mag nicht eher anfangen, bis Andere ganz ausgeredet haben. Mein Sturm und Drang hängt von der Ausgabe der Humischen Uebersetzung und von der Vollendung der Kantischen Arbeit ab" (Ham. Sch. von Roth, VI, 215. 217).

15. September 1781 ähnlich an Herder: „Meine künftige Autorschaft hängt von zwei Umständen ab, nämlich von der Uebersetzung des Hume, und dass Kant mit dem Auszuge seines grösseren Werks fertig wird, den ich nöthig habe, um dieses so vollkommen als möglich zu verstehen. Die Arbeit soll nur einige Bogen betragen. Diese Kürze ist ebenso ein Problem für mich als das volumen corpulentum" (VI, 219 u. 220).

23. October 1781 an Hartknoch: „Wie hält es mit Kantens Schrift? Ist das Manuscript schon fertig und in der Mache? Einige sagen, und er selbst, es wäre ein Auszug der Critik; andere hingegen behaupten, dass es ein Lesebuch*) über die Metaphysik sein soll, auch aus seinem Munde. Bitte mir, so viel Sie wissen, mitzutheilen, und wenn es heraus ist, und Exemplare herkommen, auch an mich zu denken" (VI, 222 u. 223).

Im November 1781 schreibt — nach Gildemeister — Hamann an Hartknoch: „Das zweite, worauf ich warte, ist Kant's Auszug oder Lehrbuch**) und ich wünsche wenigstens von Ihnen zu erfahren, ob die Arbeit schon unter der Presse ist und wann selbige fertig werden

---

*) Schubert, der diese Stelle ohne Zweifel aus dem 6. Thl. der von Roth hrsg. Schriften Hamann's in seine Biographie Kant's (R. u. Sch. XI, Abthl. 2, S. 86 u. 87) aufgenommen hat, giebt statt Lesebuch über die Metaphysik: „Lehrbuch über die Metaphysik". — Gildemeister hat in „Hamann's Leb. u. Schr." (vgl. Bd. II, 369) diese Stelle nicht beigebracht.

**) Also auch Lehrbuch.

möchte. Seine Kritik lese gegenwärtig zum dritten mal oder vielleicht vierten. — Den besten Schlüssel erwarte von dem neuen Buche und bitte mir daher von dem Anfange und Fortgange desselben Nachricht zu geben, ob Sie es schon in Ihrem Verlage haben oder wann Sie es bekommen werden" (Gildemeister, Ham.'s Leb. u. Schr. II, 369 u. 370).*)

8. December 1781 an Hartknoch wiederum: „Ich werde nicht eher an das Schreiben kommen können" — seines Scheblimini (VI, 224) — „als bis ich die neue Uebersetzung des Hume sehe, und Kant will ich erst ausreden lassen, seinen Auszug oder Lesebuch**) abwarten" (VI, 230).

11. Januar 1782 an Hartknoch: „Kant arbeitet an der Metaphysik der Sitten — für wessen Verlag weiss ich nicht. Mit seiner kleinen Schrift denkt er auch gegen Ostern fertig zu sein" (VI, 236).

8. Februar 1782 an Hartknoch: „Zum neuen Verlage***) wünsche ich Ihnen Glück. Auf den kleinen Nachtrag zur Critik warte ich mit mehr Antheil" (VI, 237).

Dom. Jubilate in einem am 20. April 1782 begonnenen Briefe an Herder: „Die Göttingische Recension der Crit. d. r. Vern. habe ich mit Vergnügen gelesen. Wer mag der Verfasser sein? Meiners scheint es nicht; Feder ist mir ganz unbekannt. Man hat hier auf beide gerathen. Der Autor soll gar nicht zufrieden damit sein; ob er Grund hat, weiss ich nicht. Mir kam sie gründlich und aufrichtig und anständig vor. So viel ist gewiss, dass ohne Berkeley kein Hume geworden wäre, wie ohne diesen kein Kant. Es läuft doch alles zuletzt auf Ueberlieferung hinaus, wie alle Abstraction auf sinnliche Eindrücke. Mein Sinn geht noch immer etwas über den letzten Abschnitt des kritischen Elementarbuches, die Theologie betreffend, auszuarbeiten. Vielleicht kommen währender Zeit seine Prolegomena einer noch zu schreibenden Metaphysik heraus, als ein Kern und Stern des grossen Organi, woran er jetzt arbeiten soll" (VI, 243 u, 244.)

Im September 1782 — nach Gildemeister, Ham.'s. Leb. und Schr.

*) Bei Roth findet sich der Brief aus dem Nov. 1781, welchem Gildemeister diese Stelle entnommen hat, nicht.

**) Auch hier bei Roth „Lesebuch".

***) s. Schubert, S. 87: „(der Prolegomena zu einer jeden künft. Metaphysik)."

II, 409) — an Hartknoch: „Ich habe meinen Scheblimini angefangen und bin vier Episteln weit gekommen. — — Mit der fünften Epistel komme ich auf die Krit. d. r. Vern., welche ich von neuem studire und dazu die Erläuterungen abwarte, von denen mir den wahren Titel ausbitte nebst der Nachricht, ob sie diese Michaelismesse erscheinen werden. Sie sehen also, wozu ich eines der ersten Exemplare erflehe und erwarte". — — In demselben Briefe: „Kant ist im 68. Stück der Gothaischen Zeitung nach Wunsch, wie ich höre, beurtheilt. Vergessen Sie nicht, die mir fehlenden Bogen der Kritik bei guter Gelegenheit beizulegen und meine Ungeduld nach der neuen Beilage, die, wie ich höre, schon von Kant in's Reine geschrieben ist, zu befriedigen".

21. December 1782 an Hartknoch: „Auf Kant's Prolegomena warte ich mit Ungeduld. Er soll sich beschweren, dass er die lateinische Uebersetzung seiner Critik selbst nicht verstehe. Es geschieht dem Autor Recht, die Verlegenheit seiner Leser an sich selbst zu fühlen und zu erfahren" (VI, 305.)

Dies sind meines Wissens die historischen Data alle, welche zur Beantwortung der Frage nach einer doppelten Redaction der Prolegomena gedruckt vorliegen. Aus der Uebersicht derselben ergiebt sich, wie ich meine, sofort, dass es unmöglich ist, das Verhältniss zwischen dem populären Auszuge für die Laien, den Kant beabsichtigte, und den Prolegomenen, die er wirklich abfasste und herausgab, festzustellen. Denn jene Data liefern in Bezug auf die wirkliche Arbeit Kant's an dem Auszuge, an dem Lese- oder Lehrbuche, an den Prolegomenen nicht ein einziges historisch gewisses Factum. Sie zeigen, dass Hamann nichts darüber wusste. Wusste er aber darüber nichts, wie können wir etwas davon wissen, so lange wir dabei allein auf seine Angaben beschränkt bleiben?

Will man nun dennoch eine Vorstellung darüber bilden, so muss man zu Vermuthungen seine Zuflucht nehmen. Diese Vermuthungen sind für das Verständniss der Krit. d. r. Vern. und der Prolegomena gleichgiltig. Wären sie es nicht, so würde für das Verständniss beider Werke von Seiten des Verf. d. Einl. eine bedenkliche Prognose zu stellen sein. Denn die Vermuthung, welche er aus den Aeusserungen Hamann's

gezogen hat, beruht auf nichts, als voreiligen Schlüssen. Das wird klar, sobald man erwägt, dass statt seiner Vermuthung aus jenen Aeusserungen mit grösserem Recht ganz andere Vermuthungen, und mehrere, können geschöpft werden. Ich will von ihnen nur eine geben, welche die oben citirten Data genauer berücksichtigt, als es bei der seinigen geschieht.

Kant entschloss sich — so dürfte man supponiren — zu einem populären Auszug seiner Kritik für die Laien, bevor er irgend ein Urtheil über sein Werk vernommen hatte. Freilich wusste er, dass „ausschliesslich“ der speculative Philosoph „Depositair der Kritik der Vernunft“ bleiben müsse, dass die Kritik der Vernunft „niemals“ könne „populär werden“ im Sinne einer jedem Individuum aus dem ganzen Volke zugänglichen Wissenschaft, und er sprach diese richtige Ansicht nachmals in der Vorrede zur zweiten Aufl. der Krit. d. r. Vern. mit dürren Worten aus (R. II, 681.) Aber mit dieser Ansicht vertrug sich wohl sein Vorhaben, in seiner Zeit, — diesem „eigentlichen Zeitalter der Kritik“ (R. II, 7, Anm.) — das grosse Laienpublicum denkender Köpfe durch eine klare, ja deutliche Darstellung des Inhalts seines Werkes zur Prüfung von dessen Resultaten in so weit anzuregen, dass man sich zunächst von der Haltlosigkeit aller metaphysischen Systeme überzeugte, welche bisher eine autoritative Macht über die Gemüther ausgeübt hatten. Dann aber sollte diese Prüfung zu der positiven Ueberzeugung führen, dass theologische Lehrsätze und religiöse Vorstellungen nicht auf theoretische Metaphysik, sondern auf Moral zu gründen seien, und dass sie durch diese Begründung gegen freigeisterischen Unglauben, gegen Materialismus und Atheismus einerseits, wie gegen Aberglauben und Schwärmerei andererseits weit gesicherter wären, als durch die nichts sichernden Demonstrationen der bisherigen theoretischen Metaphysik.

Beschwichtige ich nun jedes Bedenken gegen Hamann's oben citirte, zum allergrössten Theil unbestimmte und unzuverlässige Aeusserungen, so mache ich die weitere Annahme: Kant hat im August und in der ersten Hälfte des September 1781 an dem populären Auszug für die Laien gearbeitet. Denn er giebt um diese Zeit die Versicherung, dass

Hartknoch diesen Auszug zum Verlag bekommen solle. Frei von Zweifel ist darum meine Annahme nicht. Denn warum sollte Kant nicht jene Versicherung gegeben haben, ohne auch nur eine Zeile an dem Auszug geschrieben zu haben? Dachte er doch gleichzeitig an den künftigen Verlag „seiner übrigen Werke", die noch alle nicht geschrieben waren (vgl. Ham. Schr. v. Roth, VI, 215.)! Auch scheint Hamann nicht dessen gewiss zu sein, dass der Auszug wird zu Stande kommen. Freilich spricht er zu dem bereitwilligen Verleger positiv und stellt die „Ausgabe der Humischen Uebersetzung" und die „Vollendung der Kantischen Arbeit" in Eine Linie. Aber gegen Herder macht er am Tage darauf seine künftige Autorschaft abhängig „von der Uebersetzung des Hume, und dass Kant mit dem Auszuge seines grösseren Werkes fertig wird". Es ist ihm gewiss, dass die Hume'sche Uebersetzung, aber nicht gewiss, ob der Kant'sche Auszug erscheinen wird. Vielleicht rührt diese Ungewissheit nur daher, weil er sich die Möglichkeit eines so kurzen Auszugs, als Kant beabsichtigt, nicht vorstellen kann. Aber die Ungewissheit, der Zweifel ist vorhanden, — wie es scheint.

Darauf erfährt er etwa vier Wochen lang über Kant's Auszug und dessen Arbeit daran unmittelbar gar nichts. Auch keiner seiner Freunde ist darüber genauer unterrichtet. Denn am 23. October 1781 glaubt er, dass der Auszug möglicherweise „schon in der Mache" sei, während doch Kant in Wirklichkeit wahrscheinlich das Project des Auszugs bereits aufgegeben hatte.

Was das letztere anlangt, so ist eine Ausserung Hamann's von jenem Tage sehr zu beachten, welche der Verf. d. Einl. ganz unbeachtet gelassen hat. Denn als Hamann am 23. October 1781 bei Hartknoch anfragt, wie es denn „mit Kantens Schrift halte", will er ausser der Nachricht über den Zeitpunkt ihres Erscheinens auch Nachricht darüber, was sie eigentlich sei, ob ein Auszug der Kritik, wie einige sagen, und Kant selbst sagt, oder ein Lesebuch (ein Lehrbuch) über die Metaphysik, wie andere behaupten, die es auch aus Kant's Munde haben. Was folgt daraus? Unmöglich die Annahme des Verf. d. Einl., dass Kant's Auszug die Grundlage der Prolegomena geworden sei. Denn in dieser angeblichen Grundlage findet sich wohl hier und dort ein einzelner

Satz, aber gar kein Abschnitt, kein der Rede werther Bestandtheil, welcher in einem populären Auszug für Laien hätte stehen können. Auch ist diese Annahme durch die eigene Aeusserung Hamann's ausgeschlossen, der zwischen einem Auszug der Kritik und einem Lesebuch oder Lehrbuch über die Metaphysik wohl unterscheidet und durch sein „hingegen" zur Genüge andeutet, dass das eine nicht auch das andere sein könne.

Möglich aber, und gut möglich ist die Annahme, dass Kant um die Mitte des October 1781 seinen Plan geändert hat. Er mochte finden, dass er in einer nur auf wenige Bogen berechneten Darstellung des Inhalts seiner Kritik jene Popularität nicht erreichen könnte, die er für sie wünschte, und er mochte hoffen, dass ein anderer, vielleicht jemand aus seinem nächsten Bekanntenkreise, diese Aufgabe besser lösen würde, als er. Hegte er diese Hoffnung, so erfüllte sie sich vollkommen in der „deutlichen Anzeige des Inhalts der Critik", welche Schultz 1784 in seinen „Erläuterungen" auf kaum 11 Druckbogen dem Publicum darbot. „Hingegen" entschloss sich Kant um die Mitte des October 1781 ein „Lesebuch" oder „Lehrbuch über die Metaphysik" abzufassen, welches er „nicht zum Gebrauch vor Lehrlinge, sondern vor künftige Lehrer" bestimmte (Prol. 1783. S. 3). Dass aber dieser Titel — ob „Lesebuch über die Metaphysik", oder „Lehrbuch über die Metaphysik" — derjenige ist, den Kant im Laufe des Jahres 1782 in den Titel: „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik" umgestaltete, scheint mir wohl annehmbar. *)

---

*) Zweifellos ist meine obige Annahme nicht. Denn warum soll jenes Lesebuch oder Lehrbuch „über die Metaphysik", welches Kant im October 1781 zu schreiben sich vorsetzte, nachdem er in demselben Monat die Vollendung des populären Auszugs für die Laien aufgegeben hatte, nicht das „Lehrbuch der Metaphysik nach — — kritischen Grundsätzen" gewesen sein, von welchem er späterhin (18. Aug. 1783) in einem Briefe an Mendelssohn sagte, er gedenke es „mit aller Kürze eines Handbuchs, zum Behuf akademischer Vorlesungen, nach und nach auszuarbeiten und in einer nicht zu bestimmenden, vielleicht ziemlich entfernten Zeit, fertig zu schaffen" (R. XI, 1. Abthl., S. 16). Für dieses Handbuch hat Kant meines Wissens nie etwas mit der Feder vollendet, oder entworfen. Lässt man nun das Project vom October 1781 und das Project vom August 1783 für ein und dasselbe gelten, so ist leicht ersichtlich, dass dann die Hypothese des Verf. d. Einl. über eine doppelte Redaction der Prolegomena mindestens ebenso hinfällig wird, als bei meiner obigen Annahme,

Also haben wir doch, auch dieser Annahme nach, dürfte man zu Gunsten der vom Verf. d. Einl. aufgestellten Vermuthung folgern wollen, immerhin eine Schrift, welche Kant vor dem Erscheinen der Göttinger Recension anfing und nach dem Erscheinen derselben zur Grundlage der Prolegomena machte?

Ja, wenn nur irgend eine Notiz, irgend eine Aeusserung Hamann's vorhanden wäre, welche uns zu der Annahme berechtigte, dass Kant vor dem Februar 1782 auch nur eine Zeile für diese Schrift zu Papier gebracht hätte! Für diese Annahme spricht in den Aeusserungen Hamann's nichts, und wenn in ihnen etwas als ein solches dürfte angesehen werden, das über sie spräche, so spricht es gegen sie. Denn Hamann kann während des November und December 1781 über Kant's Schrift und Kant's Arbeit an derselben gar nichts durch Königsberger Bekannte in Erfahrung bringen, ob sie Auszug oder Lehrbuch, ob sie im Manuscript vollendet und schon unter der Presse, oder ob noch nicht einmal über den Verlag ein Abkommen getroffen sei. Er wendet sich deshalb an Hartknoch, welcher indess, wie es scheint, ihm eben so wenig eine bestimmte Auskunft geben kann. Hamann konnte aber weder durch seine Königsberger Bekannten, noch durch Hartknoch eine Auskunft darüber erhalten, weil Kant vermuthlich zu keinem von ihnen in diesen Monaten ein Wort über sein „Lehrbuch" hatte fallen lassen, und Kant liess vermuthlich schon deshalb darüber kein Wort fallen, weil er noch gar nicht an dem „Lehrbuch" arbeitete, wenigstens nicht anders daran arbeitete, als dass er dazu den Plan machte und vielleicht gelegentliche Aufzeichnungen hinwarf, die er, wahrscheinlich umgestaltet, für sein späteres Werk irgend wie verwerthete.

Dass meine Vermuthung nicht ohne Halt ist, beweist Hamann's Aeusserung zu Hartknoch am 11. Januar 1782: „Kant arbeitet an der Metaphysik der Sitten." Hier empfangen wir die bestimmte Nachricht, dass um diese Zeit Kant's wirkliche, äussere Arbeit der Metaphysik der Sitten galt, — also nicht dem „Lehrbuch", den nachmaligen Prolegomenen. Und wenn Hamann hinzufügt: „mit seiner kleinen Schrift denkt er auch gegen Ostern fertig zu sein", so spricht dieses Wort nicht gegen, sondern eher für meine Vermuthung. Denn, warum soll

es nicht im Zusammenhang mit dem vorigen auf eine Aeusserung Kant's wie etwa die folgende zurückgeführt werden: In den vergangenen Monaten habe ich nicht am Lehrbuch, sondern nur an der Metaphysik der Sitten gearbeitet, aber ich denke von Mitte Januar oder Anfang Februar bis gegen Ostern noch mit dem Lehrbuch fertig zu werden.

Es ist wohl möglich, dass Hamann's Mittheilung vom 11. Januar 1782 an Hartknoch diesen bestimmte, bei Kant wegen des Verlages der „kleinen Schrift", die gegen Ostern im Manuscript vollendet sein sollte, anzufragen. Diese Anfrage mag bei Kant eingetroffen sein gerade um die Zeit, als er die Göttingische Recension der Krit. d. r. Vern. gelesen hatte, also am Ende des Januar 1782. Denn diese Recension erschien am 19. Januar 1782. Wurde sie am 20., am 21., oder erst am 22. Januar zur Post gegeben, so konnte sie immer schon am 30. Januar in Kant's Händen sein. Die Lesung derselben aber brachte ihn natürlich zu dem Entschluss, die „Metaphysik der Sitten" bei Seite zu legen und an die Ausarbeitung seines Lehrbuchs, an welchem er für den Druck auch noch nicht eine Zeile geschrieben hatte, d. h. an die Ausarbeitung der Prolegomena heran zu gehen. Demgemäss gab er Hartknoch die feste Zusage, dass er das Buch, welches er zu schreiben gedächte, sobald es vollendet wäre, im Verlage desselben würde erscheinen lassen. Er machte gelegentlich seinen Freunden von dieser Zusage Mittheilung, und Hamann, der hievon Nachricht erhielt, wünscht am 8. Februar 1782 Hartknoch Glück „zu dem neuen Verlage" d. h. zum Verlage des Lehrbuchs oder der Prolegomena, nimmt dabei aber irrthümlich an, dass Kant auch „den kleinen Nachtrag zur Kritik", d. h. den populären Auszug herausgeben werde, auf den Hamann „mit mehr Antheil" wartet.

In dem am 20. April 1782 begonnenen Briefe an Herder, in welchem er sich über die Göttingische Recension der Krit. d. r. Vern. auslässt, bezeichnete er das Buch, „an welchem Kant jetzt arbeiten soll", bereits mit dem fast zutreffenden Titel: „Prolegomena einer noch zu schreibenden Metaphysik". Er hatte die Göttingische Recension nicht früher als im April gelesen. Das darf nicht auffallen. Denn er las auch im J. 1783 die Garve'sche Recension der Kritik weit später als Kant, dem „sie vor vielen Wochen war zugeschickt worden" (Brief

an Herder v. 8. Decbr. 1783: Roth VI, 364). Und wie er im Jahre 1783, „ungeachtet er Kant deshalb besuchte“, „zu blöde und zu schamhaft war, ihn darum anzusprechen“, so wird er auch im Februar und März 1782 mit gutem Grunde Anstand genommen haben, Kant um die Göttingische Recension angehen zu lassen. Denn Kant und Hamann scheinen vom September 1781 an und das ganze Jahr 1782 hindurch persönlich einander fern geblieben zu sein. Noch im September 1782 ist Hamann weder über „den wahren Titel“ des Kant'schen Buches, noch über den Zeitpunkt von dessen Erscheinen genau unterrichtet. Aber er „hört“ wenigstens, dass Kant „nach Wunsch im 68. Stück der Gothaischen Zeitung beurtheilt“ sei, und er „hört“ ebenfalls, dass Kant die „neue Beilage“ „ins Reine geschrieben“ habe, d. h. den letzten Abschnitt der Prolegomena: „Vorschlag zu einer Untersuchung der Kritik, auf welche das Urtheil folgen kann“ (Proleg. 1783, 216—222). Dann äussert er noch am 21. December 1782 gegen Hartknoch, dass er „auf Kant's Prolegomena mit Ungeduld warte“, deren Druck wohl schon einige, vielleicht längere Zeit vorher — aber es ist nicht zu bestimmen: wann? — war begonnen worden.

Also hat Kant nach meiner Annahme die Prolegomena etwa zu Anfang des Februar 1782 begonnen und gegen die Mitte des September 1782 vollendet. Ein Zeitraum von sieben und einem halben Monat aber darf für ihn zur Ausarbeitung dieses Werkes von Anfang bis zu Ende als völlig ausreichend betrachtet werden.

Ob meine Annahme den Thatbestand, wie er wirklich war, trifft, oder nicht trifft, kann bei der Unzulänglichkeit der Quelle, aus der sie geschöpft ist, nicht ausgemacht werden. Aber mit der Unterstützung, die sie erhalten hat, genügt sie, meine ich, vollkommen, um die Annahme des Verf. d. Einl. abzuweisen. Denn die Annahme des Verf. d. Einl. ist willkürlich; sie berücksichtigt nicht genau die Aeusserungen, welche Hamann gethan hat. Das scheint mir aus der Darstellung, die ich so eben geliefert habe, zur Genüge hervorzugehen. —

Blicke ich nun auf die Behauptungen des Verf. d. Einl. zurück, welche ich unter No. 4 zusammengestellt habe, so finde ich eine von ihnen

halb richtig, eine andere aus der Luft gegriffen, eine dritte und eine vierte falsch, eine fünfte unsicher, und eine sechste lächerlich.

Zur Hälfte richtig ist die Behauptung, dass Kant's „Vorarbeiten zu der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“ seine Arbeit an dem Auszug im October und den folgenden Monaten des Jahres 1781 verzögerten. Richtig nämlich ist sie nach meiner Ansicht in so fern, als Kant im November und December 1781 durch seine Arbeit an einer Schrift über die Moral von der Ausarbeitung seines „Lehrbuchs über die Metaphysik“ oder seiner Prolegomena abgehalten ward. Jedoch nicht richtig ist sie in so fern, als diese Abhaltung eben die Prolegomena betraf, und nicht betraf „den populären Auszug für Laien“, dessen Abfassung Kant vermuthlich im October 1781 aufgegeben hatte. —

Wie Kant's „erläuternder Auszug“ von dem Verf. d. Einl. erfunden ist, so sind auch die „Schwierigkeiten“ erfunden, die Kant „in der Neubearbeitung“ der Deduction der Kategorien soll gefunden haben. Sie sind aus der Luft gegriffen. Denn schwerlich kann der Verf. d. Einl. auch nur Eine von Kant herrührende Erklärung dafür beibringen, dass ihm seine Darlegung der Deduction der Kategorien in den Prolegomenen die geringsten Schwierigkeiten gemacht habe. —

Falsch ist die Behauptung, dass über die Tendenz des Auszugs, den Kant im August 1781 beabsichtigte, kein Zweifel möglich sei. Soll nämlich Abhelfung der Klagen über die Unverständlichkeit der Krit. d. r. Vern. und Beseitigung des Mangels in der Begründung der Ergebnisse der Deduction diese Tendenz gewesen sein, so ist ein Zweifel darüber nicht nur möglich, sondern wirklich vorhanden. Das bezeugen meine obigen Ausführungen zu der Nummer 2 und der Nummer 3. Und dieser Zweifel ist nicht blos wirklich vorhanden, sondern er ist begründet, theils, wie ich hoffe, durch eben jene Ausführungen, theils, wie ich meine, durch die einfache Erwägung, dass von den beiden Bestimmungen: „populär“ und „für Laien“, welche in Hamann's Titelangabe zu einem Schluss auf die Tendenz berechtigen, und welche die einzigen quellenmässigen Andeutungen sind, die dazu berechtigen können, der Verf. d. Einl. weder die erste passend, noch die zweite überhaupt zu verwerthen gewusst hat. Dagegen nimmt er die Miene

an, als ob man zu einem Schluss auf die Tendenz nicht allein „auf Hamanns Titelangabe angewiesen“ wäre. Und worauf sonst denn? Etwa auf des Verfassers Auslegungen der Kritik und der Prolegomena? Aber an der Richtigkeit dieser Auslegungen ist nicht blos ein Zweifel möglich, nicht blos in mir wirklich, — sondern kein Zweifel an ihr ist, nach meiner Ansicht, in jedem, der beide Werke einigermassen kennt, so unmöglich, dass in ihm die Verwerfung jener Auslegungen nothwendig ist.

Falsch ferner ist ein Satz, den die Vermuthung mit sich führt: „Vielleicht dachte Kant auch daran,“ — in seinem „erläuternden Auszuge“ — „die Ergebnisse seiner Kritik der natürlichen Theologie mit den Consequenzen Humes auseinander zu setzen, um an diesem Gegensatz den positiven ethischen Sinn dieses Theils seiner Lehre, der ihm durch seine ethischen Studien inzwischen besonders werthvoll geworden war, deutlicher zu kennzeichnen.“ Ich mache auf die Worte aufmerksam: „um den positiven ethischen Sinn dieses Theils seiner Lehre, der ihm durch seine ethischen Studien inzwischen besonders werthvoll geworden war, deutlicher zu kennzeichnen.“

Zunächst habe ich zu fragen: was soll es denn sein, das für Kant „durch seine ethischen Studien inzwischen besonders werthvoll geworden war“? Dieser Theil seiner Lehre? d. h. seine Kritik der natürlichen Theologie? oder der positive ethische Sinn derselben? Denn in dem Satze des Verf. d. Einl. ist die Beziehung des Relativ-Pronomens „der“ nicht klar. Welche von beiden Beziehungen aber auch gewählt wird; — jede giebt einen falschen Satz. Es ist falsch, dass für Kant seine Kritik der natürlichen Theologie, und erst recht falsch, dass für Kant der „positive ethische Sinn derselben durch seine ethischen Studien inzwischen besonders werthvoll geworden war“.

Freilich war ihm seine Kritik der natürlichen Theologie, d. h. des Theismus, oder genauer: seine Kritik der Physikotheologie werthvoll für die Ethik oder vielmehr für die Moraltheologie, welche sich auf die Ethik gründet, und welche die wahre natürliche Theologie ausmacht. Aber warum sollte ihm seine Kritik der Physikotheologie oder des speculativen Theismus „besonders werthvoll“ sein? Was soll dieses

„besonders“ bedeuten? Werthvoller als seine Kritik der transscendentalen Theologie d. h. des Deismus? Aber seine Kritik des Deismus war ihm zu seiner Begründung der Moraltheologie eben so nothwendig, als seine Kritik des speculativen Theismus, und er stürmt daher in seiner Kritik aller Theologie aus speculativen Principien der Vernunft die Beweisgründe des Deismus nicht weniger, als die Beweisgründe des speculativen Theismus. Wenn der Verf. d. Einl. nur nicht die Begriffe: natürliche Theologie, und transscendentale Theologie, in eins geworfen hat! — Und warum sollte Kant seine Kritik des speculativen Theismus meinethalben mit sammt seiner Kritik des Deismus „inzwischen besonders werthvoll geworden“ sein? Sie war ihm werthvoll gewesen von dem Moment ihrer Vollendung an, und schon früher. Denn sie bildete einen integrirenden Bestandtheil der Kritik der reinen Vernunft und sollte ihn bilden von deren Anfang an. Und warum sollte sie ihm durch seine ethischen Studien besonders werthvoll geworden sein? Denn er wusste geraume Zeit vor diesen ethischen Studien, die er im November und December 1781 wie im Januar 1782 machte, genau, dass „die ganze Zurüstung der Vernunft in der Bearbeitung, die man reine Philosophie nennen kann, in der That nur auf die drei Probleme: Freiheit des Willens, Unsterblichkeit der Seele und Dasein Gottes gerichtet ist“ (R. II, 615 u. 617). Also ist der Satz, welcher bei der Beziehung des Relativ-Pronomens „der“ auf „Theil seiner Lehre“ herauskommt, falsch.

Aber erst recht falsch ist der Satz, welcher bei der zweiten hier möglichen Beziehung des Wortes: „der“, herauskommt, — nämlich bei der Beziehung dieses Wortes auf: „der positive ethische Sinn seiner Kritik der natürlichen Theologie“. Der „positive ethische Sinn“ seiner Kritik der natürlichen Theologie soll Kant durch seine ethischen Studien inzwischen besonders werthvoll geworden sein?

Welcher positive ethische Sinn? Es hat weder die speculative Theologie, noch die Kritik derselben einen positiven Sinn. Beide haben einen nur negativen Sinn. Die speculative Theologie hat ihn, in so fern sie, „aller ihrer Unzulänglichkeit ungeachtet, dennoch von wichtigem negativen Gebrauche bleibt“; sie ist „eine beständige Censur

unserer Vernunft" (R. II, 497). Und die Kritik aller speculativen Theologie hat den negativen Sinn, „dass alle Versuche eines blos speculativen Gebrauchs der Vernunft in Ansehung der Theologie gänzlich fruchtlos und ihrer inneren Beschaffenheit nach null und nichtig sind" (R. II, 495). Daraus folgt freilich, dass, da auch „die Principien des Naturgebrauchs der Vernunft ganz und gar auf keine Theologie führen, es überall keine Theologie der Vernunft geben könne", — „wenn man nicht moralische Gesetze zum Grunde legt, oder zum Leitfaden braucht" (R. II, 495). Und diese Folge aus Kant's „Kritik aller speculativen Theologie" giebt am Ende den positiven Sinn der Aussage des Verf. d. Einl. über den „positiven ethischen Sinn von Kants Kritik der natürlichen Theologie" an die Hand. Aber warum hat sich der Verf. d. Einl. so schief ausgedrückt, dass man, um den positiven Sinn seiner Aussage zu erforschen, so lange graben muss, bis man endlich auf diesen nicht positiven und nicht ethischen Sinn von Kant's Kritik aller speculativen Theologie stösst?

Denn was ist an diesem „Sinne" positiv? Die Möglichkeit einer Theologie auf Grund des moralischen Gesetzes? Aber diese Möglichkeit ist nicht eine positive Möglichkeit, so lange es problematisch bleibt, ob das moralische Gesetz kann beglaubigt und bewährt werden als anerkannt im Urtheile jeder natürlichen Menschenvernunft. Dies bleibt aber problematisch innerhalb der Kritik aller speculativen Theologie, und es muss in ihr problematisch bleiben schon deshalb, weil die Kritik der speculativen Theologie ein Erzeugniss der speculativen Vernunft ist, der speculativen Vernunft aber „alles Positive" einer Erkenntniss muss „abgesprochen" werden. Und was ist an jenem „Sinne" ethisch? Der Hinweis auf das moralische Gesetz und auf die Möglichkeit einer am Leitfaden des moralischen Gesetzes zu gewinnenden Theologie? Aber dieser Hinweis liegt gar nicht im „Sinne der Kritik aller speculativen Theologie", sondern im Sinne des Kritikers, — des Kritikers, in dessen System die praktische Vernunft das Primat führt vor der speculativen. Dagegen enthält die Kritik aller speculativen Theologie als solche gar keinen ethischen Begriff, und sie hat daher gar keinen „ethischen Sinn". Nimmt aber der Verf. der Einl. den im Sinne des

Kritikers liegenden Hinweis auf das Factum des moralischen Gesetzes und auf die Postulate der Unsterblichkeit der Seele wie des Daseins Gottes missverständlich als den „ethischen Sinn" der Kritik aller speculativen Theologie, wie kommt er zu der Behauptung, dass dieser „ethische Sinn" Kant durch seine ethischen Studien „inzwischen besonders werthvoll geworden war"? Inzwischen? Weiss der Verf. d. Einl. nicht, in welcher Endabsicht Kant sein ganzes System erbaut hat? Man greift in einem gewissen Verstande, aus einem gewissen Gesichtspunkte gar nicht fehl, wenn man sagt: in keiner anderen Endabsicht, als um den Glauben an die Freiheit des Willens, die Unsterblichkeit der Seele, und das Dasein Gottes zu sichern. Der ethische Sinn aber, aus dem dieser Glaube entspringt, war Kant nicht „inzwischen werthvoll geworden" sondern er war ihm werthvoll gewesen von jeher, und er blieb ihm werthvoll unaufhörlich. —

Die Behauptung: es ist „nur anzunehmen, dass Kant die Dialoge Humes über die natürliche Religion erst nach Abschluss seiner Kritik d. r. Vern. kennen gelernt habe", ist nicht so zuverlässig, als der Verf. d. Einl. meint. Ich lege indess auf den Nachweis ihrer Unzuverlässigkeit hier kein Gewicht und übergehe ihn mit der Bemerkung, dass es mich befremden würde, wenn einige Aeusserungen in dem sechsten Abschnitt des dritten Hauptstücks der Krit. d. r. Vern., welcher von der Unmöglichkeit des physikotheologischen Beweises handelt, die Fassung, die sie an sich tragen, ohne Kant's directe oder indirecte Kenntniss jener Dialoge sollten empfangen haben. —

Doch übergehen darf ich nicht die Begründung, welche der Verf. d. Einl. dafür giebt, dass keine „polemischen Einwirkungen" auf Kant's „fest associirte Gedankenreihen", während er an dem „erläuternden Auszuge" arbeitete, d. h. etwa von der zweiten Hälfte des August 1781 bis in den Januar 1782, „irgendwie umgestaltend" haben „wirken können". Er sagt nämlich: Dabei „kommen nur Kraus und Hamann in Betracht", und fährt dann fort: „jedoch der erstere war damals in Kants Gedankengang noch viel zu sehr eingelebt", — um, setze ich aus dem Zusammenhange der Darstellung hinzu, auf Kant's „fest associirte Gedankenreihen" eine irgendwie umgestaltende Einwirkung ausüben zu können.

Aber habe ich auch recht gelesen? Kraus „war damals in Kants Gedankengang noch viel zu sehr eingelebt"? Damals? Von welcher Zeit ist denn die Rede? — Nun etwa vom December 1781 und Januar 1782. — In welchen Gedankengang Kant's? — In den Gedankengang seiner Kritik der reinen Vernunft. — So? Ich wundere mich, dass Kraus in diesen Gedankengang um diese Zeit schon eingelebt war. Dagegen wundert sich der Verf. d. Einl. gar nicht, dass Kraus in diesen Gedankengang um diese Zeit noch eingelebt war; er wundert sich darüber so wenig, dass er für selbstverständlich erachtet, Kraus habe damals noch keine Einwendungen gegen die Kant'schen Gedanken in der Krit. d. r. Vern. machen können. Gleichwohl wundere ich mich, dass der Verf. d. Einl. sich nicht mit mir wundert. Denn er selbst hat in seinen Ausführungen, die ich unter No. 3 citirt habe, es für wahrscheinlich erachtet, dass Kraus sich im August 1781 bei Kant über eine fast unaufhellbare Dunkelheit der Krit. d. r. Vern. beklagte. Und im December 1781 war Kraus in Kant's kritische Gedankenbahnen schon viel zu sehr eingelebt, als dass er gegen dessen Lehrmeinungen und Argumentationen hätte Einwendungen machen können?

Oder versetzte sich Kraus im August 1781 nur auf den Standpunkt von Lesern, die mit den Untersuchungen der Kritik noch nicht vertraut waren? während er selbst mit ihnen schon längst war vertraut geworden, theils durch die Collegia, die er bei Kant gehört, theils durch die Gespräche, die er mit ihm geführt hatte? — Ja? Sicherlich? — Woher schöpft der Verf. d. Einl. diese Einsicht?

Gewiss nicht aus Kant's Brief an Herz vom 28. August 1778. Denn in diesem Briefe sagt er an der hieher gehörigen Stelle im Wesentlichen nur: er habe sein Collegium über die Metaphysik „seit den letzteren Jahren" so bearbeitet, dass seine Idee dieser Wissenschaft, da sie von seinen vormaligen und den gemein angenommenen Begriffen sehr abweiche, auch von einem scharfsinnigen Kopfe schwerlich aus einer Nachschrift seines Vortrags präcise möchte heraus zu bekommen sein; es werde aber nach dem Erscheinen seines Handbuchs über diesen Theil der Weltweisheit, „als woran" er „noch unermüdet arbeite", jede dergleichen Nachschrift, durch die Deutlichkeit des Planes, völlig ver-

ständlich werden; indess wolle er sich bemühen, eine Herz' Intentionen dienliche Abschrift aufzufinden und mit Kraus darüber sprechen. Kant deutet also hier nur an, dass seine damaligen Vorträge über Metaphysik wohl am besten von Kraus gefasst, vielleicht am besten von ihm nachgeschrieben seien. Aber was für ein Unterschied zwischen dem verständnissvollen Auffassen, dem verständnissvollen Nachschreiben eines Vortrages und dem Sicheinleben und Eingelebtsein in die Begriffe desselben!

Und diese neuen metaphysischen Begriffe mit den Erörterungen, die Kant in seinem Collegium darüber gab, waren noch lange nicht der Inhalt der Krit. der reinen Vernunft! — Denn dass er damals seine Zuhörer nicht schon im voraus mit dem gesammten Inhalt der nachmaligen Krit. d. r. Vern. bekannt gemacht habe, ergiebt sich aus seiner Erklärung in seinem Briefe an Herz vom 15. December 1778: „Ich wünschte, vornehmlich die Prolegomena der Metaphysik und die Ontologie nach meinem neuen Vortrage Ihnen verschaffen zu können, in welchem die Natur dieses Wissens oder Vernünftelns weit besser als sonst auseinander gesetzt ist, und manches eingeflossen, an dessen Bekanntmachung ich jetzt arbeite“. Demnach liess er in seinen Collegien-Vortrag doch nur manches einfliessen, was vielleicht späterhin in der einen oder der anderen Form ein Bestandtheil der Krit. d. r. Vern. geworden.

Dazu bemerkt er in eben demselben Briefe über Kraus: „Er hat sich seit seinem Anfange in meinen Stunden nachdem auf andere Wissenschaften gelegt“, — auf andere Wissenschaften, als die Metaphysik. Auch war Kraus die Jahre 1779 und 1780 hindurch von Königsberg abwesend und vom Januar bis Ostern 1781, wo er sein Lehramt als Professor antrat, mit der Ausarbeitung seiner Disputation, seines Programms, seiner Vorlesungen vollauf beschäftigt (Kraus Leben von Voigt*) S. 72 u. f. S. 92). Wie war er also dazu gelangt, sich so sehr in Kant's kritische Gedankenbahnen einzuleben, dass er im Decbr. 1781 und Ja-

*) Bei Voigt heisst es S. 72: „Kraus trat die Reise (nach Deutschland) im J. 1779 an.“ Aber er trat sie wohl schon im December 1778 an, wie mir aus Kant's Brief an Herz vom 15. December 1778 hervor zu gehen scheint.

nuar 1782 ganz ausser Stande war, Kant Einwürfe gegen die Krit. d. r. Vern. zu machen? ungeachtet er doch nach der Darstellung des Verf. d. Einl. nur fünf Monate zuvor bei Kant über eine fast unaufhellbare Dunkelheit des Werkes geklagt hätte! —

Diese Darstellung des Verf. d. Einl. würde nur lächerlich sein, wäre sie nicht lächerlich durch ihre Leichtfertigkeit. Doch ist der Verf. d. Einl. nicht ungeschickt darin, seine Leichtfertigkeit mit dem Schein der Gründlichkeit zu umkleiden. Und er würde hierin sehr geschickt zu nennen sein, wenn er nicht durch seine Selbstberühmung und Prätension vorweg Bedenken gegen die Solidität seiner Forschung einflösste. Ein solches Bedenken entstand in mir gleich bei S. II der Einleitung, wo der Verf. andeutet, er habe „den Quellen nachzuspüren versucht, welche auch für diese Zeit" — für die Zeit zwischen der Beendigung der Krit. d. r. Vern. und der Beendigung der Prolegomena — „ungleich reichlicher fliessen, als eine Orientirung in den allgemein bekannten Daten vermuthen lässt." Welche Data, fragte ich, können ihm denn bekannt sein, die nicht allgemein bekannt wären? Mein Bedenken hat sich in Bezug auf den Theil seiner Untersuchung, den ich bisher geprüft habe, hinlänglich bewährt. Denn er enthält kaum mehr und kaum andere Data, als diejenigen, die aus Kant's Biographie von Schubert S. 80—88 allgemein bekannt sind. Und diese Data hat der Verf. d. Einl. aus Hamann's Briefwechsel nur flüchtig erhascht. Ich werde nun prüfen, wie er die Quelle benutzt hat, mit deren Hilfe er nachzuweisen sucht, dass sich aus Kant's „erläuterndem Auszug" Kant's Prolegomena ertwickelten.

5.

„Schon war der grössere Theil des erläuternden Auszugs voll-
„endet, da brachten die Göttinger gelehrten Anzeigen am 19. Ja-
„nuar 1782 (Zugabe Stück 3) die erste Recension". „Kant war
„über diese erste Anzeige — — empört, denn er sah sich — —
„in allen seinen wesentlichen Absichten missverstanden. Das
„Letztere sowohl in dem, was verschwiegen, als in dem, was
„ausgesprochen war. Von der transsc. Deduction der Kategorien
„z. B., in der er den Schwerpunkt seines Systems, zugleich aber

„auch die schwächste Seite seiner Argumentation befindlich wusste, „fand er nicht einmal ein Wort der Erwähnung". „Er wusste, „das Neue und Wesentliche seiner Untersuchungen liege in der „Problemstellung sowohl als der Problemlösung seiner transsc. „Analytik". „Die Recension dagegen hatte das Ergebniss der „Aesthetik, das Kant schon 1770 in einem ganz anderen Zu- „sammenhang ausgesprochen hatte, zum Schwerpunkt des ganzen „Systems gemacht. Statt der empiristischen gegen die Ergeb- „nisse der rationalistischen Metaphysik gerichteten Tendenz der „Deduction wurde somit die idealistische Tendenz der Aesthetik „zur Seele des Systems. Die Consequenz der Aesthetik war „also nicht, wie bei Kant, die Voraussetzung für die empiristi- „schen Ergebnisse seiner Analytik, sondern die letzteren wurden „zu einer idealistischen Vertiefung der ersteren. Das Problem „der Deduction, die Frage nach der möglichen Beziehung der „Kategorien auf Gegenstände der Erfahrung, trat gänzlich in den „Hintergrund". „Kant hatte gefolgert: Wenn unsere sinnliche „Erkenntniss uns nur die Erscheinungen giebt, welche die Dinge „an sich in uns wirken, so können auch die Kategorien sich nur „auf mögliche Erscheinungen beziehen; auch die Verstandesbe- „griffe des Daseins, der Realität, der Causalität gelten daher „lediglich für mögliche Erfahrung. Hier fand er geschlossen: „Wenn die Kategorien keinen transscendentalen Gebrauch zulassen, „so sind die Dinge an sich nicht real, nicht daseiend, nicht in „causaler Beziehung. Die Voraussetzung seiner ganzen Argu- „gumentation war also in idealistischem Sinne aufgehoben. Kant „konnte sich nicht verhehlen, dass diese Auffassung durch seine „eigenen Aeusserungen nicht ausgeschlossen, sogar nahegelegt „sei. Hatte er doch solche Schlüsse selbst gezogen. Dennoch blieb „diese Auffassung für ihn ein grobes Missverständniss". „Er be- „schloss, seinem Auszug eine Erwiderung an den Recensenten „anzuhängen". „Aber — — jenes Missverständniss war offenbar „nur für den möglich, der den Entwickelungsgang seiner kriti- „schen Gedanken nicht kannte. Deshalb durfte er glauben, eine

„eingehende Darstellung desselben werde weiteren Irrthümern „sicher vorbeugen". „Aber — — das Missverständniss musste „nicht bloss als ein thatsächlich erfolgtes, sondern auch als ein „sachlich naheliegendes behandelt werden. Dazu aber waren „umfangreiche Zusätze und Einschiebungen nothwendig". „So „machte Kants Unwille über die Göttinger Recension aus dem „„populären"" Auszug die „„Prolegomena zu einer jeden künfti-„gen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können"" (S. XI—XVI).

Diesen Ausführungen gegenüber werde ich dreierlei geltend zu machen suchen. Erstens: Es ist nicht wahr, dass die Göttingische Recension das Ergebniss der transscendentalen Aesthetik zum „Schwerpunkt" des ganzen Kant'schen Systems gemacht hat. Und es ist nicht wahr, dass Kant „das Wesentliche seiner" in der Krit. d. r. Vern. vorgelegten „Untersuchungen" in die „Problemstellung sowohl als die Problemlösung seiner transscendentalen Analytik" setzte. Es ist vielmehr wahr, dass Kant die Doctrinen und Argumentationen seiner transscendentalen Aesthetik zur Lösung des Problems seiner Krit. d. r. Vern. für genau eben so wesentlich hielt, als die Doctrinen und Argumentationen seiner transscendentalen Analytik.

Ferner: Es ist nicht wahr, dass die Göttingische Recension die „empiristischen Ergebnisse der Analytik" zu einer „idealistischen Vertiefung der Consequenz der Aesthetik" macht. Die „idealistische Vertiefung der Consequenz der Aesthetik" durch „die empiristischen Ergebnisse der Analytik" deutet auf eine Confusion von Vorstellungen, welche nur auf die Rechnung des Verf. d. Einl. kommt. Weil die Recension davon nichts enthält, ward auch Kant's Unwille dadurch nicht rege. Sondern rege ward er deshalb, weil die Recension in die Ergebnisse der Aesthetik, die Ergebnisse der Analytik, und die Ergebnisse der Kritik der Paralogismen einen Idealismus hineintrug, welcher nicht der Idealismus Kant's war.

Endlich: es ist nicht wahr, dass die Göttingische Recension geschlossen hat: „Wenn die Kategorien keinen transscendentalen Gebrauch zulassen, so sind die Dinge an sich nicht real, nicht daseiend, nicht

in causaler Beziehung". Sie hat weder dem Worte, noch dem Sinne nach so geschlossen. Hätte sie so geschlossen, so würde sie richtig geschlossen haben. Aber sie hat neben anderem, worin sie Kant missverstand, hauptsächlich in dreierlei Hinsicht falsch geschlossen:

Sie schloss erstens falsch, indem sie aus Kant's Untersuchungen in der transsc. Aesthetik und transsc. Analytik als Resultat meinte folgern zu dürfen: Wenn wir von Dingen an sich — vorausgesetzt, dass es welche giebt — nicht das mindeste Prädicat wissen, so ist die Existenz unserer selbst und der Körper zweifelhaft, und die Annahme dieser Existenz rührt blos daher, „dass die mehrern Erscheinungen etwas mit einander gemein haben". — Sie schloss zweitens falsch, indem sie gegen Kant den Einwand erhob: Wenn nicht Ein Merkmal des Wirklichen in der Empfindung angenommen wird, so ist die Unterscheidung des Wirklichen vom Eingebildeten unerklärlich; sie kann „durch blosse Anwendung der Verstandesbegriffe" nicht „zureichend gegründet werden". — Sie schloss drittens falsch, indem sie über Kant's Kritik des letzten Paralogismus spöttelnd bemerkte: Wenn die inneren Empfindungen uns eben so wenig absolute Prädicate von uns selbst, als die äusseren von den Körpern angeben, so ist der gemeine, oder, wie ihn Kant nennt, der empirische Idealismus entkräftet, nicht durch die bewiesene Existenz der Körper, sondern durch den verschwundenen Vorzug, den die Ueberzeugung von unserer eigenen Existenz vor der Ueberzeugung von der Existenz der Körper haben sollte. — Hiebei hebe ich nochmals mit Nachdruck hervor:

Es ist nicht wahr, was der Verf. der Einleitung behauptet, dass durch die Conclusion: die Dinge an sich sind nicht real, nicht daseiend, nicht in causaler Beziehung, die Voraussetzung der ganzen Kant'schen Argumentation in idealistischem Sinne aufgehoben wird. Kant's Voraussetzung und Kant's Ansicht über die Dinge an sich sind von dem Verf. d. Einl. missverstanden worden.

Die Begründung meiner obigen Einwendungen beginne ich mit dem Nachweis dieses Missverständnisses. Der Verf. der Einl. meint: Die

transsc. Aesthetik und die transsc. Analytik haben zur Voraussetzung „die Existenz einer Vielheit wirkender Dinge an sich, deren jedes einer bestimmten Erscheinung entspricht". „Ohne diese Voraussetzung würde die Analytik ebenso sinnlos sein, wie die Aesthetik" (XLV, u. IL.) Dagegen sage ich: die Aesthetik wie die Analytik sammt dem ganzen Kant'schen System würden sinnlos sein, wenn sie sich auf diese Voraussetzung gründeten. Denn in dem Begriffe: „Vielheit wirkender Dinge an sich, deren jedes einer bestimmten Erscheinung entspricht", wird Vielheit als Zahl gedacht. Die Zahl aber ist das Schema der Grösse, und das Schema, indem es die Kategorie realisirt, restringirt zugleich den Gebrauch derselben auf die in der Sinnlichkeit gegebenen Erscheinungen. Ist nun die Anwendung der Kategorien auf Dinge an sich bedeutungslos und sinnlos, so ist ebenso oder erst recht bedeutungslos und sinnlos die Anwendung der Schemata auf Dinge an sich, — der Schemata, welche „die Dinge nur vorstellen, wie sie erscheinen" (II, 129.) Freilich bezeichnen die Ausdrücke: Dinge an sich, Ding an sich, das, was wir darunter unbestimmt denken mögen, bestimmt als eins und mehrere oder viele. Und wenn wir von jenem unbestimmt Gedachten reden oder es auch nur denken wollen, so sind wir bei der Eigenthümlichkeit des menschlichen Verstandes genöthigt, es zu denken und davon zu reden mit Hilfe der Kategorien und ihrer Schemata. Wir müssen dann nothgedrungeu irgend wie — ob offen, ob versteckt — Kategorien und Schemata bei unseren Aussagen über dasselbe gebrauchen. Aber diese Aussagen sind nur giltig für uns als der Erscheinungswelt zugehörige Wesen, die sich selbst ihre Gedanken wollen fassbar und einander ihre Gedanken wollen mittheilbar machen. Und jeder dieser Aussagen geht die Kant'sche Vorschrift zur Seite, keine derselben als giltig zu erachten für das, was wir dabei als nicht zur Erscheinungswelt gehörig in Gedanken haben, — für das, wovon wir denken, dass es gleichgiltig für es sei, ob wir es in Gedanken haben, ob nicht. Wie dies unbestimmt Gedachte benannt wird — ob Ding an sich, oder Dinge an sich, ob das Intelligible, oder das Absolute —, thut nichts zur Sache. Kant nannte es, wie jedermann weiss, meistens die Dinge an sich, oder das Ding an sich, und dachte es als den Grund

der Erscheinungen für alles, was an den Erscheinungen nachweisbar nicht aus dem Subject stammt, welches die Erscheinungen hat.

Und, wie nicht auf den Grund oder Urgrund selbst, so sind die Kategorien und ihre Schemata auch nicht anwendbar auf das Verhältniss des Grundes oder Urgrundes zu den Erscheinungen. Gleichwohl dürfen wir durch die Kategorien und ihre Schemata, obschon immer mit der Einschränkung, dass sie dafür nicht wahrhaft giltig seien, allenfalls das Verhältniss der Erscheinungen zum Grunde denken. Sofern wir nämlich als Glieder der Erscheinungswelt, innerhalb derselben, aber auf deren Grenze, das Verhältniss der Erscheinungen zu dem Grunde denken wollen und unter Umständen denken müssen, bleibt uns nichts übrig, als dieses Verhältniss oder diese Beziehung analog jenen Verhältnissen oder Beziehungen zu denken, welche wir den apriorischen Formen unseres Verstandes gemäss zwischen den Erscheinungen gestiftet und in der phänomenalen Welt als objectiv giltig erkannt haben. Demnach darf der Grund der Erscheinungen in seinem An-sich nie als daseiend oder existirend, als real, als causal gedacht werden; wohl aber dürfen die Erscheinungen als von dem Grunde verursacht oder gewirkt, realisirt und in Existenz gebracht, und dann kann wohl gar der Grund, indess nicht in seinem An-sich, sondern immer nur für uns und von uns als existirend, als real, und als wirkende Ursache gesetzt werden.

Dass diese Darlegung — ob so, ob anders gefasst — die ersten, fundamentalen Begriffe aus Kant's Lehre von den Dingen an sich richtig wiedergiebt, darüber kann, glaube ich, unter denjenigen kein Zweifel herrschen, welche die Krit. d. r. Vern. und das Kant'sche System durchdacht haben. Freilich hat Kant, wo er von den Dingen an sich, dem transscendentalen Object, den Erscheinungen, und zumal von den Gegenständen redet, oft Bestimmungen gebraucht, welche erst einer Auslegung bedürfen, um mit Kant's wahrer Ansicht in Einklang zu treten. Aber es giebt, behaupte ich, in seiner Krit. d. r. Vern. und in allen seinen folgenden Werken kaum eine einzige Stelle, die sich nicht so auslegen liesse, dass jene wahre Ansicht hervorträte. Dagegen giebt es wohl keine, welche die Behauptung des Verf. d. Einl. bestätigte, Kant's Voraussetzung in seiner Aesthetik und Analytik sei: „die Existenz einer

Vielheit wirkender Dinge an sich, deren jedes einer bestimmten Erscheinung entspricht". Der Ausdruck: „Vielheit wirkender Dinge an sich", oder der Ausdruck: viele, mehrere Dinge an sich ist schwerlich von Kant seit dem Jahre 1781 in irgend einer seiner Schriften gebraucht worden, — geschweige denn ein Ausdruck, welcher auf dem Gebiete der theoretischen Philosophie Kant die Ansicht zu imputiren berechtigte, es sei behufs der Erkenntniss von Gegenständen die Voraussetzung nothwendig, „jedes Ding an sich entspreche einer bestimmten Erscheinung", oder jeder bestimmten Erscheinung entspreche ein einzelnes Ding an sich.

Wie hat nun aber der Verf. d. Einl. seine Meinung zu begründen gesucht, dass jene angebliche Voraussetzung die wirkliche Voraussetzung Kant's gewesen sei. Er sagt zu diesem Zweck:

„Diese Voraussetzung wird als solche nicht ausgesprochen, sie ist jedoch in dem Doppelbegriff des Gegenstandes der Sinne enthalten, von dem Kant ausgeht. So heisst es in den ersten Worten der Aesthetik: „„Der Gegenstand der (empirischen) Anschauung wird uns dadurch gegeben, dass er das Gemüth auf gewisse Weise afficirt."" Wir kennen diesen Gegenstand also nur durch die Empfindungen, die er in uns wirkt. Diese Empfindungen aber sind, obzwar von der Art der Einwirkung des Gegenstandes abhängig, doch blos subjectiv. Ebenso subjectiv, wenngleich von dieser Einwirkung schlechterdings unabhängig, d. i. a priori sind die Anschauungsformen Raum und Zeit. Unsere Vorstellung des Gegenstandes in Raum und Zeit ist also nicht der Gegenstand selbst, sondern nur die Erscheinung jenes Dinges an sich." (XLV).

Jenes Dinges an sich? Welches Dinges an sich? — Nun, des Gegenstandes, den wir nur durch die Empfindungen kennen, die er in uns wirkt. — — Und was ist das für ein Gegenstand? — Der Gegenstand der empirischen Anschauung, der uns dadurch gegeben wird, dass er das Gemüth auf gewisse Weise afficirt! — — Wer oder was afficirt uns? — Der Gegenstand der empirischen Anschauung, sagt der Verf. d. Einl.

Aber auf der zweiten Seite der transs. Aesthetik steht ja: „Der unbestimmte Gegenstand einer empirischen Anschauung heisst Erscheinung". Mithin werden nach dem Verf. d. Einl. die Erscheinungen uns

dadurch gegeben, dass sie das Gemüth auf gewisse Weise afficiren. Nun sind aber nach Kant, wie jedermann weiss, die Erscheinungen, ihrer Materie nach, selbst nichts als Affectionen unseres Gemüths, oder Empfindungen. Also werden nach der Auslegung, die der Verf. d. Einl. Kant's Bestimmungen im Anfange der transsc. Aesthetik angedeihen lässt, die Erscheinungen ihrer Materie nach d. h. die Affectionen unseres Gemüths oder die Empfindungen uns dadurch gegeben, dass sie unser Gemüth auf gewisse Weise afficiren, d. h. die Affectionen unseres Gemüths werden uns dadurch gegeben, dass die Affectionen unseres Gemüths die Affectionen unseres Gemüths afficiren, oder die Empfindungen werden uns dadurch gegeben, dass die Empfindungen die Empfindungen afficiren. Das ist aber nicht nur falsch, sondern ohne Sinn.

Woher rührt diese sinnlose Auslegung? Weil dem Verf. d. Einl. nicht darauf zu achten beliebte, dass Kant auf der ersten Seite der transsc. Aesthetik den Ausdruck „Gegenstand" nicht in doppelter, sondern in dreifacher Bedeutung gebraucht hat: 1) als Gegenstand der Erfahrung, 2) als Perception, 3) als Ding an sich. Diese Stelle kann daher gar nicht benutzt werden, um Kant's Ansicht über die Erscheinungen, über die Gegenstände der Erfahrung, über die Dinge an sich zu characterisiren und zu erläutern, sondern sie bedarf selbst der Erläuterung und richtigen Characterisirung durch die Bestimmungen, welche Kant späterhin und zwar vor allem in der transsc. Analytik geliefert hat. Diese richtigen Bestimmungen aber sind folgende:

Die Dinge an sich sind die Dinge, welche, obzwar nach dem, was sie an sich selbst sein mögen, uns gänzlich unbekannt, doch von uns gekannt, aber nicht erkannt werden durch die Vorstellungen, welche ihr Einfluss auf unsere Sinnlichkeit uns verschafft. Die Vorstellungen, die sie in uns wirken, indem sie unsere Sinnlichkeit afficiren, sind die Empfindungen. Die Empfindungen oder die Wahrnehmungen d. h. Empfindungen mit Bewusstsein, in den Formen des Raumes und der Zeit dargestellt, sind Erscheinungen oder unbestimmte Gegenstände der empirischen Anschauung. Die Erscheinungen, als bestimmte Gegenstände nach der Ordnung der Kategorien gedacht, sind Phänomene oder die Gegenstände der Erfahrung. In den Gegenständen der Erfahrung ist

der Gedanke des Gegenstandes d. h. die Beziehung auf einen Gegenstand nichts als die Verknüpfung der Empfindungen oder der räumlich und zeitlich ausgebreiteten Wahrnehmungen in der transscendentalen Einheit des Selbstbewusstseins. Daher ist der Gedanke des Gegenstandes in den Gegenständen der Erfahrung für den kritischen Denker nicht der Gedanke eines Dinges an sich, und in wie an den Gegenständen der Erfahrung ist nach keinem ihrer Bestandtheile und nach keiner ihrer Seiten ein Ding an sich vorhanden. Hievon unterrichten uns die transsc. Aesthetik und die transsc. Analytik.

Nun kennen wir aber die Empfindungen als Vorstellungen, die wir uns nicht selbst geben, sondern die uns gegeben werden — wodurch und wie auch immer gegeben werden. Ferner wissen wir, zufolge der Kritik unserer Erkenntnissvermögen, genau, dass die Empfindungen uns nicht gegeben werden durch die Phänomene oder die Gegenstände der Erfahrung. Denn diese Gegenstände der Erfahrung kommen, zufolge der Einsicht, die uns jene Kritik verschafft, erst dadurch zu Stande, dass die uns gegebenen Empfindungen, nachdem sie in Raum und Zeit ausgebreitet worden, unser Selbstbewusstsein vermittelst der Kategorien zu Gegenständen zusammenschliesst. Demungeachtet verlangen wir, und zwar verlangen wir aus einer intellectuellen Nöthigung, Etwas zu haben, worauf wir den Ursprung oder die Veranlassung der nicht spontan aus uns selbst erzeugten Empfindungen zurückführen können, — Etwas zu haben, das unserer Sinnlichkeit als einer Receptivität, in der die Empfindungen veranlasst werden, als das Veranlassende, als wirkende Ursache correspondirt. Dieses Etwas, das von unserer Vernunft, indem sie über die Erfahrung hinausstrebt, als die Empfindungen veranlassend gesetzt d. h. existirend gedacht wird zu den Empfindungen als deren Ursache, aber hinsichtlich der Existenz wie der Ursächlichkeit nur analogisch gedacht wird, — dieses Etwas ist das Ding an sich, oder sind die Dinge an sich. Es ist gekannt, aber nicht bekannt, — geschweige denn erkannt, denn es ist unerkennbar.

Da nun die Empfindungen die Materie sind, aus der wir die Erfahrungsgegenstände bilden, die Empfindung aber gedacht wird als gewirkt von einem Dinge an sich, und eine Wirkung darf angesehen werden

als gehörig zu ihrer Ursache, so dürfen auch wohl die Erfahrungsgegenstände nach dem, was an ihnen Empfindung ist, als Dingen an sich zugehörig betrachtet werden. Dann darf man aber auch sagen: Der Gegenstand könne in zweierlei Bedeutung genommen werden, einmal als Erscheinung, als Phänomen, das andere Mal als Ding an sich selbst; — oder: dieselben Gegenstände können einerseits als Gegenstände der Sinne und des Verstandes für die Erfahrung, andererseits als Gegenstände, die man blos denkt, allenfalls für die isolirte und über die Erfahrungsgrenze hinausstrebende Vernunft, mithin von zwei verschiedenen Seiten betrachtet werden; — oder wohl gar: „die Erscheinung hat jederzeit zwei Seiten, die eine, da das Object an sich selbst betrachtet wird, — — die andere, da auf die Form der Anschauung dieses Gegenstandes gesehen wird.“ (R. II, 46).

Diese Bezeichnungen sind gewagt. Gleichwohl werden sie denjenigen nicht irreführen, der begriffen hat, dass der Gegenstand als Ding an sich genommen nie und nimmer in oder an dem Gegenstande der Erfahrung ist, sondern stets muss gedacht werden als ein Etwas jenseits aller Erfahrungsgrenzen, nicht wahrnehmbar durch Empfindung, nicht eingehend in die Anschauungsformen der Sinnlichkeit und die Gedankenformen des Verstandes, sondern nur spürbar für die Vernunft als das Intelligible, das an sich weder als Grösse, noch als Realität, noch als Substanz u. s. w., mithin auch nicht als existirend darf gedacht werden. Daher kann selbstverständlich das Dasein der Dinge an sich weder bewiesen, noch widerlegt werden. Denn Beweis sowohl als Widerlegung würden sich in Bezug auf ein Etwas jenseits aller Erfahrung mit einer Aussage zu thun machen, welche nur innerhalb der Erfahrung Sinn und Bedeutung hat. Die Aussage des Daseins und Nicht-Daseins, des Existirens und Nicht-Existirens sagt gar nichts aus, d. h. sie giebt gar nicht an, was darunter gemeint sei, — sobald sie ihre Beziehung auf Gegenstände der Erfahrung verliert.

Trotzdem sind wir der Dinge an sich zuverlässig gewiss. Denn die Kritik unserer Erkenntnissvermögen lehrt, dass die Erkenntniss, die wir haben, Erkenntniss von Gegenständen der Erfahrung ist, diese Erkenntniss aber kein Schein, keine Einbildung und Täuschung, sondern

wahre Erkenntniss von wirklich existirenden, von realen Gegenständen nur dann und nur deshalb ist, wenn und weil diese realen Gegenstände nichts als unsere Vorstellungen sind. Sie lehrt, dass sowohl die Gegenstände der äusseren Erfahrung d. h. die Körper in Raum und Zeit, als auch der Gegenstand der inneren Erfahrung in der Zeit d. h. die Seele oder unser in der Zeit vorhandenes und sich entwickelndes individuelles Selbst Vorstellungen sind. Sie lehrt, dass wir uns beider Arten von Gegenständen, von Vorstellungscomplexen immer nur zugleich und im Commercium mit einander können bewusst werden. Da ist es denn für unser Denken, wenn es nicht in Ungereimtheit verfallen soll, schon auf dem Gebiet der theoretischen Philosophie absolut nothwendig, zu den Vorstellungen ein Substrat, oder Substrate anzunehmen, obschon dies als Substrat, oder als Substrate unbestimmt gedachte Etwas gänzlich unerkennbar ist und bleibt. Wir würden schon die Grenzen unserer Erkenntniss zu überschreiten und die Schranken unseres Denkens zu durchbrechen den Versuch machen, wollten wir bestimmt festsetzen, jenes Etwas müsse gedacht werden mindestens als ein zwiefaches, erstens als ein Etwas, das in uns anschaut und denkt, und zweitens als ein Etwas, das die Materie des Anschauens und Denkens liefert oder hervorruft. Aber vielleicht dürfen wir allenfalls bis zu der Aussage fortgehen, das Substrat könne unmöglich eins sein in dem Sinne, in welchem Gegenstände der Erfahrung eins sind, seine Einheit müsse eine Einheit sein, welche eine Mehrheit nicht ausschliesst, und eine Mehrheit, welche die Einheit nicht ausschliesst. Diese Aussage aber würde nicht dazu dienen, um das Intelligible begreiflich zu machen, sondern nur dazu, begreiflich zu machen, dass das Intelligible unbegreiflich sei. Freilich darf das Intelligible auf dem Gebiet der praktischen Philosophie als ein Reich vieler Wesen, dieses jedoch nur zum Behuf praktischer Erkenntniss gedacht werden. Auf dem Gebiet der theoretischen Philosophie ist dergleichen ganz unstatthaft. Gleichwohl wird hier das Intelligible nicht etwa problematisch, sondern, obschon als ein Unbestimmtes, doch als ein assertorisch Gewisses gedacht. Problematisch indess ist der Begriff eines Noumenons d. h. des Dinges an

sich, so fern es als gegeben unter einer anderen Art der Anschauung, als die sinnliche ist, angenommen wird.

Aus dieser Auseinandersetzung ergiebt sich: 1) Die transsc. Aesthetik und die transsc. Analytik werden nicht sinnlos ohne die Voraussetzung von der Existenz einer Vielheit wirkender Dinge an sich, deren jedes einer bestimmten Erscheinung entspricht; hingegen werden sie mit dieser Voraussetzung sinnlos d. h. ein Gewebe von Widersprüchen; und darum ist diese Voraussetzung nicht die Voraussetzung Kant's gewesen; 2) die Stelle in der transsc. Aesthetik, welche lautet: „Erscheinung hat jederzeit zwei Seiten, die eine, da das Object an sich selbst betrachtet wird, die andere, da auf die Form der Anschauung dieses Gegenstandes gesehen wird" (R. II, 46), — diese Stelle, welche von dem Verf. d. Einl. ausser dem ersten Abschnitt der Aesthetik zum Beleg dafür citirt wird, dass Kant jene Voraussetzung gemacht habe, ist kein solcher Beleg; 3) die Göttingische Recension würde richtig geschlossen haben, wenn sie gefolgert hätte: die Dinge an sich sind nicht real, nicht daseiend, nicht in causaler Beziehung; 4) die Göttingische Recension irrte darin, dass sie Kant eine nur problematische Annahme von Dingen an sich zuschrieb.

Damit scheint mir der Einwand, den ich unter No. 5 zuletzt erhob und zuerst begründen wollte, als berechtigt erwiesen, so fern er den eigenen Ausführungen des Verf. d. Einl. galt. Dagegen werde ich die Fehlschüsse der Göttingischen Recension, welche ich als ihre wirklichen gegenüber ihren angeblichen von Seiten des Verf. d. Einl. bemerklich machte, nicht genauer behandeln, als es nebenher bereits geschehen, damit ich meine gegenwärtige Darstellung nicht zu weit ausdehne.

Ich suche nunmehr gegen die Ausführungen des Verf. d. Einl. unter Nummer 5 meinen zweiten Einwand zu erhärten, welcher besagt: Die „idealistische Vertiefung der Consequenz der Aesthetik" durch „die empiristischen Ergebnisse der Analytik" — eine Vertiefung, die in der Göttingischen Recension Statt haben soll — deutet auf eine Confusion von Vorstellungen, welche nur auf Rechnung des Verf. d. Einl. kommt.

Was will der Verf. d. Einl. mit der „idealistischen Consequenz der

Aesthetik“ und mit dem „empiristischen Ergebniss der Analytik“? Er erklärt: „Das Ergebniss der Aesthetik enthält denselben Gedanken in doppelter Wendung. Denn es besagt einerseits: unsere sinnlichen Vorstellungen geben nur die Erscheinungen der Dinge an sich“. — Diese Wendung nennt der Verf. d. Einl. „die empiristische“. — „Und das Ergebniss der Aesthetik behauptet andererseits: die Gegenstände in Raum und Zeit existiren lediglich als Vorstellungen in uns“. — Diese Wendung nennt der Verf. d. Einl. „die idealistische“, und er verkündet: „Nur die zweite dieser Wendungen wird für die Definition des transscendentalen Idealismus verwandt. Da nun dieser Begriff des transscendentalen Idealismus für Kant erst in der Dialektik wichtig wird, in der Aesthetik deshalb gar nicht zu selbständigem Ausdruck gelangt, so folgt, dass in der Analytik nur die erste Wendung“ — die empiristische — „zur Verwerthung kommen kann“ (S. XLVI).

Das Ergebniss der transsc. Aesthetik enthält „einen und denselben Gedanken in „idealistischer“ und in „empiristischer Wendung“? Also würde sich, wenn zur Definition des Kant'schen Idealismus nicht „nur“ die idealistische Wendung, sondern auch die empiristische „verwandt“ wäre, aus der transsc. Aesthetik ein empiristischer Idealismus ergeben. Was ist aber ein empiristischer Idealismus? Doch wohl nichts anderes, als ein Lehrbegriff, nach welchem die Gegenstände unserer Erkenntniss lediglich in uns existiren, und sich bilden in uns lediglich aus Empfindungen. Das ist aber der Lehrbegriff, welchen Berkeley vertrat, und welchen Kant unter dem Namen des dogmatischen Idealismus bekämpfte, wie er den transscendentalen Realismus, der zugleich empirischer Idealismus ist, bekämpfte und ausführlich widerlegte zunächst in der Gestalt, welche derselbe bei Cartesius gewonnen hatte, unter dem Namen des skeptischen Idealismus. Warum sinnt der Verf. d. Einl. auch nur mit einem Worte, auch nur andeutungsweise Kant einen Lehrbegriff an, welchen Kant verwarf, — und gerade deshalb verwarf, weil dieser Lehrbegriff empiristisch war?

Und was ist denn das Ergebniss der transsc. Aesthetik, welches denselben Gedanken in jener doppelten Wendung enthalten soll? Der Verf. d. Einl. sagt: „Das Ergebniss der Aesthetik, das durch den kurz

angedeuteten Beweis der empirischen Subjectivität der Empfindungen und den eingehend begründeten Beweis der apriorischen Subjectivität von Raum und Zeit gewonnen wird, lautet in Kants eigener Zusammenfassung: „„Wir haben also sagen wollen, dass alle unsere Anschauung nichts als die Vorstellung von Erscheinung sei; dass die Dinge, die wir anschauen, nicht das an sich selbst sind, wofür wir sie anschauen, noch ihre Verhältnisse so an sich selbst beschaffen sind, als sie uns erscheinen, und dass, wenn wir unser Subject oder auch nur die subjective Beschaffenheit der Sinne überhaupt aufheben, alle die Beschaffenheit, alle Verhältnisse der Objecte in Raum und Zeit, ja selbst Raum und Zeit verschwinden würden, und als Erscheinungen nicht an sich selbst, sondern nur in uns existiren können"". Dieses Ergebniss nun enthält in der That denselben Gedanken in doppelter Wendung", — in jener empiristischen und jener idealistischen Wendung (S. XLVI).

Aber so lautet das Ergebniss der transsc. Aesthetik in Kant's eigener Zusammenfassung nicht. Nur der erste Satz dieser Zusammenfassung lautet so. Die Zusammenfassung reicht von S. 49 bis S. 54 (Ausg. v. R. u. Sch.) unter der Ueberschrift: „Allgemeine Anmerkungen zur transsc. Aesthetik". Zieht man aus dieser Zusammenfassung die Sätze, auf die es vor allem ankommt, aus, so lautet das Ergebniss folgendermassen: 1) „Alle Verhältnisse der Objecte in Raum und Zeit, ja selbst Raum und Zeit können als Erscheinungen nicht an sich selbst, sondern nur in uns existiren", — dies ist das transscendental-idealistische Moment in Kant's Lehrbegriff, so weit er in der transsc. Aesthetik festgestellt wird. „Wir kennen nicht" die Gegenstände an sich, sondern nur „unsere Art, sie wahrzunehmen". „Raum und Zeit sind die reinen Formen derselben; sie allein können wir a priori, d. i. vor aller wirklichen Wahrnehmung erkennen, und sie heisst darum reine Anschauung", — dies ist das rationalistische Moment in jenem Lehrbegriff. „Empfindung überhaupt ist die Materie" — bei unserer Art, die Gegenstände an sich wahrzunehmen; „sie ist das in unserem Erkenntniss, was da macht, dass sie Erkenntniss a posteriori, d. i. empirische Anschauung heisst", — dies ist das empiristische Moment in jenem Lehrbegriff. „Raum und Zeit hängen unserer Sinnlichkeit schlechthin nothwendig

an, welcher Art auch unsere Empfindungen sein mögen; diese können sehr verschieden sein", — dies ist das empirisch-realistische Moment in jenem Lehrbegriff; denn der Satz: „Raum und Zeit hängen unserer Sinnlichkeit nothwendig an", besagt: Raum und Zeit sind objectiv-giltig, oder sie sind giltig für Gegenstände der Erfahrung, d. h. die Gegenstände der Erfahrung können nicht anders existiren als in Raum und Zeit, weil Raum und Zeit apriorische Anschauungen sind, und sie existiren wirklich darin, wenn zu der reinen Anschauung das Empirische d. h. die Empfindung hinzutritt.

Kant's Zusammenfassung ist damit noch nicht zu Ende. Denn 2) sagt er: „Die zweite wichtige Angelegenheit unserer transsc. Aesthetik ist, dass sie nicht blos als scheinbare Hypothese einige Gunst erwerbe, sondern — — gewiss und ungezweifelt sei". „Diese Gewissheit" wird „einleuchtend" an einem einzelnen „Fall" unserer Erkenntniss: „Die Sätze der Geometrie werden synthetisch a priori, und mit apodiktischer Gewissheit erkannt". „Woher nehmt ihr dergleichen Sätze"? „Ihr müsst den Gegenstand" der Geometrie, z. B. einen Triangel „a priori in der Anschauung geben und auf diesen Euren synthetischen Satz gründen". „Läge nun in Euch nicht ein Vermögen a priori, anzuschauen", — Kant weist auf das rationalistische Moment seines Lehrbegriffs; „wäre diese subjective Bedingung der Form nach nicht zugleich die allgemeine Bedingung a priori, unter der allein das Object dieser äusseren Anschauung selbst möglich ist", — Kant weist auf das realistische Moment; „wäre der Gegenstand (der Triangel) etwas an sich selbst ohne Beziehung auf Euer Subject", — Kant weist auf das idealistische Moment; „wie könntet Ihr sagen, dass was in Euren subjectiven Bedingungen einen Triangel zu construiren nothwendig liegt, auch dem Triangel an sich selbst nothwendig zukommen müsse"? Demnach fasst hier Kant das Ergebniss seiner transsc. Aesthetik dahin zusammen: Die apriorischen Vorstellungen der Mathematik sind nur dann eine objectiv-giltige Erkenntniss von den empirisch-realen Gegenständen der Erfahrung, wenn der Raum transscendental-ideal ist.

So und nicht anders lautet das Ergebniss der Aesthetik in Kant's Zusammenfassung. Will der Verf. der Einl. hinsichtlich dieses Ergeb-

nisses von „Wendungen“ reden, so muss er nicht zwei, sondern vier unterscheiden: 1) eine rationalistische, 2) eine empiristische, in Bezng auf den Ursprung unserer Erkenntniss, 3) eine transscendental-idealistische, 4) eine empirisch-realistische, in Bezug auf die Existenz dessen, was wir erkennen.

Demgemäss scheint mir die Behauptung gerechtfertigt, dass der Verf. d. Einl. Kant'sche Begriffe verwirrt hat, wenn er an dem Ergebniss von Kant's transsc. Aesthetik nur zwei Wendungen unterscheidet.

Beiläufig will ich bemerken: es ist falsch, dass der Begriff des transsc. Idealismus, wie der Verf. d. Einl. sagt, „in der Aesthetik gar nicht zu selbständigem Ausdruck gelangt“. Denn er gelangt darin zu einem ganz selbständigen Ausdruck, welcher überdies für jedes sehende Auge durch gesperrte Lettern markirt ist (R. II, 38. 44.) Aber er kann darin nur zum selbständigen Ausdruck gelangen, indem er kein ganzer Ausdruck, — kein Ausdruck des ganzen transscendentalen Idealismus wird. Denn in der transsc. Aesthetik kann selbständig, d. h. allein durch eine Kritik der Sinnlichkeit, nur vom Raum und von der Zeit bewiesen werden, dass sie keine Dinge an sich, auch keine Bestimmungen derselben sind, sondern lediglich in uns existiren als blosse Vorstellungen. Einen ganzen Ausdruck aber kann der transscendentale Idealismus, oder es kann der ganze transscendentale Idealismus seinen Ausdruck erst dann gewinnen, nachdem in der transsc. Analytik bebewiesen worden, dass auch der Gegenstand der äusseren Erfahrung mit den allgemeinen Gesetzen, die ihm anhängen, nur in uns existire, und nachdem in der Kritik der Paralogismen bewiesen worden, dass auch der Gegenstand der inneren Erfahrung nicht als einfache Substanz mit der Identität einer Person, nicht als Ding an sich, sondern als Erscheinung existire.

Hervorheben aber muss ich eine hierhin einschlagende Auslegung des Verf. d. Einl., welche für seine Art, Kant zu interpretiren, characteristisch ist. Er sagt nämlich: „Kant fügt dem oben angeführten „Resultat der transsc. Aesthetik“ — wovon ich nachgewiesen habe, dass dieses angeführte angebliche Resultat nicht das wirkliche Resultat anführt — „die Bemerkung bei:

„„Was es für eine Bewandtniss mit den Gegenständen an sich
„„und abgesondert von aller dieser Receptivität unserer Sinnlich-
„„keit haben möge, bleibt uns gänzlich unbekannt““.

„Diese Behauptung aber enthält offenbar mehr, als die Aesthetik „bewiesen hat. Denn daraus, dass wir von den Dingen nichts kennen „als unsere Art sie wahrzunehmen, folgt doch nur das eine, dass wir „kein Prädicat der sinnlichen Wahrnehmung, weder ihrer Materie noch „ihrer Form nach, auf die Dinge selbst übertragen können. Kant durfte „also nur schliessen: Was es für eine Bewandtniss mit den Dingen an „sich haben möge, davon können uns unsere sinnlichen Vorstellungen „nichts lehren. — — Es handelt sich hier also um eine Anticipation „späterer Ergebnisse“ (S. XLVI u. f.)

Ich will die Auslegung, welche der Verf. d. Einl. den Worten: „gänzlich unbekannt“, giebt, obschon sie falsch ist, vorläufig als richtig annehmen. Diese Worte mögen also im Zusammenhange mit den ihnen vorangehenden besagen: Das Ganze, die Gesammtheit unserer Vorstellungen, — d. h. wenn man von den Ideen absieht, sowohl alle Vorstellungen unserer Sinnlichkeit, die Anschauungen, als auch alle Vorstellungen unseres Verstandes, die Begriffe, können uns von den Dingen an sich nichts lehren. Dann entgegne ich: Diese Conclusion, deren formale Richtigkeit in der transsc. Aesthetik der Verf. d. Einl. bemängelt, ist schon in der transsc. Aesthetik formal gänzlich, — durchaus gerechtfertigt. Denn was steht auf der ersten Seite der transsc. Aesthetik? „Vermittelst der Sinnlichkeit — — werden uns Gegenstände gegeben, und sie allein liefert uns Anschauungen, durch den Verstand aber werden sie gedacht, und von ihm entspringen Begriffe. Alles Denken aber muss sich, es sei geradezu (directe) oder im Umschweife (indirecte), zuletzt auf Anschauungen, mithin bei uns auf Sinnlichkeit beziehen, weil uns auf andere Weise kein Gegenstand gegeben werden kann“ (R. II, 31). Also wenn die Anschauungen über die Dinge an sich nichts lehren, so kann auch alles Denken, können auch alle Begriffe über die Dinge an sich nichts lehren, weil alles Denken und alle Begriffe — bei den Menschen — sich zuletzt auf Anschauungen beziehen müssen, um irgend etwas zu lehren, das des Namens: Erkenntniss würdig ist. Daher brauchte

Kant nicht in die transsc. Analytik voraus, sondern er brauchte nur auf den Anfang der transsc. Aesthetik zurück zu greifen, um jene Conclusion zu gewinnen.

Aber es ist falsch, dass Kant an der Stelle der transsc. Aesthetik, um die es sich handelt, in der That jene Conclusion gezogen hat. Er hat daselbst auch nicht mit Einem Worte angedeutet, dass er jene Conclusion gezogen habe, oder ziehe, oder ziehen wolle. Denn in Kant's Ausspruch: „was es für eine Bewandtniss mit den Gegenständen an sich und abgesondert von aller dieser Receptivität unserer Sinnlichkeit haben möge, bleibt uns gänzlich unbekannt", (R. II, 49), ist das Wort „gänzlich" keineswegs in der Bedeutung des Extensiven von dem Umfang, sondern in der Bedeutung des Intensiven von dem Grade der Erkenntniss zu nehmen. Kant sagt nicht: das bleibt uns sowohl auf Grund der Anschauungen unserer Sinnlichkeit, wie auf Grund der Begriffe unseres Verstandes unbekannt; sondern er sagt: das bleibt uns auf Grund der Anschauungen unserer Sinnlichkeit gänzlich d. h. nicht nur bis zum niedrigsten Grade, sondern bis zur Null des anschaulich erkennenden Bewusstseins unbekannt; — oder: durch Anschauungen bleiben uns die Gegenstände an sich ganz und gar, völlig, durchaus unbekannt.

Dass meine Auslegung richtig ist, scheint mir gänzlich zweifellos. Dagegen scheint mir die Auslegung des Verf. d. Einl. nicht blos gänzlich zweifelhaft, sondern der Art, dass nicht nur sein ganzer Scharfsinn, sondern jeder Theil dieses Ganzen, mir wenigstens, dabei gänzlich unbekannt bleibt.

Eine solche Auslegung der transsc. Aesthetik erzeugt nothwendig Verwirrung auch bei der Auslegung der transsc. Analytik. Der Verf. der Einl. sagt: „Da Kant bei der Zusammenfassung des Resultats der „Aesthetik die idealistische Wendung desselben kaum andeutet, die em„piristische dagegen in ihrer möglich grössten Erweiterung ausspricht, „so ist letztere es allein, die ihm für die unmittelbar folgende Fortbildung „seiner Gedanken in der Analytik wesentlich ist". — — „Jene empi„ristische Wendung ist nichts weniger als die Grundlage der ganzen „Argumentation der Analytik, denn sie bildet die Voraussetzung für das „Ergebniss der transsc. Deduction der Kategorien". — — „Die unmittel-

„bare Consequenz der Deduction ist, dass die Kategorien, da sie sich „lediglich auf mögliche Erscheinungen beziehen, von den Dingen an sich „nicht prädicirt werden können, also nur von empirischem, nicht von „transscendentalem Gebrauch sind. Dieses Ergebniss bildet daher zu- „gleich eine mittelbare Consequenz der Aesthetik. Dasselbe ist es also, „das uns jene Anticipation verständlich macht, die Kant bei Besprechung „des Resultats der Aesthetik aussprach. Denn nunmehr wird jene empi- „ristische Wendung, dass unsere sinnlichen Vorstellungen nur die Er- „scheinungen der Dinge an sich geben, ergänzt durch die Behauptung, „dass auch die Verstandesvorstellungen sich lediglich auf Erschei- „nungen beziehen" (S. XLVII u. f.).

Also ist das Resultat von Kant's transscendentaler Analytik nach dem Verf. d. Einl. empiristisch. Aber er irrt. Das Resultat der Analytik ist nicht empiristisch, sondern es ist rationalistisch, was den Ursprung unserer Verstandeserkenntniss, und es ist einerseits transscendental-idealistisch, andererseits empirisch-realistisch, was die Existenz der Gegenstände anlangt, auf die unsere Verstandeserkenntniss sich bezieht.

Was bezeichnet denn Kant als ein oder als das Resultat der Analytik? „Die transsc. Analytik hat — — dieses wichtige Resultat: dass der Verstand a priori niemals mehr leisten könne, als die Form einer möglichen Erfahrung überhaupt zu anticipiren, und, da dasjenige, was nicht Erscheinung ist, kein Gegenstand der Erfahrung seyn kann: dass er die Schranken der Sinnlichkeit, innerhalb deren uns allein Gegenstände gegeben werden, niemals überschreiten könne. Seine Grundsätze sind blos Principien der Exposition der Erscheinungen" (R. II, 204); — oder: die Begriffe des reinen Verstandes können niemals von transscendentalem, sondern nur von empirischem Gebrauche sein, und die Grundsätze des reinen Verstandes können nur auf Gegenstände der Sinne, niemals aber auf Dinge überhaupt, auf Dinge an sich bezogen werden. (R. II, 204).

Also ist das positive Resultat der Analytik: der reine Verstand, vermöge seiner Begriffe, Schemata und Grundsätze, anticipirt d. h. bestimmt a priori die Form einer möglichen Erfahrung; — oder: seine Begriffe, Schemata und Grundsätze machen die aller Empfindung baare, von

allen Empfindungen unabhängige Art und Weise aus, wie die Empfindungen — die Materie der Erfahrung — verknüpft werden, indem durch diese Verknüpfung aus den Empfindungen Erfahrung d. i. Erkenntniss von Gegenständen entsteht; das Geschäft des reinen Verstandes liegt allein darin, durch die Verknüpfung von sinnlichem, empirischem Empfindungsstoff vermittelst seiner apriorischen Kategorien — seiner mit Hilfe reiner Anschauungen zu Stande gebrachten apriorischen Schemata —, seiner apriorischen Grundsätze die Erkenntniss von Erfahrungsgegenständen zu ermöglichen und zu gewähren, d. i. eine Erkenntniss zu gewähren, welche nichts anderes ist, als eine objectiv-giltige d. h. nothwendig- und allgemeingiltige Verbindung blosser Vorstellungen.

Dies ist das vollständige positive Resultat der transsc. Analytik, — nichts mehr und nichts weniger. Dies Resultat ist rationalistisch, nicht empiristisch; denn es besagt: alles und jedes, was die Erfahrung zur Erkenntniss macht, hat apriorischen Ursprung d. h. es stammt nicht empirisch aus den Empfindungen her, sondern es stammt, von den Empfindungen frei, eines Theils aus den reinen Gedankenformen des Verstandes, anderen Theils — und hiebei nimmt die Analytik, wenn um keines anderen Grundes willen, schon allein der Schemata wegen, das rationalistische Resultat der Aesthetik in sich auf — aus den reinen Anschauungsformen der Sinnlichkeit. Jenes Resultat ist empirisch-realistisch; denn es besagt: die Gegenstände der Erfahrung existiren theils in Raum und Zeit, theils nur in der Zeit für Jedermann nothwendig als reale Gegenstände, — mit ihren Eigenschaften und Zuständen, — sowohl die Gegenstände der äusseren Erfahrung, oder die Körper, wie jeder Gegenstand der inneren Erfahrung oder jedes empirische Selbst. Jenes Resultat ist transscendental-idealistisch; denn es besagt: die Gegenstände der Erfahrung existiren theils in Raum und Zeit, theils nur in der Zeit für Jedermann nothwendig als reale Gegenstände allein dann und allein deshalb, wenn und weil sie nichts sind als blosse Vorstellungen d. h. im Raum und in der Zeit gegebene Empfindungen, die vermittelst der Kategorien sind geordnet und bestimmt worden in der transscendentalen Einheit des Selbstbewusstseins.

Aber der Verf. d. Einl. sagt: „nur die empiristische Wendung des

Resultats der Aesthetik kann in der Analytik zur Verwerthung kommen;" „die empiristische Wendung allein ist Kant für die Fortbildung seiner Gedanken in der Analytik wesentlich" (XLVI u. f.).

Wirklich so? Nur die so genannte „empiristische Wendung" kann, dagegen die idealistische kann nicht in der transsc. Analytik zur Verwerthung kommen? Aber die idealistische kommt, trotz dieses „kann nicht", dennoch zur Verwerthung. Und allein die sogenannte „empiristische Wendung", nicht die idealistische ist für Kant in der Analytik wesentlich? Aber die idealistische ist für Kant in der Analytik so wesentlich, dass er die transscendentale Deduction der Kategorien ohne seinen Idealismus für unmöglich, und nur mit Hilfe seines Idealismus für möglich erklärt.

Das ist leicht zu beweisen. Denn dazu ist nur nöthig, drei Stellen aus der Deduction der Kategorien abzuschreiben und sie mit der Behauptung des Verf. d. Einl. zu vergleichen.

Nach dem Verf. d. Einl. wird in der so genannten empiristischen Wendung ausgesprochen:

„Unsere sinnlichen Vorstellungen geben nur die Erscheinungen der Dinge an sich"; — in der idealistischen:

„Die Gegenstände in Raum und Zeit existiren lediglich als Vorstellungen in uns".

Was sagt nun Kant in der „Vorläufigen Erklärung der Möglichkeit der Kategorien als Erkenntnissen a priori"?

„Dass die Natur sich nach unserm subjectiven Grunde der Apperception richten, ja gar davon in Ansehung ihrer Gesetzmässigkeit abhängen solle, lautet wohl sehr widersinnig und befremdlich. Bedenkt man aber, dass diese Natur an sich nichts als ein Inbegriff von Erscheinungen, mithin kein Ding an sich, sondern blos eine Menge von Vorstellungen des Gemüths sey, so wird man sich nicht wundern, sie blos in dem Radicalvermögen aller unsrer Erkenntniss, nämlich der transscendentalen Apperception, in derjenigen Einheit zu sehen, um deren willen allein sie Object aller möglichen Erfahrung, d. i. Natur heissen kann; und dass wir auch eben darum diese Einheit a priori, mithin auch als nothwendig erkennen können, welches wir wohl müssten unter-

weges lassen, wäre sie unabhängig von den ersten Quellen unseres Denkens an sich gegeben" (R. II., 104.)

Kant sagt hier also: Die Kategorien sind als Erkenntnisse a priori möglich, weil die Natur nichts als ein Inbegriff von Erscheinungen, mithin kein Ding an sich, sondern blos eine Menge von Vorstellungen des Gemüths ist. Natur ist dasselbe als: Gegenstände in Raum und Zeit; sein ist dasselbe als: existiren; blos eine Menge von Vorstellungen des Gemüths ist dasselbe als: lediglich Vorstellungen in uns.

Demnach sagt Kant an der citirten Stelle der Analytik: die Kategorien sind als Erkenntnisse a priori möglich, denn die Gegenstände in Raum und Zeit existiren lediglich als Vorstellungen in uns. So lautet aber das Ergebniss der Aesthetik in seiner „idealistischen Wendung". Und was sagt der Verf. d. Einl.? „In der Analytik kann nur die empiristische Wendung, nicht die idealistische zur Verwerthung kommen". Aber die idealistische kommt doch in der Analytik zur Verwerthung. Das ist evident.

Ferner: was sagt Kant in dem dritten Abschnitt der Deduction, welcher „von dem Verhältnisse des Verstandes zu Gegenständen überhaupt und der Möglichkeit, diese a priori zu erkennen", handelt?

„Der Verstand ist selbst die Gesetzgebung für die Natur, d. i. ohne Verstand würde es überall nicht Natur, d. i. synthetische Einheit des Mannigfaltigen der Erscheinungen nach Regeln geben: denn Erscheinungen können, als solche, nicht ausser uns statt finden, sondern existiren nur in unsrer Sinnlichkeit. Diese aber als Gegenstand der Erkenntniss in einer Erfahrung, mit Allem, was sie enthalten mag, ist nur in der Einheit der Apperception möglich" (R. II 113 u. 114).

Kant sagt hier also: der Verstand ist die Gesetzgebung für die Natur, 1) weil die Natur, so fern sie ein Mannigfaltiges von Erscheinungen ist, nur in unserer Sinnlichkeit existirt, und 2) weil die Natur, so fern sie das Mannigfaltige von Erscheinungen geordnet nach Regeln enthält, nur in der Einheit der Apperception möglich ist, oder: nur in der Einheit der Apperception existiren kann.

Das Mannigfaltige der Erscheinungen, nach Regeln geordnet, ist

dasselbe als: Gegenstände in Raum und Zeit; in der Sinnlichkeit und in der Einheit der Apperception existiren, ist dasselbe als: lediglich als Vorstellungen in uns existiren.

Demnach sagt Kant an dieser citirten zweiten Stelle: der Verstand ist die Gesetzgebung für die Natur, denn die Gegenstände in Raum und Zeit existiren lediglich als Vorstellungen in uns. So lautet aber das Ergebniss der Aesthetik in seiner „idealistischen Wendung". Und was sagt der Verf. d. Einl.? In der Analytik kann die „idealistische Wendung" nicht zur Verwerthung kommen. Aber sie kommt doch in der Analytik zur Verwerthung. Das ist zum zweiten Male evident geworden.

Endlich was sagt Kant in der „Summarischen Vorstellung der Richtigkeit und einzigen Möglichkeit dieser Deduction der reinen Verstandesbegriffe."?

„Wären die Gegenstände, womit unsre Erkenntniss zu thun hat, Dinge an sich selbst, so würden wir von diesen gar keine Begriffe a priori haben können. — — Dagegen, wenn wir es überall nur mit Erscheinungen zu thun haben, so ist es nicht allein möglich, sondern auch nothwendig, dass gewisse Begriffe a priori vor der empirischen Erkenntniss der Gegenstände vorhergehen. Denn als Erscheinungen machen sie einen Gegenstand aus, der blos in uns ist, weil eine blosse Modification unserer Sinnlichkeit ausser uns gar nicht angetroffen wird. Nun drückt selbst diese Vorstellung: dass alle diese Erscheinungen, mithin alle Gegenstände, womit wir uns beschäftigen können, insgesammt in mir, d. i. Bestimmungen meines identischen Selbst sind, eine durchgängige Einheit derselben in einer und derselben Apperception als nothwendig aus. In dieser Einheit des möglichen Bewusstseyns aber besteht auch die Form aller Erkenntniss der Gegenstände. — — Reine Verstandesbegriffe sind also nur darum a priori möglich, ja gar, in Beziehung auf Erfahrung nothwendig, weil unser Erkenntniss mit nichts als Erscheinungen zu thun hat, deren Möglichkeit in uns selbst liegt, deren Verknüpfung und Einheit (in der Vorstellung eines Gegenstandes) blos in uns angetroffen wird, mithin vor aller Erfahrung vorhergehen, und diese der Form nach auch allererst möglich machen muss. Und aus diesem Grunde, dem einzigmöglichen unter allen, ist

denn auch unsere Deduction der Kategorien geführt worden (R. II, 115 u. 116).

Kant sagt hier also: Reine Verstandesbegriffe sind als Begriffe a priori, welche der empirischen Erkenntniss der Gegenstände vorhergehen und die formale Erkenntniss aller dieser Gegenstände a priori ausmachen, nur darum möglich, weil die Gegenstände, womit unsere Erkenntniss zu thun hat, nicht Dinge an sich selbst sind, sondern blos in uns angetroffen werden als Modificationen unserer Sinnlichkeit, — als Erscheinungen, und weil die Verknüpfung dieser Erscheinungen in der Vorstellung eines Gegenstandes ebenfalls blos in uns angetroffen wird.

Gegenstände, womit unsere Erkenntniss zu thun hat, oder Erscheinungen, die in der Vorstellung eines Gegenstandes verknüpft sind, — ist dasselbe als: Gegenstände in Raum und Zeit; und in uns angetroffen werden, ist dasselbe als: lediglich als Vorstellungen in uns existiren.

Demnach sagt Kant an dieser citirten dritten Stelle: Reine Verstandesbegriffe sind möglich als Begriffe a priori, welche die formale intellectuelle Erkenntniss der Gegenstände in Raum und Zeit a priori ausmachen, denn die Gegenstände in Raum und Zeit existiren lediglich als Vorstellungen in uns. So lautet aber das Ergebniss der Aesthetik in seiner „idealistischen Wendung". Also kommt diese „idealistische Wendung" in der Analytik doch zur Verwerthung trotz der Versicherung des Verf. der Einl. vom Gegentheil. Das ist zum dritten Male evident geworden. —

Der Verf. der Einl. hat indess auch verkündet: „allein die empiristische Wendung, nicht die idealistische ist für Kant in der Analytik wesentlich".

Nun frage ich: aus welchem Grunde, aus welchem „einzig möglichen unter allen" Gründen ist nach Kant's eigener Aussage, wie der Schluss der von mir citirten dritten Stelle bezeugt, die Deduction der Kategorien geführt worden? — „Weil die Verknüpfung der Erscheinungen in der Vorstellung eines Gegenstandes die Erfahrung der Form nach allererst möglich machen muss". — Und warum muss die Verknüpfung der Erscheinungen vermittelst der Kategorien die Erfahrung allererst möglich machen? — „Weil unser Erkenntniss mit nichts als Erscheinungen zu

thun hat"; — oder, wie man diese Worte auslegen darf: weil alle unsere Vorstellungen nichts als die Erscheinungen der Dinge an sich geben, und weil die Erscheinungen als blosse Empfindungen in Raum und Zeit ohne jene Verknüpfung wohl ein Gewühl von Vorstellungen, aber keine Erfahrung sein würden. Der erste Grund in dieser Antwort der Auslegung: weil alle unsere Vorstellungen nur die Erscheinungen der Dinge an sich geben, ist die so genannte „empiristische Wendung" des Verf. d. Einl., welche in der Analytik „allein wesentlich" sein soll. Hiemit dürfte also die Deduction der Kategorien nach dem Verf. der Einl. ihren Abschluss finden.

Es liegt aber auf der Hand, dass die so genannte „empiristische Wendung": „unsere sinnlichen Vorstellungen geben nur die Erscheinungen der Dinge an sich", auch in ihrer möglich grössten Erweiterung: „alle unsere Vorstellungen geben lediglich diese Erscheinungen", noch lange nicht die Lösung des Problems bringt: wie können sich unsere Begriffe a priori auf die Gegenstände der Erfahrung, die Gegenstände in Raum und Zeit a priori beziehen? Denn die Erscheinungen mögen immerhin vermittelst der Kategorien geordnet werden, und diese Ordnung mag immerhin, weil sie durch apriorische Gedankenformen zu Stande kommt, nothwendig-giltig sein für jedermann, warum muss diese für jedermann subjectiv nothwendige Ordnung der Erscheinungen objectiv-giltig sein? giltig sein für die Gegenstände der Erfahrung? wie können die Begriffe: nothwendig-allgemein-giltig und objectiv-giltig Wechselbegriffe sein? Freilich ist der empiristische Idealismus Berkeley's schon hier widerlegt. Denn er ist ausser Stande, auch nur eine subjectiv nothwendige und allgemein-giltige Ordnung der Erscheinungen zu erweisen, weil er keine apriorischen Begriffe kennt. Aber der skeptische Idealismus ist noch nicht widerlegt, sondern im Gegentheil noch immer in Kraft.

Er kann nur widerlegt werden durch die so genannte „idealistische Wendung": „die Gegenstände in Raum und Zeit existiren lediglich als Vorstellungen in uns". Daher greift Kant, wie am Anfange „der summarischen Vorstellung", so im Schlusssatze derselben zu seinem transscendentalen Idealismus, der zugleich ein empirischer Realismus ist, und sagt: „die Möglichkeit aller Erscheinungen liegt in uns selbst", und ihre

„Verknüpfung und Einheit in der Vorstellung eines Gegenstandes wird blos in uns angetroffen", „mithin muss diese Verknüpfung vor aller Erfahrung vorhergehen und die Erfahrung der Form nach allererst möglich machen"; d. h. die in Raum und Zeit gegebenen Erscheinungen, welche nur in uns existiren, werden Gegenstände allererst durch die Verknüpfung vermittelst der Kategorien und sind nach dieser Verknüpfung Phänomene oder Gegenstände der Erfahrung, und diese Gegenstände der Erfahrung in Raum und Zeit existiren lediglich als Vorstellungen in uns, eben weil sie nichts anderes als die mittelst der Kategorien verknüpften Empfindungen oder Erscheinungen in Raum und Zeit sind. Sind sie aber nichts anderes, so ist auch unsere subjectiv nothwendig- und allgemein-giltige Ordnung der Erscheinungen in Raum und Zeit eine objectiv-giltige Erkenntniss von den Gegenständen der Erfahrung. Also existiren die äusseren Gegenstände oder Körper und die inneren Gegenstände oder Seelen in den Verhältnissen des Raumes und der Zeit, der Substanz und des Accidenz, der Ursache und Wirkung nur deshalb empirisch-real, weil sie transscendental-ideal d. h. blos unsere Vorstellungen sind.

Für die Richtigkeit dieser Darstellung legt der Verf. d. Einl. selbst unwillkürlich ein Zeugniss ab. Er sagt nämlich:

„Das Problem der Deduction der Kategorien liegt in der Frage: wie ist es möglich, dass sich Begriffe a priori auf Gegenstände beziehen? Die Lösung desselben lautet: „diese Beziehung ist dann nothwendig, wenn die Kategorien lediglich die Bedingungen möglicher Erfahrung sind. Die Voraussetzung dieser Lösung aber ist, dass die Gegenstände unserer Erkenntniss nicht die Dinge an sich, sondern nur ihre Erscheinungen sind" (S. XLVII u. f).

Die Gegenstände unserer Erkenntniss sind nicht die Dinge an sich, sondern nur ihre Erscheinungen; — was besagt dieser Satz anderes als: die Gegenstände in Raum und Zeit existiren lediglich als Vorstellungen in uns? Dies ist aber die so genannte „idealistische Wendung". Demnach bemerkt der Verf. d. Einl. hier ganz richtig, dass das Problem der Deduction nicht gelöst werden kann ohne die so genannte „idealistische Wendung". Freilich bezeichnet er diese „idealistische Wendung":

die Gegenstände unserer Erkenntniss oder die Gegenstände in Raum und Zeit sind nicht die Dinge an sich, sondern nur ihre Erscheinungen, oder sie existiren lediglich als Vorstellungen in uns, bei dieser Gelegenheit als „empiristische Wendung", welche lauten sollte: „unsere Vorstellungen geben nur die Erscheinungen der Dinge an sich". Aber das ist blos desto schlimmer für ihn. Denn dadurch wird die Verwirrung der Begriffe, die er angerichtet hat, nur noch vermehrt. Sie war unvermeidlich, sobald er nur zwei so genannte „Wendungen" annahm, wo er vier hätte annehmen sollen, und überdies immer von einer „empiristischen Wendung" redete, wo er vielmehr von einer aprioristischen oder rationalistischen hätte reden sollen.

Diese Verwirrung der Begriffe fällt der Göttingischen Recension nicht zur Last, obschon manche andere in ihr enthalten ist. —

Meinen dritten Einwand gegen die Ausführungen des Verf. der Einl. in Betreff der Göttingischen Recension beabsichtige ich weniger zu erhärten, als nur durch einige Bemerkungen zu bekräftigen.

Die Göttingische Recension hat nicht das Ergebniss der transsc. Aesthetik zum „Schwerpunkt" des ganzen Kant'schen Systems gemacht. Sie würde es nicht vermocht haben, auch wenn sie es gewollt hätte; denn sie hat das Ergebniss der transsc. Aesthetik durchaus verkannt, wie es der Verf. d. Einl. verkannt hat, wenn er es in einer „idealistischen" und einer „empiristischen Wendung" genügend glaubt ausdrücken zu können. Aber sie hat es gar nicht gewollt. Denn sie erklärt ausdrücklich: „Auf diesen Begriffen, von den Empfindungen als blossen Modificationen unserer selbst, (worauf auch Berkeley seinen Idealismus hauptsächlich baut) vom Raum und von der Zeit beruht der eine Grundpfeiler des Kantschen Systems". Sie sah also die transsc. Aesthetik nur für Einen, nicht für den einzigen Grundpfeiler des Kant'schen Systems an.

Dieses Urtheil war ganz richtig. Denn Einen Grundpfeiler des Kant'schen Systems bildet die transsc. Aesthetik in der That. Aber die Recension missverstand gänzlich, von welcher Natur und Beschaffenheit dieser Grundpfeiler ist, und missverstand ferner gänzlich, wozu er

dient. Sie hatte keine Ahnung davon, dass er bestimmt ist, den Bau unserer mathematischen und den Bau unserer Erfahrungserkenntniss mit und neben dem anderen Grundpfeiler zu tragen, welchen die Analytik aufführt. Diesen Mangel an Verständniss der transsc. Aesthetik documentirte sie gründlich schon dadurch, dass sie Kant's Idealismus und Berkeley's Idealismus wenn nicht als einen und denselben hinstellte, doch den einen dem anderen nahe rückte.

Dass ein zweiter „Grundpfeiler des Systems" in der transsc. Analytik zu finden sei, hat die Recension nicht ausgesprochen, aber wohl bemerkt. Das geht schon daraus hervor, dass sie die transsc. Analytik ausführlicher abgehandelt hat, als die transsc. Aesthetik, und mit besonderem Nachdruck. Aber wie sie die Bedeutung der transsc. Aesthetik nicht erfasste, so erfasste sie auch nicht die Bedeutung der transsc. Analytik.

Sie sah nicht ein, dass es Kant keineswegs nur darauf ankam, nachzuweisen: „Der Verstand macht die Objecte", sondern darauf, nachzuweisen: es giebt zuverlässige Erkenntniss von Gegenständen, wirkliche, und nicht blos eingebildete Erfahrung; aber diese kann es nur geben unter der Bedingung, dass, und deshalb, weil „der Verstand die Objecte macht". Sie sah nicht ein, dass es Kant darauf ankam, die mathematische und die Erfahrungserkenntniss als objectiv-giltige zu retten, dass er aber die eine und die andere in der transsc. Aesthetik und in der transsc. Analytik retten konnte allein mit Hilfe eines „einigen Mittels" (R. III, 158), — nämlich mit Hilfe seines transscendentalen Idealismus. Hat dies der Verf. d. Einl. eingesehen? Wenn er es hätte, so würde er nicht ausgesprochen haben, dass die so genannte „idealistische Wendung" in der Analytik nicht zur Verwerthung komme, — dass sie für Kant in der Analytik nicht wesentlich sei.

Ferner habe ich in meinem dritten Einwande behauptet: Kant setzte nicht „das Wesentliche seiner" in der Krit. d. r. Vern. vorgelegten „Untersuchungen" in die „Problemstellung sowohl als die Problemlösung seiner transsc. Analytik", sondern er hielt die Doctrinen und Argumentationen seiner transsc. Aesthetik zur Lösung des Problems seiner Krit. d. r. Vern. für genau eben so wesentlich, als die Doctrinen und Argumentationen seiner transsc. Analytik.

Ich habe hier nicht darauf einzugehen, dass die transsc. Aesthetik für die Krit. d. r. Vern. eben so wesentlich ist, als die transsc. Analytik. Das haben hoffentlich meine Erörterungen zur Begründung meines zweiten Einwandes gegen die Behandlung der Göttingischen Recension durch den Verf. der Einl. gezeigt. Sondern ich habe hier wie unter No. 2 darzulegen oder nur anzudeuten, dass Kant selbst die transsc. Aesthetik zur Lösung des Problems der Krit. d. r. Vern. für eben so wesentlich hielt, als die transsc. Analytik. Dazu aber genügt an Kant's Erklärung zu erinnern:

„Es sind zwei Angeln, um welche sich die Metaphysik dreht: erstlich, die Lehre von der Idealität des Raumes und der Zeit, welche in Ansehung der theoretischen Principien aufs Uebersinnliche, aber für uns Unerkennbare blos hinweist, indessen dass sie auf ihrem Wege zu diesem Ziel, wo sie es mit der Erkenntniss a priori der Gegenstände der Sinne zu thun hat, theoretisch-dogmatisch ist; zweitens, die Lehre von der Realität des Freiheitsbegriffes, als Begriffes eines erkennbaren Uebersinnlichen, wobei die Metaphysik doch nur praktisch-dogmatisch ist“ (R. I, 554).

Aus dieser Erklärung darf nicht geschlossen werden, dass Kant jemals die transsc. Aesthetik für wichtiger gehalten habe, als die transsc. Analytik. Aber schon aus dieser Erklärung allein liesse sich erweisen, dass Kant die Lösung des Problems in der Analytik für unmöglich hielt ohne die Lehre von der Idealität des Raumes und der Zeit in der Aesthetik, mithin die transsc. Aesthetik zum „Wesentlichen“ seiner Untersuchungen in der Krit. d. r. Vern. rechnete.

Aber was gilt dem Verf. d. Einl. diese Erklärung? Vielleicht weiss er bereits aus seiner „Entwickelungsgeschichte“ Kant's, dass dieser altersschwach zu werden begann, als er jene Erklärung abgab.

Dagegen liess der noch nicht altersschwache Kant mit seiner Billigung Joh. Schultz schreiben:

„Die dritte Frage“, — mit deren Beantwortung sich die Krit. d. r. Vern. beschäftigt, — nämlich die Frage: „in welcher Art sind wir befugt, die Begriffe unsers Verstandes als Prädicate von Gegenständen auszusagen, macht, wie ich schon zu Anfange des ersten Abschnitts

angemerkt habe, den Hauptzweck der Vernunftcritik aus. Allein diese Frage ist auch unstreitig nicht nur die wichtigste, die der Metaphysiker aufwerfen kann, sondern die erste, die er billig vor allen übrigen aufwerfen und beantworten sollte. Denn die Metaphysik hat es nicht, wie die Logik, bloss mit der Zergliederung unserer Begriffe, sondern eigentlich mit ihrer Anwendung auf Gegenstände, und mit der Verknüpfung der Gegenstände unter einander zu thun" (Schultz „Erläuterungen" etc. 1784 S. 192).

Bestätigen diese Sätze nicht genau die Behauptung des Verf. d. Einl.? Ja wohl, wenn man nicht liest, was vorangeht, und was folgt! Denn auf S. 189 wird diese dritte Frage deutlich genug so präcisirt, dass die Frage nach der objectiven Realität der Vorstellungen: Raum und Zeit in der dritten mitinbegriffen ist. Diese Zusammenschliessung der transsc. Aesthetik und der transsc. Analytik wird aber ganz unzweideutig, und sie wird ein Beleg für die Gleichsetzung des Werthes beider auf S. 208 und 209 der „Erläuterungen", wo die „Auflösung der dritten Aufgabe" geliefert wird.

Was soll indess Schultz gegen den Verf. d. Einl. bedeuten, welcher vielleicht Kant besser zu verstehen meint, als er sich selbst verstand (s. das Motto zur Einl.)! — Schultz, der, wie der Verf. d. Einl. sagt, eine verkürzte Darstellung der Kant'schen Ausführungen „in wenig beneidenswerther Selbstentäusserung" (S. XXVIII) geliefert hat! — O, wenn der neidlose Verf. d. Einl. doch den „wenig beneidenswerthen" Schultz recht inniglich beneidet hätte! Er hätte so manches von ihm lernen können, z. B. auf S. 217 der „Erläuterungen" lernen können, dass man behaupten darf und muss: die Dinge an sich sind nicht real, nicht daseiend, nicht in causaler Beziehung, und dass man trotzdem keineswegs berechtigt ist, die Dinge an sich zu leugnen, — trotzdem keineswegs sich beikommen lässt, die Dinge an sich leugnen zu wollen.

Aber hievon genug! — Und dieser Mahnung folge ich um so lieber, als mich der Schultz'sche Auszug endlich wieder auf den Kant-schen Auszug zurückführt, aus welchem die Prolegomena sollen her-vorgegangen sein. Ich bringe noch die Sätze bei, mit denen der

Verf. der Einl. seine darauf bezügliche Argumentation in der Hauptsache abschliesst:

6.

„Hamann spricht characteristischer Weise bis zum 11. Ja-„nuar 1782 nur von einem „„Populären Auszug““. In dem Brief „an Herder vom 20. April 1782 heisst das Werk dagegen zuerst „„„Prolegomena einer noch zu schreibenden Metaphysik““. Be-„weiskräftig sind diese Aeusserungen jedoch nur für die Ver-„änderung der Tendenz der Schrift, über die Kant sich eher „aussprach als über den Titel. Denn dass die Bezeichnung als „„„Prolegomena““ von Kant späterhin auch schon für den ur-„sprünglichen Auszug bestimmt war, folgt aus gelegentlichen „Erwähnungen desselben an solchen Stellen des Textes, die nicht „den späteren Zusätzen beizurechnen sind. (Prol. S. 97, 110)“. — „Daraus „folgt, dass die Erweiterung des früheren Plans in der „Zeit zwischen Ende Januar (am 19. erschien die Recension) „und Mitte April 1782 vor sich ging“ (S. XVI, Anm. 1. u. 2).

Auf Grund der Aeusserungen Hamann's, die ich unter Nummer 4 (S. 26 u. 27 dies. Abh.) citirt habe, ist es unwidersprechlich, dass Hamann nicht bis zum 11. Januar 1782 nur von einem „Populären Auszug“ redet. Er redet schon am 23. October 1781 von einem „Auszug der Kritik“, der indess, wie einige aus Kant's Munde wollen gehört haben, kein Auszug sein soll, sondern ein „Lesebuch (Lehrbuch) über die Metaphysik“. Er redet im November 1781 von „Kant's Auszug oder Lehrbuch“, am 8. December 1781 wieder von Kant's „Auszug oder Lesebuch“, dagegen am 11. Januar 1782 gar nicht mehr von Kant's Auszug, sondern von dessen „kleiner Schrift“ und am 8. Februar 1782 — als Kant wahrscheinlich bereits die Göttingische Recension kannte — von dem „kleinen Nachtrag zur Kritik“. Wenn daher Hamann's Aeusserungen überhaupt für eine irgend wie sichere Grundlage zu berechtigten Vermuthungen über Kant's literarisches Vorhaben und schriftstellerische Thätigkeit in den erwähnten Monaten gelten dürfen, so muss man annehmen, dass Kant bereits im October 1781 seinen Plan, einen populären Auszug für die Laien abzufassen, geändert, ja aufge-

geben, und wohl schon damals den Entschluss zu den Prolegomenen gefasst habe.

Irrelevant für die Beantwortung der Fragen, ob und wie viel Kant an dem Auszuge gearbeitet, und wann er seiner Ansicht, ihn zu veröffentlichen, sich entschlagen habe, scheint mir eine Aeusserung Hartknoch's, die aus dieser Zeit herrührt. Ich führe sie nachträglich an, um keine Notiz zu übergehen, die man augenblicklich in Betreff des Auszugs erlangen kann. Hartknoch schreibt am 19. November 1781 an Kant: „Wenn nunmehr der Auszug der Kritik, wie ich nicht zweifle, fertig sein sollte, so bitte ich an den Buchdrucker Grunert in Halle, der das grosse Werk gedruckt, zu schicken. Mir bitte ich aber gütigst zu melden, sobald das Manuscript abgegangen ist" *).

Freilich ist diese Aeusserung oder Bitte so gehalten, dass man vermuthen dürfte, es sei zwischen Kant und Hartknoch ein Abkommen über den Verlag „des Auszugs" getroffen worden. Aber es fehlt jede bestimmte Nachricht darüber, dass dies wirklich geschehen war. Und setzt man voraus, dass dies geschehen, so wird diese Voraussetzung ein Grund mehr für meine Annahme, dass der „populäre Auszug für die Laien" und die „Prolegomena" zwei verschiedene Werke sind. Denn Hamann wünscht am 8. Februar 1782 Hartknoch Glück zu dem neuen „Verlage" d. h. zum Verlage des Lehrbuchs oder der Prolegomena. Also war neuerdings ein neuer Contract zwischen Kant und Hartknoch geschlossen worden. Dieser neue Contract konnte aber nur einem neuen Werke gelten. Denn für den Auszug würde er überflüssig gewesen sein, da nach der obigen Voraussetzung schon im November 1781 der Vertrag über den Auszug fest stand.

Uebrigens wird, nach meiner Ansicht, die Vermuthung des Verf. d. Einl. über eine doppelte Redaction der Prolegomena schon hinfällig

*) Ich verdanke diese Stelle aus Hartknoch's Brief v. 19. Novbr. 1781 an Kant wie zwei später folgende Stellen aus Briefen Joh. Schultz' an Kant meinem Freunde Dr. Reicke. Die obige hat er mir durch die Güte des Herrn Dr. Sintenis in Dorpat verschafft. Die beiden später folgenden habe ich Copien entnommen, die er nach den in der Dorpater Bibliothek befindlichen Originalen zu dem Zweck gemacht hat, in Gemeinschaft mit Herrn Dr. Sintenis eine Herausgabe von Kant's Briefwechsel zu veranstalten, die wohl mannigfachen Wünschen entgegenkommen wird.

auf Grund der einfachen Erwägung: Kant hatte nicht nöthig und konnte nicht Willens sein, ein Buch aus heterogenen Bestandtheilen zusammen zu schweissen, die aus verschiedenen Tendenzen entsprungen und für verschiedene Leserkreise berechnet waren. Auch zeigen die Prolegomena nirgends die geringste Spur, dass sie zu einem solchen Conglomerat sind zusammen gethan worden.*)

Ich habe in meiner Auseinandersetzung unter Nummer 4 selbst die Annahme zugelassen, dass Kant im August und September 1781 an einem populären Auszuge für die „Laien" gearbeitet habe. Was ist aus dieser Arbeit geworden?

Ich weiss es natürlich eben so wenig, als d. Verf. d. Einl. Käme es aber darauf an, hierüber eine Hypothese aufzustellen, die nicht viel weniger müssig ist, als die des Verf. d. Einl., so würde ich sagen: Kant's Auszug ist bei Schultz' Auszug zur Verwendung gekommen. Ich meine nicht, dass Kant seinen Auszug Schultz übergeben, und dieser ihn ganz oder zum Theil in sein Buch aufgenommen habe. Sondern ich meine: Da es erweisbar ist, dass Kant der geistige Urheber des Schultz'schen Auszugs in so fern war, als er den festen Entschluss zur Abfassung desselben in dem Autor herbeiführte und diesem bei der Arbeit im Einzelnen mannigfache Unterstützung darbot, so ist die Vermuthung vielleicht nicht zu gewagt, dass unter dem Einfluss

*) Ich kann mich in dieser Abhandlung nicht darauf einlassen, die schiefen, schielenden, falschen Behauptungen des Verf. d. Einl. über das Vorhandensein von dergleichen Spuren in den Prolegomenen zu widerlegen. Dazu müsste ich eine zweite Abhandlung schreiben, welche das Verhältniss der Prolegomena zu der ersten Ausgabe der Krit. d. r. Vern. erörtert. In einer dritten würde ich die äusseren Mängel der neuen Ausgabe und vornehmlich die Schnellfertigkeit zu besprechen haben, mit welcher bei Besorgung derselben die Entscheidung ist getroffen worden, was in der Original-Ausgabe mag Druckfehler sein, was nicht. Sollte man es glauben, dass dabei Veränderungen mituntergelaufen sind, wie „Scharfsinnigkeit" (Ausg. des Verf. d. Einl. S. 19.), wo Kant mit gutem Grunde „Scharfsichtigkeit" (Orig.-Ausg. S. 32. R. III, 22). geschrieben hat? Aber ist es nöthig, jene Abhandlungen zu verfassen, nachdem ich bereits in der gegenwärtigen, wie ich meine, mehrfach dargelegt habe, dass d. Verf. d. Einl. Kant'sche Sätze, Kant'sche Worte missdeutet, so bald er sie auszulegen den Versuch macht?

Kant's auf Schultz der Auszug des letzteren i. J. 1783 u. 1784 sich so gestaltete, wie der erstere gewünscht hatte, dass der Auszug werden sollte, welchen er im August und September 1781 projectirt hatte. Demnach liegt in dem Schultz'schen Auszuge freilich unmittelbar nichts von dem Kant'schen Auszuge vor. Aber es ist gleichwohl nicht unwahrscheinlich, dass Kant bei dem Rath, den er ertheilte, bei den Mittheilungen, die er machte, bei den Erörterungen, in denen er sich erging, auf den Plan zurückblickte, den er bei seinem eigenen Auszuge im August und September 1781 verfolgt hatte. War dies wirklich der Fall, so ist der vorliegende Schultz'sche Auszug dem nicht vorliegenden Kant'schen conform geworden und in dem Schultz'schen mittelbar der Kant'sche einigermassen zum Vorschein gekommen.

Die Anregung, die Kant zur Abfassung des Schultz'schen Auszugs gab, und seine Betheiligung an der Ausarbeitung desselben ist nachweisbar theils aus dem Bericht, den Schultz in der Vorrede zu seinen „Erläuterungen" S. 9 u. f. über den Ursprung dieses Buches liefert, — und den ich hier übergehe —, theils aus den folgenden Notizen, die ich aus zwei Briefen von Schultz an Kant und aus drei Briefen von Hamann an Herder zusammenstelle.

Schultz schreibt am 21. August 1783 an Kant: „Da die beiden letzten Ferien Wochen mir endlich einmal die längst gewünschte Musse verstattet, Ew. Hochedelgebohrnen Critik in ihrem Zusammenhange durchzudenken;* so habe ich nicht länger Anstand nehmen wollen das Publikum auf dieselbe nicht nur aufmerksam, sondern zugleich mit ihrem Zwecke und Inhalt auf eine fassliche Art bekannt zu machen." — — „Allein — — ich habe meine Anzeige nicht eher bekannt machen wollen, bis ich erst von Ew. Hochedelgeb. versichert bin, ob ich Ihre Gedanken auch adäquat ausgedrückt habe". — — Ich ersuche Sie daher ergebenst, da, wo ich etwa Ihren Sinn nicht erreicht hätte, die

*) Schultz hatte im August 1783 die Kritik „in ihrem Zusammenhange" durchdacht. „Wiederholt" gelesen und im Einzelnen durchdacht hatte er sie schon vorher, d. h. vom Anfange des Sommers 1783 an. Darüber ist mit der obigen Angabe zu vergleichen in der Vorrede zu den „Erläuterungen" auf S. 8 die Mittheilung, welche ich in meinen Ausführungen unter Nummer 3 citirt habe (S. 28 dies. Abh.)

Stelle auf einem besondern Zettel anzuzeigen, und Dero wahre Meinung nur kurz beizufügen, damit ich mein Manuscript darnach verbessern kann". — — In einem P. S. erbittet er sich speziell Aufklärung über die Frage, ob nicht in den vier Klassen der Kategorien jede dritte Kategorie ein von den beiden ersteren abgeleiteter Begriff sei.

Darauf schreibt Schultz an Kant in einem Briefe vom 28. August 1783, nachdem er darin für die Uebersendung der Garve'schen Recension gedankt und über die letztere ein missbilligendes Urtheil gefällt hat, Folgendes: „Es scheint daher, dass mein geringer Aufsatz durch dieselbe noch nicht überflüssig gemacht worden, um so mehr, da Sie mir die so angenehme Versicherung zu geben beliebet, dass ich so glücklich gewesen sey, Ihren Sinn fast überall zu treffen." — — „Dieses hat mich völlig bestimmt, Ihren Vorschlag zu befolgen, und meine Abhandlung nicht als Recension, sondern als eine besondere Schrift herauszugeben. Auf diese Art darf ich die Grösse derselben nicht so ängstlich einschränken". — — — „In Ansehung" der Dialektik „sehe ich Dero mir gütigst versprochene Eröffnung über das, was Sie hier noch einzuschieben für nöthig halten, mit Vergnügen entgegen, indem ich vorausweiss, dass mir dieses die Arbeit sehr erleichtern wird. Mit gleichem Vergnügen erwarte Dero versprochene Vorschläge, wie die Untersuchung der ganzen Sache am füglichsten anzustellen, und welche allgemeine Aufgaben zu allererst ausgemacht werden könnten, ehe man sich auf Dero eigene Art, sie aufzulösen, einliesse. Denn ob ich mir gleich schon ungefähr den Plan gemacht, vor aller Beurtheilung erst die Hauptmomente zu bestimmen, auf welche alles ankommt, wenn die Grenze unserer metaphysischen Einsichten sicher angegeben werden soll, und dann zugleich die Art anzuzeigen, wie man bei dieser Untersuchung zu Werke gehen müste, so bin ich gleich wohl überzeugt, dass durch Dero weitersehende Gedanken mein Plan sehr viel gewinnen, ja vielleicht eine ganz andere Richtung erhalten wird".

Aus diesen Briefstellen geht erstens hervor, dass Schultz die ausführliche Anzeige, die er von Kant's Kritik für eine Zeitschrift zu machen, oder auch wohl unter Umständen als ein kleines Werk für sich zu publiciren gedachte, zu einem Buche, einem vollständigen Auszuge aus

der Kritik zu erweitern durch Kant definitiv bestimmt ward. Es geht zweitens daraus hervor, dass Kant bei Schultz' Arbeit an diesem Auszuge direct sich intellectuell zu betheiligen entschlossen war.

Dafür aber, dass Kant seinen Entschluss zur Betheiligung an jener Arbeit wirklich ausführte, sprechen folgende Stellen aus Hamann's Briefen:

22. October 1783 Hamann an Herder: „Kant conferirt mit Hofprediger M. Schulz, der auch etwas über die Critik schreibt" (bei Roth VI, 354). — Wenn Kant und Schultz aber mit einander über die Krit. d. r. Vern. conferirten, so wird der erstere in diesen Conferenzen dem letzteren wohl von den schwierigsten Begriffen und Argumentationen der Kritik Erörterungen geliefert haben, welche, vielleicht nur verkürzt, in den Auszug sollten aufgenommen werden.

8. December 1783 Hamann an Herder: „Dass Hofprediger M. Schulz über Kant's Critik schreibt und dass dieser mit der Darstellung seines Systems völlig zufrieden ist, habe ich Ihnen gemeldet" (VI, 366). — Gewiss durfte Kant mit der Schultz'schen Darstellung seines Systems „völlig zufrieden" sein, da er sie wohl zum grössten Theil in jenen Conferenzen an die Hand gegeben hatte.

8. Februar 1784 Hamann an Herder: „Schulz wird etwas über die Crit. der r. Vern. herausgeben. Er hat in einigen Bogen das ganze System ausgezogen, welches Kant für seinen Sinn erkennt, aber immer noch einige Erläuterungen verspricht, welche die Vollendung und Herausgabe verzögern" (VI, 374).

Am 14. September 1781 hatte Hamann an Hartknoch geschrieben (s. unter Nummer 4): „Kant versicherte mich, dass sein Auszug nur aus sehr wenigen Bogen bestehen würde". Was und wie viel Kant von seinem „populären Auszuge für die Laien" im August und September 1781 auf wenigen Bogen ausarbeitete, weiss niemand, und niemand kann es vermuthen ohne ein künstliches Hypothesenspiel. Aber vom October 1783 — oder schon etwas früher — bis zum Februar 1784 arbeitete er notorisch, obschon nur gelegentlich, doch auf Verabredung an einem populären Auszug für die Laien. Er erkannte in ihm seinen Sinn; denn er hatte seinen Sinn in ihn hineingelegt. Er liess die Vollendung und Herausgabe desselben aufschieben; denn er wollte seine „Er-

läuterungen" zu Ende geben. Jetzt lag der „populäre Auszug für die Laien" vor ihm, wie er ihn gewünscht hatte. Und nun erwäge man, ob irgend ein ganzer Abschnitt aus den Prolegomenen in diesem Auszug hätte Platz finden können!

Kant wusste eine wissenschaftliche und eine populäre Darstellung sehr wohl aus einander zu halten. In keinem Stück der Prolegomena wollte er populär sein; er wollte in jedem derselben nur deutlich sein für Philosophen von Fach. Ward er ihnen nicht deutlich genug, so dass „man vor den Prolegomenen fast nicht weniger zurückbebte, als vor der Critik", so mag er, wie Schultz bemerkt (Vorrede S. 6 u. 7), „dunkel" geworden sein, „weil er zu deutlich sein wollte", aber sicher nicht, weil er einen populären Auszug, der ihm nicht recht gelungen war, mit heterogenen Elementen versetzte, und so zu einem wissenschaftlichen Werk um- und zusammenschmolz.

Des letzteren Verfahrens Kant für fähig halten, heisst: ihn herabsetzen. Aber vielleicht hat man mitunter ein Interesse, ihn herabzusetzen, — vielleicht auch ein Interesse, seine Werke zur Unterstützung wissenschaftlicher Tagesmeinungen auszubeuten, wo es angeht, und wo es nicht angeht, widerspruchsvolle Ansichten in sie hineinzutragen, um dann durch Aufdeckung dieser Widersprüche, durch Widerlegung dieser Ansichten freilich nicht gerechte, aber leicht gewinnbare Triumphe zu feiern. —

Schattenrisse aus dem kirchlichen Leben der Provinz Preussen

am Anfange des philosophischen Jahrhunderts.

Von

Adolf Rogge.

(Fortsetzung.)

III.

Minister verbi divini.

Die allgemeine Bezeichnung für den Geistlichen war „Minister verbi divini“. Derselbe verschmäht es auch nicht sich zuweilen in deutscher Sprache als „Diener des göttlichen Worts“ zu unterzeichnen. Daher heisst die Gesammtheit der Geistlichen in einer Stadt oder Dioecese „das Ministerium“. Sonst wechseln für Geistliche ersten Ranges die Titel „Pfarrer und Pastor“. Hat eine Kirche mehrere geistliche Stellen, so schreitet die Rangordnung vom Pfarrer zum Archidiakonus und Diakonus fort. Zuweilen kommt auch noch der Titel „Presbyter“, „Priester“ vor. Den „Superintendenten“ kennt man noch nicht. Der Träger dieser Würde heisst stets „Archipresbyter“, „Erzpriester“ und ist, bei der Grösse der damaligen geistlichen Inspectionen, noch eine rara avis. Die Stadt, welche zum Sitz eines Erzpriesters erkoren wurde, war auf einen derartigen Vorzug stolz. Als Pfarrer Wilhelm Tyszka, der leider ein trauriges Ende nahm und seine letzten Lebenstage zu Königsberg als Bettler in Versen und in Prosa zugebracht hat, 8. Nov. 1715 als erster Erzpriester in Johannisburg eingeführt wurde, feierte der Amtsschreiber Martin Pape dieses Ereigniss in einem langen Gedichte, in dem es u. a. heisst:[156])

[156]) Carm. grat. II, 82. Unter den „Beregten“ meint P. die Spitzen der geistlichen und weltlichen Behörden. Ueber die, in diesem Jahrh. neu fundirten, Erzpriesterthümer cf. Arnoldt, Kirch.-Gesch. VIII, 3. S. 667 ff.

„Ja es hat Beregten allen wohlgefallen,
Dasz hier ein Ertzpriester sei,
Weil so viel Vollkommenheiten huldreich streiten
Mit des Lehrers Priestertreu,
Dasz würcklich Herr Tyszka Johannisburgs Flor
Geholffen durch seine Meriten empor".

Dass das geistliche Amt eine Bürde sei, wusste man auch in Preussen, wenn auch hier kein Dichter dieselbe so naiv und drastisch schildern konnte, wie einst Joh. Valentin Andreae.[157]) Erzpriester Babatius in Bartenstein äussert sich indessen darüber:[158])

„Das gar schwere Priester-Ambt, ist, so lang die Priester leben,
Mit gar vieler Sorg' umgeben.
Das ist ihre Lebensart: Klein Gehalt und grosse Last,
Viele Arbeit, wenig Rast."

und ein ander Wort lautet:[159])

„Die dem Höchsten treulich dienen, haben von der Welt zu Lohn
Hasz, Verfolgung, saure Minen und des Creutzes Dornen-Kron,
Dasz man billig ihrem Leben, mag des Jammer-Titel geben.
Und den Vorzug unter allen, hat wohl fast der Priesterstand,
Die am meisten Gott gefallen, sind durch vieles Creutz bekannt".

Wer sich einbildet, in jener Zeit sei das Leben des Pfarrers ein lieblich Idyll gewesen, umleuchtet vom Glorienschein allgemeiner Verehrung, der lasse sich von Joh. Georg Bock eines Bessern belehren:[160])

„Ja, jeder denkt die Last des Predigtamts zu häufen
Und seinen stumpfen Witz an Priestern abzuschleifen".

Nach Lilienthal (Anm. 39) warf man nur allzu freigebig mit den Schimpfnamen „Pfaff und Schwarzmantel" um sich und besonders mussten die armen Landgeistlichen sich unverdienter Weise „von denen sich hoch- und klugdünkenden Weltleuten für Dorfpfaffen, Bauernprediger, Grasmücken u. s. w. ausschreien" lassen.

Sehr übel muss es auch um das Ansehn des Pfarrers in Wehlau

---

157) Das gute Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes.
158) An Vogel 20. Nov. 1714. Carm. nupt. IV, 216.
159) Carm. nupt. IV, 100.
160) Carm. grat. II, 85. An Kreuschner.

ausgesehen haben, denn als D. Goeritz als Erzpriester daselbst eingeführt wird (14. Sept. 1705) ruft ihm ein „nachbahrlicher Freund“ zu:[161])

„Wie hat Herr Doctor Er so kühnlich sich gewaget?
Ein so gehasztes Ambt, ein Ambt von viel Verdrusz,
Darin man Dornen ach! nicht Rosen pflücken musz,
Auff sich zu nehmen? Wie hat es Ihm denn behaget
Ein Priester und ein Knecht des Herren, der geplaget
Von vielen Bösen wird, zu werden und seinen Fusz
Zu setzen an den Orth, wo man an statt des Grusz,
Den Fluch und weiss nicht was, man hört und drüber klaget?“

Am schwersten waren „die blauen Schaafe, die da sind gemeiniglich ohn Ruhe“,[162]) d. h. die Soldaten zu weiden, trotzdem begann damals ein sehr grosser Theil der Geistlichen seine Laufbahn mit dem Feldpredigerdienst.

Im Allgemeinen war man indessen weit entfernt über der Bürde die Würde zu vergessen. „Das zwar verachtete und verfolgete, jedennoch schwere und hohe Predigt-Amt“ ist der Titel einer, dem M. Gottfr. Heinr. Goltz bei seiner Einführung in das Diaconat der Domkirche gewidmeten, Gratulationsschrift,[163]) deren Inhalt nach einem Wort von Manlius: „das Predigtamt eine Kunst über alle Künste, eine Ehre über alle Ehre, aber auch ein Elend über alles Elend“ eingetheilt ist.

Wie der Verfasser dieser Schrift, scheint auch ein grosser Theil der Predigtamts-Candidaten jener Zeit das Elend zuletzt ins Auge gefasst zu haben.

„Eh' noch das Todtenlied bei Priestergräbern schallt,
Sucht schon ein ganzes Heer der Gönner Aufenthalt!
Man sieht, wie sie sich selbst und andre nicht ermüden,
Mit Gottes Wink und Ruf ist selten wer zufrieden.“

Eine eingehendere Beschreibung der Stellenjagd findet sich in Glück-

---

[161]) Carm. grat. II, 42. Goeritz, der auch ein guter Medikus war, hat allerdings in Wehlau keine Rosen gepflückt. Eine handschriftl. Notiz Ostermeiers sagt über ihn: Man gab ihm vor der Zeit einen Adjuncten, weil man ihn nicht für rechtschaffen hielt. Er hatte nämlich „keine hallische Grundsätze“.

[162]) Carm. nupt. IV, 4. Fast an Safft 18. Juli 1714.

[163]) v. Stud. theol. Mich. Friedr. Müller 1. Mai 1727. Carm. grat. II, 43.

wünschen zu den Einführungen Mich. Freytags und Joh. Pet. Mielckes, [164]) die wir schon aus ihrer Studentenzeit als ehrenwerthe Männer, aber theologische Antipoden kennen.

Dem Erstern erzählt ein gewisser J. C. G. [165])

„Ey seht, wie jener sich die müden Knöchel schmiert,
Wenn ihn ein Lauffer-Geist auf die Gedancken führt,
An Zions hoher Burg die Mauern zu ersteigen,
Weil ihm der Höchste nicht will Salems Thore zeigen: [166])
Seht! wie ein falscher Wahn ihm das Gehirn verrückt,
Wie er die Kniee krümmt, den starren Rücken bückt,
Wenn er durch manche Kunst, durch Götter dieser Erden
Weil der im Himmel säumt, ein Priester denkt zu werden“.

An Mielcke dagegen richtet Fleischmann in seiner grossartigen Weise folgende Ansprache: [167]) „Er suchte nach dem Beispiel Petri seinen Beruf nicht etwa vor der Zeit zu beschleunigen, viel weniger solchen per Simoniam oder andere verbotene Wege (da man nehmlich mehr mals Spartam per Martham erschnappet und anstatt des Mantels Eliae auf dem Schurztuch einer Delilae [168]) nicht mit feurigen Rossen, sondern viel mehr mit einem Gespann Rappen in das geistliche Himmelreich der christlichen Kirchen einfähret), zu erzwingen. Denn nicht allererst vor wenigen Jahren, sondern bereits von vielen seculis her, hat die kluge Welt gesehen, wie nicht alle Zeit durch einen göttlichen Beruf

---

[164]) Ueber Mielcke, der 1735 von Georgenburg nach Mehlkehmen versetzt wurde, finden wir nachträglich noch eine Aeusserung Ostermeiers: „M. kam darum von G. weg, weil er sich mit dem damaligen Beamten Mühlpfort nicht vertragen konnte. Man legte ihm Vieles zur Last wegen seines unruhigen Betragens, allein die Reizungen von Seiten des Beamten waren auch sehr gross.“

[165]) Carm. grat. II, 41. 29. Juni 1721. cf. Anm. 148 u. die betr. Seite.

[166]) Von diesen Salemsthoren sagt Gottfr. Erasmi an Störmer 1704 Carm. grat. II, 76:

„Denn Christi Schaafstall hat nicht mehr als eine Thür,
Obgleich der Menschen Tück derselben viel erdichtet.“

[167]) Carm. grat. II, 52. 11. Februar 1726.

[168]) Heinr. Liedert bei Ruppensteins Introduction in Powunden, 25. März 1718, Carm. grat. II, 64:

„Rennt einer offt darum sich fast den Athem aus,
Hebt andern manche Braut auf steile Cantzelstufen,
Dringt mancher mit Gewalt und List ins Gotteshaus,
So wartet Er, bis Gott ihn recht hiezu gerufen.“

sondern öfters durch die allerlistigste Intriguen sich solche Miedlinge in den Schaafstall Christi eingeschlichen und durch verwerfliche Abwege sich auf den Predigtstuhl gedrungen, die nachhero ihrem geistlichen Character zur unauslöschlichen Schande, ihren anvertrauten Gemeinden aber zu beständiger Aergerniss gewesen. Beispiele hievon anzuführen ist so wenig nöthig, als man dergleichen täglich und aller Orten siehet. Das „intravit ut vulpes" ist mit jenem Papst noch nicht so gar in die Asche begraben, dass es nicht täglich neue Phönixe zeigen sollte".

Einer eigenthümlichen Art der Bewerbung, die sehr stark an das heutige Reclame-Wesen oder -Unwesen erinnert, befleissigte sich S. min. Candidatus Joh. Ludw. Wahl. Er fasste Neujahrs-Gratulationen an die Regimentsräthe mit höchst auffälligem Druck und Inhalt ab, die er dann als „Dero devotester Knecht" überreichte. Hier zur Probe nur ein Vers:[169])

„Jedermann Empfindet So Ungemeine Seeligkeit
Ihre Ehrerbietung Stützet Unser Sion
Ihre Exempel Schirmen Unser Salem
Ihre Einrichtung Seegnet Unser Suchoth".

Im ganzen bogenlangen Gedicht zieht sich der Name Jesus durch jede Zeile, durch alle Anfangsbuchstaben der Verse und Strophen und ausserdem noch kreuz und quer hindurch. Wahl erreichte vollkommen seinen Zweck. Schon sein zweiter Versuch fiel den Regimentsräthen so in die Augen, dass sie den Bittsteller, wahrscheinlich „um des unverschämten Geilens willen", 1705 mit dem Diakonat zu Bladiau beglückten, wo er 1717 Pfarrer wurde und 1730 starb. Doch lernen wir, Gott sei Dank, auch häufig genug die Ehrenhaftigkeit, ja die Treue und Todesverachtung kennen, mit welcher der preussische Geistliche ins Amt ging. Als im Jahre 1709[170]) die Pest wüthete, galt ein Ruf

---

[169]) Carm. grat. II, 185.

[170]) Wir lassen hier beiläufig einige Zeitstimmen über die Pest hören:

„Da so viel tausend hat die grimmge Gruft verschlungen,
Nachdem sie weggerafft die schnelle Pest und Tod
Und mit Verzweifelung fast unsere Stadt gerungen"
Uszwald an Petzke 1. Jan. 1710. Carm. grat. II, 183.

„Man muss in dieser Zeit nur an den Tod gedenken,
Da unser Gott noch hat die Sichel in der Hand."
Dr. med. Emmerich 27. Febr. 1710. Carm. grat. I, 175.

ins Pfarramt für ein Todesurtheil. Dennoch drängten sich junge Theologen zu Pestpredigerstellen und immer neue geistliche Kräfte warfen sich in die verwaisten und verwüsteten Gemeinden, um mit dem furchtbaren Feinde zu ringen, oder wenigstens die Kranken zu pflegen, die Verwaisten zu stützen, die Sterbenden zu trösten und die Todten zu begraben. „Ich fürchtete mich nicht“, sagte der alte Pfarrer Falk von der

---

„Das Elend ist gar zu schwer,
Die Aecker wüst, die Häuser leer.“
Kreuzer 28. März 1711. Carm. grat. I, 1.

„Der Trübsalsofen ist anjetzo so geschürt,
Dass mancher unverhofft drin Todesschweiss geschwitzet.“

„Da der Würgengel hat viel Menschen hingeraffet,
Ists billig, ganz und recht, dass nun wird Rath geschaffet,
Wie menschl. Geschlecht durch Freyen wird vermehrt
Und Gottes heilger Nahm dadurch auf Erd' verehrt.“

„Anjetzo — — da so betrübte Zeiten,
Da den die Pest erwürgt und den der Hunger tödt,
Da Gottes Zornhand fast das gantze Land macht ödt,
Da die Getödteten uns aus dem Grab zuschreyen,
Die wir durch Gottes Gnad erlebt den grünen Meyen,
Verlacht was eitel ist und sucht die Ewigkeit,
Seht, was uns bringt ins Grab, das ist die zeitliche Freud.“

„Es sey das Land zum Fall geneigt,
Weil Gottes Hand sich zornig zeigt,
Es lass, als woll es immer stürzen;
Weil viele tausend weggerafft,
Die übrigen fast ohne Kraft
Ihr Leben durch den Gram verkürtzen.“
1711. Carm. grat. I, 12.

„Ist nicht Pruthenien dein Wohlstand zu beweinen,
Da Esaus rauhe Hand, der Tod dir schrecklich fällt?
Da Unstern und Comet dir statt der Sonnen scheinen
Und sich in Boy und Flohr verhüllt die Preuszsche Welt,
Da unzählbare Grabeshügel beprägt der Morta Siegel
Und Sterben, Seuch und Pestilentz verheeret deine Grentz?

Ja woll unglücklichs Land bist elend du zu halten,
Da du ein Trauer-Spiehl des Todes worden bist,
Nie kan der Blitz so leicht die Perlen-Muschel spalten,
Als in betrübtes Weh dein Woll verendert ist.
Das zweyte Thule, Litvens Auen sind kläglich anzuschauen,
Das Land ist wüst, die Leut sind todt und speist man Asch wie Brot.“
Joh. Erh. Ettmüller. Carm. nupt. IV, 264.

altrossgärtschen Kirche, als Jemand sich wunderte, wie er das Pestjahr überstanden, in welchem er trotz seiner 84 Jahre eine besonders aufopfernde Thätigkeit bewiesen.

Am entsetzlichsten wüthete die Seuche in der neurossgärtschen Gemeinde. Am 4. Juli war hier Pfarrer Gronert, 30. Sept. Pfarrer Bohlius der Pest erlegen. Zu ihrem Nachfolger ward einhellig vom Magistrat M. Theodor Werdermann erkoren. Derselbe war eben im Begriff die grosse Reise zu seiner weitern Ausbildung anzutreten. Als er die Nachricht von seiner Wahl erhielt, gab er dieselbe sofort auf und erklärte kurz gefasst:

„Soll ich als Dritter auch bald gehen zu den Leichen, so ist mein Ruf mein Schild".[171]) Seine Freunde zitterten für sein Leben. Der Advocat Christian Heinrich Mahraun rief ihm zu:[172])

„Hat nicht die Morta selbst da ihren Sitz gebauet
Wo du mit Raht und That die Deinen leiten must,
Man nennt es Todten-Land, davor uns Menschen grauet
Wie kan von wahrer Freud und Lust dir seyn bewust?
Solt also nicht ein Freund die Glückeswünsche sparen,
An statt des Freudenkleids im Trauer-Flore stehn?"

Werdermann war einer der ersten Geistlichen aus der Schule des Lysius. Er besass neben der theologischen Richtung auch den scharfen juristischen Verstand seines grossen Lehrers.[173])

Erst nach der Wahl hatte der Candidat sich dem Examen im Consistorio zu unterwerfen, bei dem selten Jemand durchgefallen zu sein scheint. Selten mag aber auch ein Examen so glänzend ausgefallen sein, wie das mit M. Mich. Lilienthal 19. Juni 1715 angestellte, das „mit grösserer Satisfaction derer Herren Theologorum als seiner selbst" geschah. Erstere schrieben hievon an den kneiphöfischen Magistrat wie Acta Bor. III, S. 820 erzählt wird, unter anderm also: Wir haben uns ein rechtes Vergnügen gemacht, den M. Lilienthal ad examen zu ad-

---

[171]) Carm. grat. II, 84. [172]) ebend.

[173]) Sagelsdorf, der ihn in der Geschichte der neurossgärt. Kirche, die uns nicht zur Hand ist, einen streitsüchtigen Mann nennt, thut ihm entschieden Unrecht. Er stritt nicht um des Streits, sondern um des Rechts willen und so lange es Pfarrerwittwen in der Neurossgärtschen Gemeinde giebt, wird sein Andenken gesegnet bleiben.

mittiren, und in seine Capacitaet weitläufftig zu inquiriren. Nun gestehen wir gerne und gewissenhafft, dasz dieses Mannes profectus nicht gemein, und er von recht fester und solider Erudition sey, daher wir seine Antworten auf die ihm fürgelegte Fragen nicht ohne Freuden angehöret, gratuliren auch der wehrten Gemeine, zu dieser, durch Gottes Direction so glücklich und wohl getroffenen Wahl".

Mehr als die theoretische war aber die practische Vorbildung werth, welche Lilienthal und viele andere Geistliche jener Zeit, dem sich immer mehr bahnbrechenden Pietismus verdankten. Er selbst sagt hierüber a. a. O.: „Zum Wachsthum in der Erkänntnisz und Führung meines Amtes haben mir, nechst der erbaulichen Conversation mit den Königsbergischen Lehrern, M. Langhansen, Pastor Zeidlern und Pfarrer Jestern, grossen Vorschub gethan, die Schrifften des seel. D. Speeners und Prof. Francken welche mir, nechst Gottes Wort, zuerst die Augen aufgethan haben, Gold und Silber von Holtz, Stroh und Stoppeln zu unterscheiden. Es hat auch hiezu nicht wenig contribuiret, die viele Uebung im Catechisiren und Krancken-Besuchen, in welche bey der Kneiphöfschen Gemeine, so gleich von Anfang meines Amtes an, bin geführet worden, da ich beständig für zwey, ja zu weilen, bei sich eräugnenden Unpäszlichkeiten der andern Collegen, wohl gar für alle habe das Amt verrichten müssen; so dasz der Kneiphoff mir eine gute Schule der Arbeit und Gedult gewesen ist".

Seine Vocation nahm Lilienthal mit heiliger Furcht an, in der festen Zuversicht, der Gott, der ohne sein Laufen und allergeringstes Zuthun ihn berufen, würde ihn aufrichtig machen, das Amt des N. T. zu führen, und mit nöthigen Gaben dazu ausrüsten. Nicht jede Pfarrwahl war übrigens so glücklich, wie die Lilienthals, denn ein in jener Zeit oft erwähnter Vers besagt:

„Mancher Pfarr musz bey den Bauern in der Niedrigkeit versauern,
Welcher in der grösten Stadt einen Platz verdienet hat.
Wiederum sieht man in Städten, manchen auf die Cantzel treten,
Welcher gleichwohl seinen Mann kaum vor Bauern wehren kan."

Das Wort dürfte auch heute noch eine gewisse Berechtigung haben. Die besten Stellen befinden sich keineswegs immer in den besten Händen.

Hat der Candidat eine Stelle erlangt, so erkennen wir seine Gesinnung oft genug aus den Wünschen, die seine ihm ähnlich gearteten Freunde zur Priesterweihe und Einführung ins Amt ihm darbringen, nachdem sie dieselben in seinem eignen Herzen gelesen. So stossen wir z. B. auf den schönen Wunsch:[174])

„Sprich dem, was irdisch heist nun erst rechtschaffen Hohn,
Da Er dein frommes Hertz zu deinem Ziele lencket.
Er flösse Man' und Safft in deine Lehren ein,
Wenn sich die deinigen nach Seelen-Labsal sehnen.
Behalt den schönen Satz: (mir trocknet er die Thränen):
Wer Gott gefallen will, muss weltlich thöricht seyn
Und weisst Du stets χριστὸν, χρυσὸν nicht lieb zu haben,
So wird dich Christi Kreutz in allem Kreutze laben".

Für die Gemeinde war der Tag der Einführung eines neuen Geistlichen ein hoher Festtag, zumal dieselbe in der Regel mit grossem Pomp verbunden war.

In kleinen Städten mag es ähnlich zugegangen sein, wie in Bartenstein, wo der Bürgermeister Herr Elias Geiszler den Pfarrer M. Dav. Vogel mit einem „Sonnet" bewillkommnete, „welches mit folgendem Chronostichon rubriciret war"[175]) und nebenbei noch eine zarte Anspielung auf den Namen des neuen Seelsorgers enthielt, der überhaupt Veranlassung zu vielen poetischen Verbrechen geworden:[176])

---

[174]) Neidhardt an Johansen 20. Dec. 1711. Carm. grat. II, 45.

[175]) Carm. nupt. IV, 218.

[176]) z. B. unter vielen andern:

„Ein frommer Priester ist dem Vogel zu vergleichen
In Aethiopien, der einen Wandersmann
Durch sein Geschrey und Flug vor Unglück warnen kan,
Dass ihn kein gifftges Thier noch Schlange darff erreichen,
Ein solcher Vogel ist, Herr Vogel Er zu nennen" u. s. w.

Gottfr. Erasmi 20. Nov. 1714. Carm. nupt. IV, 215. Poetische Spielereien mit den Namen der Gefeierten sind überhaupt characteristisch für jene Zeit. So beglückwünschte Joh. Gottfr. Nicolai den Pietisten D. Wolf bei Uebernahme des altstädtschen Pfarramts, 27. April 1727:

„Als dich, beliebter Wolf, des Höchsten weise Hand
Von uns den Lämmern jetzt den Schaafen zugesandt,
So wollt er deinen Gang mit Heil und Seegen lohnen,
Dann wird ein treuer Wolf bei frommen Schaafen wohnen."

Carm. grat. II, 185.

„greX a VIuM praepes rVra atqVe VIreta reLInqVit
aDVenIt ast nobIs, qVae bene Cantat aVIs.“

Ein unerhörter Aufzug fand, nach dem Poeten, der ihn beschrieben, bei der Einführung des Erzpriesters Goeritz in Wehlau statt:[177])

„Wie glücklich war es doch Herr Doctor als begleiten
Zwölf Priester Ihn zur Kirch und stunden ihm zur Seiten,
Nach der Apostel Zahl, das ist nicht bald gehört,
Die Introduction ansehnlich ward geehrt.
Herr Doctor Deutsch, ein Mann von nicht geringen Gaben,
Führt diesen Troupen an. Man sahe eine Reyh
Geweyhter Clerisey, bey, nebst und umb sich haben,
Die Gott, dem König und den Obern ihre Treu
Bezeugten in der That“. u. s. w.

In grösseren Städten ging die Einführung eines Geistlichen ohne eine, besonders für den Fall gedichtete, Fest-Cantate nicht ab, die erst dem Verstorbenen den nöthigen Weihrauch spendete, um dann den neuen Pfarrer in den siebenten Himmel zu erheben. Ein Meister- und Musterstück dieser Art hatte Neidhard zur Einführung Bernhards v. Sanden im Kneiphof, in Form eines Gespräches zwischen Eusebia und Providentia gedichtet.[178]) Der Eusebia ist dabei die Rolle des Klageweibes zugetheilt und mit grossem Geschick sucht dieselbe in der Gemeinde jene Schauer zu erzielen, die uns wohl alle einmal in der Kindheit beim lebendigen Vortrage einer ordentlichen Räubergeschichte durchrieselt haben. Hören wir nur eine kurze Probe:

Eusebia (im Hinblick auf den Tod des Vorgängers):

„Rinnt, Thränen rinnt, doch nicht mit Wassergüssen,
Lasst's eine See von Blut und Eyter sein!
Ihr müsst zu Gottes Throne steigen und da sein Vaterherze beugen,
Mein Elend dringt durch Marck und Bein“. Dacapo.

Providentia.

„Ach, was wilt du traurig sein?
Dein Neues Haupt, von Sanden
Führt deinen Geist vom Sand- und Klippen-Grunde
Mit seinem klugen Munde, o süsse Ruh, auf jenen Himmelshafen zu.

---

177) Carm. grat. II, 42. 14. Sept. 1705.
178) Carm. grat. II, 71. 3. Mai 1708.

Wiegt, ihr angenehme Seyten aller Ohr und Hertzen ein!
Wenn des Höchsten Schläge krachen, pfleget stets ein Strahl zu lachen
Und den Nebel trüber Sorgen unversehens zu zerstreun".

Post spartam Martham! lautete ein geflügeltes Wort jener Zeit, welches namentlich bei jeder Priesterehe Stoff zu unerschöpflichen Betrachtungen gab. Merkwürdig ist es und ein Zeugniss für die Zähigkeit katholischer Anschauungen, dass man sich bei jeder geistlichen Hochzeit in gebundener und ungebundener Rede noch mit der Rechtfertigung der Priesterehe abmühte.

Damals wie heute, gelangte der Pfarrer auf verschiedenen Wegen zu seiner Frau. Wohl verhältnissmässig der geringste Theil der Geistlichen dürfte den des Diaconus Schwertfeger in Bartenstein gegangen sein. Gottfried Erasmi beschreibt denselben: [179])

„Die fromme Handelin, so ist von guten Gaben,
Die hast du durchs Gebeth in Bartenstein gegraben".

Auf mehr natürlichem Wege kam Pfarrer Joh. Heinrich Safft in die Ehe mit Jungfrau Anna Regina Steppuhnin zu Laptau, wie dessen „ergebenster Freund" Ettmüller berichtet: [180])

Durch Gottes Huld und Güte wird (weil nicht gut, dass der Mensch alleine)
Dir Fleisch von deinem Fleisch und Beine von deinem Bein auch zugeführt
Die Zucht und Keuschheit dieser Schönen zog dein auch keusches Herz an sich,
Ihr Tugend-Glantz bewegte dich, an Sie Dein Hertze zu gewehnen;
Der Liebe Zunder macht es so und brennt gar leicht wie dürres Stroh".

Besser gefällt uns ein schlicht und schön Wort Gottfried Wegners, gesprochen zur Hochzeit Arnoldt Heinrich Sahmes mit Charl. Dor. Güttber: [181])

„Qui metuunt Dominum, sponsam istis eligit ipse,
Haec electa placet, nam placet illa Deo."

Gern heirathete der Pfarrer eine Pfarrerstochter, doch nahm man es ihm auch nicht übel, wenn er an andere fromme Häuser anklopfte. Als der zweite Hofprediger Prof. David Vogel (vorher Pfarrer in Bartenstein) die Jungfrau Maria Elisabeth, Herrn Christoph Schultz, wohlverdient gewesenen Gerichtsverwandten im Kneiphof Tochter 20. Nov. 1714

---

179) Carm. nupt. IV, 90.
180) Carm. nupt. IV, 2. 18. Juli 1714.
181) Carm. nupt. IV, 5. 21. Aug. 1708.

heimführte, entwarf Bernhard v. Sanden aus collegialischer Pflicht zur Bezeugung seiner Mitfreude eine Traurede von zwölf Folioseiten, in welcher er aus 5. Mose 22, 6 u. 7. „Die liebreiche Vorsorge Gottes für das Nest der Vögel“ erwies und sich über die Herkunft der Braut also vernehmen liess:[182])

„Sie ist zwar nicht aus einem Priesterlichen Hause, doch aber von solchen Eltern, welche ich als Priester-Freunde in meiner vorigen liebwerthen Gemeine im Kneiphoff gekant, und Dero in Gott ruhende Hr. Vater hat als ehemaliger Vorsteher bey der Thum-Kirchen grosse Sorge getragen, vor das geistliche Nest daselbst, dasz billig die lieben Seinigen den Lohn der Propheten und Gerechten empfangen Matth. X, 41. Sie ist ein schönes Gebäude, wie der Heil. Geist die Bildung der Evä nennet Gen. II, 22 und also wie ein wolgebauetes und wolrichendes Nestlein, welches wie die Neste der orientalischen Vögel, sonderlich des Wunder-Vogels Phoenix von den allerköstlichsten Specereyen und Gewürtzzweigen gebauet mit Christlichen und jungfräulichen Tugenden pranget“.

Aehnliches Glück hatte Pfarrer Tribel in Lahna gleichfalls mit einem kneiphöfschen Stadtkinde Adelgunda, Tochter des Kaufmanns Reinh. Vasolt. Wenn der Dichter die Tugenden derselben auch nicht so ausführlich preisen konnte, wie der Redner, so lässt der poetische Lapidarstil des Pastors Christian Hoffmann aus Jedwabno und Malga doch tief genug blicken:[183])

„Was Ihr Herr Vater war, Frau Mutter auch an Tugend,
An Keuschheit, Gottesfurcht im Alter und in Jugend,
Das blicket jetzt herfür gar schön von aller Seit
An seiner Adelgund, Ausbund der Frömmigkeit“.

Es lässt sich hienach erwarten, dass an diesem Paare der Wunsch eines andern Amtsbruders, des Passenheimschen Diaconus Lichotius erfüllt sei:[184])

„Wie stehts? Wie gehts mein Freund? Er hassardirt mit Freyen,
Ehstand ist ein Triebel, den mann solt billig scheuen,
Doch Adelgunda, die Ihn Gott wollt bescheren,
Mag all sein Triebel helffen in Jubell kehren“.

---

[182]) Carm. nupt. IV, 214.
[183]) Carm. nupt. IV, 205. 15. Mai zw. 1724 u. 29. [184]) ebendas.

Das Wort 1. Tim. 3, 2, nach dem ein Bischof eines Weibes Mann sein soll, wurde hier keineswegs im Sinne der griechischen Kirche ausgelegt. Als die dritte Frau des Archidiakonus Weber im Löbnicht gestorben war, schritt derselbe bald danach (21. Juli 1710) zur vierten Ehe mit Anna Regina, ältesten Tochter des kneiphöfischen Bürgermeisters Sand. Er hatte freilich erst, wie Pfarrer Jacob Keber aus Friedenberg sich zart ausdrückt[185]) am vergangenen 31. März „den Annum Climactericum parvum oder das kleine Gefahr-Jahr, nämlich das 49ste seines, Gott gebe, vergnügten Alters" angetreten und der Advocat Mahraun erklärt ausdrücklich:[186])

„Herr Weber, den das Garn der Liebe hat umbwunden,
Bereuet nicht, dass er zum viertenmahl gebunden".

Der sackheimsche Kantor Joh. Hoffmann dagegen hat das Garn für Seide angesehen und singt in einem Arioso:[187])

„Angenehme Sklaverey! Deiner Bande reine Seide
Schafft bey einer edlen Treu statt Verdrusz die süszte Freude,
Kommt ihr angenehmen Stricke, bindet mich zu meinem Glücke".

Bernhard v. Sanden[188]) beruhigte in der Traurede zuerst das priesterliche Gewissen des Bräutigams damit, dass selbst Hieronymus, der dem Ehestand gar nicht zu hold gewesen, die Polygamia successiva zugelassen und stützt sich dabei auf dessen Wort: Non damno bigamos, imo nec trigamos et, si dici potest, octogamos.

Danach legt er Luc. 5, 4 in folgender Art aus: „Duc in altum, Fahre wieder auf die Höhe in deiner neuen Ehe! die Hoch-Edle Jungfer Anna Regina Sanden ist ein vortreffliches Schiff von Gott selbsten erbauet, ein Kind guter Art und hat bekommen eine feine Seele und da sie wol erzogen war, wuchs sie zu einem unbefleckten Leibe (Sap. VIII, 18). Ihre gute Vernunfft, ihre gute Conduite, sonderbahre Anmuth und Geschicklichkeit hat sie ansehnlich und beliebt gemacht: Ihre Ruder waren ihr Gebeht und Seuffzer, Ihr Mast-Baum das Wort Gottes, Ihre Seegel die himmlische und mit dem Geist Gottes erfüllete Gedanken und Begierden, Ihr Ancker, ihre stille Hoffnung auf Gott: Ihre Waaren die jungfräuliche häuszliche und Christliche Tugenden, die köstlicher denn

[185]) Carm. nupt. IV, 236. [186]) ebend. 237. [187]) ebend. 239. [188]) ebendas. 231.

Perlen und das Gold aus Ophir, welches die Schiffe Salamonis mitbrachten. Sie war ein Schiff Simonis, eine fleiszige, ja von denen fleiszigsten Zuhörern des Wortes Gottes, welche ich in der liebwerthesten Gemeine im Kneiphoff gehabt. Darumb sie auch von Gott einem Diener des Worts und Menschen-Fischer zugedacht gewesen. Ich habe deswegen die gute Hoffnung, dass wie Noah in dem Schiff selb acht erhalten wurde zur Zeit der Sündfluth (Gen. VII, 13. 1. Petri III) also auch das erneurete und ergänzte Schiff des Weberschen Hauses mit denen acht Seelen seiner geehrten Herren Söhne, Schwieger-Sohn, Frau Tochter und zwo Kindeskinder bei dieser trübseeligen Zeit, da uns die Zorn-Fluthen Gottes so über unser Vaterland gekommen, werde erhalten und behalten werden".

Merkwürdiger Weise wurden in Königsberg die Hochzeiten der Geistlichen meistens nicht im Hause, sondern in öffentlichen Localen, besonders im kneiphöfschen Junkerhof gefeiert und der Brauttanz, zu dem in der Regel ein eigner Text gedichtet wurde, durfte bei denselben nicht fehlen. Beispielsweise geben wir hier das Brauttanzlied welches stud. theol. Schwenckenbecher zur Hochzeit des Diakonus Störmer (15. Febr. 1706) dichtete:[189])

Schönste, regt die leichten Glieder, hebet frisch zu tanzen an,
Dass man euch bald hin und wieder auff den Füssen folgen kan
Und dies Myrthenfest mit Springen höchst vergnügt zu Ende bringen,
Gott hat euch nunmehr erhoben aus der todten Einsamkeit
Und durch einen Zug von oben selbst dem Ehstand eingeweiht,
Der das Paradies auf Erden füglich mag genennet werden.
Hie findt man die Silberquellen und den schönsten Freudenwein.
Nun mögt ihr ein Urtheil fällen, was wohl besers könne sein,
Als wenn in den Frühlingsjahren zwei sich mit einander paaren.
Folgt ihr Nymphen dieser Schönen und gedenkt an euer Glück
Gönnt dabey den Pallas-Söhnen manchen angenehmen Blick,
Denen itzo will gebühren, euch zum Tanzen auffzuführen.
Sinnet auff viel Lustbarkeiten, wie man, süsser Freuden voll,
Euren Geist auf allen Seiten bestermaas vergnügen soll.
Was euch heimlich will betrüben, bleib in feinem Sand geschrieben.

[189]) Carm. nupt. IV, 178.

So, nun lustig! werd nicht müde Herzenskinder allzumahl,
Biss ihr geht zur Ruh mit Friede von dem auszgeputzten Saal,
Da ihr sollet sein geflicssen dieses Fest also zu schliessen.
Liebstes Zwey! Gott hat den Saamen keuscher Lust in Euch gestreut,
Dass dadurch möcht Euer Nahmen künfftig werden aussgebreit;
Nun Er lasz bei Freuden-Tagen Ihn die Zucker-Früchte tragen.

Nach der fröhlichen Hochzeit begann, zumal für den Landgeistlichen, oft ein sehr hartes Leben. Als M. Jac. Mich. Weber in Lindenau sich mit Anna Catharina, Tochter des Domdiakonus M. Theod. Schroeter (1. Nov. 1712) vermählt hat, schreibt sein Nachbar, Pfarrer Martin Wernick an ihn:[190]) „Er ist biszhero alleine gewesen in domo propria, in seinem eigenen Hause, alleine in seiner sonderlich auff dem lieben Lande, itzo so beschwerlichen und voraus denen armen Priestern bey dieser so elenden Nähr- und gantz Volck-losen Zeit durch tausendfältige, wiedrige Begebenheiten versaltzene und vergallete Hauszhaltung. Ach hier ist ja wohl nicht gut alleine seyn! Drumb wol gethan, mein liebster Herr Magister! Dass er Ihm eine liebreiche Gefehrtin und angenehme Gehülffin auserkohren. Denn ob zwar auch künfftig bey dieser seiner beliebten und vergnügten Ehelichen Gesellschafft es an Creutz und Trübsahl nicht fehlen wird; massen der Alten Spruch fest bleibet: Ehe-Stand, Wehe-Stand! Und ehe wird's dem grossen Oceano an Wasser und dem hohen Himmels-Firmament an Wolcken fehlen; als dem Ehestande an Wässer der Trübsahl und dem Hauss-Himmel an trüben Creutzes-Wolcken. — So wird dennoch sein Ehestand auch ein beliebter Stand seyn, der auch viel Freude und Ergötzlichkeit mit sich führen wird. Denn gleichwie das Gold, ohngeachtet der entsetzlichen Feuers-Glutt, dennoch ist und bleibet das schönste Metall so den Menschen lieb und angenehm ist, und sie sehr ergötzet; also ist und bleibt der h. Ehestand, ohngeachtet der Creutzes-Wuht und der grössesten Trübsahls-Hitze, dennoch ein geehrter, vergnügter und Seegensvollen Stand; von dem es heist: wol dir, du hast es gut! Dein Weib wird seyn wie ein fruchtbarer Weinstock umb dein Hausz herumb, deine Kinder wie die Oehlzweige umb deinen Tisch her; und

[190]) W. war Pfarrer in Eisenberg.

also wird geseegnet der Mann der den Herrn fürchtet. Und was ist im Ehestande auch das nicht vor eine grosse Vergnügung und Ergötzlichkeit, wenn ein liebreicher Ehegatte dem andern seine Noht klagen und entdecken, und sein gantzes Herz ausschütten, wenn in liebreicher Harmonie einer des anderen Last tragen und also das Gesetz Christi erfüllt werden kann".

Zu keiner Zeit und an keinem Ort hat man sich ein evangelisches Pfarrhaus ohne eine echte und rechte Pfarrerfrau denken können. Gedachte und gedichtete Pfarrerfrauen sind aber noch lange keine wirklichen. Ein Paar gedichtete Pfarrerfrauen, welche der von uns geschilderten Zeit angehören, hat uns die Feder des Humoristen Hippel in seinen „Lebensläufen" und seiner „Lebensgeschichte" überliefert.[191]) Auf Grund dieser stark poetischen Darstellungen hat Hofprediger Bauer in seinem Buche „das evangelische Pfarrhaus" die Zeichnung des Pietistenpfarrers aus unserer Provinz genommen. Wir machen von diesen Schilderungen, so verführerisch die Verwerthung derselben ist, absichtlich keinen Gebrauch. Hippels Vater war nicht, wie Hippel auch in seiner Lebensgeschichte irrthümlich behauptet, Prediger, sondern Rektor und sein Oheim Bernhard Hippel, Pfarrer in Löwenstein war nicht Pietist, sondern wenn man ihm den poetischen Flaum abstreift, Poetaster und Disputax. Hippels Mutter und seine Tante Regina in Löwenstein, nach deren Wittwensitz er sein Bauerhäuschen in seinem Hufengarten eingerichtet haben wollte, mögen liebe, herzige Frauen gewesen sein, wenn sie aber geschichtlich nicht zu verwerthen sind, so haben sie das lediglich dem unberechenbaren Humor ihres Sohnes und Neffen zu danken.

Damals wie heute sollte eine Pfarrerfrau nichts sein als die Gehilfin des Mannes. „Eine treue Frauenhand ist des Priesters Seegenstand".[192]) Die Eigenthümlichkeiten der Pfarrerfrau ergeben sich daher aus dem Stande des Mannes und dieser ist kein leichter Stand:[193])

„Leiber-Sorgen quälen sehr, Seelensorge noch viel mehr
Soll man bei so schwerem Ambt noch mit dem Gesinde streiten und den
Knecht zum Pfluge leiten

[191]) Letztere in Friedr. Schlichtegroll. Nekrolog auf 1796 II. u. 1797 I.
[192]) Babatius an Vogel 20. Nov. 1714. Carm. nupt. IV, 216. [193]) ebendas.

Wird die Sorg noch einst so schwer. Priester und auch Wirthe sein,
das verdoppelt Sorg und Pein,
Gleich besorgen spat und früh, Kirch' und Canzel, Hausz und Felder,
Beichtstuhl Altar, Wiesen, Wälder,
Das ist nicht vor einen Mann, wer dem Altar dienen sol, kan das Haus
nicht warten wol“.

Welche Last ist da schon auf die Schultern der armen Pfarrerfrau gelegt. Trägt sie dieselbe geduldig,

„Seht wie wohl sich dieses schickt, er kan seines Ambtes pflegen,
Sorgen, die sich sonst erregen, lässt die Wirthin ihre seyn;
Seht, wie hurtig er studirt, wenn die Frau die Wirthschaft führt“.[194])

Leider stehts nicht überall so. Der gelehrte M. Mich. Lilienthal kennt Fälle[195]) in denen Dorfprediger mehr von der Wirthschaft als vom Predigtamt Profession machen. „Das letzte tractiren sie als eine Nebensache und gleichsam im Vorbeygehn: den Acker aber zu bestellen, die Viehezucht und andere Ruralia zu besorgen, ist ihr Hauptwerck. Mit solchen Nahrungssorgen und Bestellung der Hausgeschäffte bringet dessen der in der Wirthschafft zu sehr vertieffte Dorffpriester die fünff erste Tage der Wochen zu, es müsste ihn denn eine Ambts-Verrichtung daran hindern. Sonst aber wird man den Herrn Pfarrer nicht so wohl in seiner Studier-Stube, als gemeiniglich auf dem Felde, oder im Walde, oder im Garten, oder unter dem Viehe in den Ställen antreffen, auch selten von etwas anders, als von seiner Wirthschafft, wie sauer ihm dieselbe werde und wie wenig oder viel sie ihm eingebracht habe, discourriren hören. Kommt denn der Sonnabend herbey, so sind noch wohl etliche, welche auf die Sonntagsarbeit gedencken und da darf binnen etlichen Stunden niemand vor sie kommen, sondern sie studiren alsdann (wie ihre Frauens sprechen), das ist, sie sitzen über einer Postille und schmieren daraus eine Predigt zusammen, die sie des Sonntagsmorgens auf der Post memoriren. Jedoch viele geben sich nicht einmahl diese Mühewaltung, sondern sie haben etwa drei bis

[194]) Carm. nupt. IV, 216.

[195]) Einen in der That Wohl-Ehrwürdigen, Grosz-Achtbaren und Wohlgelahrten Landprediger wollte in der werthen Person Tit. Herrn Gottfr. Willamovii ct. bei dessen Anno 1726 den 26. Febr. erfolgt. Absterben entwerffen M. Mich. Lilienthal. Königsberg. Acad. Buchdruckerey.

vier Jahrgänge von Predigten über die Evangelia, die sie entweder berühmten Predigern ehemals nachgeschrieben, oder von andern gravi aere erkaufft haben. Damit behelffen sie sich, sie mögen sich nun auf ihr Auditorium schicken oder nicht und wiederholen dieselbe so offt, dasz es endlich die einfältige Zuhörer selbst mercken und auf den Fingern herzusagen wissen, was der Herr Pfarrer auf den Sonntag haben wird. Stirbt denn etwa jemand und es wird eine Leichenpredigt verlanget, so stehet es denen Leidtragenden nicht frey einen convenablen Leichentext zu erwehlen, sondern der commode Herr hat etliche Universalia fertig z. E. vom Hirschen Ps. 42, 2, vom Löwen Jes. 38, 13, vom Kampf 2. Tim. 4, 7 u. s. w. Damit müssen sie sich denn, sie wollen oder nicht begnügen lassen".

Wo des Mannes Geist in den Sorgen der Nahrung aufging, hatte die Frau sicher ihre Hände im Amt und schon damals war es den Gemeinden unliebsam, wenn Mantel und Schürze, Kirche und Küche nicht reinlich geschieden wurden. Der Frau des Bischofs von Sanden rühmte man es am Sarge besonders nach,[196]) dass sie sich nie in Kirchenangelegenheiten gemengt, sondern allzeit nur „als der Mond von ihrer Ehe- und Ehrensonne" bestrahlt sei. Man hört jedoch auch, dass Pfarrerfrauen die Kirchspielseinsassen bei Einsammlung der Kalende „überforderten und überschimpften," weshalb es 1724 ausdrücklich verboten wurde, dieselben bei der Einforderung der Kalende mitzunehmen. Bezeichnend ist es auch, dass eine Pfarrerfrau zu Eisenberg um diese Zeit noch ihren Wittwensitz im Kruge aufschlug und die Pfarrerwittwe in Balga noch 1718 mit der Hökerei begnadigt wurde.[197])

Vor Allem durfte die Frau das Wort nicht verachten, das der Mann predigte. Man wollte in ihr des Mannes erstes Beichtkind sehen. Die Frau des Pfarrers Regius, Louise Charl. geb. Flottwell, die Tochter der frommen Pfarrerfrau aus Laptau, welche von ihren Kindern mit Monica verglichen wurde, „sonderte gewisse Stunden am Tage zum Gebet und zur heiligen Arbeit in der Lesung der Bibel und anderer

---

[196]) Leichenpredigt von Vogel 1723. S. 13.
[197]) Rogge, das Amt Balga, 6. Cap. Altpr. Mtsschr. VII. S. 645.

geistreicher Bücher aus.[198]) Sie konnte um so mehr Zeit auf Andachtsübungen verwenden, als sie keine Kinder hatte. Dafür fanden Wittwen und Waisen stets ein warmes Plätzchen in ihrem Herzen und Hause.

Einen schwerern Stand hatte Catharina Elisabeth, Tochter des Altstädtschen Pfarrers Joh. Quandt, welche die letzten dreizehn Lebensjahre des kranken Domdiakonus Golz verschönte. Ihr Mann, ein überaus pflichttreuer Geistlicher, „stand so manchmal bei langwieriger Krankheit seiner Herren collegarum, bei seinen selbst eigenen Zufällen und krankem Leibe wenn Colica, Stein und Gicht ihre Abwechselung bei ihm hielten unermüdet (dem Amte) vor, entzog sich auch nicht zu möglichen Verrichtungen in die Kirche und Häuser tragen zu lassen“.[199])

Seine Frau wehrte als echte Pfarrerfrau nicht seinem Eifer, sondern stärkte und pflegte ihn in der Arbeit.

„Es ist bekannt“, heisst es in der Leichenpredigt auf ihren Mann,[200]) „dass sie ihren verhimmelten Eheherrn als eine andere Sara ihren Abraham, als eine Artemisia ihren Mausolum geliebet. Wenig Freudentage hat sie in ihrem dreizehnjährigen Ehestande gehabt, ihre Liebe ist aber niemalen müde geworden. Durch ihre beständige Treue und liebreiche Verpflegung, wobey sie ihre eigne Ruhe und Gesundheit hindangesetzet, ich gedencke nicht an die liebreiche Aufferziehung derer Kinder, an welchen sie fast mehr Liebe als eine leibliche Mutter bezeiget, da sie dieselben durch ihre Lebensregeln und ihren exemplarischen Tugendwandel treu eiffrigst in der Zucht und Vermahnung zum Herrn aufferzogen. Es erkannte auch solche Liebe ihr seliger Eheherr. Sein Mund war schon verriegelt, seine Augen gebrochen, die Gebeine zermalmet, die Hand hingesuncken, als sie ihn mit ihrer Hand ergrief, führete er dieselbe mit mühsamer Schwierigkeit zu seinem Munde und küssete sie zu dreyen Mahlen zum Zeichen der Danckbarkeit vor ihre Liebe und ist daher auch dieses sein liebreicher Segen: Dominus tecum! der Herr wird mit dir seyn“.

---

[198]) Kreuschner, Leichenpredigt S. 27. Zach. Regius war erst Pfarrer in Wargen, dann Diaconus im Kneiphof.

[199]) Leichenpredigt auf Golz v. Flottwell 16. April 1715. S. 29.

[200]) ebendas. S. 19.

Auch das Loos der städtischen Pfarrerfrau war oft nicht leicht. Als M. Mich. Lilienthal sich 4. Nov. 1713 mit Regina Agnes, der ältesten Tochter des verstorbenen altstädtschen Stadtraths Christof v. Kohlen vermählte, hatte er nichts als eine jährige Besoldung von 100 Preuss. Mark, ungefähr 23 Thaler.[201])

Zuweilen aber verschönte und beförderte auch der Wohlstand das stille und liebliche Familienleben im Pfarrhause. So sagt der haberbergsche Diaconus Christof Schultz in der Leichenrede des 15. Dec. 1715 gestorbenen Haberbergschen Pfarrers Coelestin Georg Neufeld: „Bey dem allen erfuhr er auch, dass es nicht umbsonst sey, wenn man Gott treulich dienet, sondern Gott beseeligte ihn davor mit vielen Güttern Leibes und der Seelen unter welchen er alle mahl mit dehmüthiger Erkänntlichkeit seinen hochbeglückten, liebreichen und gesegneten Ehestand gerechnet, da ihn die allwaltende Hand Gottes Anno 1685 den 4. October mit der Woll-Edlen, Aller Ehr- und Tugend-belobten Jungfer Elisabeth, Seel. Herrn M. Jacobi Bohlii treu verdienten Pastoris an der Thumkirchen c. t. nachgelassenen jüngsten und liebsten Tochter, anjetzo höchst bestürzten Frau Wittwe ehelich vermählete und verknüpfte, mit welcher Er bisz ins 31 Jahr so höchst vergnügt gelebet, dasz Ihnen beyderseits die Jahre als eintzele Tage vorgekommen, auch durch Gottes Seegen mit einander 8 Kinder gezeuget“ u. s. w.

Wir fassen schliesslich das Bild einer musterhaften Priesterehe zusammen in ein paar Worte, welche gelegentlich der goldenen Hochzeit des Pfarrers Georg Blieszner zu Gr. Engelau und seiner Ehefrau Elisabetha geb. Töppen dem Jubelpaar geweiht wurden:[202])

„Es hat die lange Zeit die Eintracht nicht versehrt,
Vielmehr die Liebes-Gluth in Beyder Brust vermehrt,
Es ist in Ihrem Stand nie Ueberdruss verspühret,
Weil Lieb und Frömmigkeit die reine Eh' gezieret;
Deswegen hat es auch an Kindern nicht gefehlt,
Die ihnen Gottes Hand recht reichlich zugezehlt“.

Einen echt priesterlichen Hausstand schildert Bernh. v. Sanden d. J. beim Begräbniss des altrossgärtschen Pfarrers Georg Falck

---

[201]) Acta Boruss. III. 816.
[202]) 1. Aug. 1743. Carm. grat. II, 137.

19. Sept. 1720: „Stelle ich mir endlich seinen Hausstand vor, so erblicke ich eine Ehren-Ceder, die sich rühmlichst ausbreitet. Da sind die Herren Söhne Ehrwürdige Männer, welche in den Fusztappfen des Seel. Herrn Vaters schon lange Jahre der Kirchen Gottes gedienet. Da sind die Frauen Töchter, aus welchen Enckel und Enckels-Kinder durch Gottes Seegen herstammen, und unsern in Gott ruhenden Alten in der Welt zu einem ansehnlichen Gross- und noch ansehnlichern Elter-Vater gemacht haben, wodurch er im Ruhm bleibet grünen, auch nachdem er selbst in der Welt verwelket. Er ist wie ein Baum gepflanzet an Wasserbächen und seine Blätter verwelcken nicht".

Der Vater wird gelobt um der ehrenreichen und tüchtigen Nachkommenschaft willen und doch verdankt dieselbe ihr Dasein zum grössesten Theil der stillen, bescheidenen Pfarrerfrau, der „Hausehre", die so demüthig zurücktritt hinter ihren Mann und doch das ganze Heim auf betendem Herzen und starken Schultern trägt und mit ihren treuen arbeitsamen Händen leitet, die oft in ihrer Armuth doch so gern herberget und allzeit gastfrei ist ohne Murmeln.

Das verborgene Herzensleben des Pfarrers jener Zeit mögen noch ein paar Worte aus der schon erwähnten Leichenrede auf Neufeld darlegen, ehe wir die geistliche Amtsthätigkeit desselben näherer Betrachtung unterziehen. Schultz sagt von Neufeld: Der „Gaben des heil. Geistes bediente er sich nicht nur zu seinem belasteten Ampte, sondern auch zu seiner eigenen Heiligung und war nicht den stummen Wegweisern gleich, so andern den Weg zeigen, ihn aber selbst nicht wandeln. Weil er aber bey dem allen sich nicht gerechtfertiget befünde, so erkandte er seine eigne Schwachheit, opfferte nicht nur vor des Volckes, sondern auch vor seine eigne Sünde durch das tägliche Rauch-Opffer seines andächtigen Gebehts und durch fleissige Genieszung des Hochwürdigen Abendmahls und bewiese sich in seinem gantzen Leben seinem Heylande getreu, in Kranckheit, Creutz und Wiederwärtigkeit geduldig, in seinem Ampt unverdrossen, seinem Nechsten auffrichtig und dienstfertig, denn, Honig im Mund und Gall im Hertzen hegen, war ihm verdammlich, gegen die Seinigen liebreich und sorgfältig, gegen die Armen wohlthätig".

Das amtliche Leben des Geistlichen glauben wir am besten an der Hand eines Aufsatzes schildern zu können, der vom Pfarrer Gottfried Pechull zu Mühlhausen, Diöcese Pr. Eylau verfasst,[203]) die gottesdienstlichen Gebräuche in seiner Gemeinde schildert, welche, da sie sich auf die Kirchenordnung gründeten, von denen anderer preussischer Gemeinden nicht wesentlich verschieden sein konnten.

Sonnabend nachmittags 1 Uhr ertönt die Vesperglocke. Die Beichtleute kommen zusammen, ein Busslied versetzt dieselben in die rechte Stimmung. Nun ertönt die Collecte: Herr handle nicht mit uns nach unsern Sünden etc.[204]) Vom Altar aus wird danach mit den Confitenten das Katechismusexamen gehalten. Hier hat der Beichtvater Gelegenheit seine seelsorgerlichen Gaben in ihrer ganzen Fülle zu entfalten und dabei seine Specialkenntniss vom Seelenzustande der einzelnen Confitenten zu bewähren.[205]) Er musste mit den müden Seelen zu rechter Zeit und in rechter Art reden, die Traurigen trösten, aber auch dem sündigen Volk seine Uebertretung verkündigen und nicht schonen. Allemal musste er sich als ein aufrichtiger Nathan, als ein getroster Paulus und, wie es nöthig, als ein eifriger und sanftmüthiger Apollo aufführen. „Denn es sind treue Gottesknechte wie Bienen, welche Honig, aber auch den Stachel bey sich führen müssen, den Honig des Evangelii die Betrübten zu erquicken, den Stachel des Gesetzes die Gottlosen mit Nachdruck zu bestraffen“.[206])

In der Beichte galt es fein zu scheiden „zwischen vorsätzlichen, Todt- und denen Schwachheitssünden.“

Wehe dem Geistlichen, „dem die Distinction zwischen der grossen und kleinen busse zu philosophisch war“ und der keine „Proportion

---

[203]) Derselbe befindet sich in der, handschriftlich verfassten, „Mühlhäuser Kirchenchronik“ S. 101. Einige Nachrichten aus derselben sind vom Kantor Lettau Preuss. Prov.-Bl. Bd. V. (1831) und Bd. VIII. (1832) veröffentlicht.

[204]) Kirchenordnung Fol. 64 b.

[205]) Wir halten die nachfolgende Darstellung im tenor der Zeit, die sie schildert, und könnten, wenn wir den Text übermässig mit Noten belasten wollten, jedes Wort durch ein Citat aus einer der vielen Predigten und geistlichen Schriften aus dem ersten Viertel des 18. Jahrhunderts belegen. Wir bemerken aber ausdrücklich, dass keine Schrift benutzt ist, die nicht unserer Provinz angehört.

[206]) Flottwell, Leichenpredigt auf Schröter S. 13.

inter delictum et poenam“ zu machen wusste.[207]) In dieser Kunst war der ältere Quandt ein Meister.

„Wie klüglich wuste Quandt die Straffen auszutheilen?
Sein heisser Eyfer gliech der hellen Feuerseulen,
Dadurch der Herr sein Volck auf rechte Wege zieht.
Obgleich die meiste Zahl mit frembden Augen sieht,
Die nicht, warum sie flammt, nicht den Verbrecher kennet
Und, weil sie selbsten blind, von blindem Eyfer brennet.
Je mehr die Erde dich, behertzter Quandt, bestürmet,
Je kräfftiger hat dich des Himmels Arm beschirmet,
Du zeigtest Sinai mit schwartzem Rauch bedeckt,
Wo der Posaunen Thon den Nahenden erschreckt
Und führtest Israel bei Blitz- und Donnerschlägen
Wie Moses seinem Gott das rohe Volck entgegen“.[208])

Doch — das Katechismusexamen ist zu Ende, der Organist intonirt: „Es woll' uns Gott genädig sein“, der Pfarrer begiebt sich in den Beichtstuhl und absolvirt jeden Einzelnen, in dem er ihm segnend die Hand aufs Haupt legt. Dann zieht er sich in sein „Studierstüblein“ zurück, das, wie wir aus Pfarrhausbeschreibungen jener Zeit ersehen, immer in irgend einem stillen Winkel am Erker oder Giebel angelegt war, um in der Sabbathsstille sein Predigtstudium zu vollenden.

Drei Mal tönt im Sommer das volle Kirchengeläut in den hellen Sonntagsmorgen hinein, um 6, 7 und 8 Uhr, im Winter je eine Stunde später. Im Sommer ist das regelmässige Eingangslied: „Herr Gott dich loben wir“, in den ganz kurzen Tagen des Winters tritt an Stelle desselben ein Morgenlied. Das Kyrie Eleyson ertönt danach aus der Gemeinde und der Geistliche antwortet vom Altar mit dem „Gloria in excelsis“, welches die Gemeinde mit dem Liede: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr“ aufnimmt. Der Geistliche bereitet indessen den Abendmahlstisch, giesst den nöthigen Wein in die Kelche und zählt die Oblaten für die Communicanten ab.

Ist die Gemeinde mit dem Liede und er mit seiner Arbeit fertig, spricht er den Segen, singt die betreffende Tages-Collecte und verliest

---

[207]) Lilienthal auf Willamowius.
[208]) Joh. Val. Pietsch auf Quandt's Tod 4. Aug. 1718.

die Epistel, nach welcher die Gemeinde ein auf dieselbe bezügliches Lied singt, nach dessen Beendigung der Geistliche wieder den Altar betritt, um das Evangelium zu verlesen, danach wird der grosse Glaube gesungen und nun folgt — die Predigt. Hier verlassen wir einstweilen die Mühlhäuser Kirche, um uns unter den Predigern der Provinz umzusehen und ihre Predigtweise in wenigen Strichen zu zeichnen.

Die Prediger waren damals wie heute gar verschieden. Obenan stand der Modeprediger. Er huldigte dem verkehrten Geschmack seiner Zeit und hatte er noch, wie gewöhnlich, das Unglück Professor zu sein, so war leider häufig genug auf ihn das alte Sprichwort anwendbar: „Je gelehrter, desto verkehrter". Kam er von seinem eiteln Prunken mit Gelehrsamkeit, das sich oft in die wunderlichsten Formen und gesuchtesten Bilder und Gleichnisse kleidete, nicht ab, so hatten seine feilen Lobhudler daran mindestens so viel Schuld, wie er selber. Unverschämt sagte man ihm Schmeicheleien ins Gesicht, vor denen heute ein Schauspieler erröthen würde und überschlug sich dabei so, dass zuletzt sich sogar die Worte nicht mehr einstellen wollten, weil die stärksten Hyperbeln durch den beständigen Gebrauch ihren Werth verloren hatten. Den Bischof von Sanden nannte man den preussischen Chrysostomos, obwohl derselbe gar nichts mit diesem christlichen Rhetor gemein hat, der in der leichten und ungezwungenen Eleganz seiner Redeweise an die geistreichen Hofprediger Ludwigs XIV. erinnert. Mit wem sollte man den „grossen" Quandt vergleichen? Pfarrer Engelbrecht in Tapiau wusste Rath. Er setzte den Chrysostomos einfach ab und gab seine Stelle dem Herrn Oberhofprediger Quandt.

„Lass mit Chrysostomo das Alterthum nur prangen,
Die späte Nachwelt selbst wird unsern Quandt verlangen.[209])

Ein Anderer multiplicirte die beiden orthodoxen Sandens mit dem Synkretisten Dreier, um Quandt als Product seiner Rechnung herauszubringen:

„Der Sanden grosser Geist ruht noch auf seiner Brust
Und Dreiers Andachtsstern wird ganz durch ihn erneuert".[210])

[209]) Carm. grat. II, 110.
[210]) ebendas. 61.

M. Mich. Sack, der jedenfalls eine Stelle brauchte, suchte vergeblich in der Menschheit nach einem Ausdruck für seine überschwenglichen Gefühle und stürzte sich kühn in das All:

„Zwar ist dein grosser Ruhm ein unermesslich Meer,
Ein hoher Caucasus, der tieff und hoch verbleiben,
Wenn sonst kein Bach, kein Fluss, ja keines Sandes Heer
Dies Wellenschwangre Meer und diesen Berg auftreiben“.[211])

Glücklicherweise war Quandt bescheidener als seine Vorgänger und ist wenigstens nach dem Urtheil Friedrichs des Grossen unter die besten Kanzelredner seiner Zeit zu zählen.

Seinen, über ihm vergessenen, Vater übertraf er sicher an Gewandtheit, doch bleibt es fraglich, ob er denselben an Tiefe erreicht. Im Uebrigen ist er, wie die Geschichte gelehrt hat und von manchem, seiner Zeit hochgepriesenen, Mann noch lehren wird, weder ein Caukasus noch ein Meer gewesen. Seinen Vorgänger, den jüngern Sanden, welchen man als Professor, wie wir gesehen, unter die Götter versetzte, brachte man, als er die löbenichtsche Pfarrstelle mit der kneiphöfschen wechselte, unter die Blumen. Seine Zuhörer im Collegio catechetico überreichten ihm nämlich bei der Gelegenheit ein Gedicht „die versetzte Tulpe“, in dem es heisst:[212])

„Und wie erfreut seyn nicht die schöne Pregelinnen,
Die unter Pallas Stab als treue Musen stehn,
Dass diese rare Tulp' nun wächst an ihren Zinnen,
Und keiner, sie zu sehn, zum steilen Berg darf gehn“.

Zum Ueberfluss wird der Werth der Wunderblume gleich abgeschätzt, denn eine gelehrte Anmerkung besagt: „dass vor eine eintzige Tulpenzwiebel 3000 Gülden und vor zehen Tulpen-Zwiebeln 12000 Gülden sind gezahlet worden“.

Sehen wir uns nun eine Modepredigt jener Zeit an. Der bedeutendsten eine war gewiss diejenige, welche Bischof Bernhard von Sanden am

[211]) Carm. grat. II, 59. Quandt hat keine Predigt drucken lassen. Ein Gebet als kurze Probe seiner Kanzelberedsamkeit findet sich Preuss. Prov.-Bl. Bd. VII. (1832 a) S. 20, wo auch das Urtheil Friedrichs d. Gr. über ihn mitgetheilt wird.

[212]) Carm. grat. II, 70. Derartige Vergleiche scheinen besonders im Löbenicht Mode gewesen zu sein. Diac. Arnold Heinr. Sahm wurde vom Stud. Joh. Jac. Rohd mit einer Aloë verglichen (Carm. grat. II, 65).

Sonnt. Sexagesima 1701 vor Friedrich I, kurz vor dessen Abreise, über Luc. 8, 4—15 und Prov. 14, 28 hielt. Der bischöfliche Chrysostomos muss unerhörte Studien zu dieser Predigt gemacht haben. Ein Text genügte ihm nicht. Der Titel lautet: „Dass die Herrlichkeit eines Königes in der Vielheit des Volks bestehe, ausz den Worten Luc. VIII, 4—15: „Da nun viel Volks beyeinander war und aus den Städten zu Jesu eileten" u. s. w. und aus Prov. XIV, 28: „Wo ein König viel Volks hat, das ist seine Herrlichkeit" u. s. w. Die Predigt umfasst 36 Folioseiten und beginnt mit einer Anrede an den König, die einen Vergleich zwischen diesem und Salomo enthält, bei dem Friedrich I. keineswegs schlecht wegkommt. „Ewr. Königl. Majestät führen nicht allein den Namen Salomo, denn ja Salomo so viel heist als Friedrich, sondern suchen auch dessen weiser und löblicher Regierung zu folgen" u. s. w. Nun wird Preussen von „Preis" abgeleitet und das „gepriesene Land" mit dem gelobten Lande Salomons identificirt. · „In Summa, dass Preussen könne genennet werden ein Land, da Milch und Honig innen fleust, wird woll Niemand in Abrede seyn. Wannenhero man es vor Zeiten eine Schmeergrube genannt und nach Heydnischer Art zu reden gesagt hat: Wann Jupiter vom Himmel sollte fallen, könte er kaum in ein besser Land, als in diesz Land Preussen fallen, wie Sebastianus Munsterus meldet Lib. III. Cosmograph cap. 477 p. m. 1119.[213])

Nun werden die zwölf Gaue Preussens mit den zwölf Stämmen Israels verglichen und die Karte des Tilemannus Stella Sigenensis von Palästina mit der Karte Caspar Hennenbergers von Preussen, „die nachmahlen von Johanne Janssonio enger eingezogen ist". Wie Widowytus, nach Matth. Waissel, dieses Land einst als ein König beherrschet, also kann solches mit viel grösserem Fug und Recht ein Königreich sein und heissen u. s. w.

Die Predigt selbst zerfällt nun in eine Vorbereitung zum Gebet, Verlesung des Textes, Vorbereitung zur Predigt, in welcher hauptsächlich

[213]) Valerius Herberger, der berühmte Kanzelredner zu Fraustadt und Dichter des Liedes „Valet will ich dir geben" sagte 1601: „Das Preussenland pflegt man zu nennen das gelobte Land, denn es ist eine rechte Schmalzgrube". Das Leben des Val. Herberger von G. Pfeiffer. Eisleben u. Leipzig 1847. S. 90.

die Ehre hervorgehoben wird, welche der Schlosskirche durch die Krönung „des preussischen Salomo“ widerfahren. „Denn so auch wir von dem, was vorgegangen ist, schweigen wollten, diese Cantzel und diesz Altar, welche von der Königl. Munificenz zeugen, ja die Steine reden würden“.

Nun folgt Abhandelung des Textes. Nach dem mit vieler Gelehrsamkeit und einem lateinischen Citat des Philo in Flaccum die Bevölkerungsverhältnisse in Bezug auf Christum, Salomo und Ahasverus dargestellt sind, wird das Resultat gezogen, dass ein Königreich ohne viel Volks nicht bestehen mag, weder in Kriegs- noch in Friedenszeiten. Ein König muss also auf Vermehrung seines Volks bedacht sein. Ein Volk ohne Ordnung und in Confusion gereicht einem König aber zur Unehre. Hier findet sich eine schöne Gelegenheit das hebräische בְּרָב־עָם = „in multiplici populo“ in breitspurigster Weise zu besprechen und schliesslich mit Herbeiziehung von Luc. 9, 14 als ein in „Schichten“ d. h. gute Ordnungen gestelltes Volk zu erklären. „Hingegen wo die gute Ordnung und Einrichtung zurückbleibet, kan die Vielheit des Volcks die Herrlichkeit des Königes schmälern. Ein bekanntes Exempel haben wir des fals in der weltlichen Geschichte an Xerxe, dem Könige der Perser. Selbiger hatte ein so vieles und mächtiges Volck, dasz Er das Meer mit Schiffs-Flothen, die Erde mit Krieges-Heeren bedecken, den Hellespontum heben, den Berg Athon durchgraben, auff dem Meer gehen und Berge schiffbahr machen konte, wie Cicero von ihm schreibt Lib. II de fin. Er führete zum Streit wieder die Lacedaemonier auff, viel tausendt Perser und ward doch ad Thermopylas, von 300 Lacedaemoniern, die zum Heerführer Leonidam hatten, geschlagen, wie es ihm Demaratus vorhergesagt hatte“. Zum Beweise, dass der hochwürdige Bischof nicht flunkere, sind die Belegstellen aus Cicero und Seneca unter dem Text in der Ursprache abgedruckt. Nun wird mit lateinischen Citaten im Text aus Augustinus de civitate Dei Lib. IV, c. 4 bewiesen, dass weitläufftige Königreiche ohne Ordnung Raubereyen seyen. Nachdem auch noch Xenophon über Cyrus angeführt ist, wird die Nutzanwendung auf Friedrich I. gemacht: „In was gutter Ordnung S. Königl. Majestät Ihre höchste Herrschaft und Königreich führe, dessen haben Sie eine herrliche Probe sehen lassen, eben bey dem hohen Actu Ihrer

Kröhnung, darüber sich in Warheit Einheimische und Auszwärtige sehr verwundert haben".

Wir stehen erst bei Fol. 29, doch wir glauben dem hochwürdigen Bischof schon genug leeres Stroh nachgedroschen zu haben, so mühsam dasselbe von dem Chrysostomus seiner Zeit auch einst eingesammelt sein mag. Namentlich graut uns vor den lateinischen Citaten, die wir auch auf den folgenden Seiten bemerken. Der jüngere Bernhard von Sanden überragte seinen Vater noch weit an Eitelkeit und Geschmacklosigkeit und namentlich seine Casualpredigten gleichen häufig Wassersuppen, in denen lateinische, griechische, syrische, hebraeische und chaldäische Citate die Fettaugen bilden. Er bekam leider nicht nur als Professor, sondern hauptsächlich durch seine „Auslegung der Sonn- und Festtäglichen Evangelien durch's gantze Jahr (MIↃCCXI)", welche auf Königlichen Befehl in die Kirchen des ganzen Landes eingeführt wurde, einen bedeutenden Einfluss auf die Predigtweise seiner Zeit und viele seiner Schüler bemühten sich ihn in gelehrter Geschmacklosigkeit zu überbieten.[214]) Den Eindruck, welchen solche Predigten auf das Volk machten, schildert M. Lilienthal in seiner schon erwähnten Lobschrift auf Willamovius:[215])

„Das arme Volck auf dem Lande weisz insgemein von der Religion nicht viel mehr, als was es in der eintzigen Predigt am Sonntage höret. Und wenn sie denn zu solcher Zeit kommen mit einem christlichen Unterricht aus Gottes Wort ihren geistlichen Seelen-Hunger zu stillen, so bekommen sie zuweilen ein solch elend und mager Futter, dasz sie auf dem Rückwege verschmachten möchten. Sie hören, wie sie sprechen, manche gelehrte Predigten, sind aber unglücklich, dass ihnen die hebräische und griechische Wörter, imgleichen die Testimonia Patrum, die ihr Pfarrer aus der Postille ausgeschmieret, zu *ἀῤῥήτα ῥήματα*, oder unaussprechlichen Worten werden. Nächstdem hören sie auch eine weit hergesuchte Erklärung des Evangelii, aber nur was die historischen Umstände betrifft, die sich ihr Pfarrer recht sauer werden läszt durch

[214]) Wir haben andere Predigten dieses Zeitraums in „Das Amt Balga" Altpr. Mtsschr. VII. S. 632 ff. skizzirt.

[215]) s. Anm. 195.

den bekannten Vers: quis, quid, ubi etc. durchzupeitschen. Kein eintziger Glaubens-Artikul wird in seinem völligen Umfang viel weniger die ganze Ordnung des Heils in ihrem Zusammenhang den armen Leuten vorgetragen. Einige machen ihre Predigten zu einem Spruchbuch, nehmen einen Spruch nach dem andern aus der Concordance und besetzen damit ihre Predigt von unten bisz oben, erklären aber unter denen so häufig zusammengeraffelten Sprüchen kaum einen. Wenn denn nun ein solcher Spruch-Bether zu predigen auffgehöret, so hat die grosse Menge der angeführten Sprüche das ohnedem schwache Gedächtniss der gemeinen Leute dergestalt übertäubet, dasz sie sich hernach nicht des geringsten zu ihrer Erbauung besinnen können".

Die geschickte Feder Gottlieb Richters[216]) zeichnet uns noch eine andere Species von Predigern jener Zeit, die das gerade Gegentheil der Modeprediger bilden. Er rechnet dieselben zu den „einfältigen oder vielmehr nachlässigen" Predigern, doch dürfte vielleicht der Name „Kanzel-Raufbold" das Wesen derselben passender bezeichnen. „Wie verwaltet der einfältige Prediger sein Straff-Ambt bei der Gemeine? In den ersten Theilen seiner Predigten hat er doch noch etwas Fleisz angewandt, fängt er aber an mit seinen Zuhörern zu keiffen, so bringt er solch nüchtern und albernes Zeug vor, dasz einem angst und bange darüber wird. Jener Prediger, wenn er in Concipirung seiner Predigten auf den Usum epanorthoticum kam, gab sich nicht lange die Mühe, seine Gedanken weitläufftig aufs Papier zu bringen, sondern schrieb nur auf einen ledigen Platz: „Hier muss ich schimpfen!" Kommt unser einfältige Prediger auf den Schimpff-Usum, so wirfft er seine Bruta Fulmina auf alle Zuhörer ohne Unterscheid und macht sie alle zu Teufels-Kindern. Man darff ihm oder den Seinigen nur im geringsten zu nahe gekommen seyn, so wird er den Sonntag drauf ein solch Lerm auf der Cantzel anfangen,[217]) dasz man meynen solte, es müste Sodomiterey,

[216]) Freymüthige Gedancken, was von s. g. einfältigen Predigten zu halten sey. 1720. Lilienthal wendet diese Worte auf preussische Verhältnisse an.

[217]) Anders Georg Falck, Pfarrer an der altrossgärtschen Kirche. Wenn er gefraget ward, was er vor ein Mittel hätte wieder alle Bekränckung seiner Seelen, so antwortete er: „Ich acht's nicht!"

Mord und Todtschlag im Dorffe vorgegangen seyn, so sehr wird die Sache, die man mit wenigen Worten hätte bestraffen können, von ihm exaggeriret. Was soll man nun erst von seiner Leichtgläubigkeit sagen? Er lässet sich von seiner Frauen und Gesinde, von alten Unholden und dergleichen verdächtigen Zeitungsträgern die handgreifflichste Lügen auf die Ermel hefften, die er nachmahls ohn untersucht, auf die Cantzel bringt und eine blinde Salve nach der andern giebet. Es kan endlich kein gifftiger Pfaff im Papstthum so grob und schimpflich mit den Ketzern umgehen, als unser einfältige Prediger seine Zuhörer tractiret. Flegel, Bengel, Narren, Galgendeve, Ochsen, Esel u. s. w. sind noch die besten Ehren-Titul, der gröberen darff man aus Ehrbarkeit nicht gedencken".

Hatte der Pfarrer einen „recht orthodoxschen Geist",[218]) so war der Kampf gegen Ketzer und Pietisten ihm Hauptzweck der Predigt. Oft blieben übrigens die pietistisch gesinnten Geistlichen ihren orthodoxen Amtsbrüdern nichts schuldig, denn ihr Gericht begann in der Regel am Hause Gottes d. h. bei der „orthodoxen Clerisei". Die Kampfesweise beider schildert recht anschaulich Arnold Heinrich Sahme:[219])

„Wenn ein Enthusiast, Manist und Pietist
Nur geiffert leere Wort, recht wie der Antichrist,
Musz Er mit Marck und Kern der Schrifft die Predigt zieren.
Die Ketzer duldet auch ein richtger Lehrer nicht,
Die grosse Heucheley der falschen Friedensbrüder
Ist, weil sie Gott selbst hast, Ihm wie ein Gifft zuwider.
Sein Mantel stehet nicht nach Herren-Wind gericht!
Er weichet nicht ein Haar von Sitten und Gebräuchen,
Die Luther mit Bedacht der Kirch gelassen hat.
Er antwort nicht mum mum! Er nimmt vors Maul kein Blat
Er warnet die Gemeine, wenn Heuchler sich einschleichen".

Unter allen Parteien gab es natürlich auch Männer, welche leeres Wortgezänke mieden und schlicht und treu an der Erbauung ihrer Ge-

---

[218]) Sahme auf Neufeld 1715:
„Mislentae, (den Gott längst zur Seeligkeit erkohrn)
Recht orthodoxscher Geist läszt sich im Enckel hören."

[219]) ebendas.

meinden arbeiteten. Namentlich mancher hochbegabte Landgeistliche widmete in stiller und bescheidener Selbstverläugnung seine volle Kraft dem Volke und suchte seinen Lohn dafür allein bei Gott. So der Pfarrer Willamowius in Cumehnen (gest. 26. Febr. 1726). Mag die Schilderung, die einer seiner Freunde von ihm entworfen auch manchen schlechten Reim enthalten, Niemand, der ein Gefühl für Lauterkeit und Wahrheit in sich trägt, wird das Bild um des schlechten Rahmens willen verwerfen. Uns wenigstens hat die Betrachtung desselben herzliche Freude gemacht und wir hoffen, dass jeder dieselbe theilen wird, dem wir dasselbe zeigen.

„Mehr Gottes Krafft, als Kunst merckt man in seinen Predgen,
Wenn er der Hörer Zahl von Sünden wolt entledgen;
Er traff nicht blosz das Ohr, vielmehr das Christen-Hertz.
Sein Ambt führt er mit Ernst, und nicht als einen Scheitz.
Er diente nicht dem Bauch, und sah nicht nach Praebenden,
Doch liesz er nicht so leicht der Kirche was entwenden.
Das wahre Christenthum war seiner Lehre Zweg.
Er gieng stets selbst voran den angewiesnen Weg.
Er war nicht Zeiger Art, die an dem Wege stehen,
Und den gezeigten Weg niemahlen selber gehen.
Auch war er den nicht gleich, die Noae Arch gebaut,
Und Gottes Wunder-Hand darinnen nicht geschaut,
Er sucht sich selbst, wie die, nochseelig einst zu machen,
Vor derer Seelen-Wohl er must als Hirte wachen.

Er sorgt und behtete vor sich und die Gemein,
Auch vor sein eigen Hausz, in Gottes Gnad zu seyn.
Er hat wie Moses einst und Abraham gebehten,
Dasz Gott möcht gnädig seyn den Dörffern und den Städten.
Es hat auch sein Gebeht des Höchsten Hertz gelenckt,
Dasz er wie Paulo ihm viel Seelen offt geschenckt.
Von Mose wird gesagt, dasz ihm sehr harte Steine
Sind unterstützt, wenn er gebeht vor die Gemeine.
So soll dem frommen Mann hart worden seyn die Knie
Weil er auff selben offt zu Gott mit Andacht schrie.
Er sorgt und behtete vor seine ärgste Feinde,
Vornehmlich that er das vor seine Hertzensfreunde,
Darunter er auch mich aus grosser Lieb gezehlt,
Vor zwantzig Jahrn als wir einander uns erwehlt!

Bei vielen Geistlichen bemerken wir auch grosse Treue und unermüdlichen Fleiss in der Predigt-Arbeit. Bernhard von Sanden vertraute nie die Kanzel ohne Noth einem andern. Der ältere Quandt (gest. 1718) hinterliess[220]) nicht weniger als 3430 vollständig ausgearbeitete Predigt-Concepte, „in denen er den Kern reiner Lehre aus denen Schrifften der Propheten und Apostel fürgetragen." Ausser der Erklährung der Sonn- und Fest-Tags-Evangelien und Episteln erläuterte er in den Wochen-Predigten die 12 kleine Propheten in 428 Predigten wie nicht weniger die Lehre des Glaubens und christlichen Wandels in denen Agendis und Credendis; in den Früh-Predigten den Catechismum Lutheri in mehr denn 300 Predigten, der Casual-Paszions und Leichen-Predigten zu geschweigen, deren einige auff Erfordern an das Tages-Licht getreten, alle aber mit sonderer Mühe und unverdrossenem Fleisz von ihm auffgezeichnet und hinterlassen worden". Johann Quandt gehörte zu den tiefen und gelehrten Predigern, die ihr reiches Wissen wirklich fruchtbar machen können für das Volk ohne mit demselben zu prunken. Joh. Valentin Pietsch sagt von ihm:

„Wie wol erkennt mein Quandt der Sprachen frembde Quellen,
Der Bibel heilige und offt verdrehte Stellen,
Was Sozomon entdeckt, wie nach des Herrn Todt
Die Ketzerey weit mehr als Tyranney und Noht
Die Kirche zitternd macht, was Socrates bemercket,
Theodoret gelehrt und Epiphan bestärcket.

Wie Scaliger das Maasz der Zeiten unterscheidet,
Der Fleisz Petavius die alten Klippen meydet,
Wie sich der Schrifften Sinn sehr offtmahls wiederspricht,
Wenn man die Zeit vermischt, was vor ein neues Licht
Heinlin der Finsternisz zu zeigen sich bemühet,
Der doch die Zeit noch mehr mit Nebel überziehet.

Glaubt, der gelehrte Quandt hat alles diesz durchdrungen,
Allein was nützet es, wenn man mit stummen Zungen
Den Seelen-Schatz verschleust. Wer sich kein Amt erwehlt,
Ist ein gemahltes Uhr, dem Speer und Glocke fehlt,
Das im Verborgenen sein künstlich Rad beweget
Auff keine Zahlen weist und keine Stunden schläget".

---

[220]) Nach der Leichenrede von Christian Langhansen.

Um noch in ein paar Worten wenigstens der äussern Begabung zu gedenken, welche damals den Gemeinden an ihren Predigern gefiel, so trat eine solche, nach Flottwells Leichenpredigt besonders am Domdiakonus Golz hervor. „Gott hatte ihm gegeben eine tieffe, aber dabey donnernde Stimme, womit er die Hertzen der Sichern und Unbuszfertigen zerschmettern konnte. Deswegen war er kein stummer Kirchen-Götz, sondern ein Wächter des Hauses Gottes mit einer nachdrücklichen Stimme". Ein recht kräftiges Organ setzt auch die Predigtweise des M. Stürmer voraus:[221])

„Getrost mit tapferm Muth und als ein rechter Stürmer,
Stürmt er die Höllenpfort und hält sich als ein Mann.
Er schlägt mit Gottes Wort auch die Gewissenswürmer
Und aller Laster Rott."

Doch wir kehren wieder in die Mühlhäuser Kirche zurück, wo inzwischen die Predigt beendet ist, welche nach einem Edict v. 18. Dec. 1714 bei zwei Thalern Strafe nicht länger als eine Stunde dauern sollte. Die Gemeinde singt eben den letzten Vers des Schlussliedes, da klingelt ein Glöcklein vom Orchelchor und ruft den Geistlichen auf den Altar. Die Communion beginnt. Die gewöhnliche Ermahmung aus der Kirchenordnung (Fol. 18, a) wird abgelesen, das Vaterunser gebetet, die Paraphrasis desselben aber ausgelassen, dagegen der zweite Theil der Ansprache (zum andern lieben Freunde Christi u. s. w.) verlesen. Die Consekration und Distribution der Abendmahlsspeise erfolgt, Segen und ein Liedervers beschliessen die Feier.

An hohen Festen findet kein Abendmahl statt. Die dritten Feiertage werden mit einem Morgenlied eingeleitet und das „Te deum laudamus" wird an denselben nach der Predigt gesungen. Der Gottesdienst wird an ihnen mit dem Liede „Nun Gott Lob es ist vollbracht" geschlossen.[222])

Von Ostern bis Michael hat der Landgeistliche an den Sonntags-Nachmittagen noch Vesper-Gottesdienste zu halten, die mit einem Dankliede beginnen, dem sich ein anderes Lied, nebst dem kleinen Glauben

---

221) Erasmi 1704. Carm. grat. II, 76.

222) Beischlag hält merkwürdiger Weise dieses, in Preussen viel gesungene und von Schenck gedichtete, Lied im „Leben eines früh Verklärten" für ein neues, verwässertes.

anschliesst. Statt der Predigt wird eine Catechisation gehalten, an die sich ein auf den besprochenen Gegenstand bezügliches und ein Abend-Lied anschliesst. Ausserdem werden noch Vespergottesdienste mit Predigten an den ersten Feiertagen der hohen Feste gehalten. Am Gründonnerstag, Charfreitag liest der Organist in der Vesper die Passionsgeschichte, am 10. Sonntage nach Trin. die Geschichte von der Zerstörung Jerusalems. Am Busstage mussten mindestens vier Buszlieder gesungen werden.[223])

In Königsberg wurden die Gottesdienste oft durch musikalische Aufführungen verherrlicht, bei welchen namentlich Neidhardt mit seinen Compositionen glänzte.

„Bekröntes Preussen-Land, dein süsser Kirchen-Thon
War, bis zu dieser Zeit, fast gantz und gar verschwunden.
Zwar spricht mein blöder Vers nicht Eccards Noten Hohn
Und bei Stobéen wird kein schlechter Geist gefunden;
Doch könnt ihr todter Leib aufs neu beseelet seyn,
Und nähm ihr altes Ohr die neuen Lieder ein,
Erstaunung liesse sie nicht X nicht B erkennen.
Wie dürften sie so bald nach ihren Löchern rennen“![224])

Da das Landschulwesen um jene Zeit noch sehr im Argen lag, so war die Schulinspection der Geistlichen nur in den Städten von einiger Bedeutung. Als ein „inspector incomparabilis“, dem der Rector und die Lehrer der altstädtschen Schule bei seinem Tode nachweinten, (Lycei publici Rector et Collegae suas fundebant lacrumas) wurde der ältere Quandt gepriesen. In der Elegie, welche das Lehrercollegium der genannten Schule ihm bei seinem Begräbniss (18. August 1718) widmete, findet sich folgende schöne Anerkennung seiner Verdienste als Schulmann:

---

[223]) Die Verordnung vom 23. Januar 1773 schaffte die dritten Feiertage, sowie die Feier des Gründonnerstags ab, verlegte die Feier des Himmelfahrtstages auf den nächsten Sonntag, beseitigte die Wochenpredigten und setzte statt der bisherigen vier Busstage den Mittwoch nach Jubilate ein „als Tag der allgemeinen Demüthigung vor Gott, an welchem die Menschen an die grossen geistlichen Wohlthaten Gottes und die daher entspringenden Pflichten der besondern Dankbarkeit erinnert werden“. Das Edict vom 19. März 1789 setzte den Himmelfahrtstag wieder ein.

[224]) Joh. Birkholtz Carm. grat. I, 28. X und B musikalische Zeichen.

O Quanto Musas nostras dilexit amore!
Cui Schola quottidie plurima cura fuit!
Gratia colloquium quae commendaverit ejus,
Exprimere eloquii Gratia nulla valet.
Gratiae enim in vultum cunctae migrasse putasses,
Caetera ne dicam plurima dona viri.
His meruit coeli prae mundi jure favorem
Majorem, et Major Stella micare polo
Invidet haud Pietas Tibi, Pastor, nostra beatam
Post operas requiem Cousiliumque Dei;
Invidet ast vero nostrum sibi jure Lyceum,
INSPECTORE suo non mage posse frui.
Eheu! Quam vellem, COLLEGAE quam quoque vellent
Te vivum!!! Nostra ast irrita vota cadunt.
Vota cadunt, et gutta cadit numerosa per omnes
Malas, quam Pietas Manibus aucta sacrat
Nam VIGILI TIBI pro CURA quid nostra litaret,
Ni Cineri grates pectore grata Schola?
Grata Schola haec requiem Cineri pacemque precatur,
Et dicit: PATRIS molliter ossa cubent!
Ut legat versus oculo properante viator,
Grandibus in tumuli marmore habeto notis:
INSPECTOR QUANTUS FUERIT, VIR MUNERE QUANTUS
QUANDTUS; QUANDTORUM NOMINA MAGNA SONANT.

Weniger zufrieden war „die Pregel-Schäferin Knipokrene“, die kneiphöfsche „Kathedralschule mit einem ihrer Inspectoren und sprach ihren Unmuth über denselben recht deutsch, wenn auch nicht mehr recht verständlich bei Gelegenheit der Doctorpromotion M. Michael Schreibers aus, der bereits gut gemacht, was sein Vorgänger gesündigt:[225])

„Ich denck ohn Trähnen nicht auf wenge Jahr zurücke
Ach! damahls stund es schlecht um meine Heerd und mich,
Wie wohl mir ahnt's zuvor; ich sah mein **Ungelücke**;
Das Böcklein gieng im Strauch, als wär es kranck und siech,
Die Brems und Stechflieg stach, der Kefer flog mit summen,
Die Eidex, Kröt und Spinn kroch über Gras und Heu

[225]) Carm. grat. I, 181. Wahrscheinlich sollen diese mystischen Andeutungen post festum applicirte Hiebe auf den etwas streitsüchtigen Pesarovius sein. cf. Möller, Gesch. des altstädt. Gymn. Progr. 1847. S. 19.

Den blinden Löchern zu: Ich hört' im Pusche brummen,
Und von dem nechsten Baum ein gräszlich **Krack-Geschrey**
Die Nacht nahm weg den Tag; die Wolcke Blitz-beflammet
Schlug, rollte, rüllt' und brüllt'; Es gosz ihr voller Schlauch
Mit Eimern auf mich zu: Der **Wies-Grund** ward verschlammet,
Die **Auen** ausgespühlt; und Ach! **Bald sah ich Rauch,**
Mein Dach brandt lichterloh! Ich dacht auf **Donner-Schläge,**
Und nimmer nicht, dasz es ein **böser Hirt** gethan,
Gott Lob! nun sind vorbey die **Fehd- und Unglücks-Täge**".

Das amtsbrüderliche Verhältniss der Geistlichen war mitunter auch nicht das beste. Bei der 20. u. 21. Oct. 1701 zu Pr. Eylau gehaltenen Kirchenvisitation mussten die ärgerlichsten Streitigkeiten zwischen dem Pfarrer Jaetzel (gest. 1729) und Diaconus Heling (gest. 1724) geschlichtet werden. Die beiden Geistlichen hatten einander, von der Abendmahlsgemeinschaft ausgeschlossen und der Diaconus, an dem wohl die Hauptschuld lag, hatte sich nicht entblödet, ein besonderes Gebet wegen seines Streites mit dem Pfarrer zu gebrauchen und dadurch der Gemeinde grosses Aergerniss gegeben, da ihm in diesem Gebete noch ein dogmatischer Lapsus passirt war, indem er „Christum den Fürsprecher der Lebendigen und der Todten genennet, wirdt ihm von den Revisoribus ernstliche Weisung gegeben, dasz er propira autoritate keine Gebethe ferner machen und halten, sondern dieses ad Acta bringen solle.

Die Einzelnheiten, welche die Untersuchung ergab, waren zum Theil empörend. So hatte der Diaconus vor mehreren Zeugen im Amtshause gesagt: „Er wundere sich, dass jemand komme, der die Hand sich von ihnen auflegen lasse, er wäre ein Schelm und Pfarrer sei auch ein Schelm".

Der Bürgermeister und der Studiosus Joh. Jätzel zeugten ein, „dass Diakonus 2. Dec. 1700 auf dem Königl. Amtshause in einem Discurs erzählet, wie ein Knecht im Glückstopf das Seinige verspielet und ihn gebeten Geld zu lehnen, welchem er aber den Rath gegeben, er sollte in die Kirchenhalle gehen, ein Vaterunser beten und dann nach dem Glückstopf laufen, Keinen ansehn, sondern in denselben greifen, so werde er gewinnen. Als der Knecht solches gethan, habe er noch über das Alles, was er vorhin beigesetzet auch die Mütze ver-

loren und zurückkommende gesagt: Ja, Herr Caplan, Ihr habt mir schön gelehrt, ich habe noch dazu die Mütze verloren".

Männer der Wissenschaft scheinen übrigens beide Geistliche nicht gewesen zu sein. Da uns der Visitations-Rezess einen Blick in ihre Bibliothek eröffnet, so wollen wir wenigstens im Vorbeigehn in dieselbe hinein sehn.

„An Büchern benennet der Pfarrer zu haben die libros symbolicos, Chemnitium, Gerhardum, der Diaconus gleichfalls die libros symbolicos, Osiandrum, Systema theol. Dieterici, Casus conscientiae Buchneri. Sollen beide ihre Bücher dem Erzpriester Babatio zeigen, welches auch geschehen. Es befand aber derselbe des Diaconus Bibliothec sehr schlecht und als ihm von den Revisoren aufgetragen wurde eine Untersuchung in der Lehre anzustellen, wusste Diaconus nicht eins wie viel Articuli Augustanae confessionis, viel weniger, was in dem ersten oder andern enthalten".

Wie muthet es uns, im Hinblick auf ein so widerliches, amtsbrüderliches Verhältniss, wie das eben geschilderte an, wenn in dem, vom Germauschen Pfarrer M. Friedr. Kesselring verfassten, Lebenslauf des Pfarrers Willamowius erzählt wird, dass derselbe auf sein Ansuchen 1714 in Johann Christian Mahraun einen Adjuncten erhalten und es nun weiter heisst: „Diese, durch Gottes Gnade also zusammen gebrachte Priester haben sich jederzeit beflissen ihrer anvertrauten Heerde ein Beispiel gottgefälliger Friedfertigkeit und liebreichen Betragens zu zeigen, indem in den zwölf Jahren, da sie zusammengelebet, niemalen die geringste Uneinigkeit zu bemercken, vielmehr aber eine schöne Harmonie zwischen denselben zu finden gewesen. Dahero es denn auch geschehen, dass nach Absterben ihres vorigen Beichtvaters, des Herrn Pfarrern in Medenau M. Jacob Meltzers sie beyde unter sich das Ambt gehalten, der Senior seines Adjuncti und der Adjunctus seines Senioris Beicht-Vater und Beicht-Sohn bis an den Tod des Wohlseligen verblieben".

Willamowius gehörte überhaupt zu jenen Geistlichen, von denen man in jeder Zeit die Treue im Grossen und Kleinen lernen kann. Auch der Externa nahm er sich mit grosser Gewissenhaftigkeit an und suchte dadurch das kirchliche Interesse zu heben. Die Kirche

zu Cumehnen verdankte ihm „einen ausgebesserten Thurm, ein mit den erbaulichsten biblischen Geschichten bemaltes Gewölbe, eine neu auferbaute und von der Beschädigung, die vor einigen Jahren durch einen Wetterschlag geschahe, vollkommen wiederumb rectificirte Orgel, ein erhöhetes und bekleidetes Altar, eine neue vergüldete Cantzel, wie auch eine, aus eigenen Kosten neugebaute und vergüldete, Taufe“.

Das gesellige Leben einzelner Geistlichen entsprach nach Lilienthals Bericht leider nicht immer der Würde ihres Standes. Lassen wir ihn selbst erzählen: „Gleichwie nun solcher blinder Leiter Wissenschaft in göttlichen Dingen beschaffen ist, also stehet es auch um ihr Leben und Wandel. Bestehet ihr Glauben in einer unzulänglichen und verworrenen Notice ein und anderer göttlicher Wahrheiten, so ists kein Wunder, wenn er todt ist an ihm selber und wenn statt der Gottseligkeit ein wüstes unordentliches Leben sich allenthalben zeiget, dasz z. E. der Herr Pfarrer auf allen Hochzeiten, Kindtauffen und andere Gelachen bisz auf den letzten Mann bleibet und Poculum hilaritatis so offt wiederholet, dass er taumelnd nach Hause auszgebracht werden, auch sonst im Geitz, Wucher, Zorn, Zanck und Wercken des Fleisches einherwandelt. Wenn denn nun gemeine Leute, die sich ohne dem mehr nach Exempeln als Regeln und Geboten richten, gewahr werden, wie ihr Seelsorger eben so lau und unchristlich wie andre, in den Tag hineinlebet und demjenigen, was er in der Kirche lehret ausserhalb derselben nicht nachkommet, so kanns nicht fehlen, die arme Schaafe müssen dadurch noch ärger gemacht werden, dass sie, wenn andere sie, ihres ungeistlichen Lebens halber bestraffen, dieses ihre nichtige Entschuldigung seyn lassen: Thuts doch der Herr Pfarrer selbst nicht. Ja solche Leute geben Ursach, dasz um ihres ärgerlichen Wandels willen, das Ministerium und Predigtambt, so auf dem Lande stehet, geschmähet und gelästert wird. Die Spötter und Verächter des göttlichen Worts freuen sich darüber und sprechen im Hertzen: Da, da! Das sehen wir gerne! Und da müssen denn überhaupt alle Landprediger ein Liedlein in ihren Zechen und ein Ziel seyn, wornach sie mit ihren Zungen, als mit spitzigen Pfeilen schiessen, und über die Unschuldige sowohl als die Schuldige alle nur ersinnliche Schimpf- und Spott-Nahmen ausgiessen“.

Solchen unwürdigen Menschen, welche den Priesterrock schändeten, kann unsere Provinz aber auch in jener Zeit eine lange Reihe ehrwürdiger Diener Gottes entgegenstellen, die sich sammt und sonders das Lob aneignen konnten, welches Masecovius dem würdigen Georg Falck in einem Nachruf spendet. Nachdem er die treue Amtsführung dieses gottbegnadigten Geistlichen geschildert, „der schon nach seiner Statur und Leibeslänge unter seinen Amtsbrüdern wie ein Palmbaum hervorragte, fährt er fort: „Wodurch solcher höchstgeliebter Greisz sich würdig gemacht, dass Seine Gegenwart in ehrbaren Zusammenkünfften, unter welchen die meisten ihm waren in den Sterbehäusern, aus selbigen die seelig verblichene aus christlicher Liebe zu ihrem Ruhkämmerlein zu begleiten, als eines alten, geistlichen liebreichen Vaters mit grosser Ehrerbietung von ansehnlichen Personen sonderlich beehret werden musste".

Haben wir den Diener des göttlichen Wortes in Ostpreussen in manchen schwierigen Verhältnissen gesehen, so können wir im Oberlande noch den Märtyrer an ihm bewundern.[226])

Zwischen Riesenburg und Marienwerder liegt das Kirchdorf Gross-Tromnau. Im Jahre 1703 war der Pfarrer Mich. Richter von Neudörfchen hierher versetzt. Die herzliche Freundlichkeit, mit welcher derselbe seines Amtes waltete, gewann ihm die Herzen der Deutschen wie der Polen, von welchen im Laufe von 24 Jahren nach und nach über fünfzig Personen, darunter drei Edelleute, zur evangelischen Kirche übertraten. Besonders öffnete die bekannte Thorner Tragödie (7. Dec. 1724) vielen rechtschaffenen Katholiken die Augen über das entsetzliche Treiben der Jesuiten und beförderte die Ausbreitung der evangelischen Kirche. Paul Preuss, der römische Geistliche im benachbarten Kirchspiel Schönwalde, sah mit scheelen Augen auf Richters seelsorgerische Thätigkeit und äusserte 1725 zwei Mal in trunkenem

[226]) Der nachstehende Bericht stützt sich auf eine Aufzeichnung des Pfarrers Mich. Richter (gest. 1736) im Gr. Tromnauer Kirchenbuche, welcher wörtlich abgedruckt ist in „Historische Nachrichten von einem sehr miszhandelten luth. Prediger sammt seiner Familie durch einige boszhafte Bäpstler." 1736. 4°. 16 S. Herausgeber ist ein Lazareth-Medicus I. C. W. M. D.

Muthe zu Galnau und im Warkelschen Hofe, wo zufällig auch einige Edelleute aus dem Kirchspiel Gr.-Tromnau anwesend waren, er wolle Richter, wenn dieser die kranken Lutheraner in Polen besuchen würde, entweder selbst oder durch andere prostituiren.

Im Juli 1725 erhielt Richter durch einen Polen und Katholiken, den Pächter Johann v. Sczutowski zu Ludwigshof, eine Warnung. Derselbe berichtete ihm, ein polnischer Unterofficier sei von einem vornehmen polnischen Geistlichen erkauft, um ihn, wenn er in sein Feld ginge, zu überfallen. Richter hatte aber ein gut Gewissen und indem er sich auf seinen Gott verliess, liess er sich durch solches Dräuen nicht blöde machen. So kam der 10. Januar 1727 heran. Es war der Freitag vor dem ersten Sonntag n. Epiphan. Bis 11 Uhr Nachts hatte der treue Geistliche an seiner Predigt meditirt, dann sein Hausgebet gehalten und sich in das Mittelstübchen hinter dem Stubenofen zur Ruhe begeben. Seit einer Stunde etwa ist er eingeschlafen, da schlägt der Hund an. Der Pfarrer erhebt sich. Hell scheint der Mond in das Schlafgemach und beleuchtet den Kopf eines Polen, der in das Fenster schaut und höhnisch grinst, ohne auf die Fragen nach seinem Begehr eine Antwort zu geben. Schnell weckt Richter seine Frau (Helena Catharina geb. Gebuhrin). Ein Dieb! ruft er ihr zu, worauf sich der Pole zur Erde wirft. Um die Sachlage zu übersehen, eilt der Pfarrer ins Gartenzimmer; von hier aus sieht er den Polen noch unter dem Fenster der Schlafstube lauern. Nun ruft er seine drei Knechte, die im Pferdestalle schlummern zu Hilfe, doch diese erwachen nicht. Im selben Augenblicke klirren verschiedene Fenster und mehrere Polen dringen in die Schlafstube, wie in die, nach der Landstrasse belegene, grosse Stube ein. Zwei lange eiserne Ketten schleppen dieselben mit sich.

Im Hemde mit blossen Füssen eilt Richter nun durch die Hinterthür in den Baumgarten. Er läuft durch denselben über den knisternden Schnee, um im Dorfe die Sturmglocke läuten zu lassen. Doch fünfzehn bis zwanzig berittene Polen haben das Pfarrgehöft und die Kirche besetzt. Der Pfarrer steigt nun über den kleinen Dornenzaun ins Widdemgehöft. Die Dornen zerreissen ihm den Leib und die Füsse. Hier kommen ihm im Hemde die Knechte entgegen, welche seine Tritte auf

dem hart gefrornen Schnee gehört. Er will sie durch die Widdem ins Dorf schicken. Da werden Pistolen auf dieselben abgefeuert, Säbelhiebe hageln auf sie hernieder und verwunden nicht nur die Knechte, sondern auch eine Magd, die herbeigekommen. Der Pfarrer muss in den Pferdestall flüchten. Indessen schleifen die Polen seine arme Frau an den Haaren umher. Sie winselt und lamentirt: „O Gott! hilfstu uns jetzt nicht, so sind wir alle verloren!“ Die Polen aber schlagen sie ohne Erbarmen, würgen sie, treten sie mit Füssen und bringen ihr am Leibe zwei schwere Wunden bei. Sie lösen zweimal Pistolen über ihrem Haupte und wollen ihr den Hals mit dem Säbel abschneiden. Da stürzt Mich. Theophilus, der achtzehnjährige Sohn Richters, ein Studiosus, der die Ferien im Vaterhause zubringt, mit gezücktem Säbel herbei und durchstösst zwei- oder dreimal den Führer der nichtswürdigen Rotte mit seinem Degen. Der Bube hiess Andreas Chwalkowski, war „Chorazy legomosci Pana Gniardowskiego“ und zugleich ein Regent eines gewissen polnischen Districts bei der Stadt Strassburg, Besitzer und Erbe des Gutes Potwiesek, ein Hauptankläger der unglücklichen Opfer in Thorn vor dem polnischen Criminalgericht, ein guter Jurist und böser Christ. Er gab in Folge der empfangenen Verwundung seinen Geist auf im ersten Strauch zur rechten Hand zwischen Tromnau und Wilkau und ist in der Kirche zu Radzik begraben. Seine Wittwe wurde vom Castellan Podoski von ihren Gütern vertrieben.

Mich. Theophil Richter, den man anfangs für den Pfarrer hielt, wurde geschlagen, gewürgt und bei den Haaren aus einer Stube in die andere geschleift, kam aber mit dem Leben davon. Sein Vater betete im Pferdestall inbrünstig auf den Knien zum Herren. Es fielen ihm die Worte ein, dass unser Gott im Himmel gross von Rath und mächtig von That sei und Rath und Mittel schaffen werde, ihn und die Seinen aus dieser furchtbaren Noth zu erlösen. Gott half auch. Noch ehe die Dorfsleute kamen, überfiel die Polen ein Schrecken. Sie flohen nach Wilkau zu und liessen dabei zwei Mützen, eine Peitsche, einen Säbel, eine Pistolenkappe, ein messingnes, auf braunes Holz geheftetes Crucifix und andere Gegenstände zurück, die später zur Ermittelung der Mordbuben führten. Es waren ausser dem erwähnten Chwalkowski

dessen Bruder Stanislaw und neun andere Edelleute (Jacob und Stanislaw Wodecki, Waclaw Kobiernitzki, Dzielenski, Makarski (Vice-Regent Inowraclawski) Brumierski, Danielewitz und Borkowski v. Kirstanowo (ein Schwager Chwalkowskis) mit ihren Knechten. Bestraft scheinen dieselben nicht zu sein, nur ward einer derselben bald darauf von seinen Genossen massacrirt und ein anderer starb eines jähen Todes. Man legte bis zum 21. April 1727 eine Sauve-garde von sechs Reitern und einem Unterofficier vom Buddenbrock'schen Regiment in die Pfarre, Richter aber schliesst seinen Bericht mit dem Gebete: „Dir aber, du heiliger und starker Gott, sei von mir und den Meinigen Lob und Dank gesagt, dass du bei der bösen Absicht dieser Räuber mein Schutz und Schirm gewesen. Vergelte es unserm Könige und Landesvater, auch allen denen, welche zu meiner leiblichen Beschirmung an nichts haben fehlen lassen. Bekehre und bringe zur Erkenntniss diese meine Feinde und bleibe mein Schild und Decke bis an mein seliges Ende. Amen!“

Wir haben den Minister verbi divini durchs Leben begleitet, doch „in fine cernitur cujus toni“. Das Todtenbett ist der beste Lebensspiegel. Vor dem brechenden Auge fliehen die Schatten der Zeit und alle Schemen der Eitelkeit verlassen eilig das Sterbekissen. Was der Mensch im Tode hat, das hat er wirklich. Wir haben Diener Gottes von verschiedenen Gaben und mit verschiedenen menschlichen Schwächen behaftet, treu und ehrlich zu schildern versucht. Viele derselben gingen in ihren dogmatischen Richtungen weit auseinander und doch sehen wir sie im letzten Augenblicke alle nach dem einen Wort, nach dem einen Gott, nach dem einen Heiland greifen und im Tode gleichsam ihre Versöhnung feiern.

Es ist eine lange bange Winternacht (22. Jan. 1720). Früh gebrochen, erst 54 Jahre alt, kämpft der eitle Bernhard von Sanden, der Sieger in unzähligen Disputationen, der weit über Verdienst gefeierte Redner den letzten Kampf. Leise weinend umstehen die Seinen sein Schmerzenslager. Viel schlaflose Nächte liegen hinter ihm. Er hat in ihnen von weltlichen Dingen nichts mehr wissen wollen. Kein syrisch, kein chaldäisch Wort fällt ihm ein, aber in leisem Flüstern zogen wohl die Gebete seiner Kindheit über seine bebenden Lippen. Da tönt das

Schluchzen der Seinen an sein Ohr und auf dem Todtenbette erwacht in ihm der treue Seelsorger. Kein glänzend Bild, kein blendend Geichniss, Lebensbrot spendet er. Er schiebt den Seinen das Pauluswort ins Herz: „Ich befehle euch Gott und dem Wort seiner Gnade". Dann ergreift er mit zitternder Hand die Phiole mit der letzten Arzenei und indem er dieselbe an die Lippen setzt, spricht er: Im Namen des h. Geistes! Jetzt sinkt ihm das Haupt aufs Kissen zurück, er wird still. Im Zimmer ertönen die leisen, von Thränen begleiteten Sterbegebete der Seinen, der Kampf ist ausgerungen, kein Zucken, kein Seufzer hat die Qual des letzten Augenblicks verrathen.

Lysius hat sich lange auf den Tod bereitet. „Meditor mortem" sagt er einem Freunde, der ihn auf dem Kirchhof trifft und die letzten Winterlectionen, die er gehalten, kündigt er mit der Bemerkung an: Er bereite sich ad Academiam coelestem zu gehen und ein Auditor der himmlischen Weisheit zu werden. Am 15. October 1731 legt er sich. Furchtbar peinigt eine Entzündung des Magens den einundsechzigjährigen Mann. Da tritt der Gekreuzigte vor sein geistig Auge und der fromme Lysius denkt an nichts, als an seine Sünde. Unablässig tönen seine Seufzer: „Herr gieb Gedult, vergieb die Schuld". Die dritte Morgenstunde des 16. October bricht an, segnend breitet er die Hände über seine Kinder und Enkel und entschläft.[227])

Der 96jährige Georg Falck sieht mit freudigem Muthe dem Tode entgegen. Jeder Schmerz, jedes Bangen bleibt ihm erspart, obgleich er das letzte halbe Jahr täglich auf den letzten Feind wartet, der überwunden werden soll. Mit freundlichem Antlitz liegt er in ruhigem Schlummer. Da zieht er plötzlich die riesigen Glieder an und streckt sie wieder aus, der letzte Hauch entflieht leise seinen Lippen, er ist dahingegangen wie einst Jacob.[228])

---

[227]) Acta Bor. III, 62.

[228]) 4. Sept. 1720. Während seiner 68jähr. Amtsführung waren in Königsberg, gerade so viel Geistliche gestorben, als er Jahre zählte. Von 300 Ordinatis hatte er die meisten überlebt und 6000 Taufen vollzogen. 61 Jahre hatte er wie ein junger Mann gepredigt, „wie der denn von Gott mit sonderbahren Gaben im Predigen und sonderlich mit einem muntern Geist, fertiger und deutlicher Aussprache und Nachdruck im Reden von Jugend auf begabet gewesen und zumahlen in der Zeit,

Johann Quandt liegt an einem schweren Brustleiden darnieder. 3. Aug. 1718 nimmt er das h. Abendmahl, betet für seine Gemeinde und besonders noch für seine Feinde mit den Worten des Erlösers: Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Nun nimmt er segnend Abschied von den Seinen und will nichts mehr „als in den Armen Jesu leben und sterben". Der 4. Aug. bricht an. Dankend gedenkt er des Rufs, der vor 39 Jahren zum Pfarramt der Altstadt an diesem Tage an ihn ergangen. Das Amt, dem er so würdig vorgestanden, erfüllt nun seine ganze Seele. Einen kräftigen Trostspruch nach dem andern legt er den Seinen aus und stimmt dazwischen ein Lied nach dem andern an, so findet ihn zwischen 11 und 12 Uhr Mittags der Tod.

Der Domdiakonus Schröter hat vier Jahre in Folge eines Schlagflusses das Haus gehütet. Drei Tage vor seinem Tode nimmt er das h. Abendmahl und lässt sich von seinem Beichtvater zum Sterben einsegnen. Dann ertheilt er seiner Gemeinde einen besondern, kräftigen Segen, danach seiner Familie. Kurz vor dem Tode legt er seinen Geist in Gottes Hände und stirbt sanft unter dem Gebet und Flehen der Umstehenden. (22. Dec. 1719).

Der eifrige und treue Lutheraner Coelestin Neufeldt hat sich bei Zeiten ein Grabgewölbe unter der Taufkammer der Haberberger Kirche bauen lassen. Am 8. Dec. 1715 hat er noch seines Amtes gewaltet. Da überfallen ihn jene furchtbaren Steinschmerzen, die ihn so oft im Leben gemartet, „dass er girrete wie ein Kranich, winselte als eine Schwalbe und Taube." Sofort gedenkt er seiner Sünde, stärkt sich durch das h. Abendmahl und ein neuer Geist kommt über ihn. Er bestellt umsichtig sein Haus, segnet Kinder und Kindeskinder, nimmt von seinen Freunden Abschied, dankt sonderlich dem hohen edeln Rath „vor seine bisherige Protection". Am dritten Adventssonntag verfiel er in einen tiefen Schlaf, wacht oft mit schönen Gebeten auf und bezeugt öffentlich seine Freudigkeit zum Sterben, weil sein Herz niemals an der Eitelkeit

---

da man so viel fertige und geübte Prediger nicht als heute hat, von vielen admittiret, von allen aestimiret worden." So Sanden. Er wurde von 73 Personen Vater, Grossvater und Eltervater.

gehangen und dankt Gott für seine Gelassenheit. Um 9 Uhr Abends „hielt Jesus seine letzte Zukunft bei ihm“.

Neufeldts Schwiegersohn, Christian Flottwell, lag 16 Wochen auf dem Siechbette, in denen die Bibel sein einziger Trost war. „Er stellete damals eine weitläufftigte und ausführliche Gewissens-Rüge und erzehlete aufrichtig, was er wider jedwedes Gebot verbrochen zu haben sich erinnern konnte“. Dazu seufzte er: „Ey du süsser Jesu Christ, der du Mensch gebohren bist, behüt mich für der Hölle!“ Immer hatte er sich den Freitag als seinen Todestag vorgestellt und in der Morgenröthe eines solchen (25. April 1727) nahm ihn auch der Herr zu sich, nachdem er zuletzt noch um einen frommen und getreuen Nachfolger gebetet. Sein Amtsgenosse Kreuschner sagt von ihm: „Er hatte Jesum angezogen, schon längst in seiner heiligen Tauff, Gott war ihm daher auch gewogen, hat ihn zum Kind genommen auf.“

Den tragheimschen Pfarrer Ohlius fragte, nach der Leichenrede seines Amtsgenossen Zeisold, sein jüngster Sohn: „Mein liebster Vater, hält Er auch seinen Herrn Jesum fest in seinem Hertzen? Ob er nun wol in 2 Tagen vorhero schon nichts gesprochen, so antwortete er darauf doch mit lauter und deutlicher Stimme JA! Worauf derselbe nochmahlen fragte: So glaubt er denn auch fest, dasz dieser, sein Heyland, der das gantze menschliche Geschlecht mit seinem theuern Blut erlöset, auch Ihm alle seine Sünde vergeben und aus Gnaden die ewige Seeligkeit schenken wird? Darauf er wieder mit etwas leiserer, doch deutlicher Stimme freudig antwortete: JA! Deswegen sich dieser „sein Herr Sohn zu seiner Frau Schwester wendete und sagte: Ueber dieses sein Bekänntniss wollen wir hertzlich uns erfreuen und davon Zeugen einsmahls seyn am jüngsten Tage.“ Ohlius starb 74 Jahre alt. 14. Oct. 1724 „mit einem ausgeholten Seuffzer, ohn eintziges Röcheln, nur dasz ihn sein Hertz starck geklopffet.“

Als der wackere Wilamovius merkte, dass die sechs Werckeltage seines mühselgen Lebens und Amtes ein Ende nähmen und Gott Feierabend seines Lebens machen würde, stellte er sich einen harten Todeskampf vor und ersuchte die Seinigen, sie sollten bei Herannahung desselben „mit denen Glocken lauten lassen, dasz dadurch die hievon be-

nachrichteten Einwohner in Cuhmenen erinnert würden zu beten, Gott wolle seine Sterbensangst verkürzen und ihn selbst davon befreien.“ Doch sollte er nicht die allergeringste Todesbitterkeit schmecken. Eben schickte er sich durch den Gesang einiger Buszlieder zum würdigen Gebrauch des h. Abendmahls an, als er unvermuthet ohne alle Todesangst wie ein Licht erlosch. (26. Febr. 1726).

Alle diese Leute hatten sterben gelernt! Mag ihr Leben und Wirken immer hin sich uns darstellen mehr oder minder befleckt vom Rost, bedeckt von den Schlacken ihrer Zeit, ohne Frucht ist's sicherlich nicht gewesen. Der preussische Geistliche jener Zeit war, natürlich im grossen Ganzen und mit den Ausnahmen, die wir angedeutet haben, ein Ehrenmann, der zwar keineswegs frei von den Schwächen und Gebrechen seiner eiteln Umgebung, dennoch in entscheidenden Lebenslagen stets den edeln und festen Kern seines Wesens offenbarte und innig und treu den Heiland ins Herz geschlossen hatte, den er, wenn auch oft in Formen und Gestalten, die heut wunderlich erscheinen, damals aber keinen Anstoss erregten, dem heilsbegierigen Volke eifrig predigte. Wir mögen uns dieses Mal nicht an dem Leichenpomp betheiligen, mit dem dankbare Gemeinden seine irdischen Reste zur Ruhe bestatteten, aber wir wollen nicht von ihm scheiden ohne über seinem Grabe die fünffache Ehrensäule zu errichten, welche Georg Werner ursprünglich für den von ihm hochverehrten Coelestin Neufeld bestimmt. Mögen die vergänglichen Namen, welche auf ihr prangen, gestrichen werden, aber die ewigen Forderungen, welche ihre Inschrift enthält, sollen jedem Minister verbi divini unvergessen sein und den Leistungen jeder Zeit zu Grunde liegen. —

„Ich bau zu Ehren Ihm Fünff Pyramiden auff.
Auffs erste Werksstück schreib ich seinen frommen Wandel,
Drinn Er biszher gelebt und schlosz den Lebens-Lauff.
Was war des Seelgen Thau, sein steter Christen-Handel?
Als Gott in Andacht ehr'n, thun keinem Menschen Leyd,
Dem Armen reichen dar? Diesz baut die Ewigkeit.

Ich setz Gelehrsamkeit zur zweyten Ehren-Säul,
Damit er Schul und Kirch auff viele Jahr genutzet.
Er ehrt die rechte Lehr, nahm nie an falscher Theil,

Dasz wo durch Unbestand sein Nahme würd beschmutzet.
Drumb klagt ihn jedermann, der nur sein Wissen kennt
Und rühmt, was künfftig sich nach dessen Nahmen nennt.

Die dritte Leichen-Säul zeigt seinen Ehestand,
Daraus ihm tausend Guts in allen Seinen kame,
Wenn hie der Seegen blüth, dort Freude ward bekannt
Und seine Freundschafft wuchs durch derer Flottwelln Nahme.
Der ich mich einen Knecht von beiden Häusern schreib,
Wünsch: Wachst in Tausende, dasz Euer Nahme bleib.

Zur vierdten stelle ich die Treu im Seelen-Ambt
Als die mein Vater-Orth in Stein und Marmor ätzet;
Wenn seine Lehren einst die Hertzen angeflammt,
Sein frommes Leben auch die Folgenden ergetzet,
Der Thränen Menge spricht, was Jedes Mund verschweigt,
Und das geringste Kind wird durch den Tod gebeugt.

Die fünffte Säule fast den frohen Sterbesinn
In seinem Leben trug er Christi Todt im Hertzen.
Sein Leben war sein Trost, fiel gleich sein eignes hin,
Drumb sprach er: Ich empfind, Geliebte keine Schmertzen,
Ich warte freudig ab, mein längst gewünschtes Ziel,
Dem, der in Schmertz gelebt, thut nie der Tod zu viel.“[229])

---

[229]) Die Mittheilungen über die Sterbestunde der erwähnten Geistlichen sind meistens den Lebensläufen derselben entnommen. Eine charakteristische Aeusserung über solche Lebensläufe hat Herder gethan Werke zur Lit. u. Kunst Bd. 17 S. 39: „Im 17. bis zur Hälfte des 18. Jahrh. waren die s. g. Lebensläufe hinter den Leichenpredigten und Epicedien das steife Masz deutscher Denkwürdigkeiten, nachher verloren sich auch diese, da dann hie und da eine freche Selbstlobpreisung durch Andere ans Licht trat, glorreich anzuschauen, ekel zu lesen.“ Die von uns geschilderte Periode war also, nach dem Urtheil des grossen Theologen, die verkommenste noch lange nicht. Seine Zeit kam ihm trüber vor.

(Schluss folgt.)

Zur Truso-Frage.

Vortrag in der Elbinger Alterthumsgesellschaft am 14. November 1878

von

Dr. Anger.

Am 6. December des vergangenen Jahres (1877) hielt ich einen Vortrag „über die Lage von Truso und über die Möglichkeit einer Wiederauffindung derselben" *). Sie erinnern sich, dass ich in dem Vortrage Neumanns Ansicht, nach welcher Wulfstan's Truso bei dem heutigen Preuss. Mark gelegen habe, nicht beitreten zu können glaubte. In Berücksichtigung aller in der neuesten Zeit gemachten Funde schien mir zunächst das unmittelbar bis an den Drausensee reichende niedrige Plateau bei Hansdorf ins Auge gefasst werden zu müssen. Der Umstand jedoch, dass im vergangenen Jahre bei Dambitzen unverkennbare Spuren einer vorordenszeitlichen Niederlassung aufgefunden wurden, welche nach den Angaben des Aufsehers Plath westlich über den Galgenberg bis in die Nähe von Georgenhöhe auf den letzten Ausläufern des Elbinger Höhenzuges und unmittelbar an dem grossen Leichen- und Urnenfriedhofe auf dem Neustädter Felde sich hinziehen, liess auch die Annahme zu, dass unter der gewiss gerechtfertigten Voraussetzung eines einst grösseren Umfanges des Drausensee's jenes Truso Wulfstans doch vielleicht etwas näher nach Elbing zu gelegen haben könnte. Es war das eben eine Ansicht, eine Vermuthung, nichts weiter. Zu einer festeren Begründung derselben gehört noch sehr viel mehr Material als dasjenige, über welches wir bisher verfügen konnten. Indessen so aus der Luft gegriffen ist die

---

*) Abgedruckt Altpr. Mtsschrift XIV. 1877. S. 613—622.

Vermuthung — um sie so zu nennen — denn doch nicht. Denn die Thatsache, dass auf dem Höhenzuge unmittelbar bei Elbing vorordenszeitliche Niederlassungen bestanden haben, steht absolut fest. Ob dieselben jedoch mit dem gesuchten Truso zu identificiren sein dürften, das ist eben noch sehr die Frage. Immerhin ist hier aber doch eine Möglichkeit vorhanden, während jede andere bisher aufgestellte Annahme noch jeder thatsächlichen Begründung entbehrt. — Heute nun sehe ich mich veranlasst, die Zahl der aufgestellten Hypothesen noch um eine zu vermehren. Ich sagte Ihnen schon vor einem Jahre, dass, wenn es überhaupt ein Truso jemals gegeben habe, einen Handelsort, nach welchem zu fahren und über welchen dem Könige Alfred eine so ausführliche Nachricht mitzutheilen, Wulfstan es der Mühe für werth hielt, jener Ort unmöglich so ganz spurlos veschwunden sein könne. Es müssten sich irgendwo Küchenabfälle, Kohlen, Knochen, Bernsteinstückchen und namentlich Scherben in grösseren Massen auffinden lassen, weil die Spuren einer grossen und vielleicht Jahrhunderte lang blühenden Niederlassung gar nicht so leicht verwischt werden könnten. Diese Spuren sind nicht verwischt. Wir haben die Stelle, wo Wulfstans Truso einst stand, nur deshalb nicht gefunden, weil wir höchst wahrscheinlich selbst darauf wohnen. Zu dieser Vermuthung bin ich durch folgende Thatsachen geführt worden:

1. Im Jahre 1873 wurde uns ein Steinbeil übergeben, welches im Keller eines Hauses am Marktthore gefunden worden war.

2. Im Jahre 1874 liess Kaufmann Madsack bei einem Speicherbau in der Baderstrasse (Nr. 3 u. 4) die Erde bis zu einer Tiefe von durchschnittlich 3 m ausheben. Auf dem ganzen etwa 144 qm enthaltenden Gebiete fand man bis zu der angegebenen Tiefe eine ungeheure Masse von Thierknochen in einem mit Kohle gemischten, übelriechenden, zähen, schwarzen Schlamme, und einen Spinnwirtel aus ungebranntem Thon. Auffällig waren die zahlreichen, grossen, im Durchschnitte oft mehr als einen Fuss im Quadrat messenden Pfähle, welche in zwei Reihen von Ost nach West unter dem zweiten Pflaster, welches ungefähr 4 Fuss tiefer als das heutige obere Pflaster lag, sich hinzogen. Ob auch Scherben an dieser Stelle gefunden wurden, konnte jetzt nicht

mehr mit Bestimmtheit festgestellt werden. Ich bemerke noch, dass Kaufmann Madsack einen Spinnwirtel noch in seinem Besitze hat und dass er ferner eine ziemlich lange, dünne, aus Messing gearbeitete Nadel der Alterthumsgesellschaft übergeben hat. — Die Fundstelle in der Baderstrasse liegt, in der Luftlinie gemessen, genau 800 Schritte vom Elbingflusse entfernt.

3. In derselben Entfernung vom Elbingflusse in der Herrenstrasse Nr. 33 sind beim Graben eines Brunnens ebenfalls Pfahlreste und Knochen in einer Tiefe von etwa 3 m gefunden worden. Dieser Brunnen befindet sich auf dem Hofe des Hauses und ziemlich in der Verlängerung der Baderstrasse etwa 150 Schritte von dem Speicher des Herrn Madsack entfernt.

4. In bedeutend weiterer Entfernung, in der Kiesgrube an der Hommel, hart an dem Wege vom äussern Mühlendamm nach Vogelsang, wurden Urnenscherben und

5. auf dem Sande westlich vom Reservoir unserer Wasserleitung sind von mir ebenfalls Reste von Urnenscherben gefunden worden.

6. Ferner sind im Jahre 1601, als die St. Jakobskirche abgebrochen wurde, in der Erde Kannen, wie sie die alten Preussen ihren Todten mitzugeben pflegten, und andere Sachen, die sonst in den Gräbern der alten Preussen sich finden, ausgegraben worden (Fuchs I, 11).

Diese vorgeführten Fälle, dürftig in ihren Ergebnissen, würden sich im Laufe der Zeit, vereinzelt und vieldeutig wie sie es doch immer sind, der Erinnerung vielleicht sehr bald ganz entzogen haben, wenn nicht ein günstiger Umstand dazu getreten wäre, welcher sie in ein helleres Licht zu setzen geeignet ist.

Fast genau auf der Hälfte des Weges vom Elbingflusse nach der Baderstrasse, in der Fleischerstrasse, 400 Schritte vom Elbing entfernt, ist in diesem Sommer bei dem Um- und Neubau des Hauses Nr. 19, welches ich bewohne, in einer Tiefe von 3 m eine Kulturschicht aufgedeckt worden, welche mit der in der Baderstrasse befindlichen im Wesentlichen übereinstimmt. Zum Verständniss der aus den Fundergebnissen zu ziehenden Schlüsse gehört zunächst ein klarer Einblick in die örtlichen und historischen Verhältnisse der Fundstelle selbst.

Der Alte Markt, Elbings älteste und bedeutendste Strasse, gegenwärtig 370 Schritte vom Elbing entfernt und parallel mit dem Elbingflusse von Süd nach Nord sich hinziehend, wird nicht weit von dem südlichen Ende von der Fleischerstrasse rechtwinklig, also von Ost nach West, geschnitten. Die Verlängerung der Fleischerstrasse über den Alten Markt weg nach dem Elbingflusse zu heisst die Brückstrasse. Das Haus Fleischerstrasse Nr. 20 liegt nun an der nördlichen Ecke der Fleischerstrasse und des Alten Marktes und das Haus Nr. 19, ein späterer, für sich bestehender Anbau, gehört seit 1803 zu dem Hause Nr. 20. In letzterem, dem Haupthause Nr. 20, befand sich einst nach dem Markte zu die städtische Waage, unmittelbar neben dem im Jahre 1777 durch eine Feuersbrunst zerstörten Rathhause. Wir befinden uns hier also im Mittelpunkte der Stadt. Neben dem in der Fleischerstrasse gelegenen Hause Nr. 19 befanden sich bis zum Anfange der dreissiger Jahre dieses Jahrhunderts die sogenannten Fleischbanken, zwei mit der Hinterfronte des ehemaligen Rathhauses parallel laufende Doppelreihen von Fleischbuden, welche von der Fleischerstrasse her zwei Eingänge zeigten. Man konnte so durch den einen der beiden Eingänge in die eine Doppelreihe der Fleischbanken eintretend dieselbe bis zum Ende durchwandern und durch die zweite Doppelreihe gehend durch das zweite Thor die Fleischbanken verlassen. Diese Fleischbanken gingen im Anfange der dreissiger Jahre ein und das den einzelnen Fleischern gehörige Terrain wurde verkauft. Bis zum Jahre 1843 befand sich nun, da die Fleischbanken abgebrochen waren, östlich von Nr. 19 ein wüster Platz, der später zur Einfahrt zu einem östlich daran stossenden Stalle diente. Das Haus Nr. 19 war einst die Wohnung des Pächters des Weinkellers unter dem Rathhause und wurde im Jahre 1803 von der Stadt an den Buchhändler Friedrich Traugott Hartmann verkauft, welcher in demselben seine Buchdruckerei etablirte. Das Haus Nr. 20, die frühere Stadtwaage, brannte im Jahre 1777 bei dem grossen Brande der Nikolaikirche und des Rathhauses nieder, wurde aber schon 1783 von dem Makler Siegmund Bernhard Fehrmann zwei Etagen hoch neu erbaut. (Vgl. Fuchs, Beschreibung der Stadt Elbing, Bd. 2. S. 124 u. 186 ff.)

Die Kenntniss dieser Verhältnisse ist für das Verständniss der nachstehenden Thatsachen von grösster Wichtigkeit. Beide Häuser nämlich, sowohl das Eckhaus Nr. 20, als das niedrigere Haus Nr. 19, springen um 3,60 m in die Strasse vor. Die Fundamente des Haupthauses (Nr. 20) lagen jedoch 3,50 m tief, während die untersten Fundamentsteine des Hauses Nr. 19 nur 2 m tief gebettet waren. Da nun das Haus Nr. 19 wegen Baufälligkeit abgebrochen und besonders die nach der Fleischerstrasse zu vorspringende Ecke recht sicher fundamentirt werden musste, die Beschaffenheit des in einer Tiefe von 2 m befindlichen Baugrundes aber keine vertrauenerweckende war, so gab ich den Auftrag, die ziemlich nachgiebige schwarze Humuserde zu durchgraben, um die neuen Fundamente womöglich auf den Seesand zu legen. Angestellte Nachgrabungen hatten nämlich ergeben, dass eine wasserdurchlassende Sandschicht in einer Tiefe von 3,50 m unter dem Strassenpflaster sich vorfinde. Als nun die Humuserde aus dem für die zu legenden Fundamente gezogenen Graben in einer Länge von 8,68 m in der Fleischerstrasse und im rechten Winkel zu dieser Linie am Vorsprung entlang 3,60 m, 1,30 m breit und ungefähr 0,50 m tief ausgehoben worden war, da zeigte sich, dass unter derselben eine durchschnittlich 0,50 m mächtige Culturschicht sich befand, welche auf einem aus runden Baumstämmen und roh zugehauenen Balken befindlichen Roste und Pfahlwerke ruhte. Dieses Pfahlwerk erst lag auf dem wasserführenden Sande; also in einer Tiefe von reichlich 3 m.

Dieser Rost, in seiner Konstruktion durchaus abweichend von jedem andern hier in Elbing zum Hausbau angewendeten, war folgendermassen beschaffen: Die Hauptstämme und Balken lagen von Nord nach Süd, ohne ersichtliche Ordnung und in ungleichen Abständen von einander, bisweilen von anderen, oft nur schenkelstarken Bäumen überlagert und von mitunter armdicken, unten zugespitzten, eichenen, etwa einen Meter langen, senkrecht eingeschlagenen Pfählen zusammengehalten. Dieses aus Fichten, Eichen und Birken bestehende Rost- und Pfahlwerk war, weil zum Theil im Wasser liegend, verhältnissmässig gut erhalten. Einige auf dem Pfahlwerk liegende Bretter oder Bohlen waren halb verkohlt. — Da es darauf ankam, die Ecke des Hauses möglichst

stark zu fundamentiren, so wurde der Graben an dieser Stelle etwa 0,75 m nach der Fleischerstrasse zu erweitert, und da zeigte sich denn, dass das Pfahlwerk mit der Fronte des aufzuführenden Gebäudes nicht abschnitt, sondern in unveränderter Weise unter der Fleischerstrasse sich fortzog.

Die Existenz dieses Rostes und Pfahlwerkes allein würde nun nicht gerade so überaus merkwürdig gewesen sein. Warum und zu welchem Zwecke der Rost gelegt sein könnte, wenn doch kein Haus darauf gebaut wurde (wir erinnern uns, dass die Fundamente des Hauses nur bis zu 2 m Tiefe herabstiegen), das ist allerdings schwer zu sagen. Indessen, wie bemerkt, wenn weiter nichts gefunden wäre, als nur dieses Pfahlwerk, so könnte man über die unnütze Mühe, die sich die Bauleute einst gegeben, nur den Kopf schütteln. Allein die auf dem Pfahlwerke unmittelbar aufliegende, etwa 0,50 m mächtige Kulturschicht weist denn doch vielleicht auf eine vorordenszeitliche Niederlassung hin. — Die ganze horizontalstreichende Schicht, gleichmässig schwarz, übelriechend, von einem zähen schwarzen Schlamm durchzogen, enthielt eine grosse Masse von Thierknochen. Ganze Kasten voll konnten gesammelt werden. Die Röhrenknochen waren sammt und sonders aufgeschlagen. Zahlreich waren besonders Rippen und Wirbelstücke, zahlreich auch Fragmente von Thierschädeln und Hornknochen. Es befinden sich unter den gesammelten Knochen solche von Schaf, Schwein, Rind, Ziege, ein Schädel eines Huhnes und ausserdem zwei mächtige Störplatten. Nicht minder interessant und auf eine vorordenszeitliche Niederlassung hindeutend waren die zahlreichen, den Burgwalltypus zeigenden Gefässscherben. Viele gleichen den bei Dambitzen gefundenen Scherben. Es sind zwei verschiedene Gefässe zu unterscheiden: 1. die aus älterer Zeit herstammenden, aus Lehm und eingemischten Kies und Quarzbrocken auf der Töpferscheibe gearbeiteten, scharfgebrannten, schwärzlichen, grauen, braunen und gelblichen. Viele zeigen die den Burgwalltypus charakterisirenden Ausladungen am Gefässrande, Strich-, Punkt- und Reifenverzierungen. Der Durchmesser der verschiedenen Gefässe schwankt von 8 bis 10 Centimeter. Die meisten scheinen mit einem Henkel versehen gewesen zu sein. 2. Die aus jüngerer Zeit herstammenden roth gebrannten und zum Theil

glasirten Gefässe. Ob diese Scherben nicht vielleicht erst beim Graben selbst in diese tiefere Schicht gerathen sind, weiss ich nicht. Indessen scheinen gewisse Eigenthümlichkeiten in der Technik dieser gebrannten Scherben doch auf ein verhältnissmässig hohes Alter hinzuweisen. Einmal nämlich zeugt die Glasur dieser Gefässe von einer recht mangelhaften und stümperhaften technischen Fertigkeit. Die rothe oder grüne Glasur ist nicht gleichmässig dick aufgetragen; an vielen Stellen deckt sie die zu schützenden Flächen gar nicht. Zweitens aber zeigt namentlich ein grösserer, ziemlich gut erhaltener Gefässboden die auch den Burgwalltypus charakterisirende, mittels Daumeneindrücken hervorgebrachte Verzierung. Ein Blick auf die Scherben von Dambitzen wird Sie die Uebereinstimmung mit diesen gebrannten Scherben sofort erkennen lassen. — Ausserdem wurden mehrere Lederstücke, grösstentheils von Fussbekleidungen herrührend, aufgefunden. — Ferner sind noch zwei Stückchen unbearbeiteten Bernsteins, mehrere gelblich gefärbte Glasscherben, ein stark verrostetes eisernes Messer, von ziemlich derselben Gestalt, wie die bei Dambitzen gefundenen, eine grosse eiserne Schnalle und ein 1 Centimeter dicker, ringförmig gestalteter bleierner Gegenstand gefunden.

Ich will noch bemerken, dass, wie an vielen anderen Stellen in Elbing, auch in der Fleischerstrasse, vier Fuss unter dem jetzigen Pflaster, ein zweites liegt, welches sich unter der Fleischerstrasse hinzieht.

Ueberschauen wir nun noch einmal kurz das gesammte Material:

In einer Tiefe von zehn Fuss liegt ein noch ziemlich gut erhaltener Rost- und Pfahlbau; darüber befindet sich die anderthalb Fuss mächtige, schwarze, schlammige Kulturschicht, enthaltend Kohlen, Thierknochen, von Säugern und Vögeln, Fischabfälle, Scherben alterthümlichen Gepräges, Lederstücke, Glasscherben, Bernsteinstückchen, ein eisernes Messer, eine eiserne Schnalle und ein Stück Blei. — Ueber dieser Culturschicht befindet sich eine anderthalb Fuss mächtige, gleichmässig aufgetragene Humusschicht. Nun erst, in einer Tiefe von 6 Fuss, kommen die Fundamentsteine, 2 Fuss hoch. Darauf ruhte das Mauerwerk des Kellers.

Welche Schlüsse kann man nun vernünftiger Weise daraus ziehen? Im vergangenen Winter habe ich in meinem zweiten Vortrage über

Truso wörtlich Folgendes gesagt: „Ich habe bei diesem Punkte (der Beschreibung der Dambitzer Fundstellen) absichtlich länger verweilt, weil ich Ihnen zeigen wollte, was nach meiner Meinung der Entdecker Truso's finden dürfte. Wenn derselbe an einer Stelle am Drausensee auf einer grösseren Fläche Kohlen, Scherben, Knochen, Küchenabfälle, Eisen, und besonders — was ich in den Brandstellen auf dem Spittelhöfer Felde nie gefunden habe — Broncegegenstände und zerstreute Stücke bearbeiteten und auch rohen Bernsteins ans Licht fördern sollte, so würde man von da ab nicht mehr darüber im Ungewissen sein, wo Truso gelegen habe. Und die Zeit wird kommen, wenn Sie Ihre Aufmerksamkeit und Ihr Interesse dem Gegenstande zuwenden. Ein glücklicher Zufall kann aller Ungewissheit sehr leicht ein Ende machen". Sie können sich denken, dass ich nicht wenig verblüfft war, als ich eines Tages — keineswegs um Truso zu entdecken, sondern nur um meiner bauherrlichen Pflicht zu genügen — die Fundstelle betrat, als ich die schwarze Kulturschicht, die Masse von Kohlen und Knochen sah und auf meine Frage, ob vielleicht auch Scherben gefunden seien, Anfangs ein „Nein" zur Antwort erhielt, sehr bald aber ein Arbeiter sich erinnerte, dass er allerdings „so etwas wie Scherben" aufgefunden habe und fast in demselben Augenblicke ein voller Spatenwurf den faktischen Beweis mir vor die Füsse schleuderte. Truso! Das war natürlich mein erster Gedanke; die Zweifel dagegen konnten nicht aufkommen. Andere Alterthumsfreunde, denen ich sofort Mittheilung machte, hatten Anfangs Bedenken und Zweifel, — freilich, um dieselben auf der Fundstelle und Angesichts der aufgefundenen Gegenstände entweder aufzugeben oder mit einem zweifelnden Kopfschütteln die Erklärung des auffallenden Thatbestandes einer spätern Zeit zu überweisen. — Es ist jetzt, meine Herren, eine geraume Zeit vergangen. Ich habe mit aller Ruhe das gesammte Material gesichtet und das „Für" und „Wider" genau erwogen; und ich kann nur sagen, dass ich keinen einzigen Grund habe finden können, welcher gegen meine erste Annahme spricht. Im Gegentheil: der gesammte Thatbestand ist ein derartiger, dass nur unter der Annahme einer vorordenszeitlichen Niederlassung sich alle Räthsel lösen und alle Thatsachen sich genügend verstehen lassen, während die An-

nahme einer späteren Entstehung auf lauter unlösbare Räthsel und Widersprüche stösst. Indessen, damit ist der Satz: „Elbing steht auf der Stelle, wo einst Truso lag", noch nicht bewiesen.

Gehen wir zunächst vom Zweifel aus und überlegen wir, „ob die Kulturschicht und der Pfahlbau nicht vielleicht aus der ersten Ordenszeit stammen könnten". Man könnte dafür Folgendes anführen: Das ganze Strassenterrain hat, als die Ritter hierherkamen, 5 bis 6 Fuss tiefer gelegen als heute. Die ersten Kolonisten legten, um ihre Häuser hier zu bauen, zunächst Pfahlroste und setzten die Fundamente darauf. Zwar sind die jetzigen Häuser frühestens im 15. Jahrhundert erbaut; zwar werden die ersten Häuser nur Holzbauten gewesen sein, welche in den späteren Zeiten fester gebauten Häusern Platz machten: immerhin aber müsse man doch annehmen, dass das zum Stadtbau ausersehene Terrain ursprünglich sumpfig gewesen sei und dass die ersten Ansiedler daher geradezu gezwungen waren, den Baugrund durch Rost- und Pfahlwerke zu sichern. Es könnte das Pfahlwerk also aus der ersten Ordenszeit herstammen! — Das ist richtig. Indessen ist dagegen zu sagen, das die ersten Kolonisten doch nach einem Plane gebaut haben werden. Warum sie dann aber, nach Absteckung der Strassen, auch da Pfahlrosten machten, wo sie keine Häuser zu bauen beabsichtigten, also in den Strassen selbst, das ist dann garnicht einzusehen.

Wollte man dagegen sagen, dass auf dieser Stelle ursprünglich vielleicht ein hölzernes Haus gestanden, dass man aber später, als man massive Häuser baute, diese Stelle aus irgend einem Grunde unbebaut liegen liess, so ist dagegen zu sagen, dass man das hölzerne Haus doch nicht mitten in die Strasse hineingebaut haben wird; und ein anderes als das jetzt noch bestehende Strassensystem anzunehmen, ist doch kaum statthaft. — Aber auch wenn man den Einwurf gelten liesse, würde nichts gewonnen sein. Denn wie wollte man in diesem Falle mit der Kulturschicht zurechtkommen? Sollten es die ersten Ansiedler gewesen sein, welche auf das Pfahlwerk die vielen Thierknochen und ungebrannten Scherben hingeworfen oder zu einer etwaigen Auffüllung der Stelle diese Gegenstände absichtlich hingebracht haben? Warum fuhren sie Schlamm dazu? Wie kommt der Bernstein in diese

Schicht hinein? Und wie sorgfältig hätten sie die Auffüllungsmassen vorher von allen anderen Gegenständen, welche auf eine spätere Kultur hätten deuten können, säubern müssen: Nicht ein einziger Stein, kein Kalk, kein Mörtel ist in der ganzen Schicht gefunden worden. Nur Bernstein ist gefunden. Dieser Bernstein, in dieser Schlamm-, Kohlen- und Knochenschicht, ist hier schier unbegreiflich und ein mächtiger Stein des Anstosses für Jeden, welcher sich der ordenszeitlichen Hypothese zuneigt.

Doch noch ein Bedenken. In der Nähe der Fundstellen befanden sich die Fleischbanken. Dieselben bestanden seit 1384, also 144 Jahre nach der Gründung Elbing's. Könnten die Knochen nicht vielleicht von da an diese ganz benachbarte Stelle gekommen sein? — Nein! Als die Fleischbanken eingerichtet wurden, stand das Rathhaus schon lange, war die Stadt schon längst gebaut. Zudem ist in den Fleischbanken selbst kaum geschlachtet, sondern das Fleisch lediglich zum Verkaufe ausgelegt worden.

Wenn es sich allein um die Knochen hier handelte, so könnte man ja zugeben, dass dieselben zur Auffüllung des Platzes gedient haben könnten, obwohl es nicht als dazu recht geeignetes Material anzusehen ist. Aber wie soll man denn das Vorhandensein des Pfahlwerks, der Kohlen, des Schlammes, der Scherben und des Bernsteins erklären? Wenn ferner die Stadt Elbing im Jahre 1237 angelegt worden ist, mithin auch das Strassensystem in seinen Grundzügen feststand, wenn die Fleischerstrasse existirte und als Strasse benutzt wurde bis zum Jahre 1384, also 144 Jahre lang vor Anlegung der Fleischbanken, wie soll man da annehmen, dass in späteren Jahren die doch irgendwie schon erhöhte Strasse bis auf den Seesand ausgehoben, 1½ Fuss mit Schlamm, Kohle, Knochen und Scherben aufgefüllt und dann erst mit der gewöhnlichen Humusschicht bedeckt worden sei. Und woher denn das Pfahlwerk ganz unten? Ich muss gestehen: ich für meinen Theil halte alle bisher erhobenen Einwände für unerheblich. Sie erklären nichts, sondern dienen nur dazu, das Dunkel zu vermehren und die Verwirrung zu vergrössern. Nehmen wir dagegen an, dass diese Stelle in der Zeit vor der Einwanderung des Ordens in Preussen besiedelt gewesen ist,

so ist sofort Alles klar und gar kein Widerspruch zu entdecken. Selbstverständlich ist es dann, dass die heidnischen Ansiedler auf dem sumpfigen Elbingufer für ihre Holzhäuser eine Substruction brauchten. Dass dieselbe nur ein Rost- und Pfahlbau sein konnte, wird Niemand bezweifeln. Das ganze Terrain, auf dem jetzt die Stadt steht, lag mindestens 7 Fuss tiefer als heute. Am Elbing entlang zogen sich die Häuser hin in mehreren parallelen Reihen. Um die hölzernen Häuser auch gegen hohen Wasserstand und gegen Ueberschwemmungen zu sichern, hatte man sie auf Pfähle gestellt. Vielleicht verbanden auch Laufbrücken die Häuser mit einander. — Bei dieser Annahme ist es denn gar nicht wunderbar, dass der aufgefundene Pfahlbau sich unter der Fleischerstrasse hinzieht. Damals gab es eben ganz andere Wege und Strassen als jetzt. Ebenso leicht erklärbar sind dann aber auch alle anderen Thatsachen: Das Vorhandensein der Küchenabfälle, Knochen, Kohlen, Asche, Fischabfälle, zerbrochener Töpfe, der alten Schuhe und dergleichen. Alles wurde getrost unter die Häuser in den Sumpf geworfen und sammelte sich dort an. Dass ab und zu auch einmal ein Messer, eine Schnalle, etwas Bernstein, mit welchem hauptsächlich gehandelt wurde, mit in den Sumpf geriethen, ist selbstverständlich. Die grosse Dicke der Kulturschicht (1½ Fuss) lässt auf eine lange Dauer der Ansiedlung schliessen, und die Beschaffenheit der beiden Arten von Scherben unterstützt diese Folgerung durchaus. Einzelne Gefässe zeigen eine ebenso alterthümliche Technik, als die Urnen auf dem Neustädterfelde, die man getrost in das ältere Eisenzeitalter (200—500 n. Chr.) setzen darf. Andere wiederum verrathen einen Fortschritt in der Behandlung der plastischen Masse, und wieder andere, roth gebrannt und schlecht glasirt, aber mit alterthümlichen Verzierungen versehen, mögen der letzten Heidenzeit angehören. Es ist daher sehr möglich, dass die ersten Häuser factisch in den Sumpf hinein gebaut recht eigentliche Pfahlbauten gewesen sind. Später, nachdem das Terrain sich mehr gehoben und der Elbing zurückgedrängt war, mag der Sumpf zu Zeiten trocken gewesen sein. Alle Abfälle aber blieben sicherlich bei und unter den Häusern liegen.

Als nun die Ritter hierher kamen, da stand entweder der Ort

noch, oder er war bereits zerstört. Im ersten Falle mussten die Ritter den Ort einnehmen. Das wird keine grossen Schwierigkeiten gemacht haben. War dagegen der Ort bereits zerstört, so lag das zu bebauende Terrain schon frei da. In jedem Falle aber musste das Terrain planirt werden. Von den deutschen Städtebauern kann man mit Recht erwarten, dass sie planmässig verfuhren. Sie wollten ja Häuser, eine Stadt, bauen. Und wenn sie auch nicht sofort überall zweistöckige Steinhäuser errichteten, so bauten sie doch sehr bald das Rathhaus (dasselbe wird bereits 1319 als vorhanden erwähnt) und jedenfalls auch einige andere massive Häuser der vornehmeren Einwanderer. Auf solche Pfahlbauten aber, wie die beschriebenen, haben sie sich sicherlich nicht eingelassen. — Die erste Arbeit nach Absteckung der Strassen also war das Planiren des Terrains. Zu dem Zweck mussten zur Beseitigung der Unebenheiten Aufschüttungen gemacht werden. Das Wegschaffen aller Küchenabfälle und der Sumpfmasse bis auf die Sandschicht wäre entschieden unmöglich gewesen. Man füllte die sumpfigen Stellen aus und leitete die entwässernden Gräben nach einem verständigen Plan der Hommel und dem Elbing zu. Dadurch wurde der Sumpf erst wirklich bewohnbar. So ist denn die Thatsache ganz begreifbar, dass über der Culturschicht sich die Humusschicht, d. h. die Auffüllungsschicht, vorfindet. Dieselbe ist von der Culturschicht ab bis zum ersten Pflaster etwas mehr als einen Meter dick. Wann das erste Pflaster, welches, wie bereits früher gesagt, sich an vielen Stellen noch vorfindet, gelegt wurde, weiss ich nicht. Ich glaube jedoch, es muss früh geschehen sein. Denn als im 15. Jahrhundert die zum Theil noch vorhandenen hohen und festen Häuser gebaut wurden, da ist eine zweite Aufschüttung gemacht worden, die bis zum heutigen Pflaster 4½ Fuss beträgt. Im Laufe der letzten drei Jahrhunderte mag das Terrain sich etwa um einen Fuss gehoben haben; daraus folgt denn, dass die zweite Aufschüttung selbst drei Fuss betragen hat. — Wer nun in späterer Zeit ein hohes Haus bauen wollte, der musste bis auf den Sand — der an manchen Stellen 14 Fuss unter dem heutigen Pflaster liegt — graben und dort entweder einen Rost anlegen oder die Fundamentstücke auf den Wasser durchlassenden Sand legen. Viele der ältesten Häuser

unserer Stadt stehen auf solchen Rosten. Diese Roste aber weichen in ihrer Konstruction von den von mir beschriebenen ganz und gar ab. —

Es fragt sich nun noch, ob diese fragliche Niederlassung mit dem Truso Wulfstan's zu identifiziren sei. Es ist zunächst soviel klar, dass Wulfstan's Reisebericht dieser Annahme nicht entgegensteht, wenn man voraussetzt, dass der Drausensee sich bis hierher erstreckt habe und dass der Ilfing erst bei dem heutigen Elbing aus dem Drausensee nach dem Haffe zu abfloss. Es muss unter dieser Voraussetzung die Gestalt des Drausensee's eine herz- oder beutelförmige gewesen sein. Der ganze Kerbswald lag dann unter Wasser und die Fischau und alte Nogat flossen in den Drausensee. Dann aber kann für die Lage eines Handelsplatzes kaum eine günstigere Stelle gedacht werden als die von uns geforderte. Von Norden her zieht sich der Höhenzug direct nach Süden bis Elbing hin und gerade bei Elbing macht er eine Schwenkung nach Osten, das Neustädterfeld freilassend, und zieht sich erst bei Spittelhof in südöstlicher Richtung bei Hansdorf wieder an den Drausensee heran. Wulfstan sagt: „Es giebt viele Städte (Burgen) bei den Esten“. Ohne Frage war der ganze Rand des Höhenzuges mit Ansiedelungen und Gehöften besetzt, und gerade diese Ortschaften waren durch den Landhandelsweg bis zum Samlande hin verbunden; Beweis: die vielen Fundstätten längs des ganzen beschriebenen Weges. In dem von uns an den Ausfluss des Drausensee's gesetzten Truso liefen also der Land- und Seehandelsweg zusammen. Wulfstan, welcher spätestens um das Jahr 850 n. Chr. hier war, fand Truso noch am „Gestade“ des Drausensee's; den vierhundert Jahre später einwandernden Deutschen aber musste wegen der inzwischen fortgeschrittenen Verlandung des Drausensees ein anderes Terrainbild entgegentreten. Sie gründeten ihr Elbing nicht mehr am „Drausensee“, sondern am Flusse Elbing, dessen Anfangspunkt sich inzwischen nach Süden vorgeschoben hatte; — und es bedurfte später keiner allzugrossen Anstrengungen, dem benachbarten Drausen mehr und mehr Land abzugewinnen und so dem ganzen Terrain allmählich ein ganz anderes Gepräge aufzudrücken. —

Die Annahme, dass Elbing auf derselben Stelle, wo einst Truso stand, aufgebaut worden ist, entbehrt also keineswegs einer gewissen

Wahrscheinlichkeit. Verstärkt wird dieselbe durch nachfolgende Thatsachen:

Maler Weiss erzählte mir, dass sein Schwiegervater, der jetzt in Schidlitz bei Danzig lebende Rentier August Kendziur, früher hier Besitzer des Hauses in der Spieringstrasse No. 22, vor etwa 27 Jahren im Keller seines Hauses einen höchst merkwürdigen Fund gemacht habe. Bei einem Reparatur- und Umbau seines Hauses habe er im Keller eine Kalkgrube gemacht und beim Ausheben des Erdreichs in einer gewissen Tiefe eine Steinplatte vorgefunden, unter welcher er eine Art von Gewölbe entdeckte. Einen Schatz vermuthend füllte er die Grube wieder zu, wartete die Nacht ab und stieg, als Alles schlief, in den Keller hinab, um beim Scheine einer Laterne den Schatz zu heben. Er öffnete das Gewölbe und fand in demselben einen irdenen Topf, hob denselben vorsichtig heraus, und fand darin „verbrannte Knochen". Also mitten in unserer Stadt ein Grab aus heidnischer Zeit.

Ferner erfuhr ich von Restaurateur Schwaan, dass er bei Anlage eines Brunnens auf der Speicherinsel, etwa 50 Schritte von Elbing entfernt, in einer Tiefe von 12 Fuss eine Torfschicht und unter derselben, in einer Tiefe von 20 Fuss und darüber überall Balken, Bohlen, Knochen und Kohlen gefunden habe; ob auch Scherben dabei gewesen, dessen konnte er sich nicht mehr entsinnen. Ein grosser Baum soll von doppelter Mannesstärke gewesen sein.

Ein weiterer Fund wurde von mir am 17. August d. J. in der Hl. Geiststrasse, etwa 50 Schritte vom Elbing entfernt, gemacht. Vor dem Hause No. 48 wurden von den Arbeitern des Kämmereihofes bei Revision der Blindbrunnen in einer Tiefe von 10 Fuss Balken, ungebrannte Scherben, Knochen von Pferd, Schwein, Ziege, Rind, und ein kleines Hufeisen gefunden, an Grösse etwa denen der kleinen Bauernpferde unserer Umgegend gleich.

Ferner erhielt ich am 22. August von Oberlehrer Dr. Nagel ein sehr schönes Steinbeil, welches vor einigen Jahren hier in der Sternstrasse gefunden worden ist. Das aus Diorit bestehende Beil ist 20 cm lang, 7 cm breit und 8,50 cm dick. Es ist an der breiten Seite eiförmig und an allen Kanten sanft abgerundet und zeigt eine intakte Schneide.

Das Beil ist nicht fertig gemacht worden, denn das zur Aufnahme des Stieles bestimmte Loch ist auf der einen Seite nur 4 cm tief glatt eingebohrt, auf der andern Seite aber eben angefangen. An dieser Stelle ist deutlich zu sehen, dass die Bohrung mittels eines hohlen Cylinders bewerkstelligt worden ist. Der Bohrzapfen auf der tiefer gebohrten Seite ist abgebrochen, was man aus den scharfen Rändern des stehen gebliebenen untersten Stückes des Bohrzapfens ersehen kann. Ohne Zweifel wurde das Beil hier an Ort und Stelle gearbeitet. Es ist zwar geschliffen, aber noch fehlt dem Schliffe die Vollendung und Politur; offenbar sollte das Beil dieselbe nach erfolgter glücklicher Durchbohrung erhalten.

Zuletzt sei noch bemerkt, dass in unserer Sammlung ein Netzsenker sich befindet, welcher vor einigen Jahren beim Brunnengraben in der Wollweberstrasse gefunden worden ist. —

Wir haben also in Elbing Pfahlbauten, auf denselben Knochen von Säugern und Vögeln, Fischabfälle, Lederstücke, Glas, Bernstein, eiserne Schnallen und Messer, Steinbeile und Netzsenker, — Alles in einer Tiefe von 10—14 Fuss. Elbing steht also in dem dringenden Verdachte, da angelegt worden zu sein, wo in vorhistorischer Zeit eine Ansiedlung — vielleicht Truso — gestanden hat. —

Eobanus Hessus am Hofe des pomesanischen Bischofs Hiob von Dobeneck in Riesenburg
(1509—1513).

Ein Capitel aus der Biographie des genannten Humanisten

von

Dr. C. Krause,
Oberlehrer am Herzogl. Francisceum in Zerbst.*)

Nunc primum tornata loqui meditataque verba
Discit et insolita flectere lege genu.
Ridet et ingressae totum se accommodat aulae
Et studia accepto plena favore colit.
Nobilis obfuscat vulgares purpura vestes,
Ferre tamen Musas aula superba potest.
Eobanus.

Als der Dichter vier Tage nach seiner Abreise seine Muse aus Sachsen nach Erfurt aussandte, kannte er noch nicht Tag und Stunde seines Abganges; die Muse gelangt vier Wochen nach ihrer Aussendung an ihr Ziel (d. h. der Brief konnte voraussichtlich wegen der Umwege und Verzögerung seiner Gelegenheitsbeförderung erst nach vier Wochen in Erfurt eintreffen), und nun meldet sie: ihr Absender sei jetzt wahr-

*) Wir entnehmen mit gütiger Erlaubniss des Verfassers wie des Verlegers obiges Capitel der Biographie des Helius Eobanus Hessus, die zu Ostern im Verlage von F. A. Perthes in Gotha ca. 40 Bogen stark erscheinen wird und auf welche wir schon jetzt hiermit aufmerksam machen wollen. In den vorhergehenden Capiteln beschreibt der Verf. sehr ausführlich die Schul- und Universitätsjahre des Dichters. Eobanus, der Sohn eines armen Bauern im Dienste des Klosters Haina, wurde am 6. Jan. 1488 in einem kleinen hessischen Dorfe geboren. Sein eigentlicher Name, über den bisher manche zum Teil recht sonderbare Vermutungen umliefen, war, wie der Verf. aus den Matrikelbüchern erwiesen hat, Eoban Koch. Reuchlin machte ihn scherzweise zum „Dichterkönig". Als Poet gab er sich den Namen Helius Eobanus Hessus, Helius, weil der Tag seiner Geburt auf einen Sonntag fiel, u. Hessus, um sein Vaterland zu bezeichnen. Der Abt des Klosters, Dietmar, gab ihm den ersten Unterricht und bewog die Eltern, den talentvollen Sohn auf die lateinische Schule nach Gemünden zu geben, wo Johannes Mebes sein „würdiger und leidlich gebildeter" Lehrer war. Vierzehn Jahre alt kam er nach dem nahen Frankenberg, wo damals der tüchtige, humanistisch gebildete Jacob Horläus (Horle) eine neue Lateinschule eröffnet hatte. Dieser erkannte sehr bald die ausserordentlichen Geistesgaben seines

scheinlich abgereist; er sei nicht mehr frei wie bisher, sondern lerne am stolzen Hofe feine Worte drechseln und nach ungewohnter Art das Knie beugen; ein kostbarer Purpur sei an die Stelle seines gewöhn-

---

neuen Schülers und wandte ihm sein ganzes Wolwollen zu. Der glühende Eifer des Knaben, Verse zu machen, erregte schon damals Aufsehen; man prophezeite ihm einen berühmten Namen. Im Herbste 1504 bezog er die thüringische damals weit berühmte Hochschule zu Erfurt, wo bereits gegen Ende des Jahrhunderts eine nicht geringe Zahl von Humanisten die „guten Wissenschaften" oder „Künste", wie man die classischen Studien vorzugsweise zu nennen pflegte, studirte. Je weniger den Feuergeist unsers jungen Poeten die trockenen scholastisch eingeschnürten philosophischen Studien ansprechen konnten, wiewol sie wegen Erlangung der academischen Grade nicht zu umgehen waren, mit desto ungestümerem Eifer lag er der Poesie ob und das gefeierte Haupt der Humanisten, Maternus Pistoris, führte ihn in „das Heiligthum der Musen" ein. Hier im Bunde der „Poeten", zu dem Georg Spalatin, Joh. Lange, Justus Jonas, Peter (Petrejus) Eberbach, Crotus Rubianus, Georg Sturz u. A. gehörten, war Eobanus bald der gefeiertste. Hier erschienen seine ersten Gedichte. Von allergrösstem Einfluss auf seinen Bildungsgang war der Gothaer Canonicus Mutianus Rufus, einer der gelehrtesten und geschmackvollsten Kenner des Alterthums. Eoban wird sein erklärter Liebling. Unermüdlich sorgt der Lehrer und Freund für ihn, verschafft ihm Gönner und Freunde, von deren Wohlthaten der arme Bauernsohn sein Leben auf der Universität fristet. Durch die Gunst des Titularbischofs Johannes Lasphe (Bonemilch) erhält der junge Baccalaureus im Jahre 1507 das Rectorat der Stiftsschule von St. Sever nebst Freitisch im bischöflichen Hause; aber diese Stellung behagt dem Dichter nicht, er fühlt sich unfrei und in seiner Lieblingsbeschäftigung gestört; Missgunst und Neid verleiden ihm sein Amt; er verliert die Gunst des Bischofs. Im Sommer 1509 wird er Magister und erlangt damit das Recht, selbst als Universitätslehrer aufzutreten. Im Herbst desselben Jahres erscheint sein Bucolicon, eine Sammlung von 11 Eclogen, das grösste und bedeutendste Werk seiner Erstlingsperiode. Schon jetzt stand Eobanus nach dem Urtheile Mutians und Huttens unter den deutschen Poeten seiner Zeit als der erste da. Hutten richtet im Jahre 1510 von Rostock aus eine seiner Querelen an ihn; sie traf ihn nicht mehr in Erfurt. „Auch über ihn war wie über so viele seinesgleichen die Wanderlust gekommen; er wollte die Welt sehen und in der Fremde neue Erfahrungen und Anschauungen gewinnen. Der Mutianische Freundeskreis hatte sich stark gelichtet; die städtischen Wirren hatten viele seiner Freunde und Gönner aus der Stadt vertrieben; so bedurfte es für Eoban ausser seiner Existenzlosigkeit keiner weitern Gründe, um ebenfalls zum Wanderstabe zu greifen.

An einem kalten Spätherbsttage des Jahres 1509 wanderte Eoban mit wehmüthigen Gefühlen aus den Thoren Erfurts. Wohin? Hatte er ein bestimmtes Ziel, eine sichere Aussicht? Davon hören wir nichts, dürfen aber vermuthen, dass ihm durch Mutian oder andere Gönner die einzuschlagenden Wege einigermassen geebnet waren. Denn schon vier Tage nach seinem Weggange sendet er aus einem ungenannten Orte Sachsens seine elegische Muse an den Erfurter Freund L. Christianus mit Nachrichten. Schon hatten sich ihm neue, ja glänzende Aussichten eröffnet." Hier knüpft der obige Abschnitt an. R.

lichen Kleides getreten, doch seien die Musen am Hofe wol gelitten und geehrt.

Erst im fernen Ordenslande Preussen, im Städtchen Riesenburg in der Nähe der Weichsel, der Residenz des Bischofs Hiob v. Dobeneck, taucht Eoban wieder vor unsern Blicken auf. Im Februar des folgenden Jahres giebt uns sein erster und einzig erhaltener Brief an den Erfurter Freund L. Platz[1]) von seinem Aufenthalte und seiner Stellung am bischöflichen Hofe sichere Kunde.

Hiob[2]) stammte aus einer edlen Familie des sächsischen Voigtlandes, derer von Dobeneck; er war im Jahre 1498, als Herzog Friedrich von Sachsen den Hochmeisterstuhl des deutschen Ordens bestieg, als Archidiakonus und Probst zu Schillen nach Preussen gekommen und 1502 zum Bischof von Pomesanien erhoben worden. Seine gediegene Bildung, seine Beredtsamkeit, die Eoban mit dem Donner verglich, und seine Geschäftsklugheit sicherten ihm hinfort eine einflussreiche Stellung im Ordenslande, für dessen Gedeihen er eifrig und mit Erfolg tätig war. Unser Dichter wusste von ihm zu rühmen, dass er Städte und Burgen befestigt, Kirchen wiederhergestellt, in Riesenburg, seiner durch ihn unbezwinglich gemachten Residenz, eine Rüst- und Waffenkammer, ja sogar eine Eisen- und Waffenfabrik angelegt habe, daher man mit Recht sagen könne, Pomesánien beginne sich unter ihm von seinem langen Kriegselende zu erholen und scheine zu dem alten, blühenden Zustande zurückkehren zu wollen[3]). Hiob wurde vom Ordensmeister zu wichtigen Gesandtschaften ausersehen, befand sich 1507, als derselbe auf längere Zeit in Sachsen abwesend war, unter den Regenten des Landes und hielt sich 1508—1510 in der Umgebung des Ordensmeisters in Sachsen auf, um von hier aus wieder eine Reihe von Gesandtschaftsreisen nach Ungarn, Böhmen, Polen und anderen Ländern anzutreten. Gegen Ende

[1]) Eobanus Melsingénsi. Ex arce Riesenburgk 18. Febr. 1510. Epp. famil. 11. Eine Beigabe ist vielleicht die Elegie an Placenta Farr. 427, jedenfalls aus Preussen.

[2]) Vgl. über ihn ausser Pisanski, die Verdienste des pomesan. Bischofs Hiob v. Dobeneck. Königsb. 1763, Voigt, Gesch. Preussens. Königsbg. 1827—1839. IX, S. 243. Wegen des Titels Praesul hat ihn Lossius zum Präsidenten gemacht.

[3]) Widmungsbrief der Heroiden B 1 a. Als sein Familienwappen erwähnt Eoban den roten Hut.

1509 war er in der Nähe des Ordensmeisters zu Rochlitz in Sachsen, und hier mag sich das Dienstverhältniss Eobans zu ihm auf eine uns unbekannte Weise, vielleicht durch Erfurter Empfehlungen, rasch angeknüpft haben. Junge Männer von so gründlicher und geschmackvoller Sprachkenntniss, wie sie unser Dichter besass, waren auf Kanzleien brauchbar und willkommen, namentlich wenn ihnen die Natur auch äusserlich einen Empfehlungsbrief ausgestellt hatte. Und wie hätte der mittellose, jugendliche, lebensfreudige Poet sich nicht von der Aussicht auf ein sorgloses, glänzendes Leben in der Ferne, von der Aussicht, auf bequeme Art fremde Länder und Menschen kennen zu lernen, angelockt fühlen sollen?

Der deutsche Orden, der vor fast drei Jahrhunderten aus dem Morgenlande nach Preussen gekommen war und im Kampfe mit den heidnischen Preussen und Litthauern das Land für das Christenthum und für die deutsche Gesittung erobert hatte, war damals stark im Niedergehen begriffen. Seine kriegerische Tüchtigkeit war durch Ueppigkeit entnervt, durch innere Spaltungen, durch Willkührregiment und durch das entfesselte Freiheitsgefühl der Städte gelähmt. Nicht einmal seine äussere Unabhängigkeit hatte er mehr behaupten können; im Frieden zu Thorn 1466 hatte er die westliche Hälfte des Landes an Polen abtreten und den Rest von dem übermächtigen Nachbarn zu Lehn nehmen müssen. Damit war seine Ohnmacht besiegelt. Vergeblich suchten die Ordensmeister, die seitdem ihren Sitz von Marienburg nach Königsberg verlegt hatten, sich der demütigenden Lehnshoheit zu entziehen und mit Hülfe des deutschen Reichs und der Kirche ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen. Die endlosen Unterhandlungen, die diesem Zwecke dienten, waren zur Zeit, als Eoban nach Preussen kam, noch in vollem Gange und führten bekanntlich zum Wiederausbruche des Krieges und infolge dessen zur Säcularisation des Ordenslandes, das nun, vom Reiche verlassen, als weltliches Herzogtum von neuem die polnische Lehnshoheit anerkennen musste.

Einstweilen ging Eoban aus Sachsen ohne den Bischof, der von seinen auswärtigen Geschäften erst Ende 1510 nach Preussen zurückkehrte, an den Ort seiner Bestimmung ab, etwa im November 1509.

Nach dem Briefe, den er im Februar 1510 nach Frfurt schrieb, war der Eindruck, den Land und Leute auf ihn machten, ein günstiger. „Wunderbar“, schrieb er, „was für herrliche Städte hier sind, die einst, weil sie den Uebermut der Deutschherren nicht ertragen konnten, an den König von Polen abgefallen sind.“ Dann berichtet er von seiner neuen Berufstätigkeit. Pabst Julius II., Kaiser und Reich hätten Gesandtschaften und Briefe an den König wegen Herstellung der Unabhängigkeit des Ordens geschickt; alle diese Briefe habe er (der Dichter) nicht bloss gelesen, sondern auch eigenhändig abgeschrieben, denn er befinde sich auf einer sehr frequenten Kanzlei, wo man täglich Neuigkeiten erfahre. Von diesen Neuigkeiten tischt er sodann die Fabel von der Bekehrung des Perserkönigs Sophi nebst 800,000 seiner Untertanen auf[1]) und schliesst mit einer launigen Wendung über seinen neuen, poesielosen Beruf: „Ich bin Kanzlist. Lebt wol, ihr Musen; ihr taugt nicht zum Broterwerbe, Haha!“

Nunmehr eröffnete sich für den Dichter ein neues, reiches Leben am bischöflichen Hofe. Er trug den roten Talar des Hofmannes, wohnte auf der prächtigen Burg, einer durch Türme und Bollwerke unüberwindlichen Festung, gerade über dem Tore, wie er berichtet. Am Hofe eines Prälaten pflegte man nicht zu darben; hier herrschten Reichtum, Glanz und Wolleben. Die Sorgen des ärmlichen akademischen Lebens waren nun gewichen, doch mit ihnen auch die Idealität des Poetentums. Eine trockene Berufstätigkeit war an die Stelle des begeisterten Musenkultus getreten. Was in dieser Sphäre von wissenschaftlichem Leben zu finden war, hatte nicht viel zu bedeuten. Der Bischof hatte eine Schule in Riesenburg gegründet, die damals von einem gewissen Magister Helmstadt geleitet ward. Eoban hatte mit dieser Schule nach dem ihm zugewiesenen Berufe nichts zu schaffen, ausser wenn er etwa gelegentlich aus freien Stücken sich zum Lehren herbeiliess. Seine jetzige Stellung war über die eines Schulmeisters weit erhaben; der Magister sah, wie er zu bemerken glaubte, auf sein glänzenderes Los mit neidischen Augen.

---

[1]) Geschichtlich ist nur, dass Ismael Sofi seit 1505 Persien unterworfen und die schiitische Religion seiner Vorfahren eingeführt hatte.

Und der 20jährige Dichter war ganz darnach angetan, den Hof eines Prälaten zu zieren. Sein stattlicher, stark und doch zugleich zierlich gebauter Körper, mit dem männlich ernsten, bärtigen Gesichte, das eher einem Kriegsmanne, als einem Poeten anzugehören schien, erregte die Bewunderung aller und nahm alle für ihn ein. Dazu war er ein Meister in allen ritterlichen Künsten, im Fechten, Tanzen, Schwimmen. In der fast noch unter dem Himmel Preussens gedichteten Heroide an die Nachwelt singt er von sich voller Selbstgefühl:

„Schön war gestaltet der Leib und gestählt für jegliche Mühsal,
Stark war der Arm mir gebaut, stark war mir Schenkel und Bein.
Solche Gestalt kann zieren den Mann, ohne Makel und züchtig;
Breit war gedehnet die Stirn, feurig erreget der Geist.[5])

In den männlichen, fast finstern Zügen, in den durchdringenden Augen, vor denen seine spätern Schüler unwillkührlich ihre Blicke senken mussten, wohnte aber doch ein mildes und freundliches Wesen, das sich durch Rede und Umgang erschloss. Er hatte sich rein von den Lastern der Jugend erhalten. Sein offenes, freimütiges, heiteres Wesen war der Spiegel seines unschuldigen und arglosen Herzens. Laune und Scherz war sein Element, Hingabe an Freunde ein inneres Bedürfniss. Wie er selber niemanden absichtlich verletzte, so konnte er dies auch von andern nur schwer ertragen, und nur hier war es, wo er leicht aufwallte, namentlich wenn er wahrzunehmen glaubte, dass man seine Arglosigkeit und Gutmütigkeit zum besten haben wolle. List und Verschlagenheit war ihm, selbst beim Spiele, fremd. Eine natürliche Zurückhaltung hinderte ihn, Menschen und Verhältnisse zu seinen Gunsten mit Berechnung auszubeuten. Ungemach wusste er gleich-

[5]) Eobanus Posteritati. Farr. 254:

„Corpus erat membrisque decens patiensque laborum,
Robore firma suo brachia, crura, latus.
Forma virum decuisse potest, sine labe decensque,
Frons diversa, animi spiritus altus erat.“

Vgl. Camer. Narr. A 8b. Camerar beschreibt ihn aus eigener Anschauung und behauptet, kein Zeitgenosse habe sich mit ihm in Bezug auf Stattlichkeit der Erscheinung vergleichen können. Auch die spätern Bilder des Dichters, von berühmten Meistern nach dem Leben gezeichnet, zeigen ihn als einen schönen und kräftig gebauten Mann.

mütig zu ertragen und sich mit seinem Zauberworte Patientia gegen alle Anfechtungen des Unglückes zu wappnen.

Des Dichters Talente und Charakter verschafften ihm bald die volle Zuneigung des Bischofs; er begleitete ihn, mehr einem Freunde als einem Untergebenen gleich, nicht bloss auf Geschäftsreisen, sondern auch auf Vergnügungs- und Jagdfahrten. Die preussischen Wälder boten noch einen reichen Wildstand. Tiere, die man in Deutschland fast nur dem Namen nach kannte, Elenntiere, Bären und Auerochsen, waren hier nicht selten, und Eoban wusste später den Freunden in Mutians Hause mit der Miene des weitgereisten Mannes davon zu erzählen, wie er alle diese Tiere mit eignen Augen gesehen habe[6]); ja dass er sogar von diesem Wilde gleich den barbarischen Eingeborenen gegessen habe, daran erinnerte er sich noch lange nachher mit einer Art von Schauder[7]).

Zum Baden war der 3000 Schritte breite Sorgensee bei Riesenburg wie geschaffen, und in ihm legte der Dichter einst ein staunenswertes Meisterstück seiner Schwimmkunst ab. Er hatte sich einst bei Freunden gerühmt, den See in seiner ganzen Breite durchschwimmen zu können, und führte es auch wirklich vor den staunenden Blicken der Zuschauer aus. Am andern Ufer angekommen, fiel ihm plötzlich ein, dass er, um zurückzugelangen, den weiten Umweg am Ufer nackend zurücklegen müsse; das liess sein Schamgefühl nicht zu: da warf er sich ohne Besinnen zum zweiten Male in das Wasser und schwamm die ganze Strecke bis zum Ausgangspunkte zurück.

Leider glaubte Eoban auch in einer Unsitte, welche damals und gerade vorzugsweise in den höhern Gesellschaftsklassen, an weltlichen und geistlichen Höfen herrschte, die Palme erringen zu müssen: in der

---

[6]) Mutianus Hartmanno Abbati, Goth. 1515. Tenz. 208. Man unterhielt sich über die in Deutschland verschwundenen Tiere. „Nolite, inquit (Eobanus), dubitare. In Preussen lauffen die thiere und hab das wildprat gesehen. Mox singulatim quae viderat exposuit etc.“

[7]) Bonae valetudinis conservandae ratio. Farr. 798:

„Quas ego non Alces, immania monstra, comedi?
Quos ego non uros semiferasque boves?
Dii melius, tali vitam quam degere cultu,
Qui nihil humani nomina praeter habet.“

Kunst des Trinkens. Man dachte damals etwas milder in diesem Punkte als heutzutage; ein Rausch dann und wann war nicht schimpflich, ward sogar von manchen Aerzten als heilsam empfohlen. Nirgends war das Laster schlimmer als in den nördlichen Gegenden Deutschlands und der Nachbarländer, namentlich in den Küstenländern, wo zu Schiffe ausländische Weine eingeführt und vielfach im Inlande, z. B. in Danzig, vorzügliche Biere gebraut wurden. In einer satirischen Schrift gegen die Trunkenheit, bei deren Abfassung Eoban selber in erster Linie beteiligt war (1516), wird unter Angabe des letztern als Gewährsmannes berichtet, dass es in den Ostseeländern Sitte gewesen sei, Tag und Nacht in den unterirdischen Kellern beim Becher zu sitzen und einander bis zu völliger Berauschtheit vorzutrinken, und dass sich hieran nicht bloss Männer, sondern auch Frauen betheiligt hätten[8]). Alle die unzähligen Trinkverbote von Fürsten und Obrigkeiten — auch die deutschen Ordensmeister blieben darin nicht zurück — erwiesen sich gegen das Laster völlig machtlos.

Eoban lernte in Preussen das Trinken meisterhaft, und dieser unselige Hang, von welchem wir in der vorpreussischen Zeit bei ihm keine Spur antreffen, verblieb ihm sein ganzes Leben lang. Klägliche Zerrüttungen seiner Verhältnisse und ein vorzeitiger Tod waren die Folgen desselben. Sein so starker Körper unterlag schliesslich, denn er stürmte, um mit den Worten, die Camerar später warnend an ihn richtete, zu reden, gegen sich selber an, wie man starke Kastelle und Burgen mit Geschützen zu erschüttern pflegt. Seine Virtuosität erschien indes sowenig ihm selber als den Zeitgenossen in einem zu schlimmen Lichte, und er war unbefangen genug, in seinen Gedichten gegen die Trunkenheit als eines der verabscheuungswürdigsten Laster zu eifern.

Wie von seiner Schwimmkunst, so ist uns auch von seiner Trink-

---

[8]) De generibus ebriosorum. Zarncke, Die deutschen Univers. im M.-A. 1. Beitr. Lpz. 1857. S. 135. „Quoniam in septentrionalibus partibus mulieres non minus quam viri inebriantur nec admodum vicio ipsis vertitur, ad mensuram plerumque cum viris perpotare, retulit mihi nuper Hessus noster, qui aliquamdiu vixit in ista septentrionali barbaria, vidisse se non semel adeo potas et temulentas feminas ut nihil turpitudinis non admitterent, jacuisseque saepenumero turpiter et ignominiose diabolares bestias, plerumque etiam primarias mulierculas.“

fertigkeit ein Meisterstückchen aufbewahrt worden. Ein Prahler forderte ihn einst bei einem Gelage auf, ihm ein grosses hölzernes Gefäss, dass sonst zum Wasserholen diente, voll Danziger Bier, vorzutrinken, und warf als Siegespreis einen kostbaren Ring hinein. Ohne viel Worte zu machen, ergreift Eoban den Kübel, leert ihn rasch bis zur Neige und kehrt ihn zur „Nagelprobe“ um, so dass der Ring zu Boden fällt. Als ihm nun der Herausforderer den Ring als Preis zusprechen will, herrscht er ihn zornigblickend an, ob jener etwa glaube, dass er um Lohn trinke? wirft den Ring zurück und fordert zum Nachtrinken auf. Das vermag indes der Prahler nicht, wird tüchtig verlacht und schliesslich berauscht und schlafend in der Trinkstube liegen gelassen.

Unter dem rauhen Himmel Preussens und an dem üppigen Hofe konnte die Muse des Dichters keine sonderlich reichen Früchte hervortreiben. Unter den wenigen Elegien, die in diese Zeit gehören, muss zunächst die poetische Beschreibung Preussens erwähnt werden, welche dem Gothaer Freunde Mutian gewidmet war[9]). Sie gehört an diese Stelle mehr ihres Inhalts als der Entstehungszeit wegen, denn sie mag erst gegen das Ende der preussischen Zeit, als Eoban bereits einen ansehnlichen Teil des Landes durch Reisen kennen gelernt hatte, entstanden sein, veröffentlicht wurde sie wenigstens erst 1514, als er Preussen wieder verlassen hatte. Das Land erscheint dem Dichter seiner Bevölkerung nach (die nur wenig von dem eingewanderten deutschen Elemente durchdrungen war) als ein barbarisches, nach Boden und Produkten hingegen als ein reiches und glückliches. Der Bauer erntet überreich; das Meer liefert den Bernstein, den Knaben und Mädchen am Strande sammeln; die Flüsse sind reich an Fischen, die erstaunlich billig sind; wilde Bienenschwärme liefern Honig in Menge, sehr reich ist die Jagd, auch auf Wildschweine, Auerochsen, Elenn und Bären. Silber ist hier in grösserer Menge als in des Dichters Heimat das Blei zu finden; viele Hausgeräte, wie Löffel, Schüsseln u. s. w. bestehen aus

[9]) Ad Mutianum Rufum Epistola Prussiae descriptionem continens, zuerst gedruckt in: Sylvae duae Prussia et Amor. Lips. 1514. — Eine alte Abschrift dieses Gedichtes, die vielfach vom ersten Drucke abweicht und wahrscheinlich auf das Manuscript des Dichters zurückgeht, befindet sich auf der Wallenrodtschen Bibliothek in Königsberg.

diesem Metalle, selbst die gewöhnliche Kleidung der Einwohner, besonders der Frauen, weist diesen Schmuck auf. Bier und Wein sind billig und werden in Menge consumirt. Das ganze Leben hat hier überhaupt einen reichern, luxuriösern Zuschnitt als anderswo. Neben den herrlichen grossen Städten des Ordenslandes wird natürlich das kleine Riesenburg an seinem schönen Bischofssitze nicht vergessen. Den Gebietsverlust mit Polen bedauert der Dichter und erklärt ihn theils aus der eigenen Schwäche und Entartung des Ordens, theils aus der Ungunst des Geschickes überhaupt, das selbst ein Troja, ein Carthago und ein Jerusalem in Trümmer habe sinken lassen.

Geschäftsreisen führten Eoban im Gefolge des Bischofs im Anfange des Jahres 1512 unter anderm in die berühmte polnische Residenz- und Universitätsstadt Krakau, an welcher der Humanismus namhafte Vertreter, wie den Poeten Paulus Ruthenus von Crossen, aufzuweisen hatte; der Dichter wohnte dem Feste der Vermählung des polnischen Königs Sigismund mit der Gräfin Barbara von Sebus bei, dichtete aus diesem Anlasse ein Epithalamium, das Ende Februar gedruckt und vom Dichter persönlich überreicht wurde [10]). Auch polnische Gelehrte, wie Johannes Dantiscus, Andreas Critius und der schon genannte Paulus von Crossen, liessen das Fest nicht vorübergehen, ohne es durch ihre Verse verherrlicht zu haben.

Ein sonderbarer Poetenstreit folgte dem Gedichte Eobans als Nachspiel. Weil derselbe nemlich im Eingange statt des Dichtergottes Apollo Christum angerufen hatte, wurde er von einem Krakauer Poeten in Versen lächerlich gemacht, der Name eines Dichters ihm geradezu abgesprochen und auf ihn als einen zweiten Marsyas die Rache Apollos herabgerufen. Eoban verteidigte sich gegen den Angreifer in einer Elegie [11]): er wolle ein christlicher Poet, vom dreieinigen Gotte begeistert

---

[10]) *Encomium Nuptiale Divo Sigismundo Regi Poloniae Scriptum. Anno Christiani calculi* MDXII. *Magistri Eobani Hessi diligentia.* A. E.: *Cracoviae Imprimebat Johannes Haller Regnante Inclyto Sigismundo Rege Poloniae* P. P. *Pridie Kalendas Martias Anni* M. D. XII. (4). Titel nach Panzer Annal. typogr. VI, 454, da mir die Schrift nicht bekannt geworden ist. Der Dichter hat sie nicht in die Farr. aufgenommen.

[11]) In Poetam quendam, qui pro Christo Phoebum in carmine invocandum scripserat. Farr. 370. Das Gedicht des Polen ist nicht bekannt.

sein, ohne dass er deshalb die Anrede an Apollo vom poetischen Standpunkte aus verwerfe. Der Gegner möge nur mit dem Dreifusse Apollos gegen das Kreuz Christi zu Felde ziehen, um so vor den Augen der Gelehrten den Streit auf offene und ehrliche Art (der Gegner war anonym aufgetreten) auszufechten. Damit war die Sache, wie es scheint, abgetan. Man erkennt zur Genüge die geistlose Art des landläufigen Poetentums, das jede Abweichung von dem classischen Altertume für eine poetische Ketzerei erklärte. Eobans Standpunkt erscheint hier, so unbedeutend der ganze Streitpunkt auch war, als der freiere.

Auch den Verhandlungen des Tages von Petrikau Ende 1512 wohnte der Dichter bei und richtete bei dieser Gelegenheit abermals eine Elegie an König Sigismund: diesmal galt es der Sache des deutschen Ordens, welche Eoban in beweglichen Worten dem Könige ans Herz legte [12]). Durch Herstellung der Unabhängigkeit des Ordens und Zurückgabe der entrissenen Gebiete werde der König, so meinte der Dichter, sich einen treuen Bundesgenossen schaffen und seine eigne Macht und Ehre nur erhöhen. Eine andere Sprache konnte ein deutscher Poet und preussischer Kanzlist nicht führen, so unbeachtet auch immerhin ein solches Wort aus solchem Munde über ernste und verwickelte Statshändel verhallen musste.

Unter den preussischen Freundschaften unseres Dichters war die innigste und dauerndste die mit dem fast gleichaltrigen polnischen Gelehrten Johannes Dantiscus [13]), die allem Anscheine nach zuerst in Krakau geschlossen ward. Die Familie desselben war eine bürgerliche; der Grossvater war als armer Seiler in Danzig eingewandert und hatte sich Flachsbinder genannt, das der gelehrte Enkel in Linodesmon gräcisirte; der Vater war ein wolhabender Bierbrauer. Ob ein anderer Beiname, den sich Dantiscus beilegte, de Curiis, auf einen altadeligen

[12]) Ad Serenissimum Sigismundum Regem Poloniae pro Magistratibus militiae Teutonicorum Prussiae in conventu Petricoviensi. Farr. 338.

[13]) Hauptquelle für sein Leben: Johannis de Curiis Dantisci, Episcopi olim Varmiensis, Poemata et Hymni, ed. J. Gottl. Boehmius. Vratisl. 1764. Die vorangestellte Biographie ist ziemlich lückenhaft. Vgl. auch des Joh. Dantiskus u. seines Freundes Nik. Kopernikus geistl. Gedichte . . . hrsg. u. übers. v. Hipler. Mit dem Leben u. Bildnisse des Dantiskus. Münster 1857.

Ursprung der Familie zurückweist oder vom Gelehrten wegen seines spätern Hof- und Statslebens angenommen worden ist, lässt sich nicht mehr ausmachen. Dantiscus studirte die Humaniora in Krakau unter dem berühmten Paulus von Crossen, machte eine Humanistenfahrt nach Italien und wallfahrtete von hier nach Jerusalem zum heiligen Grabe [14]). Seine grossen Sprach- und Redetalente brachten ihn ganz ähnlich wie Eoban frühe in den niedern Hofdienst, und er stieg unter vier polnischen Königen vom einfachen Kanzlisten oder Secretär zum Orator und Gesandten und endlich zum Bischofe von Culm und Ermeland empor. Er sah fast alle Länder Europas, redete eine Menge Sprachen, wohnte vielen Reichstagen und Congressen bei und wurde zu Wien 1515 von Kaiser Maximilian wegen seiner statsmännischen Verdienste in den Adelstand erhoben.

Die Dichtkunst wurde das erste Band zwischen Eoban und Dantiscus. Denn auch der letztere hatte sich eine gediegene humanistische Bildung angeeignet und trat mit hohem Geschicke als Poet auf. Es war natürlich, dass der deutsche und polnische Poet sich anfangs mit eifersüchtigen Blicken massen und sich durch Herausforderungen zum Wettkampfe im Versemachen an einander zu reiben versuchten [15]). Doch bald erkannten sie sich als ebenbürtige Gegner und wurden nun die herzlichsten Freunde. Ihre Charactere stimmten vortrefflich zusammen, auch Dantiscus liebte den Wein und die heitere Geselligkeit, und so verkehrten denn beide auf ihren Gesandtschafsreisen in der ungezwungensten und freundschaftlichsten Weise. In den beiden Elegien Eobans an Dantiscus, die zu Krakau entstanden, schlägt der Dichter einen ganz vertraulichen Ton an; in der einen giebt er seine Zusage zu einer an ihn ergangenen Einladung, in der anderen tröstet er ihn über die Nachwehen eines gestrigen Rausches [16]).

---

14) Elegia Dantisci ad Constantem Alliopagum. Boehme p. 91.

15) Narr. B 2b: „Inter hos praeclara contentio extitit ingenii et eruditionis, cum alter alterum operibus Musicis, initio sane, ut accepimus, aliquanto infestius, provocaret.“ Ein sonderbares Misverständnis dieser Stelle ist es, wenn man auf Grund derselben Eoban unter die Musiker aufgenommen hat. S. Lossius S. 22.

16) Ad Johannem Dantiscum Secretarium Regium. Farr. 365. 367.

Dantiscus war, wenn er auch in seiner Jugend den Becher der Lust oft überschäumen liess, ein Mann von trefflichem Charakter, milde und menschenfreundlich. Ein kleiner Zug aus seinem spätern Leben ist in dieser Hinsicht bezeichnend, auch für die rücksichtsvolle, joviale Art, mit der er an gelehrte Freunde seine Woltaten zu spenden pflegte. Der Königsberger Gelehrte Georg Sabinus besuchte ihn einst in seiner bischöflichen Residenz Heilsberg; beim Abschiede drückte ihm der Prälat ein angebliches Mittel gegen die in der Umgegend wütende Pest in die Hand, es war scheinbar ein Pulverschächtelchen, erwies sich aber bei näherer Untersuchung als eine künstlich in diese Form verpackte Anzahl von Joachimstalern. Das Schicksal führte Eoban in spätern Jahren noch wiederholt mit Dantiscus zusammen, und letzterer bewahrte, obwol inzwischen zu hohen Würden gelangt, gegen den Jugendfreund stets die alte Herzlichkeit und Liebe.

Von den übrigen preussischen Freunden unseres Dichters ist uns fast nicht viel mehr bekannt, als was wir aus den an sie gerichteten Elegien entnehmen können. An den Priester Theodor Collucius ist eine lange Elegie unter dem Titel: Heilmittel gegen die verbotene Liebe gerichtet, nach ihrem Inhalte offenbar in Preussen gedichtet, doch erst 1514 in Leipzig, zugleich mit der „Beschreibung Preussens“ veröffentlicht [17]). Hiernach war Collucius von Geburt ein Thüringer, lebte mit dem Dichter an demselben preussischen Orte, also in Riesenburg, hatte kürzlich eine Reise nach Rom gemacht, und der Dichter hatte ihm bei dieser Gelegenheit einen poetischen Abschiedsgruss und den Wunsch, so wiederzukehren, wie er gegangen, zugerufen. Nun ist der Freund blass, traurig, wie von einem geheimen Schmerze gequält, aus dem Süden heimgekehrt; der Dichter, der einst selber (in Erfurt) unter dem Liebesjoche der Flavia geschmachtet und sich mit den Musen getröstet hat, vermutet sogleich, dass auch der Freund an der gleichen Krankheit leide. Nun giebt er ihm in der Elegie eine abschreckende, nach der Manier der Schulrhetorik gearbeitete Schilderung von der bald

---

[17]) Ad Theodorum Collucium Sacerdotem illiciti amoris antidotarium. Zuerst in den beiden Sylven Prussia et Amor. Lips. 1514.

wie eine verzehrende Flamme, bald wie ein schleichendes Gift auftretenden Liebeskrankheit und empfiehlt den keuschen Musendienst als das einzige Heilmittel, ein Gedanke, den wir schon in der Erfurter Schulstudie vom Unglücke der Liebenden gefunden haben.

Dieselbe Elegie, etwas überarbeitet, veröffentlichte Eoban zwanzig Jahre später (1535) zum zweitenmale in der Sammlung seiner Sylven und hier fügte er auch zwei bisher noch nicht gedruckte Gedichte aus Preussen hinzu: das Abschiedsgedicht an den nach Rom reisenden Freund, sowie eine Ode an den zurückgekehrten. (Schmerz über das Leben im Norden und Sehnsucht nach Italien.) Alle drei Gedichte sind aber merkwürdigerweise in dieser spätern Ausgabe einem gewissen Temonius zugeschrieben, dessen Name einfach an die Stelle des früheren Collucius gesetzt ist [18]). Temonius ist nun auch ein Erfurter Freund Huttens (aus dem Jahre 1506) und wird in der Querele desselben an die deutschen Dichter (1510) neben Eoban und Crotus genannt, er muss also zu dem damaligen Erfurter Humanistenkreise gehört haben, obschon er in Eobans früheren Gedichten gar nicht vorkommt. Vermutungen über diese beiden Doppelgänger Collucius und Temonius anzustellen, wäre müssig, beides sind offenbar fingirte oder humanistisch umgebildete Namen für ein und dieselbe Person.

Die Elegien an diesen Collucius-Temonius sind recht innig gehalten. Die Sehnsucht nach den classischen Stätten Italiens tritt besonders stark hervor; das stolze Venedig allein, das mit dem Kaiser im Kriege liegt, erhält keinen Gruss. Der Dichter klagt:

„Hierher verschlagen, wo im Vereine wir
Ein kläglich Leben ohne die Wissenschaft
An fettem Hofe üppig schwelgend
Leben, o Schande es sichs's zu sagen!

Was rühmst du mir, dem also verschlagenen,
Der Wissenschaften Blüte, die Studien,
Versuchst mit wirksam schlauen Künsten
Mir den entarteten Geist zu stacheln?

---

[18]) Ad Temonium amantem, de amore. Temonio Romam abeunti. Ad Temonium, dolet, quod in Septentrione vivat. Farr. 350. 361. 454.

Entschwunden längst, im Schmutze verschüttet liegt
Die alte Kraft, gebrochen von tiefem Schmerz.
Kaum ist ein Restchen noch geblieben
Mir von der Hessischen Geistesblüte.“ .

Einen merkwürdigen Commentar zu seiner Schulstudie gegen die Liebe liefert uns Eoban in der gleichzeitigen Elegie an den preussischen Freund Georg Bonaemilius [19]). Hier zeigt er sich gar nicht so spröde und rigoristisch. Der Freund hat ihm vorgehalten, er mache heimliche Spaziergänge mit einem gewissen Mädchen, man rede darüber allerlei in der Stadt. Dem entgegnet der Dichter: keine Phyllis könne ihn ernstlich reizen, denn die Erfurterin Flavia besitze bereits sein ganzes Herz [20]) Mit dem Mädchen, von dem man rede, treibe er nur seinen Scherz, wovon sie aber keine Ahnung haben dürfe: sie passe zu ihm, dem heiligen Dichter, wie das Reh zum Löwen, wie die Ziege zum Wolfe. Hier verstattet uns der Dichter, wie man sieht, einen kleinen Blick in seine Privatgeheimnisse, aus welchem man, bedürfte es dessen noch, aufs neue die Ueberzeugung gewinnt, dass die poetischen Behandlungen der abstracten Themata, wie z. B. in diesem Falle das der Liebe, nicht aus der Wahrheit der Empfindung, wie es doch verlangt werden muss, hervorgehen, sondern nach der rhetorischen Schablone gearbeitet sind. Denn kaum hat er eben noch vor der unheilvollen Liebesleidenschaft gewarnt, so betreffen wir ihn selber bei einem Liebesabenteuer, und er verrät sogar eine ziemlich leichte Behandlung solcher Verhältnisse.

Georg Bonaemilius war ein alter Bekannter Eobans von Erfurt her, wo er seit 1501 studirt hatte, hiess eigentlich Bonemilch und stammte wie sein vermutlicher Verwandter, der Bischof von Sidon,

---

19) Ad Bonaemilium, non amare se puellam, cujus eum insimulaverat. Farr. 364.

20) „Flavia Sarmaticas nunquam descendit in oras,
Illa meas flammas abstulit, illa tenet.
Non tamen est ratio, cur non ego rursus amarem,
Si, quod amem, tellus praebeat ista mihi.
Sed quod in has animum domittam Phyllidas, erras,
Pectora non telum quodlibet ista ferit.
Quam mihi tu memoras, quam me causaris amare,
Hei mihi, quam docto luditur ista dolo.“

jener Erfurter Gönner unseres Dichters, aus Lasphe. Von Preussen gieng er an eine Schule nach Fulda, kehrte 1523 nach Erfurt und bald aufs neue nach Preussen zurück, wo wir ihn 1526 mit Crotus zusammen in Königsberg antreffen [21]). Auch in dem Landsmanne un- unseres Dichters, Bartholomäus Gotz (Gutz, Goth) aus Treisa in Hessen, der sich damals in Preussen in seiner Nähe aufgehalten haben muss, erkennen wir einen frühern Genossen des Erfurter Humanistenkreises. Gotius, so lautet sein latinisirter Name, hatte seit 1504 in Erfurt studirt, hier 1507 zum Baccalaureus, 1512 zum Magister promovirt [22]) und war dann nach Preussen gegangen, wo er, als Eoban dasselbe Anfang 1513 verliess, noch längere Zeit zurückblieb, wie uns die von jenem aus Leipzig, Ende 1513, an ihn gedichtete Elegie, eine Klage über das lange Stillschweigen des „treuen Musen- und Landesgenossen", belehrt [23]). Bald darauf kehrte er nach Erfurt zurück und trat in den dortigen Poetenkreis ein, um später, so scheint es, noch einmal sein Glück in Preussen zu versuchen. Der Zuzug der thüringischen Gelehrten in das Ordensland muss damals ziemlich lebhaft gewesen sein und lässt uns um so erklärlicher erscheinen, dass die Wanderlust unseres Poeten gleichfalls diese Richtung nahm.

Die letzte einer bestimmten Person zugeschriebene Elegie aus Preussen, die wir besitzen, gilt endlich dem Gelehrten Freunde Achatius, über den uns nur aus dieser Quelle wenige spärliche Nachrichten fliessen; er hat dem Dichter in einem Epigramme das Unglück geklagt, von dem er heimgesucht wird, und dieser tröstet ihn nun in einer langen Elegie über die Laune des Glückes: nur die Seelenstärke sei hiergegen die einzig wirksame Waffe; auch er, der Dichter, heisst es am Schlusse, habe seinen Nachen noch keineswegs im sichern Hafen geborgen. Das

---

[21]) Immatrik. als Georius Bonemilch de Lasphe 1501. Baccal. 1502. Vgl. über ihn Libellus alter Epp. Eob. Hessi ed. Camerar. Lips. 1557. K 2b. Epp. famil. 233. Libell. tertius Epp. E. H. Lips. 1561. F 3a.

[22]) Immatrikulirt als Bartholomeus Gotz de treiß. In der Magisterliste heisst er Gutz. 1516 ist ein gewisser Goth de treissa immatrikulirt, wie es scheint, ein Verwandter. Darnach scheint Gotz Genitivform zu sein.

[23]) Ad Bartholomaeum Gotium Traisensem. Farr. 392.

Thema über die Unbeständigkeit des Glückes wird hier in ähnlicher schulmässiger Weise wie vorher das über die Liebe abgehandelt[24]).

Die dichterische Ausbeute, welche Eoban aus seinem fast vierjährigen Aufenthalte in Preussen gewann, war demnach ihrem Umfange nach betrachtet eine ziemlich geringe, wie sich das bei seinem dortigen Berufsleben nicht anders erwarten lässt. Etwa ein Dutzend Elegien der Sammlung lassen sich auf diese Zeit zurückführen. Das Hochzeitslied an den polnischen König Sigismund, das später keine Aufnahme in die Sammlung gefunden hat, ist das einzige, von dem uns ein gleichzeitiger Druck (Krakau 1512) bekannt geworden ist. Die Elegie wurde von jetzt an die mit Vorliebe gepflegte Dichtgattung.

Trotz dieser, ja vielleicht gerade wegen dieser Ungunst des preussischen Himmels waren doch die hier verlebten Jahre für die Entwicklung des Dichters von grosser Bedeutung. Sein Talent gewann Zeit sich auszuruhen und auszureifen und wurde dadurch vor der in der Ueberproduction liegenden Gefahr der Verflachung wenigstens einigermassen geschützt. Eins seiner mit vollem Rechte bewundertsten Werke, die Heroiden, die ihren Stoff der christlichen Legende entnahmen, wurde in Preussen entworfen und begonnen, doch nicht auf dem Papier, sondern im Geiste. Er verarbeitete den Stoff innerlich, zum Teil mitten im Geräusche des Tages, wenn er zu Pferde sitzend seinen Bischof auf Reisen und Ausflügen begleitete[25]). Die geistliche Atmosphäre des bischöflichen Hoflebens mag seiner Poesie zunächst diese Richtung auf die religiösen Stoffe gegeben haben, und wir haben ihn im Krakauer Poetenstreite ja schon den Standpunkt des christlichen Poeten recht lebhaft verfechten sehen.

Eoban konnte auf die Dauer in dem bischöflichen Hofdienste keine

---

[24]) Ad Achatium de Fortuna. Farr. 357. Vielleicht haben wir in diesem Gedichte den Excurs über die Unbeständigkeit des Glückes zu finden, von welchem Eoban 1508 in dem Briefe an den Weihbischof Lasphe redet.

[25]) Narr. A 8a: „Est autem et primum opus memorabile et eo etiam nomine spectandum, quod initia complectitur facultatis Poeticae et specimen Eobanici ingenii; praesertim cum non incubuerit ille in compositionem, sed, ut mihi saepe retulit, maximam partem animo suo composuerit et absolverit eques, dum comitaretur forte praesulem aut ad venationem proveheretur aut mandata itinera faceret.“

Befriedigung finden. Das leuchtet aus allen Stellen der Gedichte hervor, in denen er gelegentlich von dem üppigen Hofleben im barbarischen Sarmatenlande spricht. Scham und Ueberdruss prägen sich darin ab; und wie hätte das auch anders sein können? Den geistigen Hochgenuss, den eine ausschliessliche Beschäftigung mit der Wissenschaft und Dichtkunst gewährt, konnte ihm ein äusserlich noch so glänzendes Los nicht ersetzen, und er wird jede Aussicht, seiner literarischen Muse zurückgegeben zu werden, mit Freuden ergriffen haben. Und diese Aussicht bot sich ihm durch das Wolwollen seines Bischofs selber. Derselbe entliess ihn nämlich zeitweilig aus seinen Diensten, um ihn in den Stand zu setzen, die Lücken seiner Bildung welche einer statsmännischen Laufbahn noch im Wege standen, durch umfassendere akademische Studien ausfüllen. Der Prälat meinte den Kanzlisten auf immer für den Hof- und Statsdienst gewinnen zu können. Es war eine gefährliche Probe, und der Erfolg bewies, dass der Poet, einmal seinen Fesseln entflohen, nicht mehr in dieselben zurückkehren konnte.

Kritiken und Referate.

Hanserecesse. Zweite Abtheilung herausgegeben vom Verein für Hansische Geschichte. Zweiter Band (a. u. d . T.:) Hanserecesse von 1431—1476 bearbeitet von Goswin Frhr. von der Ropp. Zweiter Band. Leipzig 1878. Verlag von Duncker u. Humblot. 4°. XII u. 622 S.

Dem ersten Bande der neuen Abtheilung der Hanserecesse, welche der Verein für hansische Geschichte herausgiebt, ist nach kaum zwei Jahren der zweite, an Umfang und Inhalt jenem nicht nachstehende gefolgt. Er reicht vom 13. Juli 1436 bis zum 10. März 1443, umfasst also kaum sieben Jahre. Traten in jenem die Beziehungen zu Dänemark in den Vordergrund, so sind es in diesem die holländisch-flandrischen Verwickelungen, die das Hauptinteresse in Anspruch nehmen. An dieser Stelle kommt es jedoch allein darauf an die Materialien, welche der Band für die Geschichte Preussens bringt, näher ins Auge zu fassen. Schon eine äusserliche Uebersicht zeigt, dass die preussischen Hansestädte, wie im ersten Bande, weit stärker vertreten sind als man etwa nach der Grösse des Territoriums erwarten durfte: unter den 112 Recessen, die hier mitgetheilt werden, befinden sich allein 48 preussische Städtetage, von den 607 Schreiben, die den Recessen als Voracten oder Correspondenz der Versammlung beigefügt sind, beziehen sich 310 auf preussische Absender oder Adressaten.

Die Zeit, welche der vorliegende Band umfasst, ist für unsere Provinz keine glückliche: es sind die letzten Jahre Pauls von Russdorf, die ersten Conrads von Erlichshausen, in die uns die Lectüre der Recesse versetzen. Immer unerfreulicher wird der Hader mit den Ständen, immer dringender die Geldnoth der Regierung: gegen jede Reform, die dem geschwächten Staate neue Mittel erschliessen soll, legen die Städte

ihr Veto ein: Münzreform und Pfundzoll bilden jahrelang den Zankapfel auf den Tagen. Herrscht auch Frieden mit den Nachbaren, seitdem 1435 mit Polen der ewige Friede zu Brešć geschlossen war, so werden die inneren Streitigkeiten um so unerquicklicher. Mitten hinein fällt der grosse Streit im Orden selbst, zwischen Hochmeister und Deutschmeister, der wahrlich nicht zur Stärkung der Ordensregierung beitrug: je mehr sich im Orden die alten Bande lösen, desto enger schliessen sich die Städte an einander: und vereinigen sich Februar und März 1440 zu dem bekannten preussischen Bunde (n. 322 u. 384).

In den 7 Jahren, die der Band umfasst, wurden 48 preussische Städtetage gehalten, also durchschnittlich siebenmal im Jahr kamen die Rathssendeboten zusammen: dreimal 1441 und 1442 finden wir preussische Abgesandte in Lübeck (Thorn und Danzig), in Kopenhagen (Danzig und Elbing) und in Stralsund (Danzig allein). Die Versammlungen im Lande erfolgten meistens noch am Sitz des Hochmeisters (19 mal), doch tritt neben Marienburg auch Elbing als Versammlungsort stark hervor (17 mal): fünf Mal kamen die Sendeboten in Marienwerder, 3 Mal in Danzig, 2 Mal in Mewe, je einmal in Kulm und Holland zusammen. Auf allen Versammlungen finden wir Danzig, Thorn und Elbing vertreten; Culm fehlt an 5 Tagen, Königsberg an 6: die Kneiphöfer, die am 24. August 1438 zu Elbing den Antrag stellen, wie früher an den Städtetagen Theil zu nehmen (n. 205. §. 4) erscheinen 27 Mal, Braunsberg dagegen nur 22 Mal. Einmal, am 4. Februar 1439 zu Marienburg sind auch Vertreter von Graudenz anwesend, und zur Begrüssung des neuen Hochmeisters Conrad von Erlichshausen, am 23. April 1441 zu Marienburg hatten sich die Sendeboten von 25 kleinen Städten, von Conitz bis Wehlau, neben den der 7 grossen eingefunden. Culm wünschte im Mai 1442 zu Marienburg von der Theilnahme an den Städtetagen Armuths halber dispensirt zu werden, erscheint aber auf ausdrücklichen Wunsch der übrigen Städte dennoch auf 9 von den 10 spätern Versammlungen, die der vorliegende Band enthält. Auf die Leistungsfähigkeit der 7 grossen Städte lassen 2 Anschläge, die Kosten von Gesandtschaftsreisen betreffend, aus dem Jahre 1441 Schlüsse zu (421 § 7 und 475 § 3): beide Male bleibt Culm von jedem Beitrag

befreit, während Danzig allein ebenso viel erlegt, als die übrigen Städte zusammen.

Das reiche preussische Urkunden-Material, welches der vorliegende Band bietet, stammt ausschliesslich aus Danzig und Königsberg, die, wie die Quellenübersicht in der Einleitung zeigt, die stärksten Beiträge von allen für den Band benutzten Archiven gegeben haben: unter den Stadtarchiven ragt Danzig mit 255 Nummern (Lübeck nur 145), unter den Staatsarchiven Königsberg mit 63 (das holländische Reichsarchiv im Haag nur 31) hervor: auch die beiden preussischen Recesshandschriften zu Danzig und Thorn (von n. 290, 1439 März 18 an) lieferten die meisten Beiträge (57 und 50 Nummern). Dass sich der vorliegende Band in jeder Beziehung seinen fünf Vorgängern würdig anschliesst, dafür bürgt der Name des bewährten Herausgebers Professor v. d. Ropp. Es darf selbstverständlich dieser Anerkennung keinen Eintrag thun, wenn sich im Einzelnen kleine Nächträge ergeben. Der Druckfehler S. 213 im Namen eines Königsberger Rathssendeboten Andreas van Leslen statt Lessen ist bereits im Register stillschweigend verbessert. Zu dem sehr interessanten Münzproject vom Februar 1439 (n. 284) war auf Vossbergs treffliche Geschichte der preussischen Münzen und Siegel S. 164. 165 hinzuweisen, wo nach Braun, vom polnisch- u. preussischen Münzwesen Elbing 1722 S. 35 ein Auszug aus dieser Denkschrift, deren Original Vossberg nicht ermitteln konnte, gegeben ist. N. 478 §. 16 ist statt fuste vele wohl faste v. zu lesen n. 562 §. 1. war bei der Vorlage der bekannten Urkunde Kaiser Friedrichs II von 1226 doch zu erwähnen, dass das hier angegebene Datum 1226 die 16 mensis Marcii falsch ist (mense Marcii heisst es nur): sollten die Elbinger mit ihrem Ende April 1442 zu Mewe ausgesprochenen Verdachte Recht gehabt haben (S. 482) das das Kalp bynnen eyme jore uffer weyde gegangen hette uff des huet der privilegienbriff . . sulde . . gescreben seyn? Der S. 484 genannte Ort Dullenstede wird im Register S. 591 mit einem Fragezeichen als Dullen, Reg. Gumbinnen erklärt: damit ist wohl das im Ortschaftsverzeichniss der Provinz Preussen v. 1872 S. 74 aufgeführtes Dellen bei Marggrabowa gemeint, diese Gegend war aber 1442 noch Wildniss: ich denke an Dollstädt südlich vom Drausensee,

wo wohl an der Sorge eine Schleuse wie bei dem mit Dullenstede genannten Labiau gewesen ist. (vgl. Weber, Preussen vor 500 Jahren 447).

Greifswald *Dr. Perlbach.*

Das von dem Hauptlehrer J. N. Pawlowski in St. Albrecht zur Feier der „bedeutungsvollen“ Epoche, welche von der mit dem 1. April v. J. begonnenen provinziellen Selbstständigkeit für Westpreussen erwartet und gewünscht wird, in Lieferungen herausgegebene Werk ist unter dem Titel:

Die Provinz Westpreussen in ihrer geschichtlichen, kulturhistorischen und sprachlichen Entwickelung von den ältesten historischen Zeiten bis jetzt

in dem Theodor Bertlingschen Verlage zu Danzig so eben mit zwei Karten und dem Wappen von Westpreussen in 8, 295 Seiten stark, vollständig erschienen.

Der Verfasser behandelt die gestellte Aufgabe in vier Abtheilungen, welche die Urzeit und die Zeit der Herzöge in Pommerellen, Westpreussens Blüthe und Heimsuchung unter den Rittern, die polnische Wirthschaft und die Herrschaft des Hauses Hohenzollern umfassen und hat bei aller Kürze eine vielseitige und bilderreiche Darstellung geliefert, und seine nicht leichte Aufgabe unter Benutzung zahlreicher Quellen und der bis in die neueste Zeit veröffentlichten Resultate der Geschichtsforschung mit Geschick gelöst.

Die mit Fleiss und Liebe gearbeitete, als Frucht eines vieljährigen Studiums der Provinzialgeschichte Westpreussens zu bezeichnende Schrift ist gleich den andern Arbeiten des Verfassers, insbesondere der historisch geographischen Karte vom alten Preussen und Pommerellen, welche bereits die dritte Auflage erlebt hat, vorzüglich den Lehrern Westpreussens zum Selbststudium und als Hilfsmittel für den Unterricht in der Provinzialgeschichte von Westpreussen zu empfehlen.

Der ansprechende, klare und gut gewählte Vortrag wird jedoch auch jeden andern Leser anziehen und bei allen Freunden der Provinzialgeschichte freundliche Aufnahme finden.

Froelich.

Anthropologische Gesellschaft zu Danzig.

Sitzung am 27. Dezember 1878.

1. Auf Antrag des Directors der naturforschenden Gesellschaft, Professor Bail, wurde beschlossen, dass zum Vorsitzenden des anthropologischen Vereins nur ein solches Mitglied gewählt werden könne, welches zugleich Mitglied der naturforschenden Gesellschaft ist.

2. Hierauf wurden die neu eingegangenen Geschenke vorgelegt. Professor Menge hatte ein schönes Hammerbeil aus Diorit, Lehrer Lützow aus Oliva eine schöne Steinaxt, welche vom Mühlenbesitzer Rathke in einem Torfbruch bei Davidsthal, Kreis Pr. Stargard, gefunden worden, und den charakteristischen Theil einer Gesichtsurne aus Putzig, Herr von Grass ein silbernes Armband aus einem Grabe bei Celbau, Herr Zywitz aus Oliva eine Menge Beigaben (Nadeln und Ringe aus Bronze mit Perlen) aus einem Steinkistengrabe, welches tief unter den früher beschriebenen Urnengräbern und Brandgruben gelegen war und Amtsvorsteher Czachowski in Oliva mehrere Beigaben aus einem Urnengrabe bei Pelonken der Sammlung geschenkt. Dr. Mannhardt legte einen spiralförmig gewundenen Bronzeschmuck aus den Steinkistengräbern von Belkau vor, der Vorsitzende endlich ein Gefäss von Burgwalltypus und eine Menge Perlen aus der Zeit des arabischen Handelsverkehrs gegen Ende des vorigen Jahrtausends, welche in Burgsdorf bei Neustadt gefunden worden waren. Ausserdem waren reiche Geschenke von den Herren Glaubitz und Bertling eingegangen, welche in der nächsten Sitzung eingehend behandelt werden sollen.

3. Hierauf hielt Dr. Anger aus Elbing einen Vortrag über das gemischte Gräberfeld auf dem Neustädterfelde bei Elbing.

Die Bemühungen der Elbinger Alterthumsgesellschaft, die Denkmäler der vorhistorischen Zeit aufzusuchen und zu sammeln, sind in den beiden letzten Jahren von guten Erfolgen gekrönt worden. Von den drei Punkten, welche die Thätigkeit der Gesellschaft in Anspruch nahmen, 1) dem Grund und Boden der Stadt Elbing selbst, 2) den Brandstellen eines in heidnischer Zeit bei Dambitzen belegenen Dorfes und 3) dem gemischten Gräberfelde auf dem Neustädterfelde bei Elbing hat das Letztere durch die verhältnissmässig grosse Zahl und eigenthümliche

Beschaffenheit der den Todten mitgegebenen Beigaben ein ganz besonderes Interesse.

Nach einer kurzen Uebersicht über die topographischen Verhältnisse der Umgegend Elbings beschrieb der Vortragende das östlich von Elbing bis Spittelhof sich hinziehende bei Neustädterfelde gelegene Leichen- und Urnenfeld, von welchem er nur etwa 20 Quadrat-Ruthen untersucht hat. Was auf der mindestens zehnmal grösseren, in den früheren Jahren beim Kiesgraben durchwühlten Fläche gefunden worden, das ist in alle Winde zerstreut und für die Wissenschaft leider verloren gegangen. — Die Ergiebigkeit des Fundgebietes beruht darauf, dass hier Leichen und Urnen, Letztere über den Leichen, beigesetzt worden sind.

Die Leichen sind unmittelbar auf einer horizontalen Kiesschicht, 1—2 m tief in einer gleichmässig schwarzen Humusschicht, von WNW. (Kopfende) nach OSO. (Fussende) in Reihen — oft in zwei Schichten über einander — gelagert, lang gestreckt und mit Schmucksachen ausgestattet. Bisweilen fand sich ein Schädel allein und daneben eine Ceremonialurne und eine Fibel. Die Urnen in unregelmässigen Abständen von einander entfernt, selten von Rollsteinen umstellt, sind deckellos, von schwarzer, grauer und rothbrauner Farbe, mit und ohne Verzierungen und enthalten zu zwei Dritteln verbrannte Knochen und zu einem Drittel Erde. Die bedeutend kleineren Ceremonialurnen fanden sich meistens nur bei Leichen, — aber sie standen in einigen Fällen auch allein, an einer mit Kohlen und verbrannten Knochen vermischten Erde. Beigaben wurden in den grossen Urnen und neben den Ceremonialurnen gefunden.

Die Zahl der aus Silber, Bronze und Eisen, aus Glas, Bernstein, Terracotta, Thon und aus Knochen bestehenden Beigaben beläuft sich auf 313, wovon 266 auf die Leichen, 77 auf die Urnen zu rechnen sind. (Rechnet man zwei bei je einer Leiche gefundene Perlenschnüre als je ein Fundobject, so beträgt die Zahl der Leichenfunde 103 Gegenstände.)

Die den Leichen beigegebenen Schmucksachen bestehen aus Armbändern, Fibeln, Schnallen, Ringen, Berloques in Gestalt von kleinen Eimern, aus Perlen und Korallen von Glas, Bernstein, Terracotta und Thon, aus Ringen und Kugeln von Glas und aus Kämmen. Die Urnen

enthielten Fibeln, Schnallen, Haarnadeln, Nähnadeln, Stecknadeln, Fingerringe, Ohrringe, Halsringe, pincettenartige Gewandhalter (Riemenbeschläge), Schmuckeimer, Kammfragmente, eine eiserne Speerspitze, Messer, Spinnwirtel, Perlen und Korallen. Ausserdem wurde ein thönernes Sieb gefunden. Der ganze Fund lag der Gesellschaft zur Ansicht vor. Besonderes Interesse erregen die Armbänder (16). Sie sind offen, 1¼ bis 2¼ Mal spiralförmig gewunden und endigen jederseits mit einer abgerundeten Platte, die mit ihren Gravirungen an Schlangen- oder Schildkrötenköpfe erinnert. Armbänder wie die zwei der Gesellschaft vorgelegten silbernen sind bis jetzt noch an keinem anderen Orte gefunden worden. Das 1½ Fuss lange und 1 Zoll breite (47 cm -- 25 mm) silberne Band ist 2¼ Mal gewunden, innen glatt, aussen mit fünf erhabenen und verzierten Längsleisten geschmückt. Im Grunde zeigen alle nur einen Charakter. Dasselbe gilt auch von den zwei Gattungen von Fibeln, den sog. Wendenfibeln (nach Sadowski: Neronischen Fibeln) mit breitem, segelförmigem Bügel und den Armbrustfibeln (nach Sadowski: Trajanischen Fibeln). Interessant waren die kleinen Bronzeeimerchen, besonders die bei einer Ceremonialurne gefundenen, welche mit Bändern und dazwischen facettenartig gegliederten Dreiecken geschmückt und mit einem Ringe zum Aufhängen versehen sind. Sowohl diese, als auch die Haarnadeln, Näh- und Stecknadeln (Bronze) kommen verhältnissmässig selten vor und sind ohne Zweifel römisches Fabrikat. Dasselbe gilt auch von den Armbändern und Fibeln.

Zahlreich sind die Perlen und Korallen aus Glas (145), Bernstein (45), Terracotta (12) und Thon (10), von verschiedener Grösse, Gestalt und Farbe; interessant die Glaskugeln, Glasringe, Spinnwirtel und das thönerne Sieb. Von den Bernsteinkorallen sind besonders beachtenswerth die urnen-, beutel- und flaschenförmigen, die gläsernen, röhrenförmigen schwarzen mit weissen oder gelben Spirallinien geschmückten und von den Perlen die gläsernen goldig glänzenden weissen mit eingelegten und aus Thon bestehenden bunten Augen.

Eine Spezialität des Neustädter Gräberfeldes (wenigstens in unserer Provinz) sind die Kämme, von denen 13 bei Leichen, ein Fragment in einer Urne gefunden wurden. Sie bestehen aus Knochen und sind ent-

weder aus einem Stücke gearbeitet oder aus mehreren Theilen zusammengesetzt: den beiden Griffplatten und 5—6 länglichen Plättchen, aus deren unteren Hälften die Kammzähne herausgearbeitet sind. Die einzelnen Theile sind selten mit eisernen, meistens mit Bronze-Stiften zusammengenietet. Die Griffplatten sind von halbkreisförmiger Gestalt und mit sog. Wolfszähnchen und concentrischen Kreisen verziert.

Aus dem bis jetzt bekannten gesammten Thatbestande glaubte der Vortragende zu dem Schlusse berechtigt zu sein, dass die Leichen und Urnen im Grunde ein und derselben Zeit angehören, dass das Feld verhältnissmässig kurze Zeit und von einem friedfertigen Volke (Waffen fehlen fast ganz) als Friedhof benutzt worden sei. Eine Vergleichung mit an anderen Orten gefundenen und durch Münzfunde gut beglaubigten Beigaben aus vorhistorischer Zeit zeigt, dass das Elbinger Gräberfeld der ersten Hälfte der sog. älteren Eisenzeit angehört, also etwa der Zeit von 100—300 n. Chr. Die Frage, welchem von den beiden hier allein in Betracht kommenden Völkern, Gothen und Aisten, das Gräberfeld zuzuschreiben sei, werde aber erst dann entschieden werden können, wenn die anthropologische Untersuchung, gestützt auf eine grosse Zahl von Schädelmessungen, ihr letztes Wort geredet haben wird. Zum Schlusse überreichte der Vortragende der anthropologischen Section der Naturforschenden Gesellschaft vier photographische Tafeln, auf denen die wichtigsten und interessantesten Gegenstände der Sammlung abgebildet sind.

4. Der Vorsitzende Dr. Lissauer theilte nun die Ergebnisse seiner Untersuchungen an den bisher auf dem Neustädter Gräberfeld bei Elbing gefundenen Schädeln mit, deren ausführliche Beschreibung später in der Zeitschrift für Ethnologie erfolgen soll. Von den vielen zerbrochenen Schädeln konnten nur 9 soweit zusammengesetzt werden, dass die wichtigsten kraniologischen Masse sich daran nehmen liessen. Von den früher an Virchow geschickten Schädeln desselben Gräberfeldes konnte dieser Forscher nur 4 zur Bestimmung des Horizontalindex verwerthen, so dass das Mittel dieser wichtigen Verhältnisszahl im Ganzen aus 13 Schädeln berechnet werden konnte. Demnach betrug der horizontale Index derselben 74,8, die Schädel sind also meso-

cephal mit starker Hinneigung zur Dolichocephalie und zwar sind 5 (38,4 pCt.) dolichocephal, 6 (46,1 pCt.) mesocephal und 2 (15,3 pCt.) brachycephal. Mit diesem Index stimmen nun die von verschiedenen Forschern für die Schädel der lettischen Völkerstämme gefundenen Zahlen überein. Virchow giebt für die Lettenschädel 74,6 als Index an, unsere Schädel von Liebenthal bei Marienburg haben einen mittleren Index von 75,3 und die 30 Schädel von Kaldus haben im Mittel einen solchen von 74,79, und zwar vertheilen sich dieselben fast in gleichem Verhältniss auf die verschiedenen Gruppen, wie die 13 Schädel vom Neustädter Feld bei Elbing. Ebenso stimmen in beiden Gruppen die Höhenindices fast genau überein. Während dieser Index bei den Schädeln vom Neustädter Feld bei Elbing im Mittel 74,0 beträgt, zeigen die Schädel von Kaldus einen solchen von 74,2 im Mittel, Zahlen, welche wiederum die Zugehörigkeit dieser Schädelgruppen zu der lettischen Völkerfamilie wahrscheinlich machen. Wegen der wissenschaftlichen Details müssen wir auf die oben erwähnte ausführliche Arbeit des Referenten verweisen.

5. Amtsrath Gerschow legte nun den am 31. October 1878 von einem Arbeiter desselben auf der Domäne Rathstube bei Dirschau gemachten Münzfund aus der byzantinischen Zeit vor. Ohne Gefäss, ohne Umhüllung fanden sich im Acker beim Pflügen in geringer Tiefe senkrecht gestellt zweiundzwanzig Goldsolidi byzantinischen Gepräges vor, daneben steckte eine, an einem Ende glatt abgeschnittene, Goldstange und eine kleine durchbrochene Silberplatte, welche ihrer Form nach vielleicht als Schlussvorrichtung eines zur Aufbewahrung des Schatzes dienenden, inzwischen verwesten Behälters gedient haben mochte. Ueber die Bedeutung dieses Fundes sprach nun

6. Professor Röper ausführlich: Diese 22 Goldsolidi gehören dem zweiten und überwiegend dem dritten Viertel des fünften Jahrhunderts nach Christo an. Neun Stücke tragen das Brustbild des oströmischen Kaisers Theodosius II. (408—450), und es weisen deren fünf durch die Umschrift der Rückseite auf das Jahr 437, drei auf das Jahr 439 hin; die Umschrift des neunten ist etwas unleserlich. Dem weströmischen Kaiser Valentinianus III. (424—455) gehört ein Stück an, welches durch

das Jünglingsprofil auf dem Averse vielleicht ebenfalls in das Jahr 437 verwiesen wird, wo der achtzehnjährige Kaiser sich in Constantinopel mit der Tochter des Theodosius, welcher der Vetter seiner Mutter war, vermählte. Die übrigen zwölf Stücke fallen in das dritte Viertel des fünften Jahrhunderts. Acht derselben sind von Leo I. Thrax (457—474); sie sind ohne Andeutungen des Prägejahres; bemerkenswerth ist, dass auf einem das Brustbild des Kaisers, gleichwie bei Valentinian III., im Profile gegeben ist, gegen die damals und später herrschende byzantinische Sitte, nach welcher die Köpfe von vorn dargestellt werden. Von den übrigen gehören zwei dem abendländischen, zwei dem östlichen Reiche an; unter jenen ist eine von Anthemius, der von 467—472, die andere von dem vorletzten weströmischen Kaiser Julius Nepos, der von 474—475 den Purpur trug; beide Regenten waren mit dem Hofe von Constantinopel verwandt und von da aus zu ihrer Würde gelangt. Unter den oströmischen giebt sich die eine durch die Legende Leo et Zeno als in das Jahr 474 gehörig zu erkennen; die andere ist von Basiliscus, welcher im Jahre 475 seinen Verwandten Zeno verjagte, und im Jahre 477 wieder durch diesen von dem usurpirten Throne gestürzt wurde. Da auf dieser Münze des Basiliscus sein Sohn Marcus nicht als Mitregent genannt ist, wie es auf deren geschieht, so ist sie wohl in das Anfangszahr 475 zu setzen; sie und die des Julius Nepos sind die jüngsten in dem gegenwärtigen Funde, der somit einen Zeitraum von 38 Jahren umfasst. Es mag vielleicht kein ganz zufälliges Zusammentreffen sein, dass Theoderich der Grosse, nachdem er in demselben Jahre 475 König der Ostgothen geworden war, von Pannonien aus in das Ostreich einbrach und seinem Volke auf der Südseite der unteren Donau Wohnsitze erwarb, bis er nach 13jährigem Aufenthalte mit demselben die Hämushalbinsel verliess und in Italien nach Besiegung Odoaker's, der dem Westreiche ein Ende gemacht, ein Reich der Ostgothen gründete. Es kann ja zwischen den am Pontus hausenden Gothen mit ihren am Weichselstrande zurückgebliebenen Stammgenossen bis zum Abzuge der ersteren nach dem Westen ein Verkehr fortbestanden haben; doch bleibt es misslich, auf eine solche Möglichkeit Folgerungen zu bauen. — Die Münzen des Fundes sind sehr gut erhalten, das Ge-

präge mit einer Ausnahme scharf und deutlich, wie denn überhaupt Goldmünzen überwiegend nur von jüngster Prägung ins Ausland zu gehen pflegten; eine hat ein absichtlich gemachtes rundes Loch, wodurch einige Buchstaben der Legende Leo et Zeno zerstört sind. Der Solidus wurde seit Constantin d. G. gesetzlich zu 4 Scrupeln oder $^1/_{72}$ des römischen Pfundes reinen Goldes ausgebracht, was seit dem Jahre 368 auf der Rückseite durch die griechischen Buchstaben *OB* bezeichnet wird. Das Verhältniss von Silber zu Gold war im römischen Reiche nicht wie heute 1 : 15,5, sondern durchschnittlich 1 : 11,91, zuletzt 1 : 13,88, doch war unter den Kaisern die Währung Gold. Das römische Pfund entsprach unserem 12unzigen Apothekerpfunde mit einem Minus von 23,33 Gramm. Das römische Pfund Gold wird jetzt zu 913,59 M., und danach der Solidus zu 12,69 M. berechnet, während man sonst 3 Thlr. 29$^1/_5$ Sgr. annahm. Der Solidus war in jenen Jahrhunderten die allgemein gangbare Münze, in welcher der Verkehr mit allen Völkern geführt wurde. — Gefunden sind und werden diese byzantinischen Goldmünzen aus der oben angegebenen Periode in unserer Gegend wiederholentlich; nur werden die Fundorte in den seltensten Fällen genauer bekannt und die einzelnen Stücke verlieren sich in unbekannte Hände. Das Münzcabinet des hiesigen städtischen Gymnasiums besitzt eine bis auf Justinian herabgehende Reihe von fünfundzwanzig Stücken, darunter eine Anzahl von Doubletten von Theodosius II.; sie werden wohl alle aus unserer Gegend sein, doch ist nur bei einem angemerkt, dass es in der Nähe von Putzig beim Ackern gefunden sei. Auch neuerdings ist mir ein bei Putzig gefundenes gezeigt worden, und aus sonstigen mündlichen Mittheilungen habe ich erfahren, dass man früher bei Gischkau Funde von einzelnen Stücken gemacht hat. Wir haben also mit diesem Rathstuber Funde eine Linie, die sich von Nord nach Süd an dem Rande der die Westseite des Weichseldeltas begrenzenden Höhen entlangzieht; und es lässt sich denken, wie unsicher auch dergleichen Hypothesen sein mögen, dass dieselben auf dem Wasserwege, vom Pontus den Dniepr aufwärts, den Bug und die Weichsel abwärts im Verkehre des Bernsteinhandels in dies Mündungsgebiet gelangt sind, dessen damalige Küstenbildung von der heutigen durch eine weitere

Ausbuchtung der See sich unterschieden haben mag. Auf der Ostseite des Niederungslandes sind bei Klein-Tromp unweit Braunsberg mehr als hundert solcher Goldmünzen in den Jahren 1822 und 1837 zum Vorschein gekommen*) (s. Mommsen römisches Münzwesen S. 818, Anm. 305), welche mit Ausnahme von vier Stücken, darunter einem vorconstantinischen, das durch Abnutzung gleichwerthig geworden (alte Goldstücke wurden nämlich damals nach dem Gewichte angenommen), von dem Ende des 4. bis zur Mitte des 5. Jahrhunderts reichen. Sie werden auf demselben Wege, zu gleichem Zwecke und unter ähnlichen Umständen hierher gelangt sein. Bemerkt mag noch werden, dass in der Mitte des 17. Jahrhunderts zu Tournay in Belgien in dem aufgedeckten Grabe des i. J. 481 gestorbenen Frankenkönigs Childerich I., des Vaters Chlodewig's, fast genau dieselbe Suite, wie jetzt bei uns, nur in noch zahlreicheren Exemplaren aufgefunden wurde. Man könnte an die Verschwägerung des fränkischen Königshauses mit dem ostgothischen denken; aber da, wie gesagt, der Solidus damals Weltmünze war, so sind dergleichen Vermuthungen äusserst unsicher. — Dass von den vorliegenden 22 Münzen, nachdem drei Stücke beim Ackern aufgewühlt waren, die übrigen 19 übereinandergestapelt gefunden wurden, lässt annehmen, dass sämmtliche Stücke als Rolle in einer Hülse, wahrscheinlich von Leder, gesteckt haben, welche in den vielen Jahrhunderten vollständig vergangen ist. Münzen von geringerem Metall pflegte man in Lederbeutel (folles) nach dem Gewichte zu verpacken, wovon der Beutel selbst Benennung für eine gewisse Geldsumme wurde. Es ist danach nicht unwahrscheinlich, dass der jetzt gefundene Schatz ursprünglich aus der runden Summe von 24 Stücken = $\frac{1}{3}$ Pfund bestanden hat, und dass die zwei obersten Stücke schon früher ans Licht gekommen und vom unbekannten Finder verwerthet sind. Die neben den Münzen gefundene kleine runde Goldstange von etwa 6 Zoll Länge und 4 Loth Gewicht, an dem einen dünneren Ende sichtlich mit einem scharfen Instrumente abgeschnitten oder abgehauen, dürfte den Zweck

*) In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde bei Osterode ein Fund von mehr als tausend römischen Silbermünzen gemacht, fast alle aus der Periode der Antonine.

gehabt haben, Handelswerthe, welche den Betrag einer Rolle nicht erreichten oder überstiegen, durch gewogene Trennstücke auszugleichen. Da die Auffindung des Schatzes auf fiskalischem Grunde dem Herrn Gerschow strenge Vorsicht in der Zusammenhaltung desselben auferlegte, so ist dem Berichterstatter die zu einer exacten numismatischen Beschreibung erforderliche Musse nicht gestattet gewesen. Möge der Fund unserer Provinz, resp. deren wissenschaftlichen Anstalten bewahrt bleiben, um eine solche Beschreibung nachholen zu können! [Danz. Ztg.]

Alterthumsgesellschaft Prussia 1878.

Sitzung den 21. Juni. Der Vorsitzende Dr. Bujack eröffnet die Sitzung mit einer Uebersicht der im laufenden Jahre bis zum Beginn der Sommerferien von verschiedenen Mitgliedern unternommenen Untersuchungen heidnischer Begräbnissplätze.

Im Kreise Königsberg haben Hauptmann v. Bönigk, Dr. Bujack und Professor Heydeck auf der Feldmarke von Traussitten, gehörig zu Bertaswalde, einen grossen Kirchhof der ersten Jahrhunderte nach C. G. constatiren können. Der grosse Vorrath von Steinen, unter denen zu mehreren Schichten erst die Urnen mit den verbrannten Knochen und der Asche standen mit zum Theil werthvollen Beigaben aus Bernstein, Glas, Thon, Bronze und Eisen, gab dem Rittergutsbesitzer Schwichtenberg auf Bertaswalde Veranlassung, schon im Winter mit dem Steinebrechen beginnen zu lassen, weshalb die Funde nicht unter dauernder Aufsicht gehoben werden konnten. Da die Arbeiter aber, welche hier stetig beschäftigt waren, mit Sorgfalt und Umsicht zu Werke gingen und die von ihnen gemachten Funde an den Besitzer ablieferten, so ist der Charakter des Begräbnissplatzes als sicher fest gestellt zu betrachten.

Im Kreise Labiau war Dr. med. Arth. Hennig 3 Wochen beschäftigt, seine schon im Jahre 1876 auf der Feldmarke des Lieutenant Riebensahm auf Löbertshof begonnenen Untersuchungen weiter fortzusetzen. Vor zwei Jahren war ein grosses Leichenfeld des 8. bis 11. Jahrhunderts von Dr. Hennig festgestellt. Seine diesjährige Untersuchung ergab eine Benutzung dieses Begräbnissplatzes bis in's 13. Jahrhundert, vielleicht bis in das 14. Jahrhundert. War in dieser Zeit eine Bestattung der Leichen erfolgt, deren Aufnahme die Skelett-Sammlung der „Prussia“ in hohem Grade bereichert hat, so fand sich auf einer Stelle desselben Begräbnissplatzes auch ein Urnenfriedhof mit Verbrennung der Todten aus den ersten Jahrhunderten n. Chr. Dass in derselben Zeit bisweilen auch Bestattungen vollzogen wurden, ersah Dr. Hennig aus den Beigaben eines Scelets in Löbertshof und eines anderen zu Moritten auf der Feldmarke des Grundbesitzers Schinkowski. Ein Analogon zu dem Leichenfelde des 8. bis 11. Jahrhunderts zu Löbertshof fand Dr. Hennig auf dem Stück einer Feldflur zu Possritten, gehörig dem Rittergutsbesitzer Terner zu Legitten.

Im Kreise Wehlau hatten zwei Begräbnissplätze, einer aus älterer Zeit ein archäologisches Interesse erregt. Rittergutsbesitzer Lorck auf Popelken hatte auf seinem Territorium Bestattungen von Menschen und Pferden gefunden; Professor Heydeck, der die Stelle mit dem Besitzer zusammen nur an einzelnen Punkten untersuchte, konnte aus den Beigaben an den Skeletten als die Zeit der Bestattung das 11. bis 13. Jahrhundert ansprechen. — Ein Urnenfeld der ersten Jahrhunderte n. Chr. war in Stobingen nach dem vom Königl. Buhnenmeister Seidler im vergangenen Winter von dort eingesandten Geschenk, bestehend in Glasperlen, vermuthet und hat sich nach den auf Kosten der Gesellschaft vom Buhnenmeister Seidler geleiteten Ausgrabungen zum Theil bestätigt, worüber im Verlauf der Sitzung noch genauere Mittheilung erfolgte.

Im Kreise Gerdauen haben auf Korklack, der Besitzung des Grafen v. Klinkowström, Professor Heydeck und Studiosus Joh. Hennig ein Stück eines Urnenfeldes des älteren Eisenalters d. h. der ersten Jahrhunderte n. Chr. gefunden.

Es kommt eine Reihe von Alterthümern zur Vorlage, und zwar zuerst ein gekauftes durchlochtes Beil aus Diorit-Porphyr, gef. in Kabstücken, Kr. Labiau. Als Geschenke waren eingegangen zur Sammlung von einzeln gefundenen Steingeräthen: 1) Von Gutsbesitzer Heydrich zu Gr. Grobinen, Kreis Darkehmen, ein daselbst gefundenes undurchlochtes Beil aus Hornblende-Gestein. 2) Von Rittergutsbesitzer Radtke aus Barsduhnen, Kr. Heydekrug, ein durchlochtes Beil aus Diorit-Porphyr mit äusserer Eisenocker-Bedeckung, daselbst gef. 3) Von Lieutenant Riebensahm auf Löbertshof, Kr. Labiau, ein durchlochtes, sauber geschliffenes Beil aus Diorit-Porphyr mit fast halbkugelförmigem Bahnende. Der auf dem Löbertshofer Leichenfeld vor mehreren Jahren gemachte Fund dieses Steinbeils darf jetzt weniger überraschen, nachdem Dr. Hennig daselbst in diesem Jahre ein Urnenfeld aus den ersten Jahrhunderten n. Chr. entdeckt hat. 4) Von Rittergutsbesitzer v. Schlemmer auf Perkuiken, Kreis Wehlau, ein daselbst gefundenes durchlochtes Beil aus Diorit-Porphyr in Keilform mit einem ovalen ebenen Bahnende. — Zur Sammlung von Grabalterthümern schenkten: 5) Freiherr v. Bönigk eine Bernsteinperle seltener Form, gefunden auf dem Felde von Palmnicken, Kr. Fischhausen. Ferner 2 eiserne Steigbügel des jüngeren Eisenalters, gefunden bei Seefeld, Kreis Fischhausen, von denen einer einen Tritt in rhombischer Form und eine tiefe Lage des Riemenlochs hat, der andere sich durch eine verhältnissmässig grosse Breite auszeichnet. 6) Superintendent Dr. Gebauer zu Gr. Medenau, Kreis Fischhausen, einen bronzenen Halsring in Spiralform in 7 Windungen, aus 3 Drähten zusammengeflochten. Das Ende des Halsringes, welches auf den Schultern auflag, ist abgebrochen; dasjenige Ende der Halsberge, welches unter dem Kinne sich befand, hat noch die Umschliessung durch eine verzierte broncene Hülse. Das Stück wurde wie andere Halsringe derselben Art auf dem christlichen Kirchhof zu Gr. Medenau gefunden. — Als Funde bei Gr. Medenau einen Steigbügel, eine gebrochene Trense und eine beschädigte Lanzenspitze mit

Tülle, sämmtlich von Eisen und dem jüngeren Eisenalter angehörig. — Als Funde beim Graben des Erdreichs für den Bau der Chaussee bei Gr. Medenau folgende broncene Schmuckgegenstände, welche der letzten vorchristlichen Zeit oder dem 1. Jahrh. n. Chr. angehören: 2 ovale ungeschlossene Ringe für das Handgelenk in Bandform, am breitesten in der Mitte, sich verjüngend nach den Enden zu, die sich hinter kleinen Einschnürungen absetzen. Punktirte Linien laufen auf der äusseren Fläche der Ausbauchung parallel den Rändern und in der Mitte in horizontaler Richtung; ferner 2 Endstücke eines ungeschlossenen Halsrings, dieselben haben eine Trichterform und sind gefüllt. Die Reste des Halsringes stimmen genau mit dem in Kiauten, Kr. Fischhausen, gefundenen broncenen Halsring; ferner eine cylindrische Bronceperle mit 2 sanften Einschnürungen an der der Bohrlochrichtung entsprechenden Mantelfläche, eine Gewandnadel, ähnlich der von Sadowski „die Handelsstrasse der Griechen und Römer durch das Flussgebiet der Oder" Taf. IV, Fig. 54 abgebildeten. Rittergutsbesitzer v. Montowt auf Kirpehnen, Kr. Fischhausen, aus dem Urnenfriedhof des älteren Eisenalters an der Schmiede daselbst ein Stück eines broncenen Armringes, dessen senkrechter Durchschnitt ein gleichschenkliches Dreieck bildet, ferner eine kleine Armbrust-Fibula aus Bronce; aus einem andern Urnenfriedhof, westlich von dem an der Schmiede gelegenen, ein flaschenförmiges Thongefäss, 17 cm hoch, mit einer Oeffnung und einer horizontalen Stehfläche, die beide einen gleichen Durchmesser von 7 cm haben. 3 Lehmborten sind aufgesetzt, 2 an der grössten Ausbauchung, eine unter dem Rande der Oeffnung. Ferner die Hälfte einer ovalen Schmuck-Scheibe aus Bernstein mit einem conischen Bohrloch, die Hälfte einer roh gearbeiteten Bernsteinperle in Scheibenform, 3 Thonwirtel und eine 11 cm lange eiserne Speerspitze incl. Tülle. — Aus dem Galgenberg bei Kirpehnen mit einer Brandstätte und Beisetzung der Asche der Todten aus dem jüngeren Eisenalter das Fragment eines Vorlegeschlosses von der Art, wie die von Rittergutsbesitzer Blell-Tüngen beschriebenen Löbertshöfer und einen zweiarmigen broncenen Wagebalken, vgl. Bähr, Gräber der Liven Tafel XX. Figur 14. 8) Rittergutspächter v. Montowt auf Sacherau, Kreis Fischhausen: ein Thongefäss in Form einer flachen Schaale mit Henkel. Der Henkel dient gleichzeitig als Stütze für den Boden ohne Stehfläche. Ferner ein kleines Thongefäss, der Rand unter der Oeffnung ist nur wenig eingeschnürt, gefunden in einem Kistengrab bei Ellernhaus, Vorwerk von Sacherau. 9) Rittergutsbesitzer Werdermann auf Corjeiten, Kreis Fischhausen: eine römische Broncemünze mit abgeriebener Umschrift, aber wohl erhaltenem Kopf der älteren Lucilla, die Nadel eines broncenen Gewandhalters und ein Zierstück aus Bronce in Form eines lanzettförmigen Blattes mit Nachahmung der Blattadern. Aus einem Urnenfeld des älteren Eisenalters daselbst. — Zur Sammlung von Funden auf sogen. Schloss-, Pill- oder Wollbergen: 10) Rentier Karl Käswurm in Darkehmen von ihm selbst an Ort und Stelle aufgelesene Reste aus gebranntem Lehm, Topfscherben, Holzkohlen, Schlacken, Knochensplitter, gefunden im Kreise Darkehmen: auf den Schlossbergen zu Schaugsten

bei Balletén, zu Pillkallen bei Trempen, im Kreise Gumbinnen: auf den Schlossbergen zu Stannaitschen, zu Aweningken bei Remmersdorf, zu Kieselkehmen, zu Nestonkehmen, zu Plicken, im Kreise Insterburg: auf den Schlossbergen zu Auxkallen bei Wittgirren, zu Norkitten, zu Kaminiswike, im Kreise Tilsit: auf dem Schlossberge bei der Stadt Tilsit. — Zur Sammlung von Waffen neuerer Zeit schenkte: 11) Der Königliche Hafenbau-Inspector Natus zu Pillau einen im Pregel ausgebaggerten Marine-Säbel des 17. Jahrhunderts mit vergoldetem Griff. — Zur Bibliothek: 12) Der Superintendent Dr. Gebauer die Jahrgänge des preussischen Volksfreundes vom Jahre 1872—76. 13) Der Verein für die Geschichte Berlins: der Berlinischen Chronik 15. Lieferung sammt dem Mitglieder-Verzeichniss.

Hierauf folgt ein Bericht des Dr. Bujack nach den Angaben des Königlichen Buhnenmeisters Seidler in Taplacken über dessen Ausgrabungen in Stobingen, Kr. Insterburg, indem einzelne Fundstücke derselben vorgelegt werden. In einem in der Grundfläche rechteckigen Kistengrabe, dessen Seiten 0,79 m und 1 m betrugen und das eine Höhe von 0,63 m hatte, aus Steinen von ca. 0,13 m Durchmesser zusammengesetzt und unter einer Schicht von grösseren und kleineren Steinen sich befindend, lagen in einer ohne Hülfe der Drehscheibe gearbeiteten Urne mit Stehfläche 40 Perlen. Von denselben waren 22 von Glas und glasirtem Thon und zeigten folgende verschiedene Farben: 14 waren roth, 1 gelb, 1 weiss, 1 schwarz, 2 blau, 2 grün gefärbt, 1 hatte ein roth und gelbes Dammbrettmuster. Die übrigen Perlen waren aus anderem Material gefertigt, 2 aus Bernstein, 16 aus Bronce. Hatte die Urne mit diesem reichen Inhalt nur die einfache Eimerform, so war die danebenstehende kleinere nur 11,3 cm hohe Urne von feiner Töpferarbeit. Auf einem fast kugelförmigen unteren Theil, dessen Stehfläche im Durchmesser 6,3 cm und dessen grösste Ausbauchung im Durchmesser 13,5 cm misst, sitzt ein cylinderischer Hals von 5,1 cm Höhe mit einer Oeffnung im Durchmesser von 8,5 cm. Der Inhalt dieser Urne bestand nur in Erde und Knochensplittern. — Ein zweites Kistengrab zeigte im Grundriss eine Hufeisenform von 1,56 m Länge und von 0,79 m grösster Breite und enthielt 2 Thongefässe. Das erste, 23 cm hoch, hat die Figur eines Gefässes, das entsteht, wenn man 2 Trichter mit dem Rande ihrer grösseren Oeffnungen auf einander stülpt. Die in der Mitte des Gefässes laufende scharfe Kante, welche gleichzeitig die grösste Ausbauchung darstellt, hat im Durchmesser 24 cm, der Durchmesser des Bodens und der Oeffnung des Halses beträgt 11,5 cm. Besonders interessant an dem Gefäss ist der an der oberen Hälfte desselben ansitzende, 12,5 cm lange Henkel, welcher 3 mal durchbrochen ist, zum Durchgreifen der Finger und sich 2,7 cm hoch über der Mantelfläche des Gefässes erhebt. In dem Gefäss lagen Erde, Asche, Knochen und ein ungeschlossener broncener Ring mit Köpfchen an den Enden in der Figur eines Ovals, dessen Längendurchmesser im Lichten 4,5 cm und Breitendurchmesser 3 cm beträgt. Das andere Gefäss, einfacher in der Form, hatte einen reicheren Inhalt. Es war tassenförmig, mit einem einfachen Henkel, seine Höhe war 9,5 cm, der Durchmesser

der Bodenfläche 8 cm, der Oeffnung 9 cm, darin lagen 15 Perlen und zwar 5 von Bronce und 10 von Glas oder glasirtem Thon, 2 hatten eine grüne, 6 eine rothe und 1 eine dunkelblaue Färbung. Ferner befanden sich in dem Gefäss ein geschlossener broncener Fingerring und ein broncenes Berlock. — An einer anderen Stelle standen unter 2 Schichten Steine zwei Töpfe auf Asche, Kohlen und verbrannten Knochenresten frei in der Erde. Beide Gefässe haben auch die Form zweier auf einander gestülpter Trichter, von denen der obere höher als der untere ist, so dass die Gefässe schon annähernd Flaschenform haben. Eine 31 cm hohe eimerförmige Urne, auch frei unter 2 Steinschichten, 1 m tief stehend, enthielt ein kleines Beigefäss. Eine kugelförmige Urne mit Stehfläche enthielt verbrannte Knochen, Asche und ein Stück Feuerstein. — In einem andern Gefässe lag ein broncener Spiral-Fingerring in drei Windungen, in einem andern kleinen Gefäss eine broncene Hakenfibel, in einer glockenförmigen Urne, die auf einem Fusse ruht, lag ein Stück roher Bernstein. Mit der Bestimmung als ausserhalb der Urne auf Knochen und Asche liegend, hat der Buhnenmeister Seidler noch eine broncene Sprossen-, eine beschädigte broncene Hakenfibula, zwei broncene Bügel und einen eisernen Bügel von Gewandhaltern, eine broncene Schnalle, zwei broncene Platten zum Aufziehen auf ein Banddiadem, die Hälfte eines broncenen Fingerreifs, das Endstück eines broncenen Armrings in Bandform mit Strich- und Punktverzierungen und ein kleines eisernes Messer mit broncenen Nieten übergeben. Rentier Karl Käswurm aus Darkehmen legt zwei zur Ansicht übergebene Werke über die Emigration der Salzburger vor, eines 1733 und 34 bei Teubner in Leipzig, das andere 1732 bei Mertz und Mayer in Augsburg erschienen und macht in Betreff der zur Salzburgischen Einwanderung in Ostpreussen erschienenen zeitgenössischen Literatur darauf aufmerksam, wie die Ueberfülle dieser Bücher nicht zur vollzogenen Thatsache in Verhältniss stehe, andererseits spricht er aber auch sein Befremden aus, dass in einem medicinischen Werk neuester Zeit von einem Kreisphysikus erhebliche, aber nicht begründete Vorwürfe gegen die jetzt lebenden Nachkommen der damals eingewanderten Salzburger gemacht sind. — Der Vorlage eines niederländischen Kartenwerkes von Wilhelm Bläu, das freundlich zur Ansicht geliehen war, fügt Professor Wagner folgende Bemerkung bei: Wilhem Bläu, geb. 1571, gest. 1638, gehört der Schule der niederländischen Geographen an, welche mit ihren Karten und Atlanten seit den Zeiten des Ortelius und Mercator, also seit Mitte des 16. Jahrhunderts den geographischen Markt auf mehr als ein Jahrhundert beherrschten, bis die Franzosen an ihre Stelle traten, und andrerseits in Nürnberg die Kunst der Darstellung von Karten auf Kupferplatten eine Stätte fand (Homannsche Firma). Was die Niederlande betrifft, so war Amsterdam selbst Hauptplatz des Ateliers, und von hier aus bekämpften sich mehrere bedeutende Firmen, wie die von Hondius, den Erben der Karten des Mercator, ferner Plauccus und Jan Janszon (seit 1636) und endlich Bläu. Bläu war ein tüchtiger Fachmann, Schüler Tycho Brahes, des Astronomen, und von Bläu rührt z. B. eine der ersten Gradmessungen, die wahr-

scheinlich 1620 stattfand, her. Er ward später zum Hydrographen der indischen Kompagnie in Holland ernannt, dann zum Kartographen der Republik mit dem Auftrage, die Journale der Steuerleute zur Herstellung der Karten auszunutzen, und so entstanden unter ihm eine grosse Reihe von Karten, die im Allgemeinen wesentliche Vorzüge vor denen seiner Concurrenten nicht zeigen. — Der vorliegende Atlas, aus dem mehr als 350 Karten, allmälig von der gleichen Firma erschienen, welche Bläus Söhne Jan und Cornelius fortführten, enthält insbesondere sämmtliche Spezialkarten von Frankreich, aber mit deutschem Text, erschien 1642, also nach Wilhelms Tode, doch rühren wol die meisten Blätter noch von ihm selbst her. Gebirgszeichnung noch äusserst mangelhaft und ganz sporadisch angedeutet. Ueberhaupt noch viel Schablonenhaftes, eine Menge kartographischer Zeichen füllen noch die Blätter aus, ohne dass damit gemeint sei, dass sich wirklich die bezeichnete Kategorie dort genannt befände. — An einem selbstgefertigten Modell der Befestigung auf dem grossen Hausenberge zeigt Hauptmann v. Bönigk diejenige Stelle, an welcher Nachgrabungen die Reste einer Baulichkeit zu Tage gefördert haben. Auf dem Burghofe hart am südlichen Walle lag hier dicht unter der Rasennarbe eine Reihe von Steinen in Kopfgrösse und wenig darüber, welche bis auf 8 m Länge verfolgt werden konnten. Eine andere Reihe ebensolcher Steine, welche indessen nur 2 m weit beobachtet wurde, stiess im rechten Winkel an den äussersten Stein der ersten Reihe und lag in derselben Horizontale. Es folgt daraus mit genügender Sicherheit, dass diese Steine die Grundbalken eines hölzernen Gebäudes getragen haben; eine Fundamentirung, wie sie auch heute noch bei hölzernen Scheunen und Wohngebäuden durchaus üblich ist. Die ganz gleiche Beobachtung hat der Vortragende schon früher auf dem Hofe des Kernwerkes des kleinen Hausenberges bei Wilhelmshorst gemacht; hier wie dort wies die in gleicher Höhe mit den Steinen liegende Erdschicht indessen keinen Fund irgend welcher Art auf. Dagegen zeigte sich nach der Abräumung der gedachten Schicht auf dem grossen Hausenberge eine aus gebrannten Lehmstücken bestehende kompacte Masse, von welcher bis jetzt etwa 5 Kubikmeter aufgegraben wurden. Der verwendete Lehm hat durch die Einwirkung von Feuer eine ziegelartige Beschaffenheit erhalten und zeigte meist eine hellrothe, in einzelnen Stücken aber auch blaugraue Farbe. Lehm findet sich auf dem Hausenberge und in seiner nächsten Umgebung nicht, der nächste Fundort für den oberdiluvialen röthlich gelben Lehm ist wohl Warschken, wo zahlreiche Tumuli in ihm erbaut sind. Für den bläulichen unterdiluvialen Schluff ist wohl Kirpehnen der nächste Ort, von welchem er herangeschafft werden konnte. Jedenfalls deuten die verschiedenen Arten des verwandten Materials, dass er von mehr als einer Stelle auf die Höhe gebracht worden. — Der blaue wie der rothe Lehm waren durchweg mit Stroh durchsetzt, von welchem einzelne Spulen sich trotz der Einwirkung des Feuers erhalten hatten. Häufig fest umschlossen von den gebrannten Lehmstücken standen zahlreiche Holzreste, theils Reisig theils Stäbe und selbst Pfähle. Das längste Stück, welches beobachtet werden konnte, war

30 cm lang und hatte einen Durchmesser von 6 cm. Ein erheblich kürzeres Stück hatte selbst 12 cm Durchmesser und war dennoch anscheinend nicht bearbeitet gewesen, wenigstens war keine scharfe Kante auf irgend einer Seite sichtbar. Nach Abraum dieses Lehmschuttes zeigten sich die verkohlten Spitzen von zwei Reihen von Pfählen, nur 0,20 cm in den alten gewachsenen Boden eingelassen, dabei aber ganz gleichmässig tief. Die beiden Reihen hatten einen Abstand von nur 2 m, in ihnen folgten die Pfähle in Entfernung von 0,80 cm. Unmittelbar über diesen Pfahlspitzen, stellenweise noch tief in dem verbrannten Holze steckend, fanden sich nun jedes Mal 4—6, in einem Falle selbst 8 starke eiserne Nägel. Einer derselben ist völlig erhalten. Er zeigt die hellrothe Farbe der umgebenden Schicht, ist 8 cm lang und hat einen einfachen, aber ovalen und seitlich eingedrückten Kopf. Innerhalb der Schuttmasse fand sich nur ein Scherben mit Quarzkörnern, Verzierungen fehlten, ebenso war die Anwendung der Drehscheibe nicht festzustellen. 2 m von der Südwestecke, bis wohin die Schicht gebrannten Lehms sich auskeilte, lagen in 20 cm Tiefe mehrere Scheiben, ähnlich den beschriebenen, doch liessen dieselben sich nicht zusammensetzen. Auf derselben Stelle fand sich ferner ein kleiner broncener Ring, wie er etwa am Riemenzeug gebraucht sein konnte. Die Patina zeigte nicht die tiefgrüne Farbe der älteren Bronce. Der Vortragende enthält sich weiterer Folgerungen über das Alter des Gebäudes, da die Nachgrabungen mit Erlaubniss des Ehrenmitgliedes v. Montowt-Kirpehnen noch fortgesetzt werden sollen. Zum Schluss bemerkt der Vortragende, dass die Befestigungen des grossen Hausenberges, welche schon vor zwölf Jahren das Interesse des Obersten von Cohausen in so hohem Grade erregt haben, durchaus den ersten Zeiten der Ordensherrschaft im Samlande zuzuschreiben sind.

Die neu eingetretenen Mitglieder sind Hauptmann Ephraim, stud. hist. natur. Joh. Hennig, Rittergutspächter von Montowt auf Kirpehnen, Rittergutsbesitzer Stieren auf Gr. Scharlack, Rittergutsbesitser v. Schlemmer auf Perkuiken, Hauptkassenrendant der Ostpr. Südbahn Wohlgemuth. — Zum Schluss hält Dr. Bujack folgenden Vortrag:

Das Bernsteinland und die Bernsteinstrassen.

Die Bezeichnung „Bernsteinland“ dürfen wir für die Westküste Samlands speciell in Anspruch nehmen, wenn wir nur die Erfahrungen der letzten Jahrhunderte in Betreff des Bernstein-Gewinnes in Betracht ziehen. Nach den Zeugnissen des Alterthums besitzen wir nicht allein die Ehre, Bewohner des Bernsteinlandes zu heissen, sondern müssen der Kiepert'schen Karte Recht geben, wenn wir an der Westseite der Jütischen Halbinsel und an der Ausmündung der Elbe lesen: „ubi electra inveniuntur“. Um aber die Zeugnisse des Alterthums für das Bernsteinland und die Bernsteinstrassen richtig zu würdigen, empfiehlt sich ein Eingehen auf die Art und den Vertrieb des Bernstein-Gewinnes in der neueren Zeit. Da der Bernstein

je nach der Zunahme der Grösse der einzelnen Stücke zuerst den Werth des Silbers, dann auch den des Goldes hat, so können wir uns nicht mit Unrecht als Anwohner einer Goldküste betrachten, und heisst auch derjenige Beamte des Becker'schen Bernsteingeschäfts in Palmnicken, welcher die Reinigung des Sortiments und der mittleren Stücke von der Verwitterungsschicht zu überwachen hat — 24 Stunden werden die Stücke vermöge Dampfkraft in grossen Wasserkübeln, die einen Zusatz von Alaun haben, in concentrischen Bahnen in steter Bewegung umhergetrieben — der Goldonkel. Diese Vorstellung von einer Goldküste bekam ich bei einem flüchtigen Gang aus der Stadt Pillau an die See vor etwa elf Jahren, als eben ein starker Nordwest-Wind geweht und sich als Südost abstillend die Küste mit Seetang bedeckt hatte. Ein älterer Mann als Aufseher mit einer Masse Weiber und Kinder, welche das Kraut durchsuchten, zeigte dem Unbefangenen den Grad der Aufregung, welche bei entscheidendem Gewinn oder Verlust nur wenige Menschen äusserlich unterdrücken können. Das Bernstein-Stechen sah ich vor 10 Jahren in Palmnicken, ehe dieser Ort eine Industriestätte geworden war. An einem überaus klaren und heissen Sommertage, an dessen Abend Seehunde damals noch ungestört in der sogen. Lusthausbucht, bis 5 an der Zahl, als „Sirenen" auftauchend von uns beobachtet wurden, hatte ich um die Mittagszeit Gelegenheit, die viele Stunden währende Arbeit des Stechens mit anzusehen. Etwa 20 Menschen waren auf dem Boot, das bisweilen völlig auf einer Seite lag, indem ein Theil der Mannschaft sich ganz herausbog, um, flach auf dem Leibe liegend, mit 10 bis 30 Fuss langen Stangen, an denen halbmondförmige oder dreieckige Eisen befestigt waren, die Steine, welche sie bei dem klaren Himmel an dem Meeresboden erkennen konnten, von einander zu heben und den zwischen hängenden Bernstein in die 6 bis 8 Zoll langen Käscher zu bringen. Welchen klassischen Boden für den Bernsteingewinn ich als Bekannter des damaligen Besitzers betreten durfte, erweise ich noch durch die Notiz, dass in der Gegend von Palmnicken und Nodems in einer Herbstnacht d. J. 1862: 4000 Pfd. Bernstein im damaligen Werth von 360,000 Mk. ausgeworfen wurden. Noch vor der Bekanntschaft mit dem früheren Besitzer von Palmnicken wanderte ich ein ander Mal mit jungen Leuten längs der Spülung der See bei einem leichten Winde, der sich plötzlich in einen starken Nordwestwind veränderte. Wie mit einem Zauberschlage sahen wir an dem hohen Ufer die Bernstein-Wachen aufziehen. Dieselben standen bisweilen nur einige hundert Schritte auf dem hohen Ufer von einander entfernt, so dass man der fortlaufenden Kette von Wachen beim Vorwärtsgehen immer auf's Neue ansichtig wurde, aber auch des Rechtes gedachte, das erst seit 1837 Friedrich Wilhelm jedem für Betretung des Strandes ertheilte, als er den Adjacenten von Danzig bis Memel die Bernsteinnutzung am Strande überliess. Leider haben wir damals nicht die Strandwachen vom hohen Ufer herunterziehen sehen, um zu beobachten, wie sie von dem Strande aus, grosse Strecken, bisweilen 100 Schritte in die See vorlaufend, in grossen an 20füssigen Stangen befestigten Käschern den Bern-

stein-Tang auffangen, um ihn „zu schöpfen“, damit er dann sofort von den Weibern und Kindern am Ufer durchsucht wird. Das Gefahrvolle bei dem Schöpfen besteht darin, den in die See hereinziehenden Wellen Widerstand zu leisten. Nach Runge in seiner Arbeit „über den Bernstein“ helfen sich die Bernsteinschöpfer, indem sie ihre grossen Stangen in den Boden stossen und, während die Welle kommt, an diesen in die Höhe springen. Ein anderes Mittel, der Brandung beim Schöpfen Widerstand zu leisten, glaubte man im Anfang dieses Jahrhunderts in einer eisernen Bein- und Fussbekleidung zu finden, deren Sohlen schwer mit Blei vergossen waren. Wenn auch zwischen Ober- und Unterschenkel sich ein Gelenk befand, so hinderte die Schwere derselben schon die Bewegung auf dem Lande, wie viel mehr noch in dem Wasser.

Nach den 3 Arten des Bernsteingewinnes, des Lesens, Stechens und Schöpfens ist die vierte, den Bernstein zu graben, auch schon im Alterthum zur Anwendung gekommen. Wenn wir auch keinen Belag dafür haben, dass im Alterthum Versuche gemacht sind, im Samland Bernstein in der Glaukonit-Schicht durch Grabungen zu gewinnen, so werden wir doch die Bernsteingräbereien am Narew kennen lernen und haben mit Rücksicht darauf Erwähnung zu thun, dass eine Gewinnung des Bernsteins in bergmännischer Weise im Samland im 17. Jahrh. und 18. Jahrh. völlig missglückte, dass aber jetzt in unserer Zeit das private Unternehmen von Becker auf Gewinn des Bernsteins durch Bergbau in Palmnicken den glänzendsten Erfolg hat, während das Königliche Bergwerk zu Nortycken bei St. Lorenz bisher noch keinen Vortheil abwarf, sondern nur grosse Kosten verursachte. Die Verwerthung der Dampfkraft in dem Palmnicker Bergwerk ist jetzt eine so wohl überlegte, dass dadurch die Zahl der Arbeiter, welche sich früher zu Hunderten in diesen Gegenden niederliessen, ausserordentlich reduzirt werden konnte. In Folge von erfolgreichen Grabungen auf der kurischen Nehrung bei Schwarzort kamen Becker und Stantien auf den Gedanken, den im Haffgrunde eingelagerten Bernstein durch Baggern auszubeuten, dessen Ausführung nicht nur den Unternehmern grossen Reichthum, sondern auch dem Staate bedeutende Einnahmen verschafft hat: im Jahre 1873 wurden auf die alleinige Verpachtung des Baggerns auf Bernstein im kurischen Haffe 71,200 Thlr. geboten. Es schliesst sich das Bernstein-Baggern an das Bernstein-Graben, so das Bernstein-Tauchen an das Bernstein-Lesen. Der erste Versuch des Tauchens, um an dem Meeresboden den Bernstein zwischen den Steinblöcken zu lesen, ist unter König Friedrich Wilhelm I. angeordnet worden. Die 3 dazu abgesandten Halloren unternahmen dies aber im Monat November und konnten wegen grosser Kälte nicht in der Tiefe bleiben. Eine Verlängerung ihres Aufenthalts zu ferneren Versuchen wurde ihnen nicht gestattet, und so hatte hierin auch das Becker'sche Geschäft den Ruhm, zuerst einen französischen Taucher nach Bernstein an die Steinbänke bei Brüsterort herunter gehen zu lassen und nach dessen Instruktion viele andere, unter welchen sich besonders durch Geschicklichkeit und durch ihre Körperkräfte, die

nothwendig sind, um die grossen Steine am Meeresboden fortzuwälzen, die preussischen Littauer ausgezeichnet haben. Im Sommer 1876 waren die Taucher bei Brüsterort nicht mehr thätig, wohl aber habe ich an dem Palmnicker Strande die Taucherböte zur genannten Zeit in recht bedeutender Entfernung von ihrer Arbeit zurückkehren sehen. Noch einmal der Bernsteinwachen gedenkend, die bei aufkommendem Nordwestwind die Küsten besetzten, als ich mit mehreren Genossen an der Spülung des Meeres wanderte, will ich einen der Bauern eines Dorfes hervorheben, der einen grossen Hund an einem Stricke hielt. Es war dieser Hund, wenn wir uns vielleicht auch nur zufällig gebückt hätten, leicht gegen uns los zu lassen und somit ein schwacher Repräsentant der strengen Verordnungen in Betreff des Bernsteins zur Zeit der Ordensherrschafft und der herzoglichen und später königlichen Regierung bis zum Schluss des 18. Jahrhunderts, in welchem Zeitpunkt zuerst der Bernsteineid aufgehoben wurde. Ehe der Orden von Samland Besitz nahm, war es wahrscheinlich jedem Einheimischen und Fremden erlaubt, Bernstein aufzulesen und zu sammeln, wie es der verstorbene Geheime Medizinalrath Hagen in seinem Aufsatz über die Geschichte der Verwaltung des Bernsteins in den Beiträgen zur Kunde Preussens sagt. v. Brünneck führt in seinem Buche über das Bernstein-Regal bei Aeusserung derselben Meinung die Worte des mit grosser Vorsicht zu gebrauchenden Simon Grunau als glaublich an: (Brünneck p. 32) „Die Brüder deutsches Hauses erkannten den Nutzen von Bornstein, derhalben verboten sie durch Bruder Anselmum von Losenburg bey hencken an den nächsten Baum, den Bernstein zu lesen, den von Anbeginn es frey war, jedermann Winter und Sommer“. In die Rechte des Ordens und Bischofs von Samland, die ihr Uebereinkommen in Betreff des Bernsteingewinns im Jahre 1264 getroffen hatten, trat Herzog Albrecht und nahm den Bernstein als Regal in Anspruch und schloss einen Bernstein-Contrakt mit den Danziger Kaufleuten Jasken, durch welchen der Herzog bald grosse Nachtheile erfuhr, da er das Schwanken des Silberkourses in Folge der Entdeckungen der Peruanischen Silberminen nicht vorgesehen. Vergeblich bemühte sich der Statthalter von Preussen, Georg Friedrich v. Ansbach, den Kontrakt, der zu ewigen Zeiten geschlossen war, aufzuheben. Die Jaske's hatten aber mit grossen Kosten ihre Faktoreien in der Türkei, Persien und sogar auch in Indien angelegt und von dem Polnischen Königshof auch solchen Vorschub, dass dieser die Lösung des Kontrakts weigerte. Erst dem grossen Kurfürsten gelang es im Jahre 1642, den Kontrakt mit Jasken aufzuheben, nachdem sein Vater während der Zeit von 1626—36, in welcher die Schweden an der samländischen Küste lagen, einen geringen Gewinn aus dem Bernstein Samlands gezogen. Der Bernsteinmeister fügt zu seiner Rechnung vom Jahr 1626 die Anmerkung hinzu, „von hier an haben die Schweden mithelfen lesen“, und beim Jahr 1630 und 1631 ist auf dem Titel bemerkt: „Dies Jahr haben die Reiter und Soldaten über den Strand und Börnstein die Aufsicht gehalten, deswegen sie auch Rechnung zu thun schuldig“. Noch im Jahre vor Ankunft der Schweden 1625 war Leibes- und Lebensstrafe auf kaufen,

verkaufen, an sich nehmen, an sich bringen, verführen und wegbringen des Bernsteins gesetzt. Im Jahre 1644, als 2 Jahre vorher der Vertrag mit den Danziger Kaufleuten Jasken aufgehoben war, erhielt der Bernsteineid den gefährlichen Zusatz, selbst gegen Vater und Mutter, wie Geschwister bei Untreue im Bernstein zu denunciren. In Germau sass der Bernsteinmeister, hatte unter sich 7 Strandreiter und 2 Kammerknechte, welche den Bernstein gegen ein gleiches Gewicht Salz an die Finder eintauschten und nur doppelt so viel Salz für den bei Brüsterort gefundenen, besonders geschätzten Bernstein (Reefstein) gaben. Nach dem Jahr der neuen Strandordnung ist ein öfterer Wechsel der Contraktbedingungen eingetreten, die Einnahmen des Bernstein-Regals sind aber nie grösser als zu unserer Zeit gewesen, wenn auch wegen des türkischen Krieges die Conjuncturen augenblicklich etwas ungünstiger stehen sollen. Von den Factoreien der Jaskes, im 16. Jahrhundert war um 1868 nur die Persische eingegangen, zur Indischen aber eine Mexicanische und Chinesische gekommen; abgesehen von den Europäischen zu Livorno, Wien, Berlin, London, Ruhla in Thüringen und Paris. 1873 war eine Japanesische neu eingerichtet. Ein Besuch in Wien und Pesth lehrt uns, wie dort viel mehr Nachfrage nach Kunstprodukten aus Bernstein ist als bei uns in Königsberg. Eine Innung von Bernsteindrehern durfte erst unter dem grossen Kurfürsten sich in unserer Stadt bilden, vorher gab es weder in dem Herzogthum noch in dem Ordenslande Preussen einen Bernsteindreher, wohl aber in Danzig und einigen Städten Hinter-Pommerns eine Bernsteindreher-Innung. Also erst seit der Mitte des 17. Jahrhunderts durfte ein Export von bearbeitetem Bernstein erfolgen, doch ist dadurch die Kunst des Bernsteindrehens in unserer Provinz wenig gehoben: der geringste Theil des Bernsteins wird von hier bearbeitet versandt, unter diesem allerdings als sicherster Abnahme-Artikel nach Livorno die einfachen Bernstein-Korallen, welche die wilden Völker noch heutigen Tages allen anderen Gaben beim Tauschhandel vorziehen. Deshalb nimmt auch jedes Schiff, das aus einem grösseren Europäischen Hafen ausläuft, um nach einem andern Erdtheil zu gehen, und bei dieser Fahrt mit wenig kultivirten Küstenbewohnern zu thun haben könnte, Bernstein-Korallen mit. Der bearbeitete Bernstein hat sich als Schmuckgegenstand bei der vornehmen Damenwelt in Europa zu unserer Zeit noch keinen Platz erkämpfen können, wenn auch dazu von einem der bedeutendsten Bernsteingeschäfte Schritte gethan sind. Noch am Hofe Napoleons III. hofften Geschäftsmänner eine für die Modenwelt bestimmende Persönlichkeit, die Gemahlin des Gesandten einer europäischen Grossmacht durch ein bedeutendes Geschenk zu bewegen, einen ihr präsentirten Bernstein-Schmuck bei einem Hofball anzulegen, verfehlten aber durchaus ihre Absicht. Noch im Anfang unseres Jahrhunderts war Bernsteinschmuck für Damen gewöhnlich, im vorigen Jahrhundert wurden selbst einige kostbare Meubles aus Bernstein auf Befehl von 2 Preussischen Königen angefertigt, nämlich Friedrich Wilhelm's I., um eine Aufmerksamkeit dem Sächs. Kurfürsten August dem Starken und auf Befehl Friedrich's II., um eine solche dem Russischen

Hof zu beweisen. Diese seltsame Verwendung von grossen und werthvollen Bernsteinstücken in kolossalen Massen findet vielleicht dadurch eine Erklärung, dass gerade dem schönsten Bernstein eine medizinische Kraft gegen körperliche Leiden zugeschrieben wurde und die Geber mit ihren seltsamen Gaben den Beschenkten eine doppelte Aufmerksamkeit erweisen wollten. Des Kaisers Nero Anordnung, den Bernstein zur prächtigen Ausstattung des Gladiatoren-Circus zu verwenden, nachdem einer seiner Ritter den Weg zu unserer Samländischen Küste zurückgelegt hatte und mit reichen Bernsteinvorräthen heimgekehrt war, scheint eine den künstlerischen Zwecken der Verwendung angemessenere.

Zur Geschichte des Bernsteinhandels im Alterthum sind in den letzten 20 Jahren werthvolle Beiträge geliefert, die jüngsten sind: Genthe's Tauschhandel der Etrusker und Sadowski's Handelsstrassen der Griechen und Römer durch das Flussgebiet der Oder, Weichsel, des Dniepr und Niemen an die Gestade des Baltischen Meeres. Freilich haben sie ihre Arbeiten nicht als Riesenarbeiten ganz allein vollendet, sondern rüstige Vorgänger gehabt, wie Lindenschmit, der verschiedene werthvolle Aufsätze über die Etrusker verfasst hat, wie Sacken, Wiberg und andere verdienstvolle Schwedische und Dänische Gelehrte, welche freilich eine andere Richtung vertreten. Durch die vergleichende Alterthumskunde der verschiedenen Länder, durch die Betrachtung der Verhältnisse des Terrains, in dem archäologische Funde gemacht sind und auf das sich Notizen von Schriftstellern des Alterthums beziehen, eine Betrachtung, die Sadowski in wahrer Meisterschaft zuerst begonnen hat, ist unsere Samländische Küste in nähere Beziehung zu den Cultur-Centren des Alterthums gesetzt. Von den Phöniciern müssen wir absehen, von denen Alterthümer nach entscheidender Annahme weder in Preussen, noch in Nord-Deutschland Spuren gefunden sind; an ihre Stelle haben wir vielleicht die Etrusker zu setzen, dieses Volk, nach dessen Namen das Meer westlich von Italien und nach dessen Kolonie Hatria das Meer östlich der Appeninen-Halbinsel bezeichnet wird, dieses Volk, das selbst mit Aegypten mehr als 1000 Jahre v. C. in Handelsverbindung stand und noch von den Römern unterworfen, eine grosse Nachblüthe der Industrie hatte. Arretium lieferte Scipio dem älteren innerhalb 45 Tagen 3000 Schilde, 3000 Helme, 50,000 Lanzen von dreierlei Art und noch an Beilen, Spaten und Sicheln so viel, als dreissig grosse Kriegsschiffe nöthig hatten. Genthe hat überzeugend durch Funde nachgewiesen, wie die Etrusker, auch zu Lande mächtig, den Bernsteinhandel der Ligurer nach der Jütischen Halbinsel durch den Westen Deutschlands störten. Der Bernstein der Nordsee ging die Rheinstrasse aufwärts in das Aar-Thal bis zum Abfluss des Neuenburger See's, diesen hinauf und vom Neuenburger nach dem Genfer See in's Rhone-Thal. Die Etrusker wehrten den Ligurern die Benutzung der Alpenstrassen und setzten sich selber in den Besitz dieses wichtigen Handels. Der Export des Nordsee-Bernsteins aus der Jütischen Halbinsel ist ein so bedeutender gewesen, dass in den Bronzegräbern Scandinaviens und Dänemarks der Bernsteinschmuck fehlt, wie es

Wiberg, Engelhardt, Worsaae und die Cataloge der Kopenhagener und Stockholmer Museen beweisen, während aus der jüngeren Steinzeit Jütland's sehr reiche Funde von Bernsteinschmuck vorhanden sind. So wurde in Aggers Maor-Stift Ribe ein Thongefäss ausgegraben, welches 1800 Perlen und Schmuckgegenstände enthielt. Und bei Laesten im Stift Aarhus wurden aus einem Torfmoor beinahe 4000 Bernsteinstücke, theils in natürlicher Form, aber durchbohrt, theils zu Perlen oder Hängeschmuck verarbeitet, aufgefunden. Nach Verschliessung des Bernsteinweges für die Ligurer nach der Nordsee, als die Massalioten wegen ihrer nicht widerstandsfähigen Konkurrenz mit den Etruskern zu wenig Import von Bernstein empfingen, scheint die Expedition des Pytheas von Massilia zur Zeit Alexander's des Grossen aus kaufmännischen Zwecken erfolgt zu sein, aber brachte für diese keinen Erfolg. Des Polybius abfälliges Urtheil über Pytheas, wie ein Privat- und armer Mann so grosse Entfernungen zu Schiffe und auf Reisen zurücklegen könne? mag ihm in den Augen der späteren Geschichtsschreiber und Geographen geschadet haben. Polybius selbst reiste allerdings mit aller Bequemlichkeit und Unterstützung der römischen Statthalter, um seine lokalen Untersuchungen zu führen, fand in kultivirterer Gegend Herberge nach Art heutiger Hôtels, in denen ein Accord pro Person und Tag, nicht aber nach den einzelnen Bedürfnissen abgeschlossen wurde. Die Etrusker stellten auch Bemühungen an, einen Weg vom Adriatischen Meere nach der Küste des Ostseebernsteins zu finden und dies mit solchem Nutzen, dass der Platz des Entrepots am Po in den Augen der Griechen für die Heimath des Bernsteins galt und sich daran eine ganze Sagenwelt knüpfte, wenn auch die Athener, bei denen die Sage im Drama sich besonders ausbildete, den Bernstein nicht direkt von den Etruskern sich abholten, sondern erst durch die dritte Hand, vielleicht durch Tarent erhielten. In der nördlichen Hälfte der Po-Ebene war der Bernstein-Vorrath so gross geworden, dass zu des älteren Plinius Zeit, also gleich nach C. G. die Bauerfrauen daselbst Schnüre von Bernsteinkorallen statt eherner Halsringe trugen. Südlich von der Cispadanischen Ebene, in der Gegend von Ancona, „wurden von einem italienischen Botaniker 1667 in einem Steinsarge an dem Halse und an der Brust einer verwesten Leiche Bernstein-Korallen so gross wie Vogeleier und in solcher Menge gefunden dass man damit wohl einen Scheffel hätte füllen können". Von grösserer Bedeutung sind aber die Etruskischen Leichenbeigaben selber aus dem an 1000 Grabstätten zählenden Leichenfelde von Hallstadt, welche von Sacken veröffentlicht hat. Dieser wichtige Ort, welcher wegen seines Salzreichthums eine reiche Niederlassung wurde, zeigt auf seinem Leichenfelde 277 Bernsteinbeigaben, von denen einige Gehänge über 100 Perlen, eines über 9 Fuss lang 400 Stück Perlen aller Formen und Grössen zeigt. Die Einwohner dieses Platzes, Etrusker, haben zuerst hier noch in der Freiheit, dann unter Gallischer Oberherrschaft gelebt, wie es die Bronze-Beigaben bezeugen, welche die Etruskische Kunstentwickelung vom assyrisch-phoenicischen Styl bis zu den etruskisch-keltischen Mischformen aufweisen. Nicht allein die systematische Auf-

deckung dieses grossen Leichenfeldes giebt einen sichern Anhalt über die Zusammengehörigkeit und Gleichzeitigkeit der Beigaben, sondern auch Aufnahmen der ältosten und jüngeren Etruskischen Zeit in Italien selber.

Diesen Weg nun von dem Adriatischen Meer über Hallstadt nach der Preussischen Bernsteinküste nachgewiesen zu haben, ist das grosse Verdienst Sadowski's. Er nennt die Strasse bezeichnend genug die Furten-Strasse. Sadowski findet die Belege für diesen Weg, den er zuerst durch Betrachtung der Terrainverhältnisse für wahrscheinlich erkannt, in zweiter Linie in archäologlichen Funden, d. i. in Bronzen und ceramischen Produkten, die sichtbares Gepräge von Etruskischen Fabrikaten haben, in erster in richtiger Anwendung der Nachrichten des Ptolemäus über Böhmen, Schlesien, Posen und Westpreussen, überhaupt den Osten Europas. Voran schickt er eine Korrektur für die ungenaue Gradelegung des Ptolemäus nach Vergleichung des Gradnetzes des alten Geographen mit dem unsrigen, welche Arbeit er als einen besonderen Aufsatz vor der Krakauer Akademie las. Die Orte des Ptolemäus, welche Sadowski nun in die richtige Lage bringt, sind Calisca (das heutige Kalisk) an der Prosna, Setidava (das heutige Znin) an der Gonsavka, dem Nebenfluss der Netze, Askaukalis (das heutige Osielsk), nahe der Brahe, und Skurgon (Czersk), nahe dem obern Lauf der Brahe. Die Etrusker gingen auf ihrem ältesten Wege von Hallstadt die Traun herunter über Linz, die Donau passirend nach Iglau, von da über das Ptolemäische Budovzir (Brod an der Sassava) nach dem schlesischen Glatz, dem Zobten westlich vorbei, unweit Dihernfurt über die Oder, durch Gross-Polen und Pommerellen nach der Weichselmündung. Je nachdem der Sommer trocken oder nass war, konnten sie ihren Weg abkürzen oder mussten ihn zwischen den einzelnen Stationen verlängern. Die Ceramik, welche die Anwohner der nur flüchtig skizzirten Strasse lernten, ist die Form der von Professor Beront beschriebenen Gesichtsurnen, von welchen die Danziger anthropologische Gesellschaft wohl den grössten Vorrath besitzt, mit welchen auch unsere beiden Königsberger Gesellschaften ausgestattet sind. Sadowski hat ferner auch in Folge seiner mannigfachen Studien mehrere Routen der Griechen von ihren Kolonieen am schwarzen Meere, besonders von Olbium nach der Bernsteinküste des Baltischen Meeres nachgewiesen. In dem Glauben, dass, weil die Phönicier den Bernstein vom Westen geholt hätten, sie sich auch nach dem Westen wenden müssten, gingen sie zuerst um 450 den weiten Weg nach der Bernsteinküste zu Fuss, nämlich durch das Weichselgebiet ähnlich wie die Etrusker vom Adriatischen Meere nach Norden zogen, deren Strasse von Sadowski bezeichnend genug die Furtenstrasse genannt wird. Derjenige, welcher zu unserer Zeit bei einem trocknen Sommer eine Fussreise in der Tatra macht, bekommt von einer solchen Reise die Vorstellung, dass die durch Oesterreich, Böhmen und Schlesien ziehenden Etruskischen Kaufleute keinen mit Zugvieh bespannten Karren zum Transport ihrer Waaren mit sich führen konnten, wie es die Etrusker auf den Alpenstrassen thaten, wovon sowohl die noch aufgefundenen Bronze-Räder

solcher Fuhrwerke, als auch die mit den Radnaben an den Felsenwänden eingeschliffenen Rillen zeugen. Der geringe Satz Bagage, den der wandernde Kaufmann nur auf seinen rüstigen Schultern zum Austausch in das ferne Land und wieder als Rückfracht mitbrachte, wurde bald mit grösseren Frachten vertauscht, indem die Bewohner von Olbium die Flussschifffahrt von San aus eröffneten. Sie gingen den San herunter in die Weichsel, befuhren diese stromab bis zur Einmündung ihres Nebenflusses, des Baltischen Bug, gingen denselben in die Höhe bis zum Einfluss des Narev, welchen sie so weit stromauf verfolgten, bis sie 2 an ihm gelegene Bernsteingräbereien erreicht hatten. Nicht gegen Industrie-Erzeugnisse, sondern gegen Salz tauschten die Griechen, wie es anderthalb Jahrtausende später die Ordens- und herzogliche Regierung in Samland thaten, den Bernstein ein. Gegen 300 v. Chr. verlegten die Griechen den Handel auf eine andere Flussstrasse zum kurischen Haff, nämlich auf den Dnjepr. Da der untere Lauf desselben wegen der Stromschnellen nicht benutzt werden konnte, gingen die griechischen Kaufleute zuerst über Land und überschritten einen kleinen rechten Nebenfluss des Dnjepr, die Tasmina, wie es grosse Münzfunde darthun, dann fuhren sie den Dnjepr in die Höhe bis zur Einmündung des Prypec, diesen rechten Nebenfluss stromauf bis zur Einmündung des linken Nebenflusses des Prypec, der Jasiolda, dieselbe stromauf bis zu der Stelle, von welcher am leichtesten die kleine Wasserscheide zwischen Dnjepr- und Niemen-Gebiet zu überschreiten war, bis zum linken Nebenfluss des Niemen, bis zur Szczara. Der Niemen bildete dann die bequemste Kommunikation zu Wasser wie heutigen Tages. Des Näheren hat sich v. Sadowski über diesen Weg zuerst auf dem internationalen archäologischen Kongress zu Buda-Pesth im Jahre 1876 in seinem Vortrag über den Bernsteinhandel verbreitet. — Wurde zur Zeit des Ordens, der seine grossen Lager in Lübeck, Brügge und auch zeitweise in Venedig hatte, der Bernstein vierfach sortirt, wurden die Sorten damals Pfennigstein, Salz- und Hauskomthurstein — Fernitz und Schlugk — und Hauptstein und Königsbergscher Stein genannt, so unterschieden schon die Griechen den am Narev bei den Neuren ausgegrabenen Bernstein, den weissen und wachsfarbenen, den werthvolleren, electrum genannt, von dem goldgelben sualternicum, wie es Philemon, ein alexandrinischer Hofbeamter angiebt. Als die Griechen ihre Handelsstrasse auf dem Dniepr-Gebiet nach dem Niemen eröffnet hatten, waren die Etrusker in ihrer Macht gebrochen. Sie wurden nach einer längeren Pause, in welche auch der Cimbern- und Teutonen-Krieg fällt, im Bernsteinhandel von den Venedern abgelöst, denen der Bernstein von germanischen Völkern nach Pannonien gebracht wurde. Trotzdem müssen die Römer, als sie den Besitz der Weltherrschaft antraten, die Verkehrswege nach der Bernsteinküste gekannt haben, weil zu Nero's Zeit ein römischer Ritter Verkehrswege (commercia) betritt und die Küsten sowohl des Frischen als auch des Kurischen Haffs durchwandert. Des wenig später lebenden Tacitus Nachricht in der Germania über die Aestier, Kap. 45, wollen einige namhafte Gelehrte nicht auf die Einwohner

unsrer samländischen Küste beziehen. Wir wiederholen hier die oft genannte Stelle: Aber auch das Meer durchsuchen sie und sie sind die Einzigen von Allen, die den Bernstein, von ihnen Gles genannt, in Untiefen und am Ufer selbst lesen. Die Natur und Entstehungsart desselben kennen und erforschen sie, als Barbaren, nicht. Lange lag er unter andern Auswürfen des Meeres da, bis unsere Prachtliebe ihm einen Namen machte; sie brauchten ihn nicht: er wird roh gelesen, unverarbeitet ausgeführt und staunend empfangen sie den Preis. — Es scheint uns schwer, diese Stelle des Tacitus nicht auf die Bewohner unsrer samländischen Küste, welche den grössten Bernsteingewinn von allen übrigen Anwohnern der Ostsee hatten, beziehen zu dürfen, zumal da der Ritter in Nero's Zeit hier bei uns gewesen.

Doch ehe wir uns die Zahlungsmittel der Römer vergegenwärtigen, gehen wir auf die Spuren des Handels der Etrusker und Griechen zurück. Da beide Völker nur durch Tauschhandel den Bernstein unserer Küste erwarben, so fragen wir nach den Tauschobjekten. Sadowski giebt eine Zusammenstellung der Fundstücke von Etruskischen Bronzen in den Ost-Alpen und Italien, welche sich in gleicher oder ähnlicher Form auch auf der Furtenstrasse durch Böhmen, Schlesien, Posen, Westpreussen nach unserer Küste gefunden haben. Ostpreussen ist, weil Sadowski noch nicht die öffentlichen und Privatsammlungen unserer Provinz kennt, nur durch 2 Bronze-Schwerter, gefunden bei Braunsberg, repräsentirt, die in je 2 Theilen, Griff und Klinge bei einander lagen. Es sind aber noch andere kostbare Bronzestücke vorhanden, welche die gleiche Herkunft kaben können, Lanzenspitzen, Dolche, Hals- und Armringe, eine Beinschiene, Meissel mit einer Tülle zum Aufschieben auf einen krückenförmigen Schaft, nach dem Völkerstamm der Celten Celte genannt und Meissel mit einem reckteckigen Bahnende, das in einen eben solchen Schaft eingelassen werden kann, genannt Palstäve, ferner durchlochte Beile und Schmuckgegenstände mannigfachster Art. Aber erst eine genaue Untersuchung und Vergleichung kann feststellen, ob diese Schätze nicht auch aus Skandinavien, Dacien, vielleicht Sarmatien oder durch die Gallier nach unserer Provinz gekommen sind. Eine bestimmte und sorgfältige Art der Verpackung, wie sie ein Händler mit seinen Waaren vornimmt, hat sich auch bei einzelnen kostbaren ostpreussischen Funden gezeigt, aber als Beigaben bei Leichen sind vorchristliche Bronzen nur ein einziges Mal und zwar eine Nadel und ein kleiner Meissel bei Wiskiauten Kreis Fischhausen nachzuweisen gewesen. Dass keine griechischen Alterthümer, wie sie die Eremitage in Petersburg in hervorragender Pracht aufweist, sich in Altpreussen finden, erklärt Sadowski durch den Umstand, dass die Griechen, welche zu Schiffe die Ströme herunter kamen, Salz mitbrachten und dies gegen Bernstein eintauschten. Mit dem dürftigen Fund von griechischen Münzen in Ostpreussen, denen wohl kein zu grosses Gewicht beigelegt werden darf, steht in starkem Gegensatz der Reichthum von Funden an römischen Bronze- und Silbermünzen. Noch im vorigen Jahrhundert meinte ein bedeutender preussischer Gelehrter, alle römischen Münzen, die überhaupt in Ostpreussen gefunden

würden, rührten nur von Beigaben bei Leichenbränden oder Bestattungen her. Funde von Münzen in sehr grosser Zahl in späterer Zeit haben diese Ansicht widerlegt; so lag z. B. bei Dorotowo, Kreis Allenstein, mehr als ein Kilo Silberdenare zusammen und präsentirt die Baarschaft eines Kaufmanns, sei es eines fremden oder eines einheimischen, wenn wir vielleicht auch nur zur Analogie uns an Tacitus Stelle erinnern wollen, dass die Aestier staunend den Werth des Bernsteins sich von den Römern bezahlen liessen. Dass man diese Zeit, in der die Römische Münze nach Preussen wanderte, in Preussen das Eisenalter nennen konnte und wohl noch so weiter nennt, lehrt die Vergleichung der Waffen und Geräthe der vorchristlichen Zeit mit den zusammen mit Römischen Münzen an verbrannten Knochen und an Asche liegenden Beigaben. Die Celte, Schwerter, Schildbuckel, Lanzenspitzen, Messer und Sicheln sind von Eisen, statt der bronzenen Halsringe befinden sich silberne, nur die Schmuckgegenstände, wenn nicht von Silber oder Eisen, sind noch von Bronze, nämlich: Gewandhalter, Armringe, Fingerringe, Haarnadeln, Berloques und Perlen. Letztere fanden sich auch aus anderem Material, aus Glas, verglästem Thon und Bernstein, aber letztere so sauber und kunstvoll abgedreht, dass sie nicht hier gearbeitet sein können, sondern als Import nach ihrer Bearbeitung wieder in ihre Heimath zurückkehrten. Zwei Gegenden im Westen zeigen uns durchaus verwandte Typen, die Insel Bornholm und Schleswig. Nach dem Süden dürfen wir nur die Oder, Weichsel und Niemen stromauf gehen, um wenigstens ähnliche Schmucksachen zu finden. Sadowski hat besonders die Gewandnadeln einem sorgsamen Studium unterworfen, um durch sie, auch wenn sie ohne Münzen gefunden werden, ihre Zeit zu bestimmen. Er sieht in ihnen ausschliesslich Römische Fabrikate aus Italien, die nach den Münzfunden der Kaiser zu schliessen, ihren reichsten Absatz im 2. Jahrh. n. Chr. hatten. In der Mitte des 3. Jahrh. n. Chr. stockt die Circulation der Römischen Münzen und beginnt noch einmal zur Zeit der Constantine vor Beginn der Völkerwanderung. Eine statistische Zusammenstellung der Römischen Münzfunde bis zu den Constantinen ergiebt, dass in Ostpreussen ca. 4000 Münzen gefunden sind, von denen 1000 Samland zufallen. Diese Zahl ist wegen der Funde zu Schreitlacken und Barsnicken so gross und die der ausserhalb Samlands in Ostpreussen gefundenen hat durch die Funde zu Pr. Görlitz, Kr. Osterode, zu Dorotowo, Kr. Allenstein, zu Wilkitten, Kr. Memel, den Betrag von circa 3000 erreicht. Die Fundorte dieser Münzen zeigen zum Theil die damaligen Ansiedelungen in Ostpreussen, zum Theil die Wege, welche die Reisenden damaliger Zeit einschlagen konnten. Auf der Seenplatte des Uralisch-Baltischen Landrückens sind folgende Stellen markirt: Die Gegend von Osterode, von wo der Weg durch die Kreise Pr. Holland und Heiligenbeil sich bis an's Haff verfolgen lässt. Ferner Neidenburg als südlich von der Wasserscheide gelegen, von wo eine Strasse längs der Alle weiter führte. Endlich die Gegenden bei Lyck und die bei Angerburg. Das Pregel-Thal nahm die längs seinen Nebenflüssen herunterkommenden Gäste auf, um sie an's frische Haff zu führen, sowohl die von Allenstein

längs der Alle, als auch die längs der Guber wandernden, welche hierher aus der Gegend bei Sensburg oder bei Lyck hergekommen waren, endlich diejenigen, welche bei Angerburg von der Seenplatte herabstiegen und sich durch den Lauf der Angerapp leiten liessen. Freilich existirte noch zur Ordenszeit zwischen Pregel und Niemen der Graude, der grosse Urwald und die Wildniss, die nur durch kundige Leitsmänner von Ordensheeren durchschritten werden konnten. Die interessanten Münzfunde der vorher bezeichneten römischen Periode in den Kreisen Ragnit, Tilsit, Heydekrug, Memel dürfen uns keineswegs isolirt erscheinen, wenn wir des Verkehrs auf der Dnjepr- und Niemen-Strasse gedenken und die Kenntniss haben, dass die Römer, als sie noch Provinzen am Schwarzen Meere besassen, auch diese Strasse zum Bernstein-Einkaufe benutzten.

Den Einfluss des griechischen Kaiserreichs, nachdem die Bewegungen der Völkerwanderung sich abgestillt hatten, in Bezug auf Waffen, Geräthe und Schmuckgegenstände, wie sie im Bernsteinlande gebraucht wurden, ob mittelbar durch die Normannen oder unmittelbar, können wir noch ebenso wenig sicher feststellen, wie die Art der Uebermittelung reicher arabischer Silber-Filigran-Arbeiten und der grossen Massen arabischer Silbermünzen, die an Zahl weit die der römischen Münzen übertreffen. Ihre grossen Funde um Danzig und in Westpreussen zeigen, dass damals Danzig der Vorort des Bernsteinhandels in Preussen war. Auch Silberbarren scheinen dieser Zeit zugeschrieben werden zu müssen, die sowohl in Ost- wie in Westpreussen sich gefunden haben, während Bronzebarren, ebenfalls in beiden Provinzen Alt-Preussens gefunden, der vorchristlichen oder noch der römischen Zeit anzugehören scheinen. Wenn auch der Beweis durch Gräberfunde noch nicht sicher geführt werden kann, dass die Nachricht Simon Grunau's, der Bernstein sei zur Zeit der Ankunft des Ordens in Preussen nicht geachtet und für werthlos gehalten, richtig sei, so ist doch die Beobachtung aus dem grossen Leichenfeld bei Schloss Gerdauen bemerkenswerth, dass bei fast 100 Skeletten kein einziges Stück Bernstein gefunden wurde, obwohl viel Bronzeschmuck, besonders Halsringe in Spiralform mit Bracteaten des 13. und 14. Jahrhunderts an denselben lag.

Diese Skizze soll beweisen, welch' wichtiges Glied unsere Provinz durch ihr Gold, den Bernstein, für den Länderverkehr seit alten Zeiten gewesen ist, welche wichtige Aufgaben ihr aber auch noch für die archäologische Forschung obliegen.

[Ostpr. Ztg. 1878. Beil. zu No. 263. 264. 274. 277.]

Mittheilungen und Anhang.

Altpreussische Bibliographie 1878.

Acten der Ständetage Ost- u. Westpr. hrsg. v. Dr. **M. Toeppen.** Bd. I. Lfg. III. (Schluss) sammt d. Registern, Tit. u. Inhaltsverz. Leipz. Duncker & Humblot. (2 Bl., S. 383—786 gr. 8.) 8.— (I. Bd. cplt.: 17.20.)

Adreßbuch d. Hpt.- u. Residenzstadt Kgsbg. f. 1878 . . . redig. v. Carl Nürmberger. Kbg. Nürmberger. (419 S. gr. 8.) 6.— Dazu Handels- u. Gewerbe-Adreßbuch. Juli. (64 S.) 2.—

Amsinck, üb. Bodenbearbeitung unter Berücks. der Ackerinstrumente älterer u. neuerer Construktion. Vortrag. [Land- u. forstw. Ztg. 8.]

Arndt, Wilh., Schrifttafeln z. Gebrauch bei Vorlesungen u. z. Selbstunterricht hrsg. II. Hft. Berlin. Weidmann. (3 Bl. Taf. 26—60 gr. 4.) 11.—

— — Zwei Bullen Innocenz II. [Neu. Archiv d. Ges. f. ält. dtschc. Geschichtskunde. IV. Bd. S. 199—201.]

Arnoldt, Emil, rec. Tobias, Grenzen der Philosophie. [Philos. Monatshefte. Bd. XIV. S. 340—352.]

Babucke, Gymn.-Dir. zu Bückeburg, histor. Gedichte aus der Zeit des 7jähr. Krieges. Nebst 2 Spottgedicht. auf den Kongreß zu Cambrai u. d. Pacifikation von Gent. [Ztschr. f. pr. Gesch. u. Ldskde. XV, 192—216.]

Baenitz, Dr. C., Lehrbuch d. Botanik in populär. Darstellg. Ausg. A. . . . m. 462 Holzschn. 2. vm. u. vb. Aufl. Berl. Stubenrauch. (VIII, 292 S. gr. 8.) 2.—

— — Botanik für gehob. Elementarschulen. Nach method. Grundsätz. bearb. Mit 268 Holzschn. Ebd. (IV, 180 S. gr. 8.) 1.—

— — Lehrb. d. Chemie u. Mineralogie in popul. Darst. . . . 1. Thl. Chemie. Mit 146 Holzschn. u. 1 Farbentaf. 3. vm. u. vb. Aufl. Ebd. (XII, 165 S. gr. 8.) 2.—

— — Lehrb. d. Physik in popul. Darst. . . . Mit 239 Holzschn. u. 1 Farbentaf. 6. vm. u. vb. Aufl. Ebd. (XVI, 184 S. gr. 8.) 2.—

— — Physik für Volksschulen . . . m. 108 Holzschn. 8. vm. u. vb. Aufl. Ebd. (64 S. gr. 8.) —60.

— — Lehrb. d. Zoologie . . . Mit 477 Holzschn. 3. vm. u. vb. Aufl. Ebd. (VI, 281 S. gr. 8.) 2.—

— — Zoologie f. gehob. Elementarschul. . . . Mit 280 Holzschn, Ebd. (IV, 188 S. gr. 8.) 1.—

Baerensprung, Rittmstr. Bernh. v., Gesch. d. westpr. Kürassier-Regiments Nr. 5 v. fr. Stiftg. bis z. Ggw. 1717—1877. Im Auftrage d. Regts. bearb. Mit 1 Lichtdr.- u. 1 Steindrtaf. Berl. Mittler & Sohn. (XIV, 677 S. gr. 8.) 13.—

Bamberger, Rabb. Dr. J., Dank- und Fürbitte-Gottesdienst. Rede, geh. . . . in der Synagoge zu Königsberg. Kgsbg. Hartung. (11 S. gr. 8.) —30.

Bauer, Max, üb. d. Krystallsyst. u. die Hptbrechungscoëfficienten des Kaliglimmers. [Mineralog. u. petrograph. Mitthlgn. N. F. 1. Bd. S. 14—39.]

Baumgarten, Dr. Paul, Ophthalmolog.-histolog. Mitthlgn. III. IV. [Graefe's Archiv f. Ophthalmol. XXIV. Bd. 3. Abth. S. 185—230 m. Taf. VI.] Ueb. chronische Arteriitis u. Endarteriitis, m. besond. Berücks. d. sog. „luetischen“ Erkrankg. d. Gehirnarterien, nebst Beschreibg e. Beispiels v. specif., syphilit. (gummöser) Entzündg. der gross. Cerebralgefässe (m. Taf. I. Fig. 3.) [Virchow's Archiv f. pathol. Anat. 73. Bd. S. 90—121.]

Beely, Dr. F., zur Behandlung einfach. Fracturen der Extremitäten m. Gyps-Hanf-Schienen. Mit XII lith. Taf. Kbg. Hartung. (XI, 78 S. gr. 8.) 3.—

Bender, Prof. Dr. Jos., Beiträge z. Gesch. d. preuß. Geld- u. Münzwesens. Braunsbg. Huye's Bchhdlg. (Emil Bender.) (Sep.-Abdr. aus d. Ztschr. f. d. Gesch. u. Alterthumskde Ermlands. Bd. VI.) (86 S. gr. 8.) 2.—

Benicken, H. K. (Bartenstein i. Ostpr.). d. Wiedererscheinen des in E der Ilias erschlagenen Pylaimenes in *N* (unter Benutzung d. gesmt. darauf bezügl. Lit.) aufs neue untsucht. [Ztschr. f. d. österr. Gymn. 28. Jahrg. 12. Hft. S. 881—96.] Zum 12t. buche der Ilias. [Neue Jahrbb. f. Philol. 117. Bd. 7. Hft. S. 445—59.] Recensionen u. Referate. Ebd.

Amtsgerichtssitze, die. Von e. Juristen. Loebau Westpr. Skrzeczek. (15 S. gr. 8.) Verklebt baar —50.

Berendt, Prof. Dr. G., die Pommerellischen Gesichtsurnen. Nachtrag. Mit 5 Taf. in Steindr. . . . [Aus „Schriften d. Kgl. physikal.-ökon. Ges."] Kbg. (Berlin, Friedländer & Sohn.) (48 S. 4.) baar 4.— (Hauptwerk u. Nachtr.: 7.—)

Bergau, R., Wolfgang Eisens Epitaph. [Anzeiger f. Kunde d. dtsch. Vorzt. 25. Jahrg. No. 1.] Fränkel's Stich von A. v. Dyck's Todtenklage um Christus. [Die Grenzboten. 3.] Jugendarbeiten v. Adam Kraft. [Ebd. 8.] Raabs Künstlerporträts. [Im neu. Reich. 1.] Das grüne Gewölbe zu Dresden. [Ebd. 11.] Alt u. Neu im Kunstgewerbe. [Ebd. 16.] Gefäße d. dtsch. Renaissance. [Ebd. 22.] Die Inventarisirung der Kunstdenkmäler. [National-Ztg. v. 24. Aug. Morg.-A. № 393.] Ueb. Restauration alt. Wandgemälde. [Die Wartburg. No. 9.] Zur Würdigung Peter Vischer's. [Ztschr. f. bild. Kunst. Kunst-Chronik. 41.] Recensionen. [Grenzboten. Im neu. Reich. Ztschr. f. bild. Kunst 2c.]

Bericht über Handel u. Schifffahrt von Königsberg im J. 1877. Kgsbg. Hartung. (IX, 74 S. gr. fol.)

Bessel, Wilh., Recensionen. Hrsg. v. Rud. Engelmann. Leipzig. Engelmann. (VI, 385 S. gr. 8.) 7.—

Beulin, Isaak, das Corpus luteum u. der obliterirte Follikel. I.-D. Kgsbg. (Beyer.) (28 S. gr. 8.) baar 1.—

Beyer, Herm., Zur punktuell. Erzeugung der Curven viert. Ordng. Marburg. J.-D. Marburg. (Gedr. bei A. Kiewning in Kgsbg. i. Pr.) (30 S. 8.)

Bienen-Zeitung, Preußische . . . hrsg. v. J. G. Kanitz. 2. (XV.) Jahrg., n. F. Kgsbg. Ostpr. Ztg. u. Verl.-Dr. (2 Bl., 188 S. gr. 8.)

Börnstein, Rich., d. Einfluss des Lichtes auf elektr. Spanng. in Metallen. [Aus „Vhdlgn. d. naturhist.-med. Ver. in Heidelberg."] Heidelb. Winter. (8 S. gr. 8.) baar —80.

Boethke, Oberl. C. A., englische Grammatik zunächst f. Realschulen. 2. Aufl. Thorn. Lambeck. (VI, 138 S. gr. 8.) 1.60.

— — engl. Uebungsbuch zunächst f. Realschul. Cursus f. Tertia. Ebd. (VI, 114 S. gr. 8.) 1.20.

Bohn. Jahrbuch f. Kinderheilkunde u. phys. Erziehg. N. F. Hrsg. v. Dr. Biedert, Proff. Binz, **Bohn** 2c. . . . 12. u. 13. Bd. à 4 Hfte gr. 8. Leipzig. Teubner. à Bd. 10.40.

Brauchitsch, Geh. Reg.-R. 2c. v., die neueren Organisationsgesetze d. inn. Verwltg. f. d. Prov. Preuß., Brandenbg., Pomm. 2c. 2. [Suppl.-] Bd. 3. unvänd. Aufl. Berl. Heymann. (XII, 705 S. gr. 8.) 10.50.

Braunbehrens, Dir. O., Betrachtgn. üb. d. Verwaltgsrechtspflege in Preussen. Danzig. Kafemann. (IV, 72 S. gr. 8.) 1.50.

Brischke, G., Hauptlehr. a. D., kürzere Mitthlgn. Theilweise vorgetrag. in d. Sitzg. d. natf. Ges. z. Danzig am 1. März 1876. (Danz. Anhuth.) (8 S. Lex.-8.) —40.

— — Resultate der Zuchten forstschädl. Insecten. Ebd. (4 S. Lex.-8.) —20.

Brohm, Lehr. Dr. Rud., u. Prof. Dr. Wilh. Hirsch, Schul- u. Turn-Liederbuch. 4. vm. Aufl. Thorn. Lambeck. (IV, 128 S. gr. 8.) —80.

Brunnemann, Dir. Dr. C., Lehrbuch d. franz. Sprache f. Schulen [nicht f. d. Selbstunterricht.] 3. Kursus. Syntax d. neu-franz. Sprache. Unt. Mitwirkg. v. Charl. Toussaint u. G. Langenscheidt. 3. A. Berl. Langenscheidt. (XXXII, 392 S. 8.) 3.—

— — Maximilian Robespierre. [Die Zukunft. 1. Jahrg. Hft. 5—7. 9. 11.]

Büttner, Heinr. (Pfarr. in Jungfer), Mensch u. Thier, Andeutgn. wid. d. Darwinism. [D. Volksschulfreund. № 10.]

Büttner, Ricard., quaestiones Aeschineae. De codicum Aeschinis generibus et auctoritate. I.-D. Berl. Mayer & Müller. (38 S. 4.) baar 1.20,
Busolt, Georg, Die Lakedaimonier u. ihre Bundesgenossen. 1. Bd. Bis z. Begründg. d. athen. Seehegemonie. Leipz. Teubner. (VIII, 486 S. gr. 8.) 12.—
Chabbas, Jos., üb. d. Secretion d. humor aqueus in Bezug auf die Frage nach den Ursachen d. Lymphbildg. I.-D. Kgsbg. (Beyer.) (32 S. gr. 8.) baar 1.—
Cholevius, Prof. Dr. L., praktische Anleitg. z. Abfassg. deutsch. Aufsätze, in Briefen an e. jung. Freund. 4. Aufl. Leipz. Teubner. (VI, 194 S. 8.) 2.40.
Clericus. Der deutsche Herold. Zeitschrift für Heraldik, Sphragistik u. Genealogie. Red.: L. Clericus. 9. Jahrg. 12 Nrn. (1—1½ B. gr. 4.) Berlin. Mitscher & Röstell in Comm. baar 9.—
— — Vierteljahrsschrift für Heraldik, Sphragistik u. Geneal. . . . Redig. v. Ludw. A. Clericus. Jahrg. 1878. Ebd. (1. Hft. 96 S. gr. 8.) baar 8.—
— — Beiträge z. Gesch. derer von Walsleben. [D. dtsche Herold. No. 6/7. S. 65—69.]
Conwentz, Dr. Hugo, Oelhafens Elenchus plantarum circa Dantiscum nascentium. Ein Beitrag z. Gesch. d. Danz. Flora. (Danz. Anhuth.) (33 S. Lex.-8.) —40.
— — üb. aufgelöste u. durchwachsene Himbeerblüthen. [Aus: „Nova acta d. ksl. Leop.-Carol.-Deutsch. Akad. d. Naturf.“] Mit 3 lith. Taf. Dresden. Leipzig. Engelmann in Comm. (24 S. gr. 4.) 2.40.
— — üb. e. tertiäres Vorkomm. cypressenart. Hölzer bei Calistoga in Californien. Mit Taf. XIII. XIV. [Neu. Jahrb. f. Mineral., Geol. u. Palaeont. 8. Hft. S. 800—813.] üb. einen rothen Fingerhut mit pelorisch. Endblüthen. [Flora. 61. Jahrg. 26. 27.]
[Copernicus.]
Copernicus in Italy. (1. Berti, Copernico e le vicende del sistema Copernicano in Italia. Roma 1876. — 2. Schiaparelli, i precursori del Copern. nell' antichità. Milano 1873.) [The Edinburgh Review. July 1877. p. 102—18.]
Erinnerung an Copernicus in Italien. [Thorn. Ztg. 1877. Nr. 197.]
Fastenrath, Copernico. [Rivista Europea. Juni.]
Favaro, A., Intorno alla pubblicazione fatta dal Dr. Carlo Malagola di alcuni documenti relativi a Niccolò Copernico e ad altri astronomi e matematici dei Secoli XV e XVI. [Bulletino di bibliogr. e di stor. delle science matem. e fis. T. XI, 319—334. (Selbstanz.: Repertor. d. lit. Arbeit. aus d. Gebiete d. rein. u. angew. Mathem. II, 285.)]
Flammarion. Vida de Copernico e historia del descubrimiento del sistema del mundo. Obra escrita en frances por M. Camilo Flammarion y traducida al castellano por D. Mariano Urrabieta. Paris, lib. Bouret. (229 S. gr. 8.)
Grisar, das Decret d. römisch. Congregation üb. das System d. Copernicus histor. u. theolog. geprüft. [Zeitschr. f. kathol. Theol. 2. Jahrgang. 4. Hft.]
Malagola, Carlo, della vita e delle opere di Antonio Urceo detto Codro studi e ricerche. In Bologna dalla tipografia Fava e Garagnani al progresso. (XX, 599 S. gr. 8.) [cf. besond. Cap. VIII u. Append. XXI—XXIV, XXVIII—XXX.]
Sindico, Pietro, Réfutation du système de Copernic, exposé en dix-sept lettres qui ont été adressées à feu M. Le Verrier; trois réponses de l'astronome éclairé, le tout accompagné de notes et de figures explicatives. Avignon. (Paris. Lemerre.) (293 p. 8. et 12 pl.) 3 fr. 50 c.
Wołyński, Artur, Kopernik i przygodu systemu Kopernikowego w Italii w drugiéj połowi XVI i w pierwszéj XVII stulecia, wedle pracy prof. Berti przełożył i dopełnił. [Biblioteka Warszawska 1878. Aug. 253—271. Nov. 200—212. Dec. 352—381.]
Curtze. Inedita Coppernicana. Aus d. Hdss. in Berlin, Frauenburg, Upsala u. Wien herausg. v. Maximil. Curtze [Archiv der Mathem. u. Phys. 62. Thl. 2. Hft. S. 113—147. 4. Hft. S. 337—373 auch: Mittheilungen d. Coppernicus-Vereins f. Wissensch. u. Kunst zu Thorn. I. Hft. Leipz. Koch. (73 S. gr. 8.)]
— — Nuove Copernicana da Upsal. Rapporto letto alla società Copernicana di scienze ed arti in Thorn il 4 Giugno 1877. Traduzione dal tedesco del Dr. Alfonso Sparagna [Bullettino di bibliogr. e di stor. della scienze matem. e fis. T. XI p. 167—171.] Giunte ed Annotazioni . . . [Ebd. p. 172—176.]
— — die Handschr. u. seltenen alt. Drucke d. Gymn.-Bibliothek zu Thorn. 2. Thl.: Das XVI. Jahrh. u. Nachtr. Leipz. Quandt & Händel. (IV, 46 S. gr. 4.) baar 2.—

Curtze. Jahresber. üb. Mathem., Astron. u. Mechan. im Alterth. f. 1873–77. [Bursian's Jahresber. üb. d. Fortschr. d. class. Altthsw. V. Jahrg. III, 159–217.]
— — Recensionen. [Jen. Lit.-Ztg. 30. 31. 35.]
Czerwinski, Alb., die Tänze des 16. Jahrh. u. d. alte franz. Tanzschule vor Einführg. d. Menuett. Nach Jean Tabourot's Orchésographie. Druck v. Breitkopf & Härtel in Leipz. Danzig. Selbstvlg. (Saunier) (VIII, 140 S. gr. 8.) baar 15.—

———— S

Nachrichten.

Die Danziger Patrizier-Familie **Uphagen** besitzt bekanntlich ein Fideicommiss, zu welchem eine an seltenen historischen Werken reiche **Bibliothek**, gegenwärtig in einem Hause der Hundegasse aufbewahrt, gehört.

In dieser Bibliothek, deren Benutzung bisher grosse Schwierigkeiten bot, befindet sich eine Elbinger Chronik von Chr. Falconius. Jene Chronik giebt Mittheilungen zur Geschichte Elbings aus einer Zeit, über welche die speciellen Nachrichten selten sind. Die Alterthumsgesellschaft in Elbing hatte im Hinblick auf die Wichtigkeit der Sache die Herausgabe jener Chronik beschlossen, die städtischen Behörden wie die Bewohner Elbings hatten ihre Unterstützung durch Geldmittel und Subscription auf das Werk gesichert.

Der damalige Besitzer der Bibliothek wies die Bitte um Ueberlassung des Manuscriptes behufs Veröffentlichung ab.

Nachdem inzwischen ein Wechsel im Fideicommiss-Besitz eingetreten ist, hat der gegenwärtige Inhaber der Bibliothek in Würdigung der Zwecke einer solchen Sammlung die Erlaubniss zur Veröffentlichung der Chronik von Chr. Falconius ertheilt. Durch Vermittelung des Directors Dr. Toeppen ist die Herausgabe dem „Verein für Geschichte der Provinz Preussen" übertragen worden und dürfte in den nächsten Publikationen des bezeichneten Vereins ihren Platz finden.

Die Mittheilung, dass in der Zukunft möglicherweise jene werthvolle Bibliothek in den Besitz der „naturforschenden Gesellschaft" übergehen könnte, dürfte hier übrigens ein allgemeines Interesse beanspruchen können. Die vom Stifter des Fideicommisses darüber unterm 23. Oct. 1789 ausgestellte, von der Westpreussischen Regierung zu Marienwerder am 31. Juli 1804 bestätigte Urkunde, welche im Archiv der naturforschenden Gesellschaft deponirt ist, lautet im Auszug wie folgt:

„Der Rathsherr, Senior des Gerichtes zu Danzig, Herr Johann Upenhagen hat unter Zustimmung seiner Ehefrau, Abigail Uphagen, geb. v. Borckmann, in dem am 23. October 1789 gestifteten Fidei-Commiss seinen Willen dahin ausgesprochen, dass im Falle des Aussterbens der Familie Uphagen, zu deren Gunsten obiges Fidei-Commiss errichtet ist, nach §. 48 der Stiftungs-Urkunde das in der Langgasse (Acc. Fol. 45 A.) gelegene Grundstück, welches nach der Hundegasse (Fol. 25 B.) durchgeht, nebst Allem, was sich an zu diesem Fidei-Commiss gehörenden fahrenden Habe darin befindet, demnach auch die Bibliothek der hiesigen naturforschenden Gesellschaft zu einem ewigen Eigenthum anheim fallen soll, unter der Bedingung, ihre Sitzungen darin zu halten, ihre Sammlungen darin aufzustellen, auch etwa dem Custos derselben eine Wohnung darin einzuräumen."

Es ist höchst erfreulich, dass die in vielen Mitgliedern um Danzig so verdiente Familie Uphagen noch blüht, und der vom Stifter vorgesehene Fall wol noch nach Jahrhunderten nicht eintreten wird, aber wir können jenes Vermächtniss nur dankbar wieder als ein Zeichen des Gemeinsinnes und des Interesses an idealen Zwecken constatiren, welche früher viele Bürger unserer Stadt auszeichneten.

Wenn wir sehen, wie die Zwecke der naturforschenden Gesellschaft damals geschätzt wurden, so müssen wir um so mehr uns dieser Erbschaft der Väter erfreuen.

[Danz. Ztg. v. 2. Febr. 1879. No. 11395.]

Gedruckt in der Albert Rosbach'schen Buchdruckerei in Königsberg.

Schattenrisse aus dem kirchlichen Leben der Provinz Preussen
am Anfange des philosophischen Jahrhunderts.

Von

Adolf Rogge.

(Schluss.)

IV.

Das kirchl. Leben in der Gemeinde von der Wiege bis zum Grab.

„Was unten tief dem Erdensohne das wechselnde Verhängniss bringt,
Das schlägt an die metallne Krone, die es erbaulich weiter klingt.“

Besser als mit diesem Schillerwort lässt sich die Zeit nicht charakterisiren, die wir zeichnen. Die Kirchenglocke wurde in ihr häufiger gezogen als heute und es gab noch kein Ereigniss im häuslichen und öffentlichen, ja im gelehrten und wissenschaftlichen Leben, welches nicht seinen Wiederhall in der Kirche fand. Ob darum die Zeit grösser und die Menschen besser gewesen, lassen wir vorläufig dahingestellt. Herzschlag und Glockenschall stehen ja leider nicht immer im Einklang, auch da, wo sie zusammenfallen. Dass es bei aller Kirchlichkeit mit der Religion oft schwach bestellt war, behauptet wenigstens Diaconus Flottwell in einem Leichengedicht auf den Legationsrath Johann Reyer (gest. 16. März 1718), in welchem er auf die Frage: „Wie steht's um die Religion?“ folgende Antwort giebt:

„Schlecht, leider, schlecht genug bestell't,
Der meiste Theil stimmt mit der Welt
Und dreht den Mantel nach dem Winde.
Gott selbst muss Arm und Stütze seyn,
Sonst fiele Grund und Boden ein;
Denn rechnet sich wohl wer zur Sünde,
Wenn er bald hier- bald d'rauf verfällt,
Schlecht, leider schlecht genug bestellt.“

Bei alle dem ist indessen nicht zu läugnen, dass man in Schrift und Rede die Gaben und Wohlthaten der Kirche mehr herausstrich, als das heute, selbst in gläubigen Kreisen, zu geschehen pflegt.

Wie viele kümmern sich heute noch um ihren Tauftag? Dass Jemand getauft sei, wird in Biographien in den seltensten Fällen erwähnt, es müsste denn der Held derselben vorher etwa Jude gewesen sein wie Heine, so dass sich an die Taufe desselben irgend ein prickelndes Interesse knüpft. Obwohl in jener Zeit die Taufe viel selbstverständlicher war, wie heute, wird sie in Lebensbeschreibungen oder sogen. Lebensläufen, deren eine grosse Zahl vor uns liegt, immer mit besonderer Feierlichkeit und in den verschiedensten Redewendungen erwähnt, aus welchen man leicht die ganze Kirchenlehre von der heil. Taufe herstellen könnte, wenn dieselbe etwa verloren gegangen wäre. Da heisst es z. B.: „Sobald der allmächtige Gott dieses wolgestalte Kind denen hochadlichen Eltern gegeben, haben sie nicht unterlassen, es alsofort dem Herrn Christo in der h. Taufe wieder zu geben“. Ein ander Mal: „Obgemelte seine Eltern haben diesen ihren Sohn, bald als er geboren worden, durch die h. Taufe von Sünden abwaschen und in die Gemeinschaft der christlichen Kirche einverleiben lassen“. Christian Langhansen sagt im Lebenslauf Joh. Quandts (1713) „diese, seine liebwehrteste Eltern haben es ihrer ersten Pflicht zu sein erachtet, ihn durch die Wiedergeburt dem Bunde Gottes einzuverleiben, welches sie denn sogleich den Tag nach seiner Geburt bewerkstelliget, ihn in der Thumkirchen durch das Bad der Wiedergeburt Jesu seinem Erlöser zugeführet“. Derselbe redet 1717 von der Taufe eines Mädchens in folgender Weise: „Die Eltern haben dieses ihre fürnehmste Sorge sein lassen, damit selbige also fort durch die h. Taufe Christo Jesu, als ihrem Erlöser und Seligmacher, als eine verlobte Braut zugeführet und in das Buch des ewigen Lebens eingeschrieben werden möchte“. Nach andern Formeln wird das Kind durch die Taufe geistlicher Weise wiedergeboren, dem Herrn dargestellt, der ungefärbte Glaube wird seiner theuer erlöseten Seele aufs allersüsseste eingeprägt, es wird zur Himmelserbschaft, Christo, dem geistlichen Leibe Christi, der Gemeinschaft der christlichen Kirchen, dem Gnadenbund u. s. w. einverleibt, und seine

Füsse werden auf den Weg des Friedens gerichtet. In Lebensläufen von Soldaten und Edelleuten wird wohl hervorgehoben, dass die Christen in der h. Taufe zu geistlichen Soldaten und Rittern angeworben werden und der Blutfahne des gekreuzigten Erlösers schwören, dass sie gute Ritterschaft üben wollen. In der Leichenrede auf die Frau des Prof. jur. Joh. Adam Gregorovius bemerkt dagegen Diac. Flottwell von der am 17. März 1725 Entschlafenen: „Unsere selig entschlafene Frau Doctorin ging in ihrer Geburt auf wie eine Feld-Blume. Sie war Fleisch vom Fleisch geboren, wurde aber durch die h. Tauffe in den verschlossenen Garten der christlichen Kirchen verpflantzet; Gleichwie die Blumen ihren Geruch und Blätter verdoppeln, wenn sie versetzet werden". Fast immer wird der Tauftag genannt, der in den meisten Fällen der Tag nach der Geburt war, oft auch der Geistliche, welcher die Taufe vollzogen und die Kirche, in welcher die heilige Handlung geschehen. Dafür wurden die Taufen auch sehr sorgsam ins Kirchenbuch getragen, die Taufen unehelicher Kinder bald mit rother Dinte, bald verkehrt, oder wenigstens mit einem sehr deutlichen Kreuz bezeichnet. In vielen Kirchenbüchern werden am Anfange des Jahrhunderts die Mütter der Täuflinge noch nicht eingetragen, desto sorgsamer aber die Pathen. Viele Geistliche setzen an den Anfang jedes Jahrgangs einen frommen Spruch oder Wunsch. Pfarrer Gottfr. Albrecht Nicolai zu Legitten schrieb z. B. über den Jahrgang 1723:

„Herr durch den der Mensch gemacht und im Mutterleib gebildet,
Auch ans Tageslicht gebracht und ins Lebensbuch geschildet,
Durch das Wasserbad im Wort, lass die, so hier aufgeschrieben,
Dich im Leben fort und fort, auch im Tod beständig lieben."

So andächtig man über die h. Taufe schrieb und redete, wurde mit derselben doch zuweilen recht grober Unfug getrieben, an dem mancherlei gesetzliche Verordnungen wenig geändert zu haben scheinen. Schon am Ende des 17. Jahrhunderts hatten die Behörden ihr Augenmerk auf die mit der Taufe verbundenen Missbräuche gelenkt. In erster Linie gehörte zu diesen der Verkauf des Taufwassers zu abergläubigem Gebrauch, welcher noch im Preuss. Landrecht den Küstern bei Amtsentsetzung untersagt werden musste, dann der Missbrauch, welcher mit

dem Pathenamt getrieben wurde. Der Hauptmann des Amtes Brandenburg, Christoph v. Wallenrod, erliess z. B. für seinen Amtsbezirk schon unterm 30. Juli 1694 eine Verfügung, welche die Zahl der Pathen beschränken sollte.[230]) „Es seien," hiess es, „nicht mit geringer Aergerniss zu einem Täuflinge 20, 30, 40 und mehr Taufzeugen, theils um der Pathenpfennige wegen, aus Connivenz derer, so dergleichen Unordnungen nicht zulassen sollten, des Accidenz wegen sie aber oft gestatten, theils um der übermässigen und weitläufigen Collationen wegen bisher gebeten worden, solcher Missbrauch aber ferner nicht zu dulden. Zu einem Kinde sollen nicht mehr als 7—9 Taufzeugen gebeten werden, diejenigen aber, so über die gesesetzliche Anzahl bitten, von jedem unzulässig gebetenen Taufzeugen 3 Gl. Strafe, sō der Herr Pfarrer den Kirchenvätern jedesmal anzeigen und die Kirchenväter zu exequiren oder von den Pathenpfennigen bezahlt zu machen haben, der Kirche verfallen sein soll" u. s. w. Eine Verordnung d. d. Königsberg 12. Februar 1711 befahl, um den Mahlzeiten vorzubeugen, dass die Taufe nur in der Kirche und spätestens den zweiten Tag nach der Geburt bei einhundert Mark oder entsprechender Leibesstrafe (10 Postronken für jede Mark, bei Knechten und gemeinen Bauern) stattfinden solle. Nur fünf Taufzeugen sollten derselben beiwohnen, auch wurden die Pathenpfennige gänzlich verboten.[231])

Wo ein wirklich christliches Gemüthsleben herrschte, hielt man indessen die Gevatterschaft in viel höhern Ehren als heutzutage. Die Familie des Täuflings blieb mit dem Pathen in inniger Verbindung, zog ihn bei jeder Gelegenheit zu Rathe und konnte auf seine thätige Hilfe rechnen. Es war keine blosse Redensart, wenn der nachmalige Pfarrer M. Theod. Friedrich Werdermann beim Begräbniss seines Taufzeugen des Tribunalsraths Dr. Preuck sich äusserte:

„O wechselvoller Stand! ich soll zu Grabe tragen
Den, der mich auf dem Arm geneigt zur Taufe trug,
Den, der vor mich geredt, da man als Kind mich frug

---

[230]) Neue Preuss. Prov.-Bl. VIII. (1849 b) S. 144 Anm.

[231]) Arnoldt, Kirchengesch. S. 761. 1715 wurden sieben, dagegen 1751 wurden nur fünf Gevattern verstattet.

Von meines Glaubens Grund. Den, der sehr viel Behagen
In seinem Haus erzeigt, nach seiner Liebe Zug
Dem Vater, der von Ihm hat Hülff und Raths genug."

Wenn die meisten Lebensläufe jener Zeit sehr weitläufig und phrasenreich über die Taufe reden, so pflegen dieselben über die erste Erziehung um so kürzer hinwegzugehen. Gewöhnlich wird vom Kinde nur gesagt: „Die liebwerthe Eltern haben an sorgfältiger Auferziehung in seiner zarten Kindheit nichts ermangeln und bei anwachsenden Jahren das ihnen gnädigst anvertraute Pfand zu christlichen und wohlanständigen Tugenden fleissig anführen und in denen nöthigen Gründen des Christenthums unterweisen lassen". Von der Frau Professor Gregorovius, welche M. Flottwell mit einer Blume vergleicht, wird (1725) berichtet: „Ihre Hochwehrte Eltern wandten allen Fleisz an, in der Schule des heil. Geistes ihr Wachsthum zu befördern. Vor allen Dingen pflanzten sie das Drey-Klee, die Erkenntnüsz des Dreieinigen Gottes, in ihre Seele, wodurch Ihre Tugenden und ihr Glück immer völliger ausblüheten."

Selbstverständlich richtete sich die Kinderzucht nach dem Geist des Hauses. Unendliche Verdienste um dieselbe hat sich der Pietismus erworben. Wenn die kirchliche Orthodoxie mehr auf jene Massenfrömmigkeit sah, welche sich in der Erfüllung kirchlicher Satzungen bethätigte, so machte sich der Pietist an die einzelne Seele mit derselben Energie, mit welcher man im Preussischen Kriegsheer die Ausbildung des einzelnen Manns zu betreiben begann. Die Schriften Arndts, Speeners und derjenigen Theologen, welche die praktische Seite des Christenthums in den Vordergrund stellten, befanden sich damals in den Händen der bedeutendsten Männer und erregten die Geister viel tiefer und nachhaltiger, als etwa in unsern Tagen die Philosophie des Unbewussten. Einer der besten Männer jener Zeit war der Preuss. Hof- und Gerichtsrath U. J. D. Mich. Preuck (geb. 29. Septbr. 1641, gest. 29. Juli 1704). Der hinter seiner, von Christian Langhansen gehaltenen, Leichenpredigt befindliche Lebenslauf verstattet uns einen Blick in seine geistliche Bibliothek, die für seinen Standpunkt bezeichnend ist. Die betreffenden Worte lauten: „Er schöpfte auch allezeit herzliche Freude und Vergnügung in Anhörung des göttlichen Worts und wenn

seine Leibesgesundheit nicht zuliess in die Kirche zu gehen, heiligte er den Sonntag in seinem Hause mit Singen, Beten, Lesen. Wann er in den Werkeltagen von seinen Amtsverrichtungen die geringste Zeit übrig hatte, wendete er dieselbe an nichts lieber, als an die Lesung der h. Bibel und danebst so wol an Lutheri, als anderer geistreicher Theologorum erbaulichen Schriften, worunter er sonderlich hoch hielte des seel. Arnds, Gerhardi, Mülleri, Lütkemanns, Scrivers, Lassenii und des annoch lebenden D Speners Schriften, selbige Autores er auch andern sonderlich zu recommendiren pflag, wegen des unvergleichlichen Nutzens, so daraus zu schöpfen und weil alle diese von Gott erleuchtete Männer durch ihr unsträfliches, exemplarisches Leben den wahrhaften Glauben, worinnen sie gestanden und das thätige Christenthum so daraus erfolget im Werke selbst bewiesen haben."

Gab sich Preuck freudig und vertrauensvoll der kirchlichen Zeitströmung hin, so begegneten ebenso erfahrne und keineswegs minder gebildete und thätige Christen derselben mit entschiedenem Misstrauen. Zu ihnen gehörte z. B. der, durch Geschicklichkeit und Gewissenhaftigkeit gleich ausgezeichnete, Legationsrath Joh. Reyer (geb. 18. April 1642, gest. 16. März 1718). Flottwell sagt von demselben in der Leichenrede: „Hiernächst war auch seine Hertzenslampe mit fest gegründeter Lehre der ev. lutherischen Wahrheiten angefüllt. Er beklagte oft, dass die heutige Welt vom Religionswesen ganz thörlich und fast nichts hielte. Seine pia desideria waren täglich diese: Ach, dasz doch die verfallene Kirchenzucht wieder aufgerichtet und in solchen Stand gesetzet würde, damit man das thätige Christenthum nicht so kaltsinnig triebe. Er besorgte die heutige Sorglosigkeit vor Gottes Ehre und die reine Lehre werde ein schweres Elend über die Kirche Christi nach sich ziehen. Alles alte stinkende Oel derer Menschen-Satzungen oder gefährlichen Bücher war ihm der gröste Ekel, aber aus der Quelle des göttlichen Worts schöpfte er sein Glaubens-Oel und nächstdem aus den geistreichen Schriften des sel. Herrn Lutheri, die Er auch so hoch zu halten pflegte, dass er in dem verwichenen Jubeljahr, obgleich bei schwachem und beschwerlichem Leibe auf seine wol eingerichtete Bibliothek hinaufstieg, ein Buch nach dem andern herunterholete, fleissig las oder sich

vorlesen liess und die Lehren und Trost daraus seinen Hausgenossen einschärfte. Kinder, sagte er, ich bin alt, nicht aber ich, sondern ihr werdet es woll erleben, was die Heuchler und scheinheilige Schwärmer vor schädliche Dinge würcken werden, wenn sie nur erstlich einen Risz in der Bibel werden gemacht und die äusserliche Anhörung des göttlichen Worts und den Gebrauch der Sacramente werden verworffen haben, werden sie schon weiter gehen."

Mochte die kirchliche Richtung solcher Häuser, wie die eben geschilderten, immerhin eine entgegengesetzte sein, so gebot schon das lebendige Interesse, welches dieselben an der Kirche nahmen, eine religiöse Erziehung der Jugend, welcher sich die im Elternhause empfangenen Eindrücke von selbst einprägten. Die geistliche Luft, die ein Kind in den ersten Jahren seines Lebens einathmet, ist meistens entscheidend für seine Zukunft.

Wenn diese Luft auch im Bürgerstande im Ganzen gesund war, scheint dieselbe doch unter den geringeren Leuten in hohem Grade verpestet gewesen zu sein. Helwing sagt z. B. 1720: „Ich glaube nicht, dass man die delikatesten Weine in Italien, Spanien und Frankreich so begierig einschlürft, als der preussische Pöbel den gemeinen Kornbrantwein. Des Morgens ist er ein Verwahrungsmittel gegen die böse Luft; da trinkt alles Brantwein, was nur selbigen bezahlen kann. Hat der Bauer kein Geld, so bringt er ein Viertel Haber oder Getreide, eine Mandel Eier oder ein Huhn in den Krug und versäuft es in Brantwein. Nach der Mahlzeit soll er die Speisen verdauen helfen, darum musz wieder ein Glas Brantwein eingestürzt werden und so auch gegen die Nacht, dass die Speisen nicht drücken. Im Sommer, bei heissem Wetter trinkt er Brantwein die Luft zu kühlen und bei Winterkälte ruft er nach Brantwein, weil er wärmt." [232])

Dass unter solchen Umständen ein verwildertes Geschlecht aufwachsen musste, wenn der Jugend nicht ganz besondere Fürsorge gewidmet wurde, liegt auf der Hand. Auf dem Lande liess man ihr dieselbe nur in den seltensten Fällen angedeihen. Wohl wenig grössere

---

[231]) Bock, Versuch einer wirthschaftlichen Naturgeschichte etc. I. S. 166.

Gutsbesitzer sorgten für die geistliche und sittliche Bildung ihrer Untergebenen, wie es der Graf Alexander von Dönhof that, welcher in einer Instruction vom 23. November 1724[233]) an seinen Kämmerer auf den Beynuhnenschen Gütern durch die gemessensten Befehle die Kinder und Dienstboten in den Katechismusunterricht und die Schule zu zwingen suchte.

Im Volke fanden derartige Bemühungen keineswegs ein freundliches Entgegenkommen. In seltener Blüthe stand für jene Zeit das Schulwesen im Dorfe Guttenfeld (Kreis Pr. Eylau). Ein vom Superintendenten Duderstedt zu Peisten 13. Oct. 1711 daselbst aufgesetzter Visitationsrezess sagt §. 3: „Nicht weniger den Schuelmeister hier betreffend hat solcher genugsame Proben seines unermüdeten Fleisses bey hiesiger Schuel-Jugend dargethan, indem da er auf 30 der jetzigen Schüler an der Zahl zum Examen fürgestellt, sie dermaszen im Lesen sowol gedruckter als geschriebener Schrifften, bevoraus in der Catechismuslehre und wahren Gottes und Christi-Erkenntnusz geübt befunden, dass selbst ein höchstes Vergnügen geschöpft. Ohne allein dass selbe im Schreiben verabsäumt worden, da denn gedachter Schulmeister erinnert wird drey mahl die Kinder zum Lesen, das vierte mahl zum Schreiben doch mit voriger Bewilligung Ihrer Hochwohlgeborn zu bequemen. Es wäre aber hiebey nöthig, dasz sämmtliche Dorffschaften ihre Jugend nicht allein im Winter, sondern auch im Sommer etwa in der Woche aufs mindeste zwey Stunden ad repetendas solum modo lectiones zur Schulen zu schicken sorgfältig angehalten würden.“

Der Marginalbescheid des damaligen Erbherrn der Peistenschen Güter, Joh. v. Kreytzen, auf diesen Rezess d. Peisten 20. Januari 1712 lautet in Betreff dieses Punktes: „Wie es von dem Schul Meister woll gethan ist, dasz er in gutter Unterrichtung der Jugendt fleyszig ist, also ist es im Gegentheil von dehnen Eingewidmeten sehr übel gethan, dasz sie ihre Kinder nicht besser und fleisziger zur Schule schicken. Im

[233]) Siehe meine Gesch. des Kreises und der Diöcese Darkehmen. Darkehmen, Glaser. 1873. S. 88.

übrigen lasse mir den gethanen Vorschlag modum et tempus ulterioris informationis in allen Stücken woll gefallen." [234])

Wie es im Allgemeinen mit der religiösen Bildung der Jugend auf dem Lande stand, sagt deutlich genug eine Verordnung d. d. Königsberg 15. Jan. 1712: [235]) „Jede Dorfschaft soll einen Knaben und ein weitläufig Dorf zween Knaben mit Lebensunterhalt versorgen und sie bei Winterszeit dem Schulmeister zur Information in die Schule schicken, damit sie nicht nur dem Schulmeister in der Kirche und bey den Leichenbegängnissen behülflich seyn, sondern auch den Leuten in den Häusern bei erheischender Noth vorbeten und vorsingen können."

Auch in den Städten war von einem geordneten Volksschulwesen nicht die Rede. In das ganze Elend eines kleinstädtischen Schulwesens lässt uns ein Preuss. Eylauscher Visitations-Rezess vom 20. Oct. 1701 hineinblicken. Hier heisst er wörtlich: „Der Bürgermeister klaget nomine der Stadt über den Rectorem Backhusium, dasz derselbe die Schule nicht abwarte, sondern sie mit processen und advociren zuwieder Königl. Verordnung und eigener Submission sub poena remotionis verabsäume. Solche Klage führet auch der Pfarrer wieder ihn und zeuget der Kantor Joh. Just ein, dasz der Rektor der Schulen schlecht wahrnehme und insonderheit nie beim Gebeth sey, habe die Schule deseriret und eine andere Wohnung genommen. Als neulichst der Herr Ertzpriester von Bartenstein anhero ad Examen gekommen, habe er den Rectorem nicht zu hause undt die Schüler sehr schlecht befunden, als einige des Raths, weiln der Bürgermeister nicht einheimisch, zu dem Ertzpriester in die Widdem erbethen worden, hat mann ihnen vorgestellet, wie die Schule in einem recht elenden Zustande befunden würde undt Keiner, weder Lehrer noch Schüler darinn wäre, hat Baurath dem Erzpriester zur Antwort gegeben: Es wäre solches nichts neues, es giengen die Kinder öfters etliche Wochen wie in der Irre, weil'n keine Schul gehalten würde und solches rührte daher, weil Rektor seine terminen in abge-

---

[234]) Ueber die grossen Verdienste, welche sich die Familie v. Creytz um die zu den Peistenschen Gütern gehörigen Kirchen und Schulen erworben, vgl. meine Aufsätze: das Amt Balga, 6. Cap. Altpreuss. Mtsschr. VII. S. 621.

[235]) Grube, Corp. const. Prut. I. No. 41. S. 110.

legenen Aemptern abwartet, würde also die Schule in ihrem höchsten Leidwesen versäumet. Gegen den Pfarrer betrage er sich auch sehr übel. Die Revisores stellen dem Rectori für, dasz er so gestalter Sachen nach nicht länger bei der Schule bleiben könne, wird ihme dahero geratben Sponte abzudanken. Er nimmet es bis folgenden Tag ad deliberandum. Wieder den Cantorem ist keine Klagen und informiret derselbe die meisten Kinder privatim."

Auch in Königsberg war die Privatinformation sehr beliebt und wenn dieselbe einerseits dem niedern Standpunkt der öffentlichen Schulen ihr Dasein verdankte, so verhinderte sie andrerseits das Aufblühen derselben.[236]) Die öffentlichen Lehrer selbst scheinen dieselbe befördert zu haben, um durch sie die Mittel zum Unterhalt zu erwerben, welche ihre Stellung ihnen in so wenig ausreichendem Masse gewährte. So heisst es in der Leichenrede des 24. Febr. 1720 gestorbenen kneiphöfschen Conrektors Rücker: „Schullehrer haben ihre concatenatos labores, die als eine Kette aneinander hängen. Auf öffentliche folgen Privatstunden, nachgehends gantz geheime Information, welche viele Eltern erfordern."

Obwohl bereits unterm 20. April 1684[237]) den Evangelischen verboten war ihre Kinder bei den Jesuiten, „es sei in oder ausserhalb Landes," erziehen oder in die Schule gehen zu lassen, so scheint man sich daran nicht gekehrt zu haben und wir lesen im Lebenslauf einer 1716 zu Memel verstorbenen Frau Maria Saturgus: „Als sie nun bereits das 12te Jahr erreichet, haben ihre liebwerthe Eltern sie Anno 1695, die Polnische Sprache zu erlernen, nach Thorn ins Kloster verschicket, woselbst sie anderthalb Jahr verblieben und gedachte Sprache wohl gefasset."

Unter den Rektoren der höhern Lehranstalten liessen es sich viele ernstlich angelegen sein die Jugend nach den Lehren der Kirche zu erziehen und vor sittlichen Abwegen zu bewahren. Zu ihnen gehörte in erster Linie der Rector der kneiphöfschen Cathedralschule Johann

[236]) Siehe hierüber Möller, Gesch. des Altstädt. Gymn. I. Progr. 1847. S. 20.
[237]) Grube, Corp. const. Pr. I. No. 119. S. 294.

Georg Spiesz (gest. 28. Febr. 1716) dessen in einer Leichenrede Flottwells mit grosser Wärme gezeichnetem, Lebensbilde wir die nachstehenden Züge entnehmen. „Er wusste wohl", sagt Flottwell, „zu disputiren, distinguiren, subtilisiren, trat aber nicht in der Naturalisten, Indifferentisten, viel weniger in der Atheisten Fusztappfen. Er blieb bei den Grundfesten der lutherischen Religion und verhütete auch mit allem Fleisz, dasz nicht der Jugend ein schädliches Gift der Lehre eingeflösset, sondern sie auf Christum und die echte Gottseeligkeit geführet würde. O, wie pflegte er zu eyffern, wenn die Jugend davon abwiche. Ich erinnere mich seiner liebreichen Besuchungen und derer Briefe, so ich annoch in Händen habe, wodurch er, wenn die hiesige Cathedralschule zur Communion ging seinen rechten Ernst vor aller, sonderlich derer gottlosen Kinder zu rettende Wohlfahrt an den Tag legte und was vor hertzbrechende Vorstellungen er alsdann bei euch Schülern hiesiger Cathedralschule gethan, wobey euch oft das Hertz geschlagen, werdet ihr euch selbst erinnern. Er rühmte sich unlängst vor seinem Tode gegen euch, dass er Niemanden jemals zu Ehren aus Heuchelei die Unwahrheit geschrieben hätte, sondern habe dabei jederzeit sein Gewissen in Acht genommen" u. s. w.

Von entscheidendem Einfluss für die Erziehung der Jugend wurde die Stiftung des Waisenhauses zu Königsberg, welche Friedrich I. an seinem Krönungstage (18. Januar 1701) beschloss, „ad majorem Dei gloriam pro data coelitus regia corona et ut patrium erga patriam testaretur affectum." [238])

Das Waisenhaus war die erste Hütte des Pietismus in unserer Provinz, in welcher der Geist August Herm. Francke's Wohnung machte, ehe die Richtung desselben hier persönliche Vertretung gefunden. In dieser Anstalt, welche ursprünglich zwölf lutherische und ebensoviel reformirte Waisenknaben aufnehmen sollte, setzte sich die christliche Liebe zum ersten Male über die Schranken des Bekenntnisses hinweg, ohne die berechtigten Unterschiede desselben auszutilgen und streute

---

[238]) So besagt die, vom Prof. Mich. Schreiber verfasste, Inschrift am Hause. Ueber die Stiftung desselben: Faber, die Haupt- u. Residenzstadt Königsberg S. 130. Vgl. auch Ostpr. Ztg. 1870. No. 98.

gleichzeitig das erste fruchtbare Samenkorn der evangelischen Union, wie der innern Mission aus.

Im Waisenhause erstand zugleich die erste Königsberger Volksschule, welche eine gründliche Ausbildung in den Elementarwissenschaften auf kirchlichem Boden anstrebte, denn obenan stand in ihrem Lehrplan „die Erklärung des Katechismus“.

Verdankte die Volksschule ihr Dasein königlicher Huld, so war die Gelehrtenschule das Werk eines schlichten, ungelehrten Mannes, der seine Kinder in den Grundsätzen des Pietismus erziehen lassen wollte. Die, namentlich von den Sackheimschen und Löbenichtschen Schulbedienten viel angefochtene, Privatanstalt des Holzkämmerers Theodor Gehrmann erregte durch ihre glänzenden Erziehungsresultate in so hohem Grade die Aufmerksamkeit der Behörden, dass dieselbe 10. Mai 1703 zu einem Gymnasium unter der Direktion des von Spener empfohlenen Heinrich Lysius erhoben wurde.[239]) Aus dem „Pietistenwinkel“ entpuppte sich das Friedrichs-Collegium. Nach dem Fuss des Paedagogii Regii zu Halle eingerichtet, verwandelte sich alle Lehre in dieser Anstalt in Zucht und der ganze Unterricht wurde ein grossartiges exercitium pietatis. Die mit dem neuen Gymnasio verbundene Kirche, 19. Juni 1703 von Lysius durch eine Predigt über Gen. 28, 16 eingeweiht, wurde nach dem Waisenhause die Stätte der ersten Kindergottesdienste in unserer Provinz. Sonntäglich wurde die Jugend in zwei Predigten und zwei Katechisationen für das kirchliche Leben geschult und auf angemessene Weise in christlicher Erkenntniss gegründet. Mit dem Religionsunterricht nahm man es sehr ernst. 1724 berichtet Lysius:[240]) „In den Schulen wird neben dem kleinen Catechismo Lutheri und der Bibel, wobey die kleinen gehalten werden, denen andern der Catechismus Speneri und denen Oberen Katechesis Dieterici beigebracht.“ Durch die beiden letzten Bücher geht nicht nur ein erbaulicher, sondern auch scharf logischer Zug und man kann an ihnen das Wort: „Wer gut scheidet, der lehrt gut“, verstehen lernen. Welchem Kinde prägten

---

[239]) Merlecker, Annalen des Friedrichs-Collegiums S. 5—7.
[240]) Erleut. Preussen. I. S. 869.

sich nicht Worte ins Gedächtniss, wie sie Spener etwa bei der Erklärung des fünften Gebots spricht, wo er die 213. Frage: „Wie vielerlei ist denn Todtschlag?“ beantwortet: „Vornehmlich viererlei 1. mit der Faust, 2. mit der Zunge, 3. mit dem Gesicht und Geberden, 4. mit dem Herzen.“

Der Pietismus war sich bewusst, dass ein wirklich thätiges Christenthum stets eine gründliche Erkenntniss der Heilswahrheiten zur Voraussetzung habe und sorgte darum für letztere mit dem grössesten Eifer. Sein Verdienst ist die Einführung eines geregelten Confirmandenunterrichts,[241]) von ihm ging auch der erste Antrieb zur Stiftung der Königsberger Armenschulen aus, deren erste, die Neusorgsche, den 6. April 1732 durch den Director des Friedrichs-Collegiums, Rogall, ins Leben gerufen wurde.[242]) Die Schwäche des Pietismus wurde das Drillsystem, in welches er bei seiner Uebertreibung verfiel. Als „die Kinderlehre“ zur Zwangsjacke wurde, verlor dieselbe ihren Reiz auf jugendliche Gemüther, doch schmiedete der Pietismus in seiner Einseitigkeit noch jene eherne logische Kette, welche im kategorischen Imperativ ihren Schlussring fand. Die klare Nüchternheit und Zähigkeit des Lysius sind ein nicht zu unterschätzendes Erbe der Ostpreussen geworden. Man kennt uns in der Geschichte als deutsche Arbeiter, deren lang zurückgehaltene Begeisterung erst im grossen Moment der That, dann aber auch opferfreudig und unwiderstehlich losbricht. Deutsche Träumer und Putschmacher sind wir nie gewesen. Durch alle edleren Gestalten, welche die Geschichte unserer Provinz uns zeichnet, weht ein kühler aber gesunder Hauch vom alten Pietistenernst, in dem sich oft Vertreter der verschiedensten Geistes- und Gemüthsrichtungen bald freundlich, bald feindlich begegnen.

Während man in der Hauptstadt an einer kirchlichen Durchbildung der evangelischen Jugend arbeitete, genoss das Landkind noch ein gut Theil katholischer Romantik, die besonders im polnisch-natangischen Kreise sich tief im Gemüthe des Volkes festgesetzt hatte.

---

[241]) Durch Edikt d. d. Königsb. 2. Mai 1718. Grube l. c. I. No. 50. S. 121—24.
[242]) Merlecker l. c. S. 10.

Der Weihnachtsabend ist angebrochen. In Königsberg, wie in den kleinen Städten ziehen die Cantoren an der Spitze der Schulkinder umher, welche mit klappernden Zähnen die lieblichen Weihnachtslieder der evangelischen Kirche in die kalte Winterluft hineinsingen und begierig die Groschen sammeln, welche ihnen aus den Häusern gespendet werden. Selbstverständlich erhält der Kantor den Löwenantheil der frommen Beute, der immerhin noch spärlich genug ausfällt. Anders gehts in der vorhin bezeichneten Gegend auf dem Lande zu.

In den Hütten der Kirchdörfer sind die niedrigen Zimmer heller denn sonst erleuchtet. Sorgsam waschen und kämmen die Mütter ihre Kinder und ermahnen dieselben doch ja früh aufzustehen, damit sie die heilige Christmette nicht versäumen, die Jutrznia, bei der sie als Engel erscheinen sollen, um die Geburt des Heilandes zu preisen. Die Mahnung wäre kaum nöthig, denn der Schlaf flieht von selbst die Augen der Kinder beim Anblick der schon zurechtgelegten köstlichen Kleider, in denen sie morgen vor der ganzen Gemeinde prangen sollen, auch hindert die Unruhe im Dorf zu festen Schlummer. Die ganze Nacht hindurch ist die Landstrasse belebt, um 12 Uhr schon füllen sich die Krüge mit den Bewohnern der Kirchspielsdörfer. Um 5 Uhr Morgens läuten die Glocken, die Männer rühren die Mützen, die Mütter kleiden die Kinder an. Ueber das Festtagsgewand wird das weisse Hemde des Vaters gezogen, um den Leib ein Gürtel gelegt und das Haupt mit einer von Goldschaum starrenden weissen Papiermütze bedeckt. Nun wird noch ein Tannenzweig in die Hand genommen und nach der Küsterei geeilt, wo sich die Kinder des Kirchspiels versammeln. 6 Uhr! Wiederum Geläut! Die hell erleuchtete Kirche füllt sich bis auf den letzten Platz. Unter der Begleitung des schwachen Positivs wird ein Morgenlied gesungen mit voller Brust, einstimmig, wohl abgemessen, nicht überschreiend, dann ein Textlied. Der Organist liest eine kurze Predigt, und wieder folgt ein kurzes Lied. Jetzt treten mehrere Abtheilungen der weiss gekleideten Kinder mit brennenden Tannenzweigen in die Kirche, die ganze Gemeinde erhebt sich. Die grössere Abtheilung umgiebt in zwei Reihen den Altar, vier kleinere Abtheilungen vertheilen sich in der Kirche und auf den Chören. Ein

Wechselgesang beginnt. Jede Abtheilung stimmt eine Strophe eines eigens für diese Feier verfassten Liedes an. Die beiden Kinderreihen vor dem Altar singen ihren Vers unter tiefer Verneigung. Dann spricht der Geistliche den Segen vom Altar und der Gottesdienst ist beendigt. Er sollte dem Volke die köstliche Weihnachtsgeschichte (Luc. 2, 8—11) veranschaulichen und an einzelnen Orten soll man denselben besonders drastisch gestaltet haben. Man liess einen weiss gekleideten Knaben durch eine Oeffnung der Decke oder vom Orgelchor an einem starken Seile schweben, der dabei „Vom Himmel hoch, da komm' ich her" singen musste.

Das, im Geiste Friedrich Wilhelms I. thätige, Kirchenregiment scheint für dergleichen Weihnachtspoesie, durch welche die römische Kirche einst die heidnische Feier der Sonnenwende verdrängt, kein rechtes Verständniss gehabt zu haben. Ein Edict d. d. Königsberg 20. Mai 1738 (wiederholt 10. Decbr. 1764) befiehlt kurz: „Die abenteuerliche Gewohnheit in der Christnacht, welche eine Vigilie oder Nachtpredigt, sonst auch Jutrznia genannt wird und in den polnischen Grenzkirchen bisher beobachtet worden, soll aller Orten gänzlich eingestellt werden, zumal die dabei sich geäusserte Missbräuche und Unordnungen, aller etwaniger Vorsicht und Einschränkung ungeachtet, dennoch von neuem einreissen könnten." [213])

Auf dem Lande verfliegt der Traum der Jugend schnell. Früh-

---

[213]) Beckhers Kirchenregistratur. 2. Aufl. (1769) S. 51. Die Schilderung der Festlichkeit ist dem Aufsatze eines Landgeistlichen entnommen, die sich Preuss. Prov.-Bl. Bd. XIII. (1835) S. 53 findet. Die Feier erhielt sich übrigens trotz der Verbote bis in dieses Jahrhundert hinein. Herr Domainenrath Casprczig in Darkehmen, ein Mann in den fünfziger Jahren, sagt mir darüber: „Ich habe als Knabe und Jüngling in meiner Vaterstadt in Masuren und in den Kirchdörfern Kumilsko und Mierunsken immer unweit der polnischen Grenze oftmals dieser jutrcznia (Frühmette) beigewohnt und mitgesungen und bildet diese, das Gemüth ungemein ergreifende Feier noch immer eine schöne und wehmüthige Erinnerung aus meiner Jugendzeit. Die Engel vom Himmel — von der Decke des Kirchenschiffs — verkünden der Welt, dass Jesus Christus geboren sei, unser Schützer und Erlöser. Ob heute noch diese Feier, namentlich so wie vor vierzig bis fünfzig Jahren abgehalten wird, weiss ich nicht. Die jetzige Bevölkerung, vielleicht an Poesie ärmer, wird wohl mit Wachslichten in den Händen noch immer wenigstens Frühgottesdienst, wenn auch ohne die Engel haben."

zeitig, oft zu frühzeitig wird die Ehe geschlossen und keineswegs immer mit dem gehörigen Ernst. Manche Verlobung ist auch lediglich ein Deckmantel der Unzucht. „Um dem eingerissenen Laster der Unkeuschheit und viehischen Leben zu steuern" sagt darum ein Edict (d. d. Königsberg den 15. Jan. 1712)[214]) „soll hinfüro eines jeden Verlobung in Gegenwart zwey oder drey ehrbarer Männer, welche davon Zeugnisz geben können, geschehen, derjenige aber, welcher sich mit einer Person fleischlich vermischet, oder auch mit seiner Verlobten vor der Trauung dergleichen Excesz begehet, soll sofort, wenn er angegeben und des Verbrechens überführet, zur scharfen, exemplarischen Strafe gezogen werden."

In den litthauschen Aemtern musste jede Verlobung dem Pfarrer angezeigt werden bei 8 Mark Strafe, auf dass derselbe ihre gesetzliche Zulässigkeit prüfe. Löste sich dieselbe, so konnte der Erzpriester mit Handbietung des Hauptmanns die Wiederherstellung des Verhältnisses sogar durch Thurmstrafe zu erzwingen versuchen. Pfarrer, die hierin etwas versäumten, wurden mit 10 Fl. Poln. Abzug von der Besoldung bestraft.[215])

Dem Hochzeitstermin ging manches Brautpaar aus dem dienenden Stande mit Furcht und Zittern entgegen. Vor dem Aufgebot musste sich dasselbe beim Pfarrer melden und eine gründliche Wiederholung des Katechismus durchmachen. War dieselbe beendet, so erschien es am Sonntage vor der Aufbietung in öffentlicher Kirchenversammlung und wurde vor der Gemeinde scharf aus den fünf Hauptstücken des Katechismus examinirt.[216]) In der Woche darauf erfolgte der saure Gang ins Amt oder zum Wildnissbereiter, denn „der Pfarrer soll bei Strafe der Suspension von den Landleuten keine Bestellung der Trauung anzunehmen befugt sein, ehe ihm eine vom Amte unterschriebene Consignation eingegeben, wie viel Hochzeitsgäste und ob mehr als zugelassen zur Hochzeit invitiret worden, und bei der wirklichen Trauung alle diejenige, welche über solch Verzeichniss zugegen sein werden, von den Trauungs-Ceremonien durch den Schulmeister oder Glöckner

---

[214]) Grube l. c. I. No. 41. S. 110.
[215]) Insterburg. Kirchenvisit. de anno 1638. Grube l. c. I. No. 5. S. 67.
[216]) Edict d. d. Königsberg 18. Jan. 1720. Grube l. c. I. No. 52. S. 124.

zurück und aus der Kirche weisen zu lassen schuldig sein."[217]) Zu solchen Bütteldiensten musste sich die Kirche hergeben, damit die Aemter den Verbrauch des von ihnen zu entnehmenden Biers desto besser überwachen konnten. „Ehe die Prediger die Landleute, als Bauern, Kölmer und Freyen zusammen trauen, sollen sie sich vorher ein Attest geben lassen, dass sie zu solcher Ausrichtung und zwar die Amtsunterthanen und Bauern aus dem Amt, die Kölmer und Freien aber entweder aus dem Amt oder aus der Stadt das nöthige Bier genommen haben.[218])

Die Trauung fand der Regel nach in der Kirche statt. Nur „die vom Adel und die vorhin geschwächte Personen" durften sich im Hause trauen lassen.[219]) Letztere wurden vielfach in der Widdem „hinter dem Kachelofen" zusammen gegeben. Unter Pistolenschüssen, die durch verschiedene Verordnungen den Landleuten bei Zuchthaus- und Festungsstrafe, den beurlaubten Soldaten unter Androhung des Gassenlaufens und der Karre verboten wurden,[250]) bewegte sich der Hochzeitszug in die Kirche.

Die Hochzeiten sollten überall, sowohl auf dem Lande als in den Städten, nicht länger als einen Tag und zwar auf dem Lande mit zwei Mahlzeiten „des Tages, an welchem die Trauung geschiehet, eine und des folgenden Mittags eine", gefeiert werden,[251]) doch hat man sich an diese Verordnungen schwerlich genau gehalten.

Beim Adel und höhern Bürgerstande herrschte an Stelle des Gesetzes die Sitte und bestimmte die Hochzeitsgebräuche, welche sich natürlich in den üblichen Formen des Zeitgeistes bewegten. Unter den unzähligen Hochzeitsgedichten, welche uns aus dem ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts aufbehalten sind, erreicht kein einziges an

---

[217]) Sumtual-Verordn. v. 12. Febr. 1711. Grube l. c. III. No. 311. S. 430. §. 4.

[218]) Verordnungen d. d. Königsberg 9. Oct. 1724 u. 6. Sept. 1725. Beckher, Kirchenreg. S. 37.

[219]) Beckher S. 39.

[250]) ibid. S. 101. Eine litthauische Hochzeit habe ich in: Gesch. des Kreises und der Diöcese Darkemen S. 34 beschrieben.

[251]) Königl. Preuss. Sumtual-Verordn. d. d. Königsberg 12. Febr. 1711. Grube, l. c. III. No. 311. S. 430.

Sinnigkeit und Innigkeit Simon Dachs „Aennchen von Tharau". Auf die meisten derselben lässt sich ganz zwanglos das Wort Reussners anwenden:

„Gedichte, die man heut bei solchen Fällen setzet,
Die gründen meistens sich auf der Verliebten Ruhm,
Wobey die Wahrheit oft vielfältig wird verletzet
Und dadurch sehr entweiht der Tugend Heiligthum."

Meistens beschränken sich diese dichterischen Machwerke auf Spielereien mit den Vor- und Zunamen der Brautleute, wobei von der griechischen Mythologie die umfassendste, wenn auch keineswegs passendste Anwendung gemacht wird. Selbst hässliche Zweideutigkeiten werden mitunter nicht gescheut. Dennoch müssen wir öfter aus diesen Quellen schöpfen, weil sich in ihnen immer noch am deutlichsten die Anschauungen der Zeit über „die christliche Ehe" spiegeln, auch sind nicht alle gleich trübe. Sinnig erklärt z. B. 1712, wie er angiebt, e graeco, D. Gottfr. Wegner den Ursprung der Ehe nach Gen. 2, 23:

Aspexit juvenem formosa puella valentem.
Hic ait, in terra lumina fixa tene.
Immo, ait haec, magis in terra tu lumina figas,
Ex terra primum nam tua facta caro est.
Nostri principium fuit ortus costa virilis;
Hanc quaero, et jungi me velit illa sibi.

Hübsch und auch heute noch brauchbar ist ein Rath, den Bernhard v. Sanden in einer Traurede für das Verlöbniss ertheilt:[252])

„Soll es mit Heyrathen seyn wohlgethan,
So schau zuvor Vater und Mutter an;
Sind sie from und guter Sitten,
Magst du woll umb eine Tochter bitten."

Wie nun die Ehe von Vater und Mutter aussehen musste, wenn sich ein heirathslustiger junger Mann an ihr für die Tochter begeistern sollte, verräth Friedrich von der Gröben in einem „die beglückte Ehe" überschriebenen Gedicht:[253])

„Da wo Tugend und Verstand zwey beglückte Seelen bindet,
Wo sich reine Gluth entzündet, da ist ein erwünschtes Band.

[252]) Schwerdfeger-Hantelsche Hochzeit 17. Sept. 1720. Carm. nupt. IV, 91.
[253]) Carm. grat. II, 126.

Da, wo Treu, Gefälligkeiten sich umb ihren Vorzug streiten
Wohnet die Zufriedenheit, ja es kann kein Neid, kein Leiden
So verknüpfte Herzen scheiden.

Schertzen, das die Flamme nährt, Zorn, den Zärtlichkeit erwecket,
Sorgfalt, die die Glut entdecket, Seuffzen, so Verlangen mehrt,
Halbverstohlnes Händedrücken, Sprache, die nur zwey verstehn,
Aechzen und geheimes Blicken, ein beliebtes Wortverdrehn,
Sanftes Klatschen, Gurgelzupfen, ein verlangtes Krause-Rupfen.

Neigung, die nicht wanckelbahr, ein Bemühen mit Vergnügen,
Streiten, Zancken umb das Siegen, ängstigen, wo nicht Gefahr,
Theilung aller Unglücksfällen, Linderung der Traurigkeit,
Trost, der kann zufriedenstellen, Lust, Verkürtzung aller Zeit,
Keusche Röthe, süsses Schmeicheln, Füsse-Spielen, zartes Streicheln,

Ein gezwungener Wiederstand, fest geschlossenes Umbfassen,
Triebe, die sich nicht verlassen, Wünsche, die sich zugewandt,
Ein stets angenehmes Wesen, Sehnen, das die Funcken zeigt,
Blicke, daraus beide lesen, was so Hertz, als Sinne beugt,
Zorn und Schläge sonder Wehe, sind die Früchte solcher Ehe.

Wo noch wahre Frömmigkeit dieses alles unterstützet,
Wo es echte Tugend schützet, da verschwindet alles Leid.
Wer so wehlt, wer so getroffen, hat den Himmel auf der Welt
Und dasjenige zu hoffen, was den Geist zufrieden stellt,
Wenn noch das der Himmel schicket, worinn man sich selbst erblicket.“

Der Dichter hätte den Inhalt seiner „beglückten Ehe“ ebensogut durch die Ueberschrift „Komödie ohne Geld“ bezeichnen können. Ernster spricht sich Joh. Christoph Scheer in einer „Aria“ an Grube aus:[254])

„Wo Rosen in den Wangen, im Hertzen Tugend prangen,
Wo Klugheit, Ehr und Geld zu Glieder sind bestellt,
Wo Redlichkeit zum Kleide und Gottesfurcht zum Geschmeide,
Wo Mann und Frau von gleicher Art, da hat der Himmel selbst gepaart.“

Einen schönen lateinischen Glückwunsch gab Dr. med. Starke dem Prof. jur. Reinh. Friedr. Sahme in die Ehe:[255])

„O nimium felix; o terque quaterque beatus
Cui pia, cui prudens contigit uxor, homo!

---

254) Carm. grat. II, 133.
255) Carm. nupt. IV, 30.

Sume ergo in pretium pietatis, dotibus auctam
Formosam sponsam, quam DEUS ipse jubet.
Pax sine lite, salus sine peste et copia rerum
Applaudat Vestris, Nobile Par, thalamis.“

Auch das nachfolgende votum nuptiale ward demselben Brautpaar von Abraham Hintz geweiht:[256])

„Accipe sponse meum votum, votum accipe sponsa!
Confirma Votum, Christe Benigne, meum.
Quot campus floret, coelum quot sidera volvit,
Adsint tot vobis commoda grata precor!
Vos largo Summus perfundat Rore salutis,
Nestoris et superet Vita beata dies:
Vestras constanter jungat Concordia mentes,
Nec desint Vobis pignora chara Tori.“

Gehen wir nun nach diesen frommen Wünschen näher auf das Wesen der Ehe ein, so erklärt Johann Behnke:[257]) „Der Ehestand ist ein herrlicher Tempel der Treu und Ehrbarkeit, eine Versüssung des Lebens und eine von Gott verordnete Gesellschaft.“ Er verlangt für denselben nach dem Vorgange des berühmten Redners Jaso Maini nachstehendes A B C: „Almosengeben, Beten, Christum liebhaben, Demuth, Einträchtigkeit, Frömmigkeit, Glaube, Hoffnung, Jesus (als das Exemplar aller Tugenden), Keuschheit, Liebe, Mässigkeit, Nachfolge Christi, Ohne Falsch, Predigt hören, Reinigkeit des Herzens, Sanftmuth, Todesgedanken, Unverdrossenheit, Wahrheit, Zorn nicht halten.“

Ein kurzes, aber sicher wirksames Ehestandsrecept verschreibt Dr. Joh. Stein:[258])

„Sine bile cubile sit semper.“

Dass nicht immer Gott, sondern mitunter auch der Mammon Stifter des Ehebundes war, verräth uns Theodor Pauli:[259])

„Connubii finis multis ne pecunia primus
Virtus post creperas nonne locatur opes?
Dulcia tunc Nummis dantur non oscula sponsae
Si non ore, tamen corde favente lucro.
Proditor at saepe est non Conciliator amoris
Nummus, quo tacite venditur alma Venus.“

---

[256]) Carm. nupt. IV, 30. [257]) ebendas. 32. 1712. [258]) ebendas. 38. 1715. [259]) ebendas. 30.

Wenn der Geiz den Einen zur Ehe verleitete, hielt er auch schon damals den Andern von der Ehe ab. Das Geld hatte denselben Werth in den Augen der Menschen wie heute. Der löbenichtsche Diaconus M. Arn. Heinr. Sahme singt:[260])

„Die Goldsucht plagt die ganze Welt, ein jeder schreit nach Gold und Geld
Wer diesen gelben Koth besitzet, der ist gelahrt, vernünftig, schön,
Bekommt stets oben an zu gehn, er ist ein Mensch, der allen nützet.
Das Gold nennt heut ein jedermann der Erden Gott, der alles kan.“

Dann heisst es weiter:

„So lieb denn geitzger Pythius des Goldes reichen Ueberflusz
Und lass dir güldne Speisen machen. Du liebest einen schnöden Tand!
Allein wenn Gottes weise Hand so schicket eines Mannes Sachen
Und ihm ein guttes Weib bescheert, der hat ein Gold, das ewig wehrt.“

So hoch man das „gute Weib“ immer geschätzt haben mag, wo sie gutes Geld in die Ehe brachte, wird dasselbe auch nicht vergessen, wenn auch nicht jeder die gute Parthie so kurz und bündig herausstreichen konnte, wie Dr. Johann Stein, der seinem Freund Schwenner gratulirt:[261])

„Et castam costam ducis cum divite cista.“

Dass Geld wenigstens der Liebe durchaus nicht schade, beweist Jacob Jortzig aus Bartenstein:[262])

„Reichthum, Geld sind solche Güter, die man freilich nicht wirfft weg,
Dann sie binden die Gemüther und erlangen guten Zweck.
In der Eh' sie viel verrichten, Geld der Liebe schadt mit nichten.“

Aehnlich spricht Arnold Heinr. Sahme:[263])

„Geld ist bey Gottsfurcht kein Verboth, man kann um desto freier schertzen,
Verdammtes Geld du Erden-Koth, du herrschest nicht in meinem Hertzen.“

Des Vaters Segen achtete man hoch, derselbe wurde öfter in besondern Schriftstücken niedergelegt, die man dann als Heiligthümer in der Familie bewahrte. Solche Segensbriefe enthalten häufig eingehende Vorschriften über die Führung der Ehe. Wir theilen hier zur Probe einen solchen mit, welchen der löbenichtsche Diaconus Christian Sahme ausstellte, als seine Tochter Gertraud Dorothea den Hofrath Heinrich Werner heirathete:[264])

---

260) Carm. nupt. IV, 36. 261) ebendas. 85. 262) ebendas. 93. 263) ebendas. 254.
264) 26. Sept. 1726.

„Indem du liebstes Kind aus meinem Hause ziehst
Und in erwünschter Eh' der Tugend Frucht genieszt,
Erfordert meine Pflicht, dasz ich in wenig Zeilen
Dir noch den letzten Rath mög' auf den Weg ertheilen.

Gott, der dich bisz anher geleitet und geführt
Und dessen Segen du so reichlich hast gespürt,
Wird dich in Zukunfft auch zu allem guten treiben,
Wenn du, so wie du bist, ihm wirst getreu verbleiben.

Lasz alles, was du thust, in ihm verrichtet seyn,
So zieht das Glück bei dir zu allen Thüren ein,
So wird Er, was die Eh' sonst bittres hat, versüssen,
Dasz Creutz und Unlust dir zum Besten dienen müssen.

Nechst deinem Gott verehr und lieb auch deinen Mann
Und bleibe, wie es dir gebührt, ihm unterthan;
Bezeig dich gegen ihn in Freuden und im Leiden,
Vernünfftig, freundlich, treu, gelassen und bescheiden.

Gebrauche dich, mein Kind, der Gaben fernerhin,
Die Gott in dich gelegt, vermisch den muntern Sinn
Mit stiller Modestie (denn beydes ist dir eigen)
Und rede, wo du must, doch lern auch wieder schweigen.

Merck ihm vor allen ab, was ihm Vergnügen giebt
Und zweiffle nicht daran, dasz er dich treulich liebt;
Lasz Zorn und Ungeduld nicht über deine Schwelle,
Und gönn in deiner Brust dem Argwohn keine Stelle.

Kurtz, sey dahin bemüht, durch löblichen Betrag,
Damit dein liebster Schatz forthin von Tag zu Tag
Dich höher schätzen lernt, so wird durch solch bezeigen
Auch seine Liebe stets noch immer höher steigen.

Der Mutter deines Manns und seiner Freunde Huld
Erwirb durch Redlichkeit, Nachgeben und Geduld
Und mache keinen nicht mit Vorsatz dir zum Feinde,
Doch hüte dich auch wohl für jedem falschen Freunde.

Und siehe dich nicht sehr nach viel Bekanntschafft um,
Du wirst vergnügter seyn und dienet dir zum Ruhm,
Wenn du, ohn allen Neid kanst in der Stille leben
Und bösen Mäulern nicht viel darffst zu richten geben.

Erwehle, was dir paszt in deiner Kleider-Tracht,
Und meid, so viel du kanst, Staat, Kostbarkeit und Pracht.
Halt einen guten Tisch, doch nicht wie eines Fürsten
Und lasz die Deinen nur nie hungern oder dürsten.

Dein Haus bewahre stets vor innerlichen Streit,
Regier es theils mit Ernst, theils mit Gelindigkeit
Und glaube, wenn Du stets auf das Gesinde keuffest,
Dasz du nur deine Noth und ihre Fehler häuffest.

Wo Gott dir Kinder giebt, so denck auf gute Zucht,
Halt Söhn und Töchter gleich, alsz deines Leibes Frucht,
Hilff ihren Eigensinn bei Zeiten unterdrücken
Und halt der Boszheit nicht, wie andre thun, den Rücken.

Wirff nicht die Hände vor, wofern der Vater strafft,
Ja, sag ihm vielmehr Dank, dasz er die Ruhe schafft
Und lasz den Schlusz mit ihm dir Kinder wohl zu ziehen,
So wird dein gantzes Haus in stetem Segen blühen.

Diesz läszt, geliebtes Kind, dein Vater dir zu letzt,
Der nichts so wehrt an dir, als den Gehorsam schätzt,
Den du demselben hast von Jugend auf erwiesen,
Darum sei Gott in dir und du in Gott gepriesen.

Du wirst nun auch dafür von ihm gesegnet seyn,
Gesegnet ziehst du aus, gesegnet ziehst du ein,
Gesegnet wirstu seyn auf allen deinen Wegen,
Ach Gott erhör uns doch! und gieb ihr tausend Segen!«

Doch wir geleiten endlich das Brautpaar in die Kirche. Dass im Brautzuge die nöthige Pracht entwickelt wurde, bedarf kaum der Erwähnung, dass der Zeitgeist sich dabei in den Kleidern abspiegelte, ist kein Wunder, nie hat er sich aber so deutlich und für unser Gefühl widerlich, im Gesicht des Weibes ausgeprägt, als in jenen Tagen. M. Arnold s. min. Cand. singt 3. Oct. 1707 zur Hochzeit seines Freundes Joh. Sahme mit Maria Louise Schwarz unter Hindeutung auf den Vatersnamen der Braut:

»Schwarz und weiss giebt hellen Schimmer,
Das weisz unser Frauenzimmer,
Darum kleben sie zu hauff
Ihnen schwarze Mouches auf.«

Solchen Gesichtern entsprachen auch öfter die Traureden mit ihren pikanten und weit hergeholten Wendungen, denen hebräische und griechische Brocken und wunderliche Bilder wie Schönheitspflästerchen aufgekleistert waren. Als Bernhard v. Sanden seinen Bruder Heinrich (Dr. med.) traut, bewegte sich der Hauptgedanken seiner Rede um folgende Wortspielerei:[265]) „Ich erinnere mich einer uhralten Jüdischen Tradition, darinnen sie angemercket, wie Gott der Herr seinen heiligen und groszen Namen יָה (Jah oder Jehovah) denen beiden Nahmen des Adams und der Evä einverleibet, indem Er dem Adam, den er אִישׁ (Isch) genennet, das Jod, und der Evae, אִשָּׁה (Ischah) genandt das Heh (h) geschenket: Anzudeuten, dasz, wo ihrer Zwey eins werden in seinem Nahmen, da wolle er mitten unter ihnen seyn: Wo zwey verliebte und verlobte Hertzen freyen und ihre Hertzen in Gott vereinigen, da wolle er mit seiner Gnade und Segen wohnen, da hingegen, wenn man aus diesen beyden Nahmen, den Nahmen Gottes herausnimmt, das Wort אֵשׁ, so da Feuer heisset zurückbleibet und daraus leicht zu schliessen, dass daselbst nicht der Himmel auf Erden, sondern ein rechtes Fegfeuer, ja die Hölle selbst zu finden sey."

Pfarrer Mich. Sack in Nordenburg hatte seine Braut in einem Garten kennen gelernt. In Folge dessen lauteten Text und Thema der vom tragheimschen Pfarrer Zeisold gehaltenen Copulationsrede:[266]) „Gartengedanken", die etwa in folgender Weise ausgesponnen wurden: Die Ehe, der Pflanzgarten des menschlichen Geschlechts, vom Herrn angelegt, gepflegt und eingehegt. Ueber der Pforte eines Altenburgschen Gartens steht: Tout a son tour. So hat in dieser Ehe Alles seinen Gang gehabt. Gott hat dem Bräutigam den Weg gebahnt, der in einem Garten um die Braut angesucht hat. Auf einer Denkmünze zur Hochzeit Wilhelms von Oranien ist ein Garten abgebildet, in dem Wilhelm Marien empfängt, die eine Rose in der Hand hat. Am Eingange steht der holländische Löwe auf zwei Säulen und zwei Engel in der Luft schütten aus dem cornu copiae Blumen und Früchte. Wunsch:

---

[265]) 16. November 1705. Brüderliche Freuden-Bezeigung nebst Hertzlichem Wunsch u. s. w.

[266]) 26. April 1725.

„Indem gegenwärtige beide hochwehrte Personen durch Ringe und zusammengefügte Hände einander in ihrem Ehegarten zu ewiger und fester Verbindung empfangen, so müssen sie sein wie die blühende Rosen. Der Löwe vom Stamm Juda schütze sie, der Erzengel Michael überschütte diesen Michael sammt seiner frommen Braut mit so viel Segen und Früchten, als ihnen angenehm und ersprieszlich sein könne." Wie erbaulich!

Mit Blumen und heilsamen Kräutern ging man bei solchen Gelegenheiten eben nicht sparsam um. Bei der Vermählung des Herrn Georg Christoph v. Schlieben auf Sanditten mit Fräulein Eleonore v. Ilten 14. Mai 1712 lässt M. Gottfr. Steinfeld, Pfarrer in Petersdorf, die Fräulein Braut, natürlich nur sinnbildlich, ihrem Gespons ein Würtzlein aus drei Stücken offeriren, das dieser an seinem linken Arm befestigen soll, „damit es ihm desto ehr am Hertzen klebe." „Das erste ist das wohlriechende und herzstärkende Majoran, Sie wird beweisen, dasz Sie sein Augentrost sein, Ihn vor Ihren Majorem, Obern und Herrn nach dem Exempel Sarae (I. Petri III, 6) erkennen will. Das andere, das edle und kräftige Lieb-Stock. Sie will ihm nichts in den Weg legen oder unfreundlich sein, sondern ihre Liebe soll stärker sein als der Tod (Cantic. VIII, 6) und also durch die Liebe eine Schlüsselblum sich bezeigen. Das dritte, damit Herr Bräutigam an seinem guten Endzweck nicht zu zweifeln habe und das je länger je lieber bekräftiget werde, ist die Königs-Kertze. Sie wird ihn vor die Krone ihres Hauptes (Prov. XII, 4) halten."

M. Mich. Schreiber vergleicht auf Jac. Friedr. Sahme's Hochzeit (8. Juli 1710) die Ehe mit einem Glückstopf. „Unser Königsberger Jahrmarkt ist vor dieses Mal aus erheblichen Ursachen eingestellet, gleichwohl siehet man einen Glückstopf, bei welchem sehr viel anitzo stehen und ihr Glück versuchen. So nenne ich nicht unfüglich den Ehestand einen grossen, frey offen stehenden Glückes-Topf, eine vom Könige aller Könige selbst autorisirte und eingesetzte Lotterie, darinnen vielerlei Zeddel durcheinander geworfen liegen, aber nicht alle von gleichem Werth sind. In Venedig hat man 1694 eine solche Lotterie gehabt, in welcher hunderttausend Zedel aber nur dreihundert Gewinnste

gewesen, darunter der gröste sich auf 15000, der geringste auf 200 Dukaten erstreckte." Nun folgt die Nutzanwendung: Wer heirathen will, findet nicht „eine Hand voll, sondern die ganze Welt voll Zedel vor sich. Quot coelum stellas, tot habet tua Roma puellas" u. s. w.

Doch es ist die höchste Zeit die Ringe zu wechseln. —

Möge uns zunächst der Organist Georg Reimer zu Memel diesen Brauch erklären, wie derselbe es bei der Hochzeit des Pfarrers Dr. Wilh. Wilcke mit Sophie Elisabeth Lehmann gethan:[267])

„Wenn Phoebus seine Söhn mit höher Würd beschenckt.
So pflegt er sie mit Krantz und Doctor-Ring zu ehren.
Cytherea machts gleich, wenn Braut den Krantz empfängt,
So musz, Herr Bräutigam, die Süszigkeit vermehren
Wenn er den Ring, der Keuschheit Kleinod davon trägt
Und doppelt Lohn vor Fleisz und Mühe bey sich hegt."

Entschieden würde M. Georg Friedr. Roehsa aus Wehlau gegen diese Erklärung schon wegen ihrer heidnischen Form Widerspruch erhoben haben. Sein Wahlspruch lautete: „Mich soll das Alterthum nicht auf die Thorheit neigen." Darum beginnt er eins seiner Hochzeitsgedichte (1726):

„Du Göttin, die der Schaum der wilden Fluth gezeuget,
Vor dero Angesicht sich Rom und Paphos neiget,
Wirff nicht ein freches Wort auf dieses reine Blat,
Hie findet kein Entwurff von deinem Wesen statt,
Würd ich im Götzendienst der sieben Berge stehen,
So solte diese Schrifft dein Feuer dir erhöhen;
Nun wisse, dasz dein Lied mir gar nicht wolgefällt,
Wann eines Priesters Hand das Hochzeit-Fest bestellt."

Den doppelten Character, welchen die häusliche, oft gasthäusliche Nachfeier der Hochzeit annehmen konnte, schildert kurz Joh. Behnke im Brauttanz des M. Theodor Friedrich Werdermann.[268]) Nachdem er die Gäste zum Tanz aufgefordert, ruft er:

„Denn die Freud ist nicht verboten, die nach was honets sieht aus,
Vor die sind die groben Zoten, so im vollen Sausz und Brausz
Täglich wie das Vieh sich laben und darin Ergetzung haben,
Solche Freud verletzet nur."

---

[267]) Carm. nupt. IV, 300. 3. Juli 1710. [268]) ebendas. 285. 5. Mai 1710.

Einen düstern Schleier warf natürlich auch auf derartige Feierlichkeiten das Pestjahr. Die Bräute wurden in demselben knapp.

„Sind noch nicht Jungfern gnug in Königsberg gestorben,
Will er den kleinen Rest, daran uns hie gebricht,
Noch nehmen?"

fragt ein Freund den Pfarrer Weissermel aus Petershagen, als derselbe 30. Oct. 1710 die Tochter des Prorectors Daniel Martini heimführte.[269])

Wie indessen die düstere Stimmung, welche in allen Kreisen herrschte, in ihr Gegentheil umschlug, möge das nachstehende Hochzeitsgedicht aus dem Jahre 1711 darlegen:[270])

„Wer hätt es woll zuvor gedacht in kurtz vergangnen Zeiten,
Da uns die freche Todesmacht stets hiesz zum Tod bereiten
Und unsre treue Freundschafts-Reig fast kommen war bisz auf die Neig
Wir würden noch erfahren viel Freud in unsern Jahren;

Denn bruder Mors verschonte nicht die alt bejahrten Greisen,
Es musten fort aus diesem Licht viel Frau, Gelahrte, reisen,
Die noch in ihrer besten Zeit verhoffeten mit Freudigkeit
Gott und der Welt zu dienen, die musten von der Bühnen.

Ein jeder dacht, wer weisz ob ich bisz morgen werde leben,
Ob nicht der gifftge Todes-Stich das Garaus bald wird geben.
Hier war kein Privilegium so uns von dieser Todten-Form
Kont eingen Ausschlag zeigen, wir mussten an den Reigen.

Seht! aber Gottes Wunder Gütt hat doch zuletzt gegeben,
Dasz wir in dieser Zeiten-Hütt noch ferner können leben
Und, wie er vor mit starcker Macht hat über uns im Zorn gewacht,
Giebt er vor Trauren Lachen, vor Sterben Hochzeit-machen!

Noch deutlicher malt sich der Umschwung in einem dem polnisch-reformirten Pfarrer Georg Rekuc in Königsberg zum Neujahr 1711 dargebrachten Glückwunsch:[271])

„So flieht denn Sorgen! flieht, die ihr manch frommes Hertz
Mit einer Meeresfluth von Zähren überschwemmet
Und kehrt den alten Schmertz in einen neuen Schertz,
Da mit der alten Zeit das alte Leid gehemmet."

Sehen wir uns nun im bürgerlichen Leben um, so wird auch hier auf allen Gebieten der äussere Zusammenhang mit der Kirche noch

---

[269]) Carm. nupt. IV, 266. 30. Oct. 1710. [270]) ebend. 272. [271]) Carm. grat. II, 174.

festgehalten. Auch der grösseste Theil der Gelehrten bewegt sich noch in kirchlichen Anschauungen. Wenn dieselben auch in der Praxis nicht mehr so bestimmt ausgeprägt sind, wie im vorigen Jahrhundert, so treten sie uns doch entgegen in einzelnen Aussprüchen die von schlichter und lauterer Herzensfrömmigkeit zeugen. Als 9. Juli 1635 der bekannte preussische Messerschlucker operirt wird, berichtet Dr. Beckern (bei Hartknoch) ausdrücklich: „.... hat man den Anfang vom Gebet gemacht und Gott dem Allmächtigen als himmlischen Arzt und obersten Directoren ümb glücklichen Success und kräftiger Verrichtung angeruffen.“ Bei der unter Leitung des Dr. Hübner zu Rastenburg am 11. Juli 1710 vollzogenen Operation an der ermländischen Messerschluckerin wird zwar nicht mehr officiell gebetet, doch bekennt Dr. Hübner am Schlusse seines Berichts (Acta Bor. II. S. 610): „Ist dahero nur dieses übrig, dass wir, die wir nur Diener der Natur sind, Gott dem Allerhöchsten, als dem eintzigen Meister derselben und allerweisesten Arzte für die auch hierinnen erzeigte Gnade hertzlichen Danck abstatten und in keinem Stück uns einigen Ruhm beymessen; sondern viel mehr in Kindlicher und devotester Furcht jederzeit geben: Gott allein die Ehre.“

Die Rathswahlen hatten noch ein entschieden kirchliches Gepräge. Dieselben wurden am Sonntag abgehalten im Anschluss an den Gottesdienst. In Königsberg wurden nach alter Observanz am Sonntag Reminiscere die neu erwählten Magistratspersonen öffentlich eingeführt. In welcher Weise das geschah, möge ein bezeichnendes Wort des altstädtschen Pfarrers Lilienthal uns sagen, welches im Jahre 1721 bei solcher Gelegenheit gesprochen wurde: „Wenn der weise Salomo zum Regiment kommen war, so ging seine Mutter, die Bathseba, zu ihm hinein und sprach: Ich bitte eine kleine Bitte von dir, du wollest mein Angesicht nicht beschämen. Da antwortete der König: Bitte, meine Mutter, ich will dein Angesicht nicht beschämen 1. Reg. II, 20. Ich wende mich zu denen geehrten Magistrats-Personen dieser Stadt und habe im Namen unserer Mutter, der Kirche Gottes und der wahren Gottseeligkeit eine Bitte an Sie. Es ist die erste Bitte, die ich an Sie thue und ich lebe des guten Vertrauens zu Ihnen, Sie werden mein

Angesicht nicht beschämen. Worin bestehet aber diese Bitte? In nirgends anders als darin, dasz, da Gott an diesem Reminiscere-Sonntag an Sie gedacht, und Ihr Haupt erhoben, Sie hinwieder in Ihrem Amt an Gott gedenken, Ihn von ganzem Herzen fürchten, sein Reich vermehren, seinen Dienst befördern und seine Stelle hier auf Erden als irdische Götter Psalm LXXXII, 6 recht vertreten mögen. Sie sind für andere herangezogen und zu Vätern der Stadt erwählet die Raths- und Gerichts-Stühle zu bekleiden. Da müssen Sie nun nicht etwa gedenken: Es sei genug den Titul zu führen, die Intraden des Amts zu geniessen und der eignen Bequemlichkeit zu pflegen. Nein, Sie müssen sich vielmehr auch als sorgfältige Väter der Stadt aufführen, als neue Obrigkeiten neuen Eifer zur Beförderung der Ehre Gottes und des gemeinen Wesens mitbringen, als redliche Patrioten sich um den Schaden Josephs bekümmern und der Stadt Bestes in allen Stücken suchen, in Betrachtung, dass, wenn es ihr wohl gehet, es auch Ihnen wohl gehen werde. Jer. XXIX, 7.“

Nicht immer wurde die Obrigkeit in so würdiger Weise angeredet. Als das neu erwählte Sackheimsche Gericht 10. März 1724 zum ersten Mal das Gotteshaus betrat, wurde dasselbe vom Kantor J. G. Hoffmann mit einer Cantata empfangen, in welcher sich z. B. folgende „Aria“ findet:

„Dem Gewissen wird ein Küssen zu der Ruhe dargelegt,
Wenn man stündlich (wie verbündlich) für sein Amt recht Sorge trägt,
Auf Verbrechen Recht zu sprechen machet Kummer ohne Rast,
Solche Bürden bringen Würden! Ehre! wie drückt deine Last.“

Ein recht schönes Lob erhielten auch die Raths-, Gerichts- und Kirchen-Vorsteher der Stadt Wehlau bei ihrem ersten gemeinsamen Kirchgange am Preussischen Dankfest 1707 vom Kantor Joh. Crusius, der u. a. singt:

„Du[272]) wirst mit bestem Fug der Frommen Stadt genennet,
In der das alte Recht noch gleiche Wage hält,
Weil deiner Sorgen Hausz noch solche Männer kennet,
Die keine Geld-Sucht blendt noch falscher Hasz verstellt.
Drumb müsze dir woll seyn und allen, die dich lieben,
Die Unglücks-Wolcke werd vom Himmel weggetrieben.

[272]) Die Stadt Wehlau. Carm. grat. II, 33.

Schau diese Häupter sind die Bäume, Ring' und Säulen,
Die theilen dir stets mit den Schatten, Ehr' und Ruh,
Sie sind Artzt, Engel, Schild und werden also heilen
Die Mängel, geben Schutz und decken dich auch zu.
Drumb u. s. w."

Als 1705 an Stelle des verstorbenen kneiphöfschen Bürgermeisters Lübeck der Vicebürgermeister Johann Sand gewählt wurde, „bezeugte" Christian Schwenkenbecher in folgenden „geringen Reymen seine schuldige Pflicht und gehorsamste Auffwartung." Wir bemerken zum Vertändniss derselben, dass er vom Tode Lübecks zum Kneiphof also redet:[273])

„Sein Tod versetzte dich in Wermuth bitt'res Leyd,
Du warst mit Finsternüsz und trüb Gewölck bezogen;
Itzt aber wiederumb die Klarheit dich erfreut,
Weil sich am Himmel zeigt ein schöner Regenbogen.
Indem der theure Sand zu deinem Haupt erkohren,
Der nicht an klugem Geist noch Tugend jenem weicht,
Gleich einem vollen Mond vor andern Sternen leucht,
Den Gott und die Natur zu solchem Ambt gebohren.

Dies ist dein Cedern-Baum, der dir zur Wohlfahrt blüht,
In seiner Jahren Herbst die reiffsten Früchte träget,
Vor stete Sonnenhitz dir luftgen Schatten biet,
Der andre Scipio, so deiner treulich pfleget;
Ein Grund- und Marmor-Stein, darauf du kannst bestehen,
Weht schon ein hefft'ger Wind gantz wütend auf dich zu,
Er schadet dir doch nichts, du bleibst in stoltzer Ruh,
Und wirst auf diesen Sand niemals zu scheitern gehn.

Er trägt in seiner Hand die Wage und das Schwerdt
Mit dieser Ueberschrifft: Gieb jedem wie gebühret.
Die Bösen straffet Er, die Frommen hält er wehrt,
Wie man biszher an Ihm in allem Thun verspühret.
Der Janus konte dort so vor, als rückwerts sehen,
Von Diesem rühmen wir, das sein kluger Sinn
Schaut in das Alterthum und weiter vor sich hin,
Denn er von ferne sieht, was künfftig wird geschehen."

Wenn der Vornehme sich im Licht der Kirche sonnte, so verbrannte sich der gemeine Mann oft genug an ihrem Feuer. Man schliesst

[273]) Carm. grat. II, 23.

z. B. aus der grossen, die Seelenzahl weit übersteigenden, Menge der Abendmahlsgäste, welche jene Zeit aufzuweisen hat, häufig auf die innige Liebe des damaligen Volkes zur Kirche. Es fällt uns nicht ein, diese Liebe ganz wegleugnen zu wollen, denn der arme Mann, der nach höhern Gütern als seinem Stück Brot strebt, hat heute, wie damals nichts als die Kirche und lässt sich ihre Segnungen gefallen, wenn er auch nicht überall mit gleichem Verständniss auf dieselben eingeht. Man irrt aber sehr, wenn man bei ihm Alles auf Rechnung der Liebe setzt. Furcht und Klugheit haben auch ihren Antheil an seiner Kirchlichkeit. Namentlich ist der Bauer zu allen Zeiten ein grosser Sicherheits-Commissarius gewesen, er hält's mit der Kirche schon wegen des Sterbens. Er empfängt in ihr den besten und tiefsten Trost wider den Tod, den ihm kein Philosoph geben kann.

Was nun den Zudrang zum Tisch des Herrn anlangt, so giebt uns der Pr. Eylausche Visitations-Rezess vom 20. Oct. 1701, natürlich ausser vielen andern Aktenstücken, ein recht drastisches Beispiel, wie derselbe erzielt wurde. Da heisst es zuerst: „12tum die Prediger allhie wissen keine böse Zuhörer mehr anzugeben, als eine Wittibe Kozansche genannt, welche in langer Zeit nicht zur Communion gewesen." Sofort wird die Kozansche, während die Verhandlungen fortgehen, von Amtswegen vor die hohe Visitations-Commission geholt. „Die obgedachte Wittibe Kozansche wird vorgebracht, weisz weder Polnisch noch deutsch zu bethen, ist in etlichen Jahren nicht zur Communion gewesen und wirdt etwas berauschet und sehr halsstarrig befunden, dahero beschloszen sie von jetzo auf eine Stunde ins Hals-Eisen bringen zu lassen und nachmals sie woll zu unterrichten, dasz sie geschickt werde zum Abendmahl zu gehen, welches auch in continenti zur execution gebracht." Die hohe Commission verhandelt nun tapfer weiter vom 12ten bis 19ten Punkte und, wenn wir die Gegenstände übersehen, die sie erledigt, so erkennt man deutlich, dass die Stunden im Halseisen ein bedeutend längeres Zeitmaass in sich geschlossen haben müssen, als die heutigen. Ehe man an die Erledigung des 20ten Punktes geht, erinnert man sich ihrer. „Die Kozansche wird wieder aus dem Hals-Eysen vorgestellet und nachdem sie sich zu beszern angelobet, wird ihr

injungiret, dasz sie über 14 Tage praevia praeparatione bey Strafe des Zuchthauses zur Communion sich angeben solle.“ Da ist leicht fromm sein.

Der Pietismus betonte die Erziehung und befreite dadurch das Volk von der Zucht oder dem, was man damals so nannte. Seine Präparationen zum h. Abendmahl dauerten etwas länger als vierzehn Tage, ohne von dem durchschlagenden Erfolge begleitet zu sein, den wir an der Kozansche erlebt haben, die den Abendmahlsgang dem Zuchthause ebenso vorzog, wie einst Heinrich IV. die Messe dem Verluste Frankreichs.

In der Literatur unserer Provinz hat sich der Pietismus keine bedeutenden Denkmale gesetzt. Seine dünn klingenden Predigten sind verschollen und haben nur den Vorzug, dass in ihnen Alle mit einem Maasse gemessen wurden Viel mehr tritt er im Leben hervor. Er redete die klingende Sprache der Münzen und schreit uns sein beredtes Zeugniss von Christo aus den Steinen zu, die er zu allerlei milden Stiften, Kirchen und Schulen verbaut hat. Die Lichtseite des Zeitgeistes liegt in den Werken christlicher Barmherzigkeit, für welche sich, wenn auch noch nicht die grosse Masse des Volkes, so doch die höheren Stände zu interessiren begannen. Im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts wurden eilf grössere Stipendien für Studirende gestiftet.[274]) Das kneiphöfsche Wittwenstift (1707), Gröbensche Stipendienhaus (1711), v. Tettausche Stift (1712), altstädtsche Wittwen- und Waisenstift (1720) und eine ähnliche Anstalt im St. Georgen-Hospital (1724)[275]) verdanken dieser Zeit ihre Entstehung, zahlreicher ähnlicher Stiftungen in der Provinz und einer Menge gemeinnütziger Legate nicht zu gedenken. In den Kaufmannsgilden und Grossbürgerzünften begann sich wieder ein kräftiger Wohlthätigkeitstrieb zu regen und in seinen zahlreichen Kirchen- und Schulbauten verwirklichte Friedrich Wilhelm I. die frommen und menschenfreundlichen Ideen des Pietismus, für dessen Exercitia er trotz gelegentlicher und dann meist nicht unverdienter Hiebe auf die Mucker ein eben so tiefes Verständniss entwickelte, wie für das

---

[274]) Siehe Hennig, Preuss. Chronik des 18. Jahrh. S. 171. Preuss. Prov.-Bl. XXIII. (1840 a) S. 54 ff. Arnoldt, Histor. d. Univ. II. S. 12.

[275]) Hennig l. c. S. 159.

„Einundzwanzig zweiundzwanzig“, mit dem seine „blauen Kinder“ gedrillt wurden. Naturgemäss schon musste er einen sympathischen Zug zum Pietismus fühlen, weil in demselben die Keime des Unionsprincips schlummerten, deren Wachsthum zu befördern die Hohenzollern schon aus staatlichen Rücksichten das höchste Interesse hatten.

Entschieden irrthümlich wäre indessen die Ansicht, dass der Pietismus in jener Zeit das Confessionsbewusstsein in den Gemeinden verwischt oder gar vernichtet habe. Lutherthum und Calvinismus standen sich in unserer Provinz nie schroffer gegenüber als damals.[276]) Am 24. Oct. 1713 hatten die Reformirten ihre Classikal-Ordnung erhalten[277]) und traten in Folge dessen nicht mehr mit dem blossen Anspruch auf Duldung auf, sondern forderten gleiche Berechtigung mit den Lutheranern und suchten auf einzelnen Gebieten sogar das Uebergewicht über dieselben zu erringen. Trotz des pietistischen Zugs, der durch beider Kirchen zu wehen begann, klammerten sich sowohl Lutheraner als Reformirte noch ängstlicher als früher an ihr Bekenntniss, welches der gebildetere Theil der Gemeinden auf Grund tieferer Forschungen, als dieselben heute auf diesem Gebiete bei Laien üblich sind, mit Ueberzeugung, der rohe Haufe mit frommer Wuth verfocht.

Der Präsident des samländischen Consistoriums, Tribunalsrath von Roeder (gest. 3. Aug. 1725), welcher seinen bedeutenden Einfluss auf die kirchlichen Angelegenheiten in der wohlthuendsten Weise geltend machte, war in praxi der mildeste Pietist, in thesi der strengste Lutheraner. Von der ersten Seite zeigt ihn die, von seinem Beichtvater Arnold Heinrich Sahme gedichtete, Grabinschrift:[278])

„Ein Ritter von Gebuhrt und auch im Christenthum
Liegt hie in dieser Grufft! Sein kämpfen, lauffen, glauben
Setzt ihn bey Gott und Welt in solchen Ehren-Ruhm,

[276]) Wir haben dafür eine Menge Beispiele in unserer Geschichte des Kreises und der Diöcese Darkehmen S. 113 ff. beigebracht. Als 1773 sich zu Königsberg vier Reformirte in drei Monaten entleibten, suchte man damals noch auf lutherischer Seite den Grund dieser Selbstmorde in der Prädestinationslehre. N. Pr. Prov.-Bl. VIII. (1849) S. 121.

[277]) Preuss. Gesetze ꝛc. v. Carl Ludw. Heinr. Rabe. Bd. I. Abth. 1. S. 321—92.

[278]) Die nöthige Frage wie ein Christ die Krone des Himmels erlangen kann. Leichenrede Sahme's auf Röder S. 36.

Dasz auch die Ewickeit ihn solchen nicht kan rauben.
Sein Stamm wird (schon kein Zweig)[279]) dennoch nicht untergehn,
Weil in von Röders-Stifft stets Waysen-Kinder stehn.“[280])

Der Lutheraner kämpfte in Roeder noch auf dem Sterbebette. In seiner Leichenrede wird erzählt:[281]) „Er war aller Religions-Mengerey, allen falschen und irrigen Religionen von Hertzen Feind. Er wuste, dasz seine Religion in der Heiligen Schrifft fest gegründet stünde, darum blieb er bey solcher wahren Religion. Er hat mich offt gebehten, dasz ich ihn gegen sein Ende nicht verlassen sollte, ohn allen Zweiffel darum, dasz ich ein Zeuge sein könte, wie er in der wahren Lutherischen Religion gestorben, welches denn auch geschehen.“ Wie treu er es aber mit seinem Bekenntniss meinte und wie er dasselbe lediglich als eine Brücke zu Jesu betrachtete, zeigt folgender Ausspruch. Als er nach dreitägiger Deliberation sein Testament verfertigt hatte, erinnerte ihn sein Seelsorger: „Er solte nun auch seine Seele den treuen Händen Jesu vermachen und übergeben“, antwortete freudig der Sterbende: „O, die hat er schon längst von mir bekommen.“

Die Weisheit des Pietismus lag darin, dass er nicht eine zwangsweise Einigung der evangelischen Bekenntnisse erstrebte. Dicotyledonen hat noch Niemand in Monocotyledonen verwandeln können, aber die beiden Samenlappen derselben wachsen naturgemäss so zusammen, dass der Naturkundige schliesslich nur noch an der Blattstellung den doppelten Lebenskeim der Pflanze erkennt. Wer die Keime mit Gewalt einen oder trennen will, streut nur den bekannten „Reif in der Frühlingsnacht“. Das wussten die Hohenzollern und sind darum in ihrer Kirchenpolitik viel vernünftiger gewesen, als die meisten Theologen, die überhaupt nicht politisch werden sollten. Ἡμῶν γὰρ πολίτευμα ἐν οὐρανοῖς ὑπάρχει sagt Paulus.[282])

Wenn die Pietisten jener Zeit häufig den alten Spruch im Munde führten:

---

279) Seine vier Kinder waren vor ihm gestorben.

280) Diese Stiftung trat erst 1734 auf Grund des Röder'schen Testaments ins Leben.

281) S. 29.

282) Phil. 3, 20.

„Nunquam bella piis, nunquam certamina desunt
Et cum quo certet, mens pia semper habet“

den man damals zu übersetzen pflegte:

„Die Frommen müssen immer streiten,
Mit manchem Feind auf beeden Seiten“

so hatten sie nicht den Gegensatz der Confessionen, sondern den alten Kampf des Glaubens mit dem Unglauben im Auge, den man auch damals ebenso wie in unsern Tagen kannte.

Ein Hochzeitsgedicht jener Zeit klagt wohl etwas übertrieben:[283])

„Es will sich wie ein Sclav an Worten niemand binden,
Ein jeder will nunmehr ein Libertiner sein.“

Mit philosophischen Zweifiern wurde man jedoch leichter fertig, als heute. Als der ausserordentliche Professor der Naturlehre M. Christian Gabriel Fischer[284]) seine Bedenklichkeiten über die Lehre von der Dreieinigkeit, vom Teufel und der Erbsünde veröffentlichte, trieb man ihn einfach aus Königsberg, wie man Wolf 1723 unter Androhung des Stranges aus Halle vertrieben hatte. Beiden gewährte später Friedrich der Grosse die Rückkehr. Ihre Zweifel hatte man nicht vertreiben können.

Nachdem wir das Leben in seinen Kämpfen geschildert, wollen wir dasselbe im grossen Ganzen überblicken, wie es sich damals im Zeitspiegel der Kirche abschilderte. Wir entfalten ein Folioheft von vier engbedruckten Blättern, dessen Titel uns unwillkürlich zur näheren Durchsicht einladet. Derselbe lautet:

Christliches Denckmahl | Aus | Funfftzig güldenen Hefften | Nach der Vorschrifft Gottes im andern Buch Mosis | im XXVI Cap. v. 6. zusammen gehefftet | Ueber den funfftzig-jährigen | Von Gott beglückten Ehstand | des | Hoch-Edlen, Grosz-Achtbaren | und Hochweisen | Hrn Christoff | Krügers, | Hochverdienten Stadt-Rahts und Richters | in der Konigl. Stadt Kneiphoff in Königsberg; | Mit Der | Hoch-Edlen, | Aller-Ehr- und Tugendsamen | Frn Elisabeth | geb. Ranischin, | Da selbiger den 6 Octobr in diesem 1719den Jahr die volle Zeit | eines halben Seculi in dem Göttlichen Seegen erreichet, | Welches aus liebreichem Herzen

283) Die in der Phönix-Asche entbranndte Freundschafft v. Ctian Dittmar 1710.
284) Arnoldt, Histor. d. Univ. II. S. 418. Pr. Arch. I. S. 312. Unsch. Nachr. 1731.

glückwünschend aufrichten wollen | E. sämbtliches Ministerium bey hiesiger Thum-Kirchen. | Königsberg, gedruckt in der Königl. Hof- und Academischen Buchdruckerey.

Wir wollen uns bei der Einleitung der nun folgenden Abhandlung nicht lange aufhalten. Dieselbe missbilligt es höchlich, „dass Cyrus ihme auf sein Epitaphium habe setzen lassen: Hic jacet Persarum debellator“, findet es schon natürlicher, dass die zwölf Stämme Israel zwölf Denksteine aufgerichtet an dem Ort, da Gott ein Gnadenwunder sehen lassen (Josua 5) und fährt dann fort: „Darum so tragen wir Diener am göttlichen Wort der Kneiphöfischen Heerde Jesu kein Bedenken in unserer Gemeine ein Denckmahl über eine besondere Güte des Herrn aufzurichten.“ Die Thatsache, der das Denkmal gilt, ist im Titel erwähnt und nun des Breitern auseinandergesetzt. Danach wird „mit vielen Jüden und Christen angenommen“, dass das Alter der ganzen Welt, die Zeit, die derselben noch bevorsteht, eingeschlossen, auf 6000 Jahre anzunehmen ist, wovon 50 Jahre der 120te Theil sind. Eine fünfzigjährige Ehe ist mithin eine grosse Gnade Gottes, zumal Christen nicht den Ehestand als Wehestand kennen (Jes. 26, 16). Der Augenblick, den 50 Jahre in der Ewigkeit bilden, hat in ihnen die Sünde so entkräftigt, dass nichts Verdammliches an ihnen sein kann (Röm. 8, 1). Der fünfzigjährige Ehestand ist also ein Merkmal der Güte Gottes, das ein Denkmal verdient. Von Marmor, Stein, Metallen? Nein, die priesterliche Liebe nimmt es aus dem Worte Gottes aus 2 Mose 26, 6: „Und solt 50 güldene Hefften machen, damit man die Teppich zusammenheffte einen an den andern und dass es eine Wohnung werde.“

Nun folgt die Deutung, mit vielen gelehrten Citaten belegt, in folgender Weise: Fünfzig Liebeshefte hat dieser güldene Ehestand. A. Heft 1—37. 1. die keusche Liebe. 2—12. Eilf Kinder in dieser Ehe entsprossen. 13—17. Fünf Schwiegersöhne und Töchter. 18—37. zwanzig Enkel. B. Heft 38—47. 1) 6 Ehrenhefte, a. drei Ehrenstellen, 1690 wurde der Hochzeitsjubilar ins Gericht erkoren, 1700 Mitglied des Raths, 1710 Richter; b. drei Ehrenstände, einer seiner Söhne ist Dr. jur.,

der andere Mag. Phil., der dritte Advocat geworden. c. Das gemeine Wesen ist eine güldene Lampe, die Flamme darin ist die Gelehrsamkeit, das reine Oele die belobte Kaufmannschaft. Dieselbe liefert als besonders Ehrenheft zwei beliebte Herrn Schwiegersöhne und einen leiblichen Sohn. C. Heft 48 und 49. Eine Reise nach Holland und das Kreuz im Ehestande. Heft 50. „Es ist noch eine güldene Heffte, die fünfftzigste übrig. Selbige soll seyn der treue Priesterwunsch. Unser sind Vier, in selbigen nur ein Hertz, ein Sinn ein Mund, welcher den güldenen Seegen aus dem allerreichsten Bergwerck der göttlichen Verordnung auf diesen fünfftzigjährigen Ehestand legt: Der Herr segne dich u. s. w. Die göttliche Erhörung dieses auffrichtigen Priesterwunsches heffte sich als eine güldene Heffte an Sie und all die Ihrigen, heffte Sie mehr und mehr zusammen, zu einer geseegneten Wohnung Gottes, in welcher die Liebe des Herrn selbst zeitlich und ewig wohne."

Es thut uns leid, dass wir nur das Gerippe des farbenreichen Lebensbildes zeigen können, welches das „Ministerium der Thumkirche" mit so grosser Mühe gezeichnet, doch trösten wir uns mit Gellert, der ja das arme Menschenleben in noch weniger Worte zusammengepresst: „Er lebte, nahm ein Weib und — starb."

Ja, sie sind lange todt, die Helden, unter denen wir uns bewegt haben, und diejenigen unter ihnen, die wir aus dickleibigen Leichenreden kennen lernen, welche auf den Wunsch der tief betrübten Hinterbliebenen und Erben „in die Feder gefasset" und, nachdem sie die Staats- und Familien-Censur passirt, in öffentlichen Druck gegeben wurden, waren alle ehrenwerthe Männer und Frauen.

Eines armen Mannes Lebenslauf ist mir dabei nicht aufgestossen. Die Summa des christlichen Lebens jener Zeit fasste man bei Männern etwa in folgenden Worten zusammen: „Obwohl unser Wohlseeliger von sich bekennen müssen, dasz Er ein Mensch und menschlichen Schwachheiten und Fehlern gleichwie wir alle unterworfen gewesen, hat er sie doch zum Schaden, Unrecht, Bedruck seines Nechsten, nicht ausbrechen lassen, vielmehr sich eyffrigst bemühet, Sein Hertz durch die Gnade Gottes auszubessern und durch ein andächtiges Gebeht den erzürneten

Heyland zu versöhnen. Zu welchem Ende er sich des h. Abendmahls mit hertzlicher Andacht öffters bedienet.“[285])

Bei Frauen heisst es: „Ihr geführtes Christenthum betreffende: So ist Sie zwar, wie wir alle aus sündlichem Saamen gezeuget und dahero dem Zorn Gottes unterworffen gewesen. Dieweil Sie aber Ihren Tauff-Bund stets vor Augen gehabt, (!) hat Sie sich vor groben muthwilligen Sünden Ihr Lebtage fleissig gehütet, das Wort Gottes und die Besuchung seines Hauses hertzlich geliebet, zur Beicht und h. Abendmahl hat Sie sich zum öfftern, bei hertzlicher Vorbereitung und wahrer Busse mit hertzlicher Andacht eingefunden, derer Armen und Nothleidenden sich treulich angenommen, Ihr Gesind zu aller Gottesfurcht angeführet, mit Ihren Nebenchristen, voraus mit Ihrer liebwerthesten Frau Mutter, geliebten Herrn Bruder, Jungfer Schwester und andern Blutsfreunden sich liebreich, friedlich begangen, in Summa sich also in der Welt verhalten, dass Jedermann, der Ihre Bekand und Freundschafft genossen, Ihr ganz gerne ein weit längeres Leben, wenn es Gott wäre gefällig gewesen, gewünschet und gegönnet.“[286])

Die eigentliche Farbe erhielt die, wenn sie anständig war, mindestens 40 Folioseiten umfassende, Leichenpredigt in der Regel durch den Namen oder Stand des Verewigten.

Da war Herr Hoff- u. Legationsrath Joh. Reyer (gest. 16. März 1718). Er selbst hatte sich, wie die meisten Christen seines Standes es thaten, den Leichentext sorgsam gewählt und zwar Matth. 25 das Evangelium von den klugen und thörichten Jungfrauen. Diac. Flottwell leitet die Erklärung dieses Evangeliums sofort mit den Worten ein: „Die Reyer wohnen auf den Thannen“ (Ps. 104, 17) und fährt dann, nachdem er diese Stelle mit Matth. 6, 26 in Verbindung gebracht, fort: „Es fallen mir diese Worte Davids bei der hochansehnlichen Leichbestattung des verhimmelten Herrn Hoff und Legations-Rahts Reyern ein. Nomen et

[285]) Eine dreyfache Gebehts-Schnur, damit Alle sich an Gott verbinden, dass er sie nicht verlasse 2c. Leichenrede v. Bernh. v. Sanden über Psalm 71, 17 u. 18 auf Zach. Hesse (gest. 21. Oct. 1717).

[286]) Die auff die zeitl. Trübsahl der Gläubigen erfolgende ew. Herrlichkeit u. s. w. Leichenpred. Wilh. Wilcke's auf Mar. Saturgin verehel. Schiller in Memel 1716. S. 34.

omen! Man bemerkt diesen Reyer wohnend auf der Thannen." Die Tanne wird dann als ein schön Sinnbild nicht auf den Teufel, sondern auf Christum gedeutet, „welcher in seinem Leiden auf den Palmbaum des Heil. Creutzes" gestiegen Cant. VII, 8 und auf dieser Thannen gewohnet, an welcher er seine Hände ausgedehnet, gleichwie Thannen vom ausdehnen und ausbreiten in der Teutschen Sprache den Nahmen führen"[287]) u. s. w.

Wie Reyer mit seinem Namen, musste Daniel Schelwig, derer Ober-Instantien dieses Königreichs Preussen wohl meritirt gewesener Advocatus ordinarius (gest. 4. Aug. 1714 zu Königsberg) mit seinem Stand herhalten. Dieser Mann ist schon insofern interessant, als er ein Bruder des, als Gegner der Pietisten bekannten Danziger Theologen Sam. Schelwig und ein Enkel des berühmten Kirchenliederdichters Johann Heermann war, dessen Nachkommen sich wegen Religionsverfolgungen aus Schlesien nach Preussen geflüchtet. Auch ihm hielt Flottwell die Leichenrede über 1. Kön. 19, 4.[288]) Er verbreitet sich in derselben zuerst über den Advocatenstand im Allgemeinen. Fromme und redliche Advocaten werden vom Ulpiano „Fulcra justitiae, oracula innocentiae, vom Augustino „duces coecorum" genannt. Artemidorus dagegen hält davor, dass es schon ein grosz Unglück sei, wenn man von einem Advocaten träume. Der sinnreiche Engelgrave bildet die Advocaten „mit zween Waschweibern ab, die ein Lacken trucken auswinden" mit der Ueberschrift: „Studia in contraria". Bei einem andern sind sie so übel angeschrieben, wie die Taschenspieler und ihre Ungenügsamkeit ist durch einen Wagen mit der Unterschrift: „non unctus stridet" versinnbildlicht. Man vergleicht sie den Kameelen, die das Wasser erst saufen, wenn sie es mit den Füssen getrübt haben. Jener malte eine Spinne und schrieb darunter: „expectat muscas" und deutete damit auf das „expectant clientes" der Advocaten, die auch Jesaias (5, 20) und Sirach (19, 22) im Auge gehabt haben. Der biblische Typus für dieselben ist Ahitophel. „Dasz man aber umb solchen Miszbrauches willen

---

[287]) Die Aufmunterung Christi zur geistl. Wachsamkeit ꝛc. S. 8.
[288]) Das wohl eingerichtete Supplicatum eines geistlichen Advocati u. s. w.

den gantzen Stand und Bedienung insgemein schmähen wolte, kommt mir vor, als wenn man die Sterne vom Himmel herunter stürmen wolte, weilen Irrlichter gefunden werden, die den Sternen gleich scheinen. Ein jeglicher Stand hat seine zerbrochene Töpfe" u. s. w. Zum Beleg wird ein Wort aus Müllers „Erquickstunden" angeführt: „Ich habe manchen guten Theologum beim Politico und manchen argen Politicum beim Theologo gefunden; darumb will ich keinen Politicum verdammen auch keinen Theologum rechtfertigen. Gott, der sie richten soll, kennt sie beide." —

Nun wird das Ansehn der Advocatenwürde herausgestrichen. Jesus selbst ist ein Advocat (*παράκλητος*) 1. Joh. 2, 1 u. 2, Col. 2, 3. Er hat keine Sache verloren Joh. 17, 12. Aron war Mosis, Jonathan Davids Advocat und das kluge Weib von Thecoa eine gar „geschickte Fürsprecherin vor Absalon" u. s. w. Natürlich trug Schelwig nur alle guten Advocateneigenschaften an sich, die bis ins Einzelnste hinein gepriesen werden.

Wir brechen die dürftige Skizze ab, um noch einige Ueberschriften hieherzusetzen, die uns allein schon in die Technik der damaligen Leichenredner einen Einblick gewähren.

Herrn Daniel Stoppelbergs, Vicebürgermeisters in Memel (gestorb. 8. Juni 1717) Leichenrede von Wilh. Wilcke führt die Aufschrift: „Der allerletzte Befehl Gottes an Daniel, dass er ruhen sollte biss zur Zeit der fröhlichen Aufferstehung" (Dan. 12, 13).

Das Thema Dav. Vogels zur Leichenrede Bernhards von Sanden lautet: „Ein im Hertzen sehr bekümmerter und durch die Tröstungen Gottes kräfftig getrösteter Kirchenengel." (Ps. 94, 19.) Bei Johann Quandts Begräbniss (12. August 1718) stellt Ctian Langhansen „die Begierde und das Seuffzen eines rechtschaffenen Lehrers und Predigers" dar. Am Sarge der Frau Anna Egeler redet Flottwell (1726) nach Joh. 12, 27 über „einer gottseligen Ehefrauen wohlbereitetes Wochenbett" und als Frau Maria Reussner gestorben (Himmelfahrt 1724) preist derselbe „Mariä bestes erwehltes Theil", während Strimes bei derselben Gelegenheit „der gottseeligen Christen geistliche Himmelfahrt" beschreibt. „Beim letzten Ehrendienst der Frau Hel. Dor. Feyerabend" (1723)

schildert Joh. Behm „die Mühseeligkeit des menschlichen Lebens und dessen seeligen Feyerabend“ nach Joh. 7, 1 u. 2. „Wir sind Narren um Christi willen“ (1. Cor. 4, 10) wird dem kneiphöfschen Rector Joh. Spiess nachgerufen (1716) und „Εὐκληρία Christianorum, die Klugheit eines Christen den guten Theil zu wehlen“ (Ps. 25, 26) ist das Thema zur Leichenrede der Frau Prof. Bläsing (1716). Das fragende menschliche Warumb? Getröstet mit dem Göttlichen Darumb! hält Masecovius (1726) der Wittwe des Herrn Dan. Heinr. Sommerfeld vor, während Lilienthal dieselbe mit „dem von dem Herrn wehrtgehaltenen Todt derer heiligen Kinder Gottes“ mit Ps. 116, 15 tröstet. Bei dem vornehmen Leichbegängnisz der selig verstorb. Jungfrauen Anna Maria Bohlius (1726) wird von Joh. Arnd „die Helffte der Tage als die allerkläglichste Sterbenszeit einer Jungfrauen“ beklagt und der entschlafene Graf Ahasver v. Lehndorf wird von Bernh. v. Sanden als „die zu Gott stille und vor dem Fallstürtzen bewahrte Seele“ gepriesen.

Was die äussere Form solcher Elaborate, die auf Verlangen und Kosten der Hinterbliebenen gedruckt wurden, anlangt, so gehörte zu denselben 1. Eine Zuschrift oder wenigstens Widmung an die wohledeln, grosz achtbaren und hochbenamten Bluts und Muths-Freunde. 2. Eine Vorbereitung zum Gebet, mit einer Anrede an die „geliebten, in Jesu Christo auserwählten, zum Theil auch sehr betrübten und leidtragenden Herzen. 3. Verlesung des Textes. 4. Vorbereitung zur Predigt. 5. Die Abhandlung, in zwei bis drei Stücke getheilt. 6. Der christlich und höchst rühmlich geführte Lebenslauf. 7. Das Schlussgebet.

Der Tod ist wohl stets der schwerste Augenblick des Lebens. In besonders düsterer Gestalt trat derselbe an jenes Geschlecht heran, welches mehr als ein Mal der unerbittlichen Pest mit ihren Schrecken ins Auge gesehen. Während leichtsinnige Naturen sich gegen denselben abstumpften oder sich in die Anschauungen des klassischen Alterthums hinein zu lügen versuchten, machten tiefere Gemüther das ganze Leben zu einer Sterbeschule und die Sterbekunst zum Lebenszweck. Selbst Decken und Wandschildereien in Tanzsälen enthielten Andeutungen und symbolische Darstellungen der Flüchtigkeit und Nichtigkeit dieses Lebens. „Ich hab vor eine schwere Reisz, zu Dir ins Himmels-Paradeisz“ lautet

ein Wort, das namentlich ältere Leute vielfach im Munde führten.[239]) Nahte ihnen die Krankheit, die sie für die letzte hielten, so suchten sie, wenn irgend möglich, noch einmal ins Gotteshaus zu kommen; selbst auf die Gefahr hin, auf dem Kirchgange einen schweren Fall zu thun. Das ganze Sinnen und Denken bewegt sich um den Tod. Man bestellt das Haus. Nun werden alle Kräfte der Seele mit Hintansetzung und Entschlagung aller weltlichen Geschäfte allein auf Jesum gerichtet, um dem Abschied aus dieser mühseligen Welt mit unerschrockenem Muth und fester Glaubensbeständigkeit entgegenzugehen und den Tod durch die Kraft des Blutes Jesu Christi zu überwinden. Um mit aller Geduld sein sanftes Simeonsstündlein abwarten zu können, ermuntert und kräftigt man sich mit allerhand schönen Sprüchen der h. Schrift, geistlichen Gebeten und Liedern. Vor allem wird Vergebung der Sünden mit zerknirschtem Herzen in der tröstlichen Absolution gesucht, die durch den Gebrauch des h. Abendmahls versiegelt wird, das, nachdem man brünstig den letzten Zehrpfennig zum ewigen Leben begehrt, vom Seelsorger bei schöner Devotion gereicht wird. Von den Eheliebsten, den Aeltern und Kindern, der gesammten Freundschaft und Verwandschaft wird mit beherztem Muth Abschied genommen, dazu werden dieselben noch mit den allerkräftigsten Worten und Gründen aufgerichtet. Alle angewandte treue Wart- und Pflegung und die fleissige Cur der geschickten Herren Medicorum hat nichts verfangen wollen, sondern es hat die Krankheit vielmehr mit der gleichen Heftigkeit zugewachsen, dass man an ihr abnehmen können, dass der liebe Gott vor dieses Mal mit dem Patienten Feierabend machen würde. Stürmisch wird der Seelenarzt, der Beichtvater begehrt, dem man oft schon vorher für seine Bemühungen ein schönes Legat ausgesetzt hat; schnell eilt derselbe herbei. Unter den leisen beweglichen Klagen der Familienglieder ruft er, am Sterbebette knieend, den Herrn an: Er wolle denen Angehörigen zum Trost und Vergnügen Ohr und Herz des Sterbenden zur Annehmung des Zurufs öffnen, durch die Kraft des h. Geistes in ihm wirken, was zu seiner Seelen Heil und zu seines Herzens kräftigem Trost und Befriedigung

---

[239]) Die nachstehenden Züge sind einer Menge von Leichenpredigten entnommen.

nöthig wäre. Gespannt schauen aller Blicke auf den, im Todeskampf Ringenden, ob die Lampe seiner Seele auch angefüllt sei mit dem Oel des Glaubens. Dieser singt geistliche Lieder, bewegt, wenn die Stimme versagt, noch betend die Lippen und greift beim letzten Segen, wenn irgend möglich, noch an die Schlafmütze oder winkt wenigstens mit der Hand zum Zeichen, dass er Alles, was um ihn vorgeht, verstehe. Schliesslich ein leiser Seufzer, suchend scheinen die Hände gleichsam nach dem Sündenbüsser zu tasten, dann bricht das Auge und sanft und selig ist die Seele abgefordert aus dieser jammervollen Welt und Gott dem Herrn wiedergegeben.

Jetzt beginnt die Todtenklage. Steht etwa eine Wittwe am Sterbebett des Entschlafenen

„So traurt sein trauter Schatz und weinet bitterlich.
Ach! sagt und klagt sie: Läszt er mich, mein ander Ich!
Ach! seh ich ihn nicht mehr? Ach sprech ich ihn nicht wieder?
Ach Leid! Sie hemme doch, hochedle Frau, ihr Aechzen!“[290]

H. Lysius[291]) tröstet dieselbe Wittwe, auf welche sich die vorigen Verse beziehen:

„Drumb stelle Sie doch ein, Betrübte, ihre Thränen,
Es ist doch gar umbsonst all Seuffzen, Graam und Stehnen.
Sie gönne ihrem Herrn doch die erlangte Ehr
Vor die Devotion und was er sonsten mehr
Dem Herrn erwiesen hat, der ihm zum Gnadenlohn
Der treuen Arbeit giebt ein Königliche Krohn.

Sie glaube ja nicht, dasz Sie was verlieren könne
Bey Ihres Herren Glück, darum Sie ihm doch gönne
Sein grosse Besserung. Die Abgeschiedenheit
Vom liebsten Eh-Gemahl wird Gottes Freundlichkeit
Durch seine Gegenwart und Pflege machen gutt
Und Ihren Seelen thun, das, was er Witwen thut.“

Ist die Gattin gestorben, so steht der Herr Wittwer traurig und verstummt da, wie das Bild Memnonis, da seine Ehesonne zu scheinen aufgehört. Er rühmet die sonderbare Treue, Sorge und Wachsamkeit

[290]) Mich. Kongehl Klinggedicht auf Preuck's Tod 1704.
[291]) Unertichtetes und ungesteltes Lob- und Trost-Gedicht.

der Entschlafenen, was sie für eine Haushalterin gewesen, wie sie ihrem Hause und Handlung vorgestanden und ihre Kinder von Jugend auf in der Vermahnung des Herrn gezogen und es niemals unterlassen, sowohl vor ihre zeitliche, als vor die ewige Wohlfahrt durch gute Auferziehung zu sorgen. Da ist ihm, als ob er die Stimme der Entschlafenen vernähme:

Ich fahr zu meinem Gott, zu Meinem, Eurem Vater,
Der auch in Vatertreu wird sein Eur's Heyls Berather,
Dafür ich beten werd' in Vollenkommenheit
Bisz Ihr, wer weisz wie bald, geht in die Ewigkeit.[292])

Aber auch die Freunde halten nicht mit ihrem Trost zurück. Zunächst vertiefen dieselben den Schmerz durch reichliches Lob der Verstorbenen, damit auch der Trost hernach desto begieriger angenommen werde.

Betracht ich Ihre Seltenheit, die Anmuth-volle Rosen-Wangen,
Der Augen Sonnen-gleiches Prangen und Alles, was Dich sonst erfreut,
So musz ein bittres Angedencken von Ihrer ungemeinen Pracht
Dich, da Sie stirbt, sofort versenken in die betrübte Todes-Nacht

sagt Jacob Schärmacher beim Tode der Frau Hofräthin Eleonore Sommerfeld (1720) und fährt dann nach verschiedenen anderen Betrachtungen über das Elend des Wittwers fort:

„Wie tröst ich Dich, geehrter Rath, wie heil ich Deine tieffe Wunden?
Wo wird dergleichen Oel gefunden, als Deine Pein vonnöthen hat?
Ist die Gedult Dir gleich leibeigen, so bistu doch voll Zärtlichkeit
Wie sich belebte Seelen zeigen bey solcher Angelegenheit."

Nachdem sich der Dichter noch durch fünf weitere Strophen auf Trost besonnen, fährt er fort:

„Sie lebt vergnügt in jener Welt, erfüllt mit tausendfachen Freuden,
Sie kan in Sarons Thälern weiden, Sie spielt auf einem Sommer-Feld,
Dasz nimmer Frost noch Reiff empfindet, wo Ihr die Sonne stetig scheint,
Wo man die Freuden-Garben bindet und nimmer, wie auf Erden, weint."

Zacharias Regius tröstet denselben:

„Der Schmertz ist zwar gerecht, weil Ihn kein Licht bestrahlet,
Und Er getrennet jetzt in Trauer-Cammern sitzt,
Wo Ihm die Sonne nur viel Finsternisse mahlet,

---

[292]) Wiprecht, Pfarrer in Hermsdorf, auf den Tod der Stadträthin Reuszner 1724.

Wo die Drey Ehe-Stern nun gar kein Licht erhitzt,
Doch weil die Liebe stets als ein Asbestus funckelt,
Wird Sie durch Scheiden nicht und keinen Todt verdunckelt."

Joh. Chrst. Gottsched stachelt den „zu früh betrübten" Wittwer sofort an, seinen Schmerz poetisch und buchhändlerisch zu verwerthen und erinnert dadurch unwillkürlich an Varnhagen v. Ense und Rahel:

„Als Besser seinen Schatz verlohr, so trug er selbst in Versen vor,
Wie wichtig sein Verlust gewesen. Starb dem von Canitz sein Gemahl,
So liess er uns die grosse Zahl der Seuffzer, so er that, in Trauerliedern lesen.
Zwei grosse Männer thaten dies, die Preussen seine Räthe hiesz,
Der Dritte will es unterlassen. Mein Sommerfeld! das ist nicht gut,
Wie kommt's, dasz deine Feder ruht? Da andre sie vor Schmertz und tiefer Wehmuth fassen."

Wollen wir auch noch die beweglichen Jammerklagen der Kinder und übrigen Leidtragenden hören, so verstattet uns dieses eine Cantata, die Georg Riedel beim Tode der Frau Sophie Möller geb. Horckin (9. Febr. 1724) unter dem Titel: Die seelige Todes-Erquickung gedichtet.

Nachdem die seelig Verstorbene in einem Recitativ und einer Aria ihr Loos gepriesen, will der hinterlassene Wittwer doch nicht, wie sie gebeten, seiner „Seuffzer Ach" stillen und der milden Thränen Bach hemmen. Er singt vielmehr folgendes Recitativ:

„Ach schlechte Lust, die deines Lebens-Schlusz erquicket,
Die Athem leere Brust wird Jammer-voll gezwicket,
Gantz unerhörte Angst zerfoltert meine Sinnen,
Du eilest Schmertzens-voll, zu meinem Schmertz von hinnen.

Man versucht ihn durch einen Choral zu trösten, aber bald werden die Klänge desselben vom Jammergeschrei aller Leidtragenden übertönt.

Tutti

„Ich lege hochbetrübt die Trauerkleider an,
Und seuffze, dasz ich nicht mehr Athem holen kan,
Für Schmerzen habe ich kein Marck mehr in den Beinen,
Mein Augen werden Blut und schwellen auf von Weinen,
Des Jammers Unmuth hat mir allen Muth benommen,
Für grossen Sorgen bin ich von mir selbst gekommen."

Jetzt folgt ein „Recitativ der nachgelassenen drey Kinder", nebst angehängter Aria und Recitativ:

„Was haben wir an dir verlohren entseeltes Mutter-Hertz,
Das du mit Liebvermengtem Schmertz uns an die Welt gebohren!
Dich waren wir gewohnt mit starkem Liebes-Arm zu fassen!
Dein holdes Augenlicht, da nichts als Redlichkeit in allen Blicken thronet,
erstarrt! und must erblassen.

Aria:

Stimmet ihr verstimmte Flöten unsern Jammer-Klagen bey,
Ihr gedämpffte Traur-Trommeten, zeigt wie uns zu muhte sey,
Lasset nur auf allen Chören, eurer Thöne Seufftzer hören."

Jetzt kann sich der Chor „der sämbtlichen leydtragenden Geschwister und übrigen Bluts- und Muhts-Freunde" nicht mehr halten. Er recitirt im Grabeston Ruth 1, 16: „Rede mir nicht drein, dasz ich dich verlassen solte und von dir umbkehren, wo du hingehest, da will ich auch hingehen, wo du bleibest, da bleib ich auch, wo du stirbest, da sterb ich auch, da will ich auch begraben werden.

Ach könten wir wie Ruth den Wunsch erfüllen,
Wir wollten DIR, du liebliche und bittere Naemi,
Mit grosser Willigkeit uns zum Geleite schencken,
Wir sind bereit uns alle mit zugleich in deine Grufft zu sencken!
Eilet alle, eilt dahin, wo Sophia denkt zu bleiben,
Was soll unsern treuen Sinn wol von diesem Vorsatz treiben?
Sprechen die geschlossene Lippen von ergötzlichem Erquicken,
Ey, so wollen wir mit Freuden uns zu dieser Reise schicken!"

Furchtbar konnte der Schmerz auch schon in Enkelkindern toben, namentlich in solchen, die dem Sandenschen Hause angehörten. Als die Frau des Bischofs v. Sanden, Elisabeth geb. Bock, 6. Mai 1723 im 74. Lebensjahre das Zeitliche gesegnet, widmen ihr zwei Enkel, Christian Bernhard und Johann Heinrich v. Sanden, einen Foliobogen, auf dem sie ihr „Winseln und Klagen über das zerbrochene mürbe Schiff" und ihre Fragen an das „umlarwte Traurgeschicke" in Verse gebracht. Sie geben demselben den Titel:

„Stirbt die Hochgeprieszne Sandin, sinckt das theure Haupt ins Grab,
Ey so waschen Zweene Sanden Ihren Leib mit Thränen ab."

So sah der Schmerz auf dem Papier aus. An seiner eigentlichen Wohnstätte hat denselben noch kein Geschichtsschreiber belauscht, der Herzenskündiger allein kennt ihn. Andere Zeiten andere Worte, das

Menschenherz und die Sachen bleiben immer dieselben und den echten Werth eines Zeitalters markirt allein die Wage des göttlichen Gerichts.

Doch das Drama eilt seinem Ende entgegen, damit aber auch seinem Glanz- und Höhenpunkt. Wir würden jene Zeit entschieden kränken, wenn wir kein „vornehmes Leichenbegängniss mit standesgemässen Ceremonien" über die Bühne schreiten liessen. Standesgemäss! Auch der Tod hebt die Rangordnung unter den ehrgeizigen Menschenkindern nur sehr langsam auf. Gleichheit ist erst vorhanden, wenn, mit Hamlet zu reden, „der edle Schädel mit edlem Grund und Boden vollgepfropft ist". Bis dahin wollen wir vorläufig recht reinlich Special-, Particular-, General-Choral- und General-Figural-Leichen unterscheiden.[293]) Wie gern hätte man damals auch in unserer Provinz bei einer Leiche der letztern Art jene Scenerie geschaffen, welche selbst Bedford, im Hinblick auf die damalige Bühnen-Einrichtung, nur andeuten konnte beim Leichenbegängniss Heinrichs V.:

„Schwarz sei der Himmel! Weiche Tag der Nacht!
Kometen, Zeit und Staatenwechsel deutend,
Schwingt die krystallnen Schweife durch die Luft
Und peitscht damit die wildempörten Sterne."

Da man derartige Kometen-Effecte nicht hervorbringen konnte, so begnügte man sich mit einem gewaltigen, für schweres Geld gemietheten, schwarz und weissen Laken, das am Sterbehause ausgehängt, im Winde die Luft peitschte. War der Termin der Beerdigung festgesetzt, so eilten besonders dazu gemiethete Männer und Frauen nach allen Enden der Stadt, um ein zahlreiches Gefolge zu laden. Eine Stunde vor dem Begräbniss, bei vornehmen Leuten, königlichen Bedienten und Stadträthen um 2 Uhr Nachmittags (Handwerker mussten ihre Leichen um 1 Uhr, Grossbürger um 2 Uhr beerdigen)[294]) erschien der Rector mit

[293]) Bei den Special- oder Viertelschulleichen betheiligte sich nur ein Diaconus, ein Schul-College und einige Schüler aus der Zahl der Pauperes. Bei den Particularleichen fungirten zwei Diakonen, zwei Collegen und eine grössere Anzahl von Schülern, bei den General-Leichen alle Geistlichen und Lehrer mit der ganzen Schule. Die General-Choral-Leichen wurden nur auf den Filial-Kirchhöfen der Altstadt, die General-Figural-Leichen auf dem Pfarrkirchhof begraben. Das Nähere bei Möller, Gesch. d. Altstädt. Gymn. Progr. 1848. S. 50.

[294]) Verordn. d. d. Königsberg 21. Sept. 1718. Grube l. c. I. No. 16. S. 92.

sämmtlichen Lehrern und Schülern vor dem Sterbehause. Während dieselben Choräle singen, versammeln sich eine Menge junger Damen, bisweilen in bunter Kleidung, im Sterbehause, welche dem leidtragenden Frauenzimmer vorausgehen sollen,[295]) bisweilen aber durch unzeitiges Complimentiren den Zug so aufhalten, dass die Frauen noch nicht aus dem Hause sind, wenn die Männer schon aus der Kirche zurückkommen. Sobald die erste geistliche Rede im Sterbehause beendet ist und die Leiche in der Thür des Hauses erscheint, erklingen in dumpfen Tönen (figuriren) die Glocken von den Thürmen der Stadtkirchen. Der Rektor setzt sich mit den Geistlichen und Schülern in Bewegung, um unter Gesängen den Leichen-Conduct zunächst in die Kirche zu führen. Häufig kommen dabei Streitigkeiten um den Vortritt zwischen den Schulrektoren und Diakonen vor. Dem Zuge voran wird ein riesiges Crucifix getragen.[296]) Marschälle mit Trauermänteln und langen Florbinden begleiten den Sarg, der öfter unter einem prächtigen Himmel steht und die Embleme der Würde des Verstorbenen trägt. Ein ungeheures Gefolge zu Fuss und zu Wagen schliesst sich demselben an. In der Kirche figurirt die Orgel. Auf die lange Leichenrede, deren Inhalt wir bereits kennen gelernt, folgt oft noch eine Cantate, dann fand entweder die Versenkung in der Kirche statt, oder der Zug bewegte sich nach dem Kirchhof. Ein ordentliches Begräbniss dauerte sehr „zur Versäumniss der studirenden Jugend“ oft einen halben Tag. Doch lassen wir jetzt die Todten ruhen, indem wir jedem derselben noch mit Zacharias Regius[297]) nachrufen:

„Nun hast Wolseeliger du den letzten Wunsch erlangt,
So schlaffe ruhig denn bis Gott dich wieder wecket.
Im Sterben Jesu hat bisher dein Leib geprangt,
Nun liegt in Hoffnung er zum Leben hingestrecket“.

---

[295]) Verboten 1698, aber schwerlich gleich beseitigt. Faber, die Haupt- und Residenzstadt Königsberg S. 2:4.

[296]) Verboten durch Verordnung d. d. Königsberg 1729. Vor dem Sargo des Staatsministers Ludw. v. Ostau fuhren am Morgen des 25. Nov. 1727 sämmtliche Königsberger Geistliche. Wachsfackeln beleuchteten den imposanten Zug.

[297]) Auf Neufelds Tod 1715.

Wir haben Schattenrisse gezeichnet, die das Licht voraussetzen. Lichtbilder mögen schöner aussehen und heute beliebter sein, sind aber bekanntlich Fabrikarbeit und die Retouche pflegt in ihnen das eigentliche Bild mehr zu verdecken, als auszuprägen. So lange das Menschenherz ein trotzig und verzagt Ding ist, wird die Geschichte ein Schattenriss bleiben, Welt und Kirche aber eine Finsterniss, in die das Licht scheinet, und aus denen es nur herausleuchtet, so weit sie dasselbe begriffen haben. Nach 150 Jahren wird man unsere, auf ihr Licht mindestens eben so stolze Zeit, wie diejenige, die wir geschildert haben, auch im Schattenrisse sehen und manches wird sehr klein erscheinen, was heute mindestens eben so gross aussieht, wie damals ein Professor der Theologie in Königsberg, oder gar ein Gottsched in Leipzig.

Der Handel des Deutschen Ordens in Preussen

zur Zeit seiner Blüthe.*)

Von

Carl Sattler.

Die Gründung und Bildung des Deutschordensstaates an den Küsten der Ostsee, an den Ufern der Düna, des Pregels und der Weichsel hat wieder und wieder die Blicke der Historiker auf sich gezogen. Seine Existenz allein, die Thatsache, dass ein geistlicher Ritterorden mit verhältnissmässig geringer Mitgliederzahl tapfere zahlreiche Völkerschaften überwand, sie mit dem Schwerte dem Christenthume zuführte und damit in den Kreis der Kultur des Abendlandes zog, sich eine so bedeutende Macht schuf, dass er die Rolle einer Grossmacht spielen konnte, dass sein Wort von der grössten Bedeutung in dem ganzen nordöstlichen Völker- und Staatencomplexe war, diese Thatsache allein ist von dem höchsten Interesse. Der Orden verstand aber nicht nur, das Widerstrebende zu besiegen, sondern wusste neue Kulturelemente an seine Stelle zu setzen; im Bunde mit dem deutschen Bürger- und Bauernthume gelang es ihm, weite Landstriche der deutschen Nation zu gewinnen und ein Staatswesen zu schaffen, welches in mancher Beziehung moderner war, als die sonstigen Staatenbildungen der damaligen germanischen Welt. Daher ist es fast noch interessanter, seine innere Organisation ins Auge zu fassen, als seine äussere Machtenwickelung. Die herrschende Klasse der geistlichen Ritter, obwohl durch keine Bande des Bluts mit der von ihr regierten Bevölkerung verbunden, versteht

---

*) Aus „Hansische Geschichtsblätter. Jahrg. 1877." (Leipz. 1879.) Dass sowol der Herr Verfasser, wie die Redaction und Verlagshandlung der gen. Zeitschrift den Wiederabdruck gestattet haben, werden die Leser der Altpreussischen Monatsschrift mit uns dankbar anerkennen. Die Herausgeber.

es lange Zeit hindurch, den Interessen derselben gerecht zu werden, ihre Thätigkeit umfasst Gebiete des Lebens, die damals sonst nicht als solche angesehen wurden, in welche die Regierung schaffend, ordnend und regelnd einzugreifen habe. Sie regelt gesetzlich die Verhältnisse der verschiedenen Klassen ihrer Unterthanen, sie bestimmt die Abgaben, die Dienste derselben, sie zieht früh die hervorragenderen Elemente der Bevölkerung zu Rath, sie lässt sie Einfluss gewinnen auf die Ordnung der inneren Verhältnisse des Landes, sie trifft Bestimmungen über Handel und Verkehr, Münze und Maas, sie knüpft die Verbindung zwischen ihren Städten und denen des übrigen Norddeutschlands, sie ordnet das Gerichtswesen nach einheitlichen Grundsätzen, vor Allem führt sie eine streng geordnete Finanzverwaltung ein. Kein Staat war in der letzten Hälfte des 14ten, im Beginne des 15ten Jahrhunderts im Besitze so grosser Geldmittel, wie der deutsche Orden. Betrachten wir die kolossalen Summen, welche er auf den Ankauf der Neumark und anderer kleinerer Territorien verwandte, die grosse Anzahl der mitunter sehr bedeutenden Posten, welche er an benachbarte und fremde Fürsten und Herren auslieh, so können wir uns nicht wundern, wenn die auswärtigen Fürsten und Herren den Schatz des Hochmeisters für unerschöpflich hielten, ganz ungemessene Ansprüche an denselben erhoben. Die Basis dieser glänzenden Finanzlage des Ordens waren die Abgaben seiner Unterthanen an Geld und Naturalien, an Getreide, Geflügel, Schweinen, Heu, aber der Orden wusste die Produkte des Landes auch meisterhaft für sich nutzbar zu machen, indem er den Bernstein z. B. für sich reservirte und mit den ihm gelieferten Naturalien einen ausgedehnten Handel trieb.

So auffallend es ist, dass eine Gesellschaft geistlicher Ritter, die gestiftet war zum Kampfe gegen die Verächter des Glaubens, zur Pflege der kranken Glaubensgenossen, die im Dienste der Kirche stand und die idealsten Richtungen des Mittelalters, das Mönchthum und Ritterthum in sich vereinigte, es nicht verschmähte, den prosaischen Austausch der Güter verschiedener Länder, den Handel zu treiben, so wenig lässt es sich verkennen, dass der Orden durch die Menge der Abgaben an Naturalien mit Nothwendigkeit dazu hingedrängt wurde. Das Ge-

treide, welches sich aus ihnen in den Speichern des Ordens sammelte, war zu massenhaft, um von der obwohl ziemlich zahlreichen stehenden Macht des Ordens verbraucht zu werden, wie nahe lag es daher, dasselbe wieder zu verkaufen, wie verführerisch war es, auch selbst an dem grossen Gewinne Theil zu nehmen, den die Bewohner des Landes besonders aus der Ausfuhr seines Hauptproduktes, des Getreides, zogen. Aber diese in der Natur der Sache liegenden Gründe genügten dem Orden noch nicht, um sich zu einer Thätigkeit für berechtigt zu halten, welche von seiner eigentlichen Aufgabe so weit abwich. Wie alle geistlichen Körperschaften ihre Erwerbungen, alle Vergünstigungen, die ihnen verliehen wurden, durch zahlreiche Urkunden, durch Bestätigungen von Kaiser und Papst zu sichern suchten, so wünschte auch der Orden seine Berechtigung zum Handelsbetriebe auf eine päpstliche Erlaubniss begründen zu können. Das älteste urkundliche Zeugniss für den Handel des Ordens ist daher eine Bulle des Papstes Alexanders IV. vom Jahre 1257, welche den Ordensrittern wegen ihrer Armuth Erlaubniss ertheilt, Handel zu treiben. Wie es aber den geistlichen Corporationen überhaupt mehr auf das Vorhandensein einer Verleihungsurkunde, als auf die Echtheit derselben ankam und daher gerade bei ihren Urkundenvorräthen die Zahl der Fälschungen eine sehr grosse ist, so entblödete auch der Orden sich nicht, die beanspruchten Rechte durch untergeschobene Dokumente zu erhärten. Auch diese von Voigt noch für echt gehaltene Bulle des Königsberger Staatsarchivs ist eine einfache Fälschung trotz der daran hängenden unverdächtigen Bleibulle. Schon das Aeussere derselben, die Schriftzüge sind verdächtig, es fehlt jede Spur dafür, dass sie durch die päpstliche Kanzlei gegangen ist, der Verdacht der Unechtheit wird aber durch den Inhalt zur völligen Gewissheit erhoben. Ausser dieser Urkunde besitzt nämlich dasselbe Archiv noch eine Bulle des Papstes Urbans IV. vom Jahre 1263 über denselben Gegenstand, welche wörtlich mit der erstgenannten übereinstimmt, nur einen kleinen Zwischensatz enthält, welcher der ganzen dem Orden verliehenen Berechtigung einen völlig anderen Charakter verleiht. Diese, die Bulle des Papstes Urban, gegen deren Echtheit keine Bedenken vorliegen, sagt nämlich: ut in omnibus locis et terris, ubi videritis

expedire, merces vestras vendere ac emere alienas per ydoneas ad hoc de ordine vestro personas, dummodo id causa negotiandi non fiat, libere valeatis, während die des Papstes Alexander den Zwischensatz dummodo id causa negotiandi non fiat fortlässt. Während also die echte Bulle dem Orden die Erlaubniss ertheilt, seine Waaren, worunter wir die Einkünfte an Naturalien zu verstehen haben, zu verkaufen und fremde dafür einzukaufen, aber ausdrücklich die Beschränkung hinzufügt, es dürfe nicht geschehen, um Handel damit zu treiben, also einen wirklichen Handelsbetrieb des Ordens verbietet, ist durch Weglassung des genannten Zwischensatzes in der gefälschten diese Beschränkung fortgelassen und dem Orden unbedingt die Erlaubniss ertheilt, Waaren zu kaufen und zu verkaufen. Es unterliegt daher keinem Zweifel, dass der Orden, als sein Handel umfassender zu werden begann, die echte Urkunde nicht mehr als eine hinreichende Grundlage für die Berechtigung hiezu ansehen konnte und deshalb nach ihrer Vorlage die in das Jahr 1257 verlegte fälschte, um gegen alle Vorwürfe gesichert zu sein. Fragen wir, in welcher Zeit diese Fälschung vorgenommen, so bezweifle ich nicht, dass sie in das zweite Viertel des 14. Jahrhunderts zu verlegen sein wird, denn wenn wir auch im 13. dann und wann von Gütern des Ordens hören, so zeigt sich doch keine nachweisbare Spur von einem eigenen Handelsbetriebe des Ordens, erst im 14. Jahrhundert in den Statuten des Hochmeisters Werner von Orseln (1324—30) begegnen uns die Handelsbeamten des Ordens, daher muss sich auch in dieser Zeit das Bedürfniss einer unantastbaren Berechtigung zum Handel geltend gemacht haben.

Ueber die erste Entwickelung des Ordenshandels auf Grund dieser selbstgeschaffenen Berechtigung sind wir nun leider nicht unterrichtet, die erste nähere Nachricht über seine Organisation und die Beamten, welche ihn zu leiten hatten, erhalten wir aus verschiedenen Briefen, welche Koppmann[1]) in das Jahr 1360 verlegt hat, und wirklich eingehende Kunde wird uns erst für das letzte Jahrzehnt des 14. und die ersten des 15. Jahrhunderts zu Theil, da wir aus dieser Zeit eine

---

[1]) Hanserecesse 3, S. 15 und 16.

Reihe von Rechnungsbüchern der Handelsbeamten des Ordens, namentlich der in Königsberg residirenden, glücklich erhalten haben. Aus ihnen und dem sonst in Briefen enthaltenen Material können wir uns daher für die angegebene Zeit ein ziemlich klares Bild über seinen Handelsbetrieb, die Waaren, welche er vertrieb, und die Beamten machen, welche dieses besorgten.

Gehen wir nun zunächst auf diese letzteren ein, so finden wir, dass die Schäffer die eigentlichen Handelsbeamten des Ordens sind. Schon in den Ordensstatuten wird dem Hochmeister ein Sariantbruder als Schäffer zugewiesen und zwei für den Fall, „so man uze liget", d. h. wenn der Hochmeister das Haupthaus verlässt. Sodann wird in den Statuten des Hochmeisters Werner v. Orseln die Bestimmung getroffen, dass die Schäffer, wenn sie des Handels wegen das Land verlassen, ihre Rechnungsbücher ihren Vorgesetzten abliefern sollen. Damals muss es also schon mehrere dieser Beamten gegeben, auch müssen sie damals schon auswärtigen Handel betrieben haben, Näheres aber erfahren wir noch nicht über sie. Erst 1360 werden uns zwei Grossschäffer in Marienburg und Königsberg und Lieger derselben in Flandern genannt und erhalten wir dadurch zuerst Kenntniss von den zwei Beamten, welche während der ganzen Zeit, die den Gegenstand unserer Untersuchung bildet, an der Spitze der Handelsbeamten des Ordens stehen und den Haupthandel desselben besorgen. Zwar werden auch noch andere Schäffer, wie ein Kleinschäffer in Königsberg, ein Schäffer von Christburg genannt, aber die beiden Grossschäffer haben doch immer den grössten Theil des Handels in der Hand, auch sind unsere Nachrichten über die anderen Schäffer so spärlich, dass wir ihre Thätigkeit nicht näher kennen lernen können, während dieses bei den Grossschäffern sehr wohl der Fall ist.

Zunächst kann man aus dem uns erhaltenen Material ziemlich zahlreiche Persönlichkeiten namhaft machen, welche das Amt eines Grossschäffers in Königsberg oder Marienburg bekleidet haben, so dass für einige Jahrzehnte eine vollständig fortlaufende Reihenfolge derselben sich herstellen lässt. Diese erlaube ich mir voranzuschicken. In Marienburg finden wir 1360 Johann Buckeslevere, 1376 Eberhard v. Wirmynnen,

1381—86 Heinrich v. Alen, der aber noch längere Zeit sein Amt verwaltet haben muss und an den sich Johann Tirgart (nachweisbar von 1390—1404) unmittelbar anschliesst, ihm folgt Johann v. Sachsenheym 1404—6, dann Johann Techwitz 1407, Johann v. Ditthenhoffe 1408—9, Ludeke Palzadt 1412—14. Noch vollständiger ist die Königsberger Reihe, nämlich Johann v. Perdesdorp 1360, Walter v. Nedirhove sicher von 1389—93, Conrad v. Muren 1393—1402, Michel Küchmeister bis 1404, Johann Demeker 1404, Conrad Sefeler 1405—6, Conrad Remchyngen 1406—7, Georg v. Wirsberg 1408—10, Giselbrecht v. Buchsecke 1411, Gerhard Foyzan 1411—15, Hermann Vogeler 1415—23, Hans v. Moosze 1423, endlich Michel Tessenfelder 1433. Alle diese Grossschäffer sind Ordensmitglieder, wir finden unter ihnen so hervorragende Persönlichkeiten, wie Michel Küchmeister, den nachherigen Hochmeister, aber man muss wenigstens nach der Tannenberger Schlacht auch Halbbrüder dazu genommen haben. Gerhard Foyzan nämlich tritt in den Rechnungsbüchern der Grossschäfferei Königsberg zuerst als Diener, dann als Lieger des Grossschäffers auf, ehe er selbst zu diesem Amte gelangte, kein Ordensritter konnte aber die Geschäfte eines Dieners oder Liegers übernehmen, mithin muss er ein Halbbruder gewesen sein, hat vielleicht ursprünglich gar nicht dem Orden angehört, sondern ist erst im Laufe der Zeit, während der er dem Grossschäffer diente, in diesen aufgenommen, da es auch sonst vorkommt, dass Lieger in den Orden aufgenommen werden.

Der Grossschäffer zu Marienburg stand unter der Oberaufsicht des Grosskomthurs und des Ordenstresslers, der zu Königsberg unter der des Ordensmarschalls, welcher denselben auch einsetzte und seines Amtes entliess. Alljährlich musste den betreffenden Vorgesetzten Rechnung über den Stand der Grossschäfferei abgelegt werden. Der von Königsberg hatte ein bestimmtes Betriebscapital, mit dem er seine Geschäfte betrieb, und war verpflichtet, am Schlusse seiner Amtsführung den ganzen Ueberschuss an den Marschall auszuzahlen; soviel wir sehen, geschah dieses aber erst nach und nach oder auch gar nicht, der Marschall begnügte sich vielmehr damit, dann und wann sich grössere Summen zahlen zu lassen und beliess den Rest des Ueberschusses in

den Händen des Grossschäffers zur Vergrösserung seines Handelsbetriebs. Ob dem von Marienburg gleichfalls ein bestimmtes Betriebscapital zugewiesen sei, darüber fehlt uns jede Andeutung, so wahrscheinlich es auch ist. Die Geschäfte des Grossschäffers bestanden darin, die Produkte des Landes, soweit sie in den Besitz des Ordens gelangten, zu verkaufen, nach anderen Ländern zu versenden und dort für dieselben andere Waaren einzutauschen, welche entweder zur Bestreitung der Bedürfnisse der Ordenshäuser verwandt oder wieder verkauft wurden. Mit der Zeit kauften sie aber auch in anderen Ländern Waaren auf, verkauften dieselben wieder nach anderen, so dass sie auch als Zwischenhändler thätig waren. Bei diesen Geschäften machte sich öfter die Nothwendigkeit geltend, die Länder, mit denen der Haupthandel betrieben ward, zu besuchen, häufig finden wir daher die Anwesenheit des Grossschäffers in Flandern berichtet. Natürlich konnten die Grossschäffer den Handel nicht mehr in alter Weise betreiben, so dass sie etwa selbst ihre Waaren nach den fremden Ländern gebracht oder mit jeder Sendung einen eigenen Diener gesandt hätten, mit Recht bemerkt daher Hirsch, dass man für das Ende des 14. und das 15. Jahrhundert nicht mehr behaupten könne, der ganze damalige Handel sei Properhandel gewesen, denn nach meiner Ansicht hört mit dem Auftreten des Instituts der Lieger die Ausschliesslichkeit des Properhandels eben auf. Auch würde es dem Grossschäffer schwerlich gelungen sein, so bedeutende Capitalien geschäftlich zu verwerthen, wenn nicht eben die weiter fortgeschrittene Ausbildung des Handels schon die Handelsgenossenschaften und den Commissionshandel aufgebracht hätte.

Unter der Leitung dieser höchsten Handelsbeamten stand nun eine zahlreiche Menge von Gehülfen, die entweder ganz oder zum Theil im Dienste des Ordens waren und nach den Weisungen der Grossschäffer dessen Handel besorgten. Alle zusammen werden mit dem Titel Knechte bezeichnet, zerfallen aber wieder in die Klasse der Lieger, Wirthe, Diener und derjenigen Leute, welche wir jetzt mit dem Namen der Knechte belegen würden, nämlich die Kornknechte etc. Die Lieger sind dispositionsfähige Bevollmächtigte, welche Waaren zugesandt erhalten, dieselben nach ihrem Gutdünken verkaufen, andere dafür zurück-

senden und in fortdauernder Abrechnung mit dem Grossschäffer stehen. Sie sind entweder abgesandte Bevollmächtigte und erhalten jährlichen Lohn, wie z. B. der Lieger des Grossschäffers von Königsberg in Brügge, Johannes Plige, von 1391—98 30 Pfund flandrisch erhält, oder Geschäftsfreunde, welche in der betr. Stadt ansässig, auch die Geschäfte des Ordens besorgen. Sehr häufig steht der Grossschäffer mit ihnen sowie mit den Dienern im Verhältnisse der Widerlegung, d. h. er giebt ihnen eine gewisse Summe Geldes für die Zeit, dass sie in seinem Dienste stehen und erwirbt dafür einen bestimmten Antheil an dem, was sie erwerben, denn die Lieger trieben neben den Geschäften des Auftraggebers auch Handel auf eigene Rechnung. Solche Lieger des Königsberger Grossschäffers finden wir in Lübeck, Brügge, Thorn, Danzig, Elbing, des Marienburgers in Brügge, Thorn, Danzig und Elbing. Wirthe sind Leute, welche vollständig unabhängig von dem Orden sind und nur die Beaufsichtigung seiner Waaren übernehmen, sie sind aber nicht berechtigt, dafür selbstständig die Preise zu bestimmen oder Einkäufe zu machen, kaufen auch selbst Waaren von dem Grossschäffer. Ihnen wird in einigen Fällen eine bestimmte Summe Geldes zugewiesen für die Zeit, während der sie diese Verpflichtung gegen den Orden erfüllen. Solche Wirthe finden wir in Elbing, Marienwerder, Marienburg, Gilgenburg, Dirschau, Graudenz, dem Kneiphofe und am Ende des 14. Jahrhunderts in Lemberg. Diener endlich sind Handlungscommis, die im Solde und Auftrage des Ordens Reisen machen, Einkäufe besorgen, die Lieferung versprochener Waaren beaufsichtigen etc. Auch sie konnten nebenher noch für eigene Rechnung Geschäfte machen, denn wir finden sogar, dass der Grossschäffer ihnen Waaren abkauft, welche sie ausser den in seinem Auftrage angekauften mitbringen, und deshalb trat man auch mit ihnen in das Verhältniss der Widerlegung.

Betrachten wir nun die Güter, mit denen die beiden Grossschäffer ihren Handel trieben, das Gebiet, über welches sich derselbe erstreckte, so müssen wir dabei jeden derselben gesondert ins Auge fassen. Ich bezweifle wenigstens die von Voigt aufgestellte Ansicht nicht, dass die Errichtung der zwei Grossschäffereien und die Bestimmung ihres Sitzes in Marienburg und Königsberg dadurch veranlasst ist, dass die sach-

lichen Güter, deren Besitz den Orden zu dem Handel überhaupt hindrängte, in zwei Hauptklassen zerfielen, nämlich die Getreideeinkünfte und den Bernstein. Im 14. Jahrhundert, um dessen Mitte spätestens die Institution der Grossschäffereien geschaffen sein muss, war der östliche Theil Preussens, die sog. Niederlande, welche in Königsberg ihren Mittelpunkt hatten, nur wenig angebaut und lieferte verhältnissmässig nur einen geringen Beitrag zu den grossen Getreidemassen, die in die Ordensspeicher gelangten, dagegen war hier an der Küste des Samlandes der Hauptfundort für den Bernstein, dessen Verkauf der Orden sich als Monopol aneignete. Daher schuf man hier ein Centrum für den ganzen Bernsteinhandel, indem man nicht nur durch den Bernsteinmeister in Lochstädt, sondern auch durch den Bischof von Samland, den Hauskomthur von Balga, den Komthur von Danzig, die Fischmeister von Elbing und Scharfau sämmtlichen Bernstein an den Marschall, resp. an dessen Grossschäffer zu Königsberg abliefern liess. An der Weichsel dagegen strömte aus der fruchtbaren Niederung, aus den übrigen angebauten Theilen Preussens und Pommerellens eine so grosse Menge Getreide zusammen, dass hier für den Getreideexport ein grosses Centrum in der Grossschäfferei Marienburg geschaffen ward. Diese Trennung ist nun nicht so zu verstehen, als ob der Grossschäffer von Marienburg allein das Getreide des Ordens hätte verkaufen dürfen, wir finden vielmehr, dass später auch der von Königsberg, wenn auch in weit geringerem Maasse, Getreidehandel trieb, überhaupt handeln in der Blüthezeit Beide vielfach mit denselben Gegenständen, aber die Entstehung dieser zwei Handelsämter und ihre Verlegung nach den genannten Orten ist gewiss durch die Verschiedenheit der beiden Hauptexportgegenstände des Landes Preussen hervorgerufen.

Die Aufgabe des Grossschäffers zu Königsberg bestand also darin, den Bernstein zu verführen und zu verwerthen. Zwei Wege boten sich ihm dar, um denselben abzusetzen. Der eine ging zu Lande über Lemberg nach dem Orient, dieser wurde aber vom Ende des 14. Jahrhunderts an durch das gespannte politische Verhältniss zu Polen immer öder und scheint mit dem 15. Jahrhundert ganz verlassen zu sein. Der andere führte zur See nach Lübeck und Brügge, wo die Paternoster-

machergewerke das Material zu ihren Arbeiten von dem Grossschäffer durch Vermittelung seiner zu diesem Zwecke in beiden Städten befindlichen Lieger erhielten. Dieser Weg wurde nun während der ganzen Zeit der Ordensherrschaft sehr lebhaft benutzt. Zahlreiche Verträge über den Preis der verschiedenen Bernsteinsorten werden geschlossen, häufige Verhandlungen über die Aufrechterhaltung oder Veränderung derselben geführt, noch im Jahre 1449 ersuchen die Bürgermeister von Lübeck den Hochmeister Conrad von Erlichshausen, dafür zu sorgen, dass kein unverarbeiteter Bernstein direkt von Preussen nach Venedig, sondern nur an die Paternostermacher in Lübeck und Brügge verkauft werde. Jedes Jahr gingen also grosse Sendungen von Bernstein nach diesen beiden Städten und als Ersatz dafür sandte namentlich der Lieger in Brügge grosse Quantitäten von Waaren zurück, welche der Grossschäffer dann wieder kaufmännisch vertrieb. Den Hauptbestandtheil der Einfuhr aus Flandern bilden Tuche, von denen uns die verschiedensten, namentlich nach ihren Fabrikationsorten betitelten Sorten genannt werden, sodann Leinen, flämisches Salz, Gewürze, Zucker, Kanneel, Ingwer, Feigen, Rosinen, Mandeln, Reis. Zum Theil musste der Grossschäffer diese nun wieder an den Convent zu Königsberg abgeben, für dessen Unterhalt oder Nothdurft, wie der damalige technische Ausdruck ist, er eine genau bestimmte Menge von Stoffen, Gewürzen etc. jährlich liefern musste, zum grossen Theil verkaufte er sie aber wieder in kleineren Partien an einzelne Kaufleute im Inlande und den benachbarten Distrikten Polens. Der Gewinn, den er aus diesem Kleinhandel mit den vom Auslande eingeführten Waaren zog, war es nun unzweifelhaft, der ihn dazu antrieb, seine Ausfuhr nach Flandern zu steigern. Daher kaufte er nicht nur im Inlande diejenigen Gegenstände auf, welche sich zur Ausfuhr nach Flandern eigneten, besonders Wachs, Hölzer und Asche, sondern er verlegte sich auch auf den Zwischenhandel, welcher schliesslich zu einer sehr bedeutenden Höhe sich erhob. So schickte er seine Diener nach Livland und liess dort grosse Quantitäten von russischem Wachs und Pelzwerk einkaufen, obwohl er diese Gegenstände mit baarem Gelde oder Silber bezahlen musste, nur selten finden wir erwähnt, dass er etwa flämisches Salz oder Tuche dahin absetzte. So kaufte er ferner Kupfer und Blei aus Ungarn, Holz und Asche aus

Masovien und verführte alle diese Waaren nach Flandern, um von dort eine grössere Einfuhr nach Preussen zu erhalten. Da er die eingeführten Waaren nun aber in kleinen Mengen absetzte, so kam er dadurch in unzählige Verbindungen mit einzelnen Leuten, die ihm an Zahlungs-Stelle nun wieder andere Güter überliessen, so dass er schliesslich mit fast allen nur denkbaren Gegenständen Handel trieb. Aber nicht der kaufmännische Betrieb des Waarenhandels genügte ihm, um sein Geld nutzbar anzulegen, sondern er erwarb auch Grundstücke, Renten aus Häusern und Ländereien, oder legte industrielle Unternehmungen an, wie ein Eisenwerk Synnen hinter Neidenburg oder eine Schneidemühle. Daneben lieh er sehr viele Gelder aus, wofür er sich Zinsen zahlen liess, oder verkaufte eine Sorte Geld gegen eine andere, betrieb also die Geschäfte eines Geldmaklers. Endlich erwarb er Antheil an Schiffen, erhielt also auch die betreffenden Frachtgebühren und betheiligte sich in dieser Weise an der Rhederei.

Sehr Vieles, was wir soeben von dem Grossschäffer zu Königsberg gesagt, gilt nun auch von dem Marienburger, aber die auswärtigen Handelsverbindungen des Letzteren sind weit bedeutender, denn während der Königsberger nur in Lübeck und Brügge stehende Verbindungen und die Hauptmasse seines Capitals schliesslich im Inlande stehen hat, finden wir ständige Diener des Marienburgers in England und Schottland, treffen wir auf seine Waaren und Güter in Bornholm und Schonen, seine Schiffe auf der Fahrt nach Spanien und in Lissabon. Nach Flandern führt er Osemund und anderes Eisen, Pelzwerk, Weizen, Roggen, Mehl, Oel, Seehundsschmeer, Holz in den verschiedensten Sorten, Asche und Wolle aus, wofür er Tuche, Salz und Pfeffer erhält. Nach Schottland führt er Weizen, Roggen, Mehl, Salz und Wagenschoss, nach England Weizen, Roggen, Mehl, Häringe, Hölzer, Asche, Pech, Theer, nach Bergen Mehl, nach Riga Salz, in Lissabon kauft er Salz und Wein, aus Schonen erhält er Häringe, aus Masovien gewaltige Massen der verschiedenartigsten Hölzer, welche in Danzig an der Mottlau und in der Jungstadt aufgespeichert wurden. Im Inlande handelte auch er mit allen möglichen Gegenständen, lieh Gelder aus und erwarb Renten. Da ferner die von ihm hauptsächlich ausgeführten Waaren, Getreide und Hölzer, weit mehr Raum bei der Versendung einnahmen als die von dem Gross-

schäffer zu Königsberg vorzugsweise exportirten, finden wir, dass er auch bei Weitem mehr Schiffe oder Antheile an denselben besass als dieser und dieselben oft selbst befrachtete, denn während der Königsberger im Jahre 1404 nur an 2 Holken und 1 Kreyger zu 1 Viertel betheiligt war, besass der Marienburger in demselben Jahre 1 Holk, 1 Koggen und 1 Kreyger ganz, war an 7 anderen Holken mit je $^1/_2$, $^3/_4$, $^7/_8$, $^1/_4$, $^3/_8$, $^1/_2$ und $^1/_4$ und an 2 Koggen mit $^1/_2$ resp. $^3/_8$ derselben betheiligt.

Bei der grossen Menge von Gütern, die die Grossschäffer durch den geschilderten Handelsbetrieb in ihre Hände bekamen, versteht es sich von selbst, dass sie bedeutender Räumlichkeiten zu ihrer Aufbewahrung bedurften und dieselben nicht sämmtlich nach ihrem Sitze schaffen liessen, sondern dort niederlegten, wo sie zuerst zum Verkauf kommen konnten. In den drei Haupthandelsplätzen des Landes Thorn, Elbing und Danzig finden wir daher Speicher und andere Räumlichkeiten der Grossschäffer erwähnt. So hat der von Königsberg in Thorn 1 Gemach und 1 Tresel auf dem rechten Hause, 1 Steinspeicher, 1 Gewandkeller, in Elbing 1 Speicher und noch 1 Speicherstelle, in Danzig 1 Gemach, 1 Speicher, 1 Keller, sodann miethet er noch weitere Kellerräume von Bürgern der betreffenden Städte hinzu. Der von Marienburg hat in Danzig 1 Tresel und 1 Speicher, Gewandkeller in Danzig, Elbing und Thorn und auch er miethet noch andere Waarenräume.

Ueber ihre ganze Geschäftsthätigheit und die daraus hervorgehenden Forderungen und Verbindlichkeiten führten nun die Grossschäffer auf das Genaueste Buch, wie sich aus der strengen Rechenschaft, die sie ablegen mussten, von selbst ergab. Dieser Umstand hat aber nicht nur die damaligen Vorgesetzten und Rechnungsrevisoren in den Stand gesetzt, die Thätigkeit der Handelsbeamten genau zu kontroliren, sondern verschafft auch uns heute noch einen recht genauen Einblick in dieselbe. Der grösste Theil meiner Mittheilungen beruht auf dem Studium dieser Bücher. Leider sind dieselben nun nicht so vollständig auf uns gekommen, wie wir es wünschen möchten, immerhin sind aber erhebliche Ueberbleibsel derselben erhalten. So haben wir neun Rechnungsbücher des Grossschäffers zu Königsberg aus den Jahren 1390—1423, drei Rechnungsbücher seiner Lieger in Flandern aus dem letzten Jahrzehnt

des 14. und den ersten Decennien des 15. Jahrhunderts, drei des Marienburger Grossschäffers aus den Jahren 1404—1418. Da sie die Hauptquelle für das Studium des Handels des Ordens, dieses so interessanten Zweiges seiner Thätigkeit sind, so erlaube ich mir etwas näher auf dieselben einzugehen, obwohl es mir bisher noch nicht gelungen ist, in das eigentlich technisch Rechnungsmässige derselben einzudringen. In dieser Beziehung ist zunächst diejenige Schwierigkeit zu überwinden, die sich bei allen Rechnungen der damaligen Zeit erhebt und die darin besteht, dass die Summen zunächst möglichst abgerundet angegeben werden und das daran Fehlende dann als davon abzuziehen hinzugefügt wird. Sodann stimmen die Schlusssummen eigentlich nie, wenn man nachzurechnen versucht, welches hauptsächlich dadurch veranlasst wird, dass auch nach Feststellung der Schlusssummen noch Eintragungen in diese Bücher geschahen, unbekümmert um das bereits gezogene Facit. Musste ich so auch den Versuch aufgeben, den Herren Grossschäffern nachzurechnen, was ja auch kein grosses historisches Interesse gewähren würde, so ist doch die ganze Einrichtung der Bücher nicht uninteressant und ich erlaube mir daher, dieselben eingehender zu schildern, wobei ich für die Grosschäfferei Königsberg das Rechnungsbuch Michel Küchmeisters als das am Besten geführte zu Grunde lege.

Voran geht in diesem ein Verzeichniss der Waaren, welche der Grossschäffer an die einzelnen Beamten des Königsberger Convents für dessen Bedürfnisse zu liefern hatte, und welches nicht weniger als 7 Folioseiten umfasst. Es folgt sodann ein Preisverzeichniss des Bernsteins in Brügge und Lübeck nebst Angaben über dessen Herabsetzung im Laufe der letzten Jahre, woran sich Aufzeichnungen über das Verhältniss von Münzen, Maassen und Gewichten in Preussen, Flandern, England, Lübeck, Livland und Nowgorod schliessen. Hierauf beginnt der Hauptinhalt der Rechnung, nämlich die Liste der ausstehenden Forderungen und eingegangenen Verbindlichkeiten, wobei die ersteren indessen bei Weitem überwiegen und nur selten durch einen Schuldposten des Grossschäffers unterbrochen werden, offenbar weil dieser im Besitz grosser Geldmittel seine Schulden meist unmittelbar bezahlte und nur mit den Liegern in Lübeck und Brügge in fortlaufender Ver-

rechnung über die gegenseitig zugeschickten Güter stand. Dieser Theil des Buches ist territorial geordnet, indem man unter dem Titel eines Ortes Alles zusammenfasst, nicht nur was an die Einwohner desselben oder der Umgegend verkauft wurde, sondern auch alles dasjenige, wofür die Zahlung an dem betreffenden Orte zu leisten war, oder worüber man eben dort das Geschäft abgeschlossen hatte. Indessen lässt sich nicht leugnen, dass manche Posten vorkommen, von denen man trotzdem nicht weiss, warum sie unter dem Titel gerade dieses Ortes aufgeführt werden. Die Rechnung Michel Küchmeisters hat die Titel: Altstadt Thorn, Neustadt Thorn, Danzig, Elbing, Königsberg, Bartenstein, Schippenbeil, Liebstadt, Gilgenburg, die von der Propstei Plozk versetzten Ortschaften, das Land Masovien, Soldau, Neidenburg, das Eisenwerk Synnen hinter Neidenburg, Eilau, die Schneidemühle am Flusse Pancze, Schwetz, Neuenburg, Weysselburg auf dem Werder, Stangendorf, Dirschau, Steuslaw, Jung Lesslau, Brysk, Kalisch, Lanczicz, Lemberg, Troppau und Leobschütz, Livland, Lübeck und Brügge. Aus diesen Titeln schon ersehen wir, über welche Gebiete sich der Handel des Grossschäffers erstreckte, obwohl natürlich die Grösse der unter den einzelnen verzeichneten Werthsummen unendlich verschieden ist und zwischen etwa 9 Mark in Lanczicz und 17,341 Mark in der Altstadt Thorn schwankt. Darauf folgt ein Verzeichniss derjenigen, mit denen der Grossschäffer in dem Verhältnisse der Widerlegung steht oder zu einzelnen Handelsunternehmungen in Genossenschaft getreten ist, nebst Angabe der Summe, um die es sich in jedem einzelnen Falle handelt, sodann werden die Schiffe aufgeführt, welche zum Theil der Grossschäfferei gehören und endlich die durch Raub und Schiffbruch oder Flucht der Schuldner verlorenen Güter und Forderungen aufgezählt unter dem Titel: „ungewisse Schuld". Zum Schlusse werden sodann die Hauptsummen der Rechnung summarisch rekapitulirt, die bei Antritt des Amtes empfangenen und beim Abgange abgelieferten Summen und Posten einander gegenübergestellt, die während der Amtsdauer geleisteten grösseren Zahlungen aus dem Bestande der Grossschäfferei angegeben und dadurch ein Ueberblick über die Resultate der zweijährigen Verwaltung derselben durch Michel Küchmeister gegeben.

Etwas anders ist die Einrichtung der Rechnungsbücher der Marienburger Grossschäfferei. Hier geht das Verzeichniss der Schiffsantheile voran, dann folgt die Aufzählung der Leute, mit denen der Grossschäffer in Widerlegung oder Handelgenossenschaft steht, sodann werden die Waaren aufgeführt, welche derselbe in Bornholm, Schonen, Danzig, Elbing und Thorn hat. Nach diesen erst finden wir die Angabe der ausstehenden Forderungen, wobei dieselben gleichfalls territorial gruppirt werden. Von den 35 Titeln, unter denen diese verzeichnet sind, will ich nur die an das Ausland hervorheben, nämlich Flandern, Schottland, England, Lübeck, Gothland, Calmar, Masovien und Stolpe. Leider sind den uns erhaltenen Rechnungsbüchern aus Marienburg keine Generalschlussrechnungen hinzufügt.

Die Rechnungsbücher der Lieger führen einfach auf, welche Waaren sie in jeder einzelnen Sendung von dem Grossschäffer erhalten, geben an, wie viel und zu welchem Preise sie davon verkauft, stellen ihnen gegenüber die von ihnen nach Preussen geschickten Güter, ziehen den Werth derselben von den erhaltenen ab und bleiben für den Rest dem Grossschäffer haften.

Mit Hülfe der Schlussrechnungen in den Büchern der Grossschäffer, sowie einiger anderer Notizen in dem grossen Bestallungsbuche, dem Tresslerbuche, dem Marienburger Aemterbuche etc. können wir nun namentlich für die Grossschäfferei Königsberg auch das Anwachsen und den Verfall des von dieser betriebenen Handels einigermassen verfolgen. Voraus schicke ich dabei, dass nach den Untersuchungen Vossbergs in der Zeit von 1382—1410 der Werth der preussischen Mark, in welcher Münze die Summen immer angegeben werden, zwischen 4 und 5 Thlrn. beträgt. Die erste annähernde Angabe über die Höhe des Capitals, mit welchem der Königsberger Grossschäffer arbeitete, erhalten wir für das Jahr 1379, wo bei der Uebergabe des Marschallamts dem neuen Inhaber überliefert werden an baarem Gelde in der Sakristei und dem Tresel und was der Grossschäffer schuldig blieb 20,909 Mark, wobei der letzte Bestandtheil offenbar die Hauptmasse bildete. Weit höher ist das Capital aber schon 1392, in welchem Jahre der Marschall an der Grossschäfferei 24,000 Mark erhält, womit das Betriebscapital der-

selben bezeichnet wird. 1393, als Conrad v. Muren das Amt des Grossschäffers übernahm, betrug es aber schon 26,000 und 1396 wurde es auf 30,000 Mark erhöht und seitdem wird uns von einer Erhöhung oder Verringerung desselben Nichts berichtet. Als Conrad v. Muren 1393 sein Amt antrat, wurden ihm an ausstehenden Forderungen etwas mehr als 30,000 Mark überwiesen und ihm die Verpflichtung auferlegt, den Ueberschuss über die Summe von 26,000 Mark des damaligen Betriebscapitals an den Marschall auszuzahlen. Dieses geschah im Jahre 1396 und in demselben Jahre erklärte er sich bereit, die Bedürfnisse des Hauses Königsberg im Werthe von 1800 Mark unentgeltlich aus dem Ertrage seines Amtes zu bestreiten, während er bisher als Ersatz dafür Bernstein im Werthe von 1400 Mark erhalten hatte. Dafür wurde dann das Betriebscapital auf 30,000 Mark erhöht. Von jetzt an hatte also der Grossschäffer jedes Jahr für 1800 Mark an das Haus Königsberg zu liefern, musste also wenigstens so viel durch seinen Handelsbetrieb alljährlich gewinnen. Ausserdem leistete er aber noch verschiedene andere Zahlungen an andere Ordensbeamte und besonders den Oberstmarschall, so 1396 an Letzteren 1291 Mark, 1399 3000 Mark, und dennoch wurden an seinen Nachfolger Michel Küchmeister an Waaren und ausstehenden Forderungen im Jahre 1402 nicht weniger als 55,190 Mark ausser den in Flandern stehenden überwiesen, so dass er fast eben so viel, wie sein Betriebscapital betrug, durch seinen Geschäftsbetrieb gewonnen hatte. Den Ueberschuss über 30,000 Mark hätte Michel Küchmeister nun wieder herauszahlen müssen, dieses geschah aber nicht, vielmehr blieb derselbe in den Geschäften der Grossschäfferei stehen, die nun auch so glänzend waren, dass man einen gewissen Stolz nicht verkennen kann, der Küchmeister nach zweijähriger Amtsführung bei Aufstellung der Schlussrechnung erfüllt. Zwei Jahre lang bestritt er die Lieferungen an das Haus Königsberg im Betrage von 3600 Mark, dem Oberstmarschall Werner v. Tettingen gab er ausser anderen Zahlungen beim Verlassen des Amtes 1000 Mark und eben so viel dem neuen Marschall Ulrich v. Jungingen, um dieselben zu „ehren“, wobei die auch sonst vorkommende eigenthümliche Erscheinung sich findet, dass die Ordensbeamten aus den vorräthigen Summen ihres A m t e s dann

und wann an ihre Vorgesetzten grössere Summen zum Geschenke machen. Dennoch hinterliess er seinem Nachfolger an Waaren und Forderungen mehr als 54,000 Mark ausser den in Flandern stehenden im Betrage von fast 10,000 Mark, die er erst später dem neuen Grossschäffer überwies. Auch in den nächsten Jahren nahm das Capital, mit welchem die Grossschäfferei ihre Geschäfte betrieb, noch immer bedeutend zu. 1406 bei einem neuen Wechsel der Grossschäffer finden wir folgende Posten. An Waaren und ausstehenden Forderungen 58,205 Mark, ausserdem an den Marschall geliehen 5000 Mark, bei dem Lieger in Lübeck 3366, bei dem in Flandern 10,342½, in summa also 76,913½ Mark. Dieses ist aber auch die höchste uns überlieferte Summe, denn im Jahre 1416, aus welchem wir die nächsten Angaben haben, werden an Forderungen und Waaren nur etwas mehr als 32,000 Mark überwiesen, dagegen an ungewissen Forderungen, die niemals berichtigt wurden, über 7300 Mark. Noch tiefer ist der Handel 1423 gesunken, wo nur wenig mehr als 6400 Mark überwiesen werden, die ungewissen Forderungen aber im Betrage von fast 10,000 Mark das übrige Guthaben bei Weitem übersteigen. Im Jahre 1433 hat sich die Grossschäfferei zwar wieder etwas gehoben, der Werth an Waaren und Forderungen beträgt wieder 7300 Mark und die ungewissen Forderungen erreichen nicht die Höhe von 500 Mark, aber zu neuer Blüthe gelangte der Handel nach dem unglücklichen zweiten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts nicht wieder.

Leider sind ähnliche Angaben für die Marienburger Grossschäfferei in weit geringerer Anzahl erhalten. 1376 erhält Eberhard v. Wirmynnen bei Uebernahme derselben nicht ganz 20,000 Mark an baarem Gelde und Kaufmannschaft, d. h. Waaren und ausstehenden Forderungen, 1404 werden an Johann v. Sachsenheym an baarem Gelde, Waaren und Forderungen mehr als 53,000 Mark überwiesen, bei einer Abrechnung im nächsten Jahre behält er aber nur reichlich 48,000 und 1406 nur etwas mehr als 46,000 Mark. Diese wenigen Angaben genügen aber vollständig, um die Angabe Hirsch's[2]), der Grossschäffer von Marienburg habe ein Betriebscapital von mehr als 100,000 Mark gehabt, als durch-

[2]) Handels- und Gewerbegeschichte von Danzig S. 35.

aus unbegründet zu erweisen und zusammengehalten mit den über die Königsberger Grossschäfferei mitgetheilten Daten lassen sie uns erkennen, dass es erst die beiden letzten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts waren, welche den Handelsbetrieb des Ordens so sehr anwachsen sahen, bis er unter den Jungingens seine höchste Blüthe erreichte, um nach der Schlacht bei Tannenberg und den ihr folgenden trostlosen Unglücksjahren rasch von derselben herabzusinken. Wir dürfen aber nie vergessen, dass durchaus nicht der ganze Handel des Ordens durch die beiden Grosschäffereien betrieben ward, dass zwar der grösste Theil desselben in ihren Händen war, wir aber keineswegs im Stande sind, aus den Angaben über diesen eine auch nur annähernd genaue Statistik des Ordenshandels herzustellen, da auch sehr viele andere Ordensbeamte Handel trieben, von denen uns keine oder nur sehr sporadische Aufzeichnungen erhalten sind, hatte doch allein die kleine Schäfferei zu Königsberg unter Conrad v. Jungingen ein Betriebscapital von 6000 Mark.

Nach einer anderen Seite hin gewährt das Studium der von mir geschilderten Rechnungsbücher gleichfalls hohes Interesse, indem wir erkennen, in welcher Weise der Orden ausser dem Waarenvertriebe auch durch Ausleihen von Geldsummen und Geldmaklerei Gewinn zu ziehen verstand. Bekanntlich war im Mittelalter durch kirchliche Satzung das Nehmen von Zinsen als Wucher verboten, das Bedürfniss sein baares Capital nutzbar zu machen und Ersatz zu erhalten für den Verlust, welcher aus der Ueberlassung von Capitalien an Andere entstand, verschaffte sich aber dennoch in verschiedener Weise Geltung und verstand dieses Verbot zu umgehen. Ein Hauptmittel war der Ankauf von Renten aus Häusern und Grundstücken, wobei das verliehene Capital auf das Grundstück eingetragen und dafür die Zahlung einer jährlichen Rente stipulirt ward, welche dann durch Verkauf in beliebige andere Hände übergehen konnte. Ein anderes Mittel war die Kursberechnung der verschiedenen Geldsorten. Bei dem Ausleihen von Geldsummen bestimmte man, dass dieselben in einer bestimmten Geldsorte zurückgezahlt werden sollten, oder wenn dieses nicht geschehe, so solle dieselbe so und so hoch gerechnet werden, wobei man dann den Kurs so hoch annahm, dass für den Verleiher ein oft sehr beträchtlicher Ueber-

schuss herauskam. Endlich versteckte man die Zinsenforderung unter der Forderung des durch Ueberlassung des Capitals erlittenen Schadens. Alle diese versteckten Arten der Zinsenberechnung finden wir nun auch in den Büchern der Grossschäffer, welche bei den verhältnissmässig grossen Baarvorräthen, über die sie verfügten, in der Lage waren, Capitalien zu verleihen und von dieser günstigen Lage ausgiebigen Gebrauch machten. Auch hielten sie es durchaus nicht für ihre Pflicht, besonders mässige Bedingungen zu stellen, sondern nutzten ihre Vortheile in jeder Weise aus. So verlangte Michel Küchmeister einmal für 90 Mark, die er auslieh, mehr als 205 ungarische Gulden oder für jeden Gulden ½ Mark. Er verlangt also statt 90 mehr als 102 Mark zurück, welches doch ein ganz hübscher Gewinn ist. Aber mit diesen Umgehungen des kanonischen Zinsenverbots war er noch nicht einmal zufrieden, sondern scheute sich trotz seines geistlichen Charakters nicht, dasselbe einfach zu übertreten. Häufig finden wir nämlich Angaben wie: tenetur 10 marc, do sal her uns 1 marc von czinsen; tenetur 30 marc berechentis geldis, hirvor sal her uns czinsen 3 marc; tenetur 20 mark, do sal her uns von czinsen alle jar 2 marc uff weynachten; oder hierneest sal her uns czinsen von 12 marken 1 marc, ohne dass die ausgeliehenen Summen auf ein Grundstück eingetragen oder eine andere Verschleierung der Zinsenforderung vorgenommen wäre. Es lässt sich also nicht verkennen, dass der Orden einfach Geld zu 8—10 Procent auslieh und auf diese kirchlich verbotene Weise mit seinem Captital zu arbeiten nicht verschmähte.

Auch in Betreff der Sicherstellung ihrer Forderungen handelten die Grossschäffer als gute Kaufleute. Zunächst beanspruchten sie, dass die Angaben ihrer Bücher unbedingten Glauben haben sollten und darnach durch die Gerichte zu entscheiden sei. Im Inlande erhob sich auch erst ziemlich spät Opposition gegen diesen Anspruch und finden wir daher in den meisten Fällen, dass bei Forderungen an Inländer keine weitere Sicherstellung derselben für nöthig erachtet wird. Anders stand es mit Forderungen an das Ausland, dessen Gerichte wohl nicht so geneigt waren, die Rechnungsbücher der Handelsbeamten des Ordens als bestimmendes Entscheidungsmaterial anzuerkennen. Daher finden

wir denn bei diesen Forderungen auch alle die Mittel, welche das damalige Recht zur Sicherstellung finanzieller Ansprüche kannte, in reichem Maasse angewandt, als da sind Bürgschaften anderer Leute oder der betreffenden Obrigkeiten der Schuldner, Eintragungen in die Schöffenbücher, Verpfändung von Häusern, liegenden Gründen und Waaren, Arrestirungen von Gütern und Schiffen. Auch in dieser Beziehung bieten uns also die Rechnungsbücher der Grossschäffer Material in Fülle.

Es bleibt uns nun noch übrig, die Berührungen ins Auge zu fassen, in welche der Orden durch seinen Handelsbetrieb zu seinen städtischen Unterthanen und den übrigen norddeutschen Städten kam. Dass dieselben sehr eng, auch nicht immer freundlicher Natur waren, lässt sich schon a priori annehmen, da ein mit so bedeutenden Geldmitteln betriebener Handel ein wichtiger Konkurrent für alle anderen, besonders aber für die mit denselben Gegenständen und nach denselben Gegenden handelnden Kaufleute sein musste. Es bleibt also die Frage zu beantworten, in welcher Weise die Interessen des Ordenslandes mit denen der deutschen Seestädte, welche in der Hanse eine wenn auch lockere Einigung fanden, und besonders mit den preussischen Städten in Konflikt kamen und sich aus einander setzten. In Betreff der Beziehungen zu der Hanse läuft diese Frage im Wesentlichen auf eine Untersuchung darüber hinaus, wie die Handelsbeamten des Ordens zu den Beschlüssen der hansischen Städtetage und Comtore sich stellten; dabei brauchen wir aber nur das in Betracht zu ziehen, was auf eine Divergenz der Interessen der Ordensschäffereien und der Städte des Ordens schliessen lässt, denn wenn diese übereinstimmen, so müssen wir als Grund für die Maassregeln des Ordens die territorialen Interessen seines Landes, nicht die speciellen Anforderungen seines Handelsbetriebs ansehen und nur um die Letzteren handelt es sich hier.

Es ist bekannt, dass der Orden anfänglich die Verbindung der seiner Herrschaft unterstehenden mit den übrigen norddeutschen Städten wesentlich förderte, der sogenannten deutschen Hanse überhaupt in vielen Fällen seine Unterstützung lieh und meist in äusserst freundschaftlichen Beziehungen zu derselben stand. Bei so guten Rechnern, wie die Leiter des Ordens offenbar waren, kann man voraussetzen, dass

dieses nicht unentgeltlich geschah, und in der That bestand denn auch der Preis, den die Hansestädte dafür zu zahlen hatten, in der unbedingten Gleichstellung der Beamten und Diener des Ordens mit den Bürgern seiner Städte, welche Mitglieder der Hanse waren. Obwohl daher die Hanse sonst äusserst exklusiv gegen alle nicht zu ihr gehörenden Kaufleute war und in öfter wiederholten Beschlüssen dieselben von dem Genusse der hansischen Privilegien ausschloss, so finden wir doch in der ersten Zeit durchaus keinen Versuch erwähnt, die Bürger der preussischen Hansestädte und die Diener des Ordens mit verschiedenem Maasse zu messen. Vorgebeugt hatte der Orden dem allerdings auch dadurch, dass bei allen Verträgen, die seine Städte abschlossen, bei allen Rechten, welche sie erwarben, dieselben nicht nur in ihrem eigenen Namen handelten, sondern im Namen sämmtlicher Unterthanen des Ordens, so dass eigentlich alle Bewohner Preussens an den Rechten der Hanse Theil hatten. Natürlich aber nur so weit, als die preussischen Städte überhaupt auf gleicher Stufe mit den übrigen standen, denn die Vereinigung der Hanse war eben so locker, dass durchaus nicht alle Mitglieder ganz dieselben Rechte hatten, sondern in den verschiedenen Ländern, wo wir der Hanse überhaupt begegnen, die Berechtigung der einzelnen Gruppen sich ganz verschieden abstufte. Wir müssen daher bei der Untersuchung über die Berührungen des Ordenshandels mit den Interessen der andern städtischen Kaufleute immer das einzelne Centrum ins Auge fassen, wo der Handel der Deutschen sich überhaupt zusammenzog.

In Brügge hatten die Preussen ganz dieselben Rechte, wie die übrigen Hansestädte, mithin genossen auch die Diener des Ordens hier die Wohlthaten der hansischen Privilegien, hatten dafür aber auch die Beschlüsse des dortigen Komtors oder der Hansestädte über den dortigen Handel als bindend anzuerkennen. Dieses ist das natürlichste Verhältniss und müssen wir es überall als bestehend annehmen, wo uns nicht Beweise des Gegentheils entgegentreten, für Brügge lässt es sich aber auch durch positive Angaben beweisen. Im Jahre 1360 leistet der selbst anwesende Grossschäffer von Königsberg Bürgschaft für seinen flandrischen Lieger, weil dieser trotz des Verbotes der Hansestädte dort

Einkäufe gemacht hatte, und verspricht, den Anforderungen des dortigen Komtors wegen dieser Uebertretung gerecht zu werden. Als aber der Handel des Ordens später einen so grossartigen Aufschwung nahm, setzten sich die Grossschäffer mehrfach über die Verordnung des Brügger Komtors und der Hansestädte hinweg, auch wenn die preussischen Städte zur Beobachtung derselben mahnten, und obwohl man grosse Rücksichten auf die Bedürfnisse des Ordens nahm und z. B. 1389 trotz eines allgemeinen Handelsverbotes nach Flandern dem Königsberger Grossschäffer den Verkauf von Bernstein und die Einfuhr weisser Mechelscher Laken nach Preussen gestattete. Häufig finden wir daher Klagen des Brügger Komtors, der Hansestädte und der preussischen Städteversammlungen, dass die Schäffer des Ordens derartige Verfügungen überträten und in den neunziger Jahren des 14. Jahrhunderts ging das Komtor sogar so weit, den Grossschäffer von Marienburg, sowie alle, welche mit ihm in Handelsverbindung standen, aus dem Rechte des gemeinen Kaufmanns wegen derartiger Vergehungen auszuschliessen. Diese Zwistigkeit wurde wieder beigelegt, ist für uns aber besonders dadurch interessant, dass sie Veranlassung zu einem Schreiben des Hochmeisters an das Komtor ward, dessen Entwurf uns noch erhalten ist und worin das Verhältniss der Handelsbeamten des Ordens zu den übrigen Kaufleuten am Schärfsten bezeichnet ist. Der Hochmeister verwahrt sich gegen die Ausschliessung des Grossschäffers aus dem Rechte des gemeinen Kaufmanns, denn niemals sei ein Mitglied des Ordens demselben unterworfen gewesen, bittet vielmehr, das alte Verhältniss bestehen zu lassen, welches darin bestanden habe, dass seine Vorfahren sowohl wie er selbst das gethan hätten, was dem gemeinen Kaufmanne lieb gewesen sei. Die anderen des Grossschäffers wegen Ausgestossenen ersucht er wieder aufzunehmen. Danach sind also die Beamten des Ordens nicht Mitglieder der Korporation der dortigen deutschen Kaufleute, aber sie haben deren Beschlüsse zu beobachten und nehmen an ihren Rechten Theil. Die Diener derselben sieht dagegen auch der Hochmeister als Mitglieder der Korporation an. Trotz neuer Uebertretungen der Verfügungen der Hansestädte und des Brügger Komtors durch den Grossschäffer und seine Gehülfen blieb dieses Verhältniss

auch später bestehen, die Verpflichtung zur Befolgung derselben wurde von dem Orden auch nicht bestritten, wie sich aus einem Entschuldigungsschreiben des Hochmeisters an den gemeinen Kaufmann zu Brügge im Jahre 1415 ergiebt, als man einem seiner Diener verbotenes Gut nach Schottland nachgesandt hatte, dieses aber in Brügge mit Beschlag belegt war. Eine Zeit lang war aber das Verhältniss zwischen dem Orden und dem Komtor zu Brügge so gespannt, dass Letzteres die Hansestädte eindringlich davor warnt, dem Orden in Nowgorod keine Rechte einzuräumen, denn wenn demselben irgend ein Vortheil zugestanden werde, so werde dieses zum Nachtheile des gemeinen Kaufmanns gereichen, eine Ansicht, welche sich offenbar auf die Beobachtung gründete, dass die Beamten und Diener des mächtigen geistlichen Ritterordens sich gern über die Bestimmungen der Kaufleute hinwegsetzten und unbekümmert um diese nur dem eigenen Vortheil nachgingen.

Anders stand es in Nowgorod. Hier hatten auch die preussischen Städte nicht dieselben Rechte, wie die wendischen und livländischen, namentlich stand die Bestellung der Aeltermänner des dortigen Komtors nur Lübeck und Wisby zu und war der Verkauf polnischer Tuche den Preussen verboten. Mithin hatten hier auch die Beauftragten des Ordens nicht dieselben Rechte wie die übrigen deutschen Kaufleute, durften namentlich ihre Waaren nicht wie diese nach der S. Peterskirche bringen und zum Verkaufe ausstellen. Obwohl der Orden lange Jahre hindurch grosse Anstrengungen machte, diese Berechtigung zu erlangen, so gelang es ihm dennoch nicht, den Widerspruch des Komtors sowohl wie der Hansestädte zu überwinden. Bereits im Jahre 1381 schlägt eine Versammlung zu Lübeck die Forderung des Grossschäffers Heinrich v. Alen auf Zulassung der Diener des Ordens zu dem Rechte der Kaufleute ab und später erklärten die Hansestädte zwar die Kaufleute der preussischen Städte für theilhaftig aller Rechte des Kaufmanns, aber nicht diejenigen, welche Geld von geistlichen oder weltlichen Herren hätten, und das Nowgoroder Komtor hielt an dieser Bestimmung so fest, dass es einmal dem Orden gehöriges Silber, welches trotz vorangegangener Warnung von einem Kaufmanne nach S. Peter gebracht war, einfach mit Beschlag belegte und erst auf Verwendung

der livländischen Städte wieder auslieferte. Ebenso wenig wie es den preussischen Städten trotz aller Bemühungen gelang, Theilnahme an der Bestellung der Aeltermänner zu erlangen, konnte der Orden den Zutritt zu S. Peter in Nowgorod für seine Diener durchsetzen, obwohl er aus diesem Grunde Bestimmungen der Städte über den Verkehr nach Nowgorod und Verträge derselben mit den Russen nicht anerkannte.

Weit häufiger als mit den übrigen Hansestädten kamen nun natürlich die Interessen des Ordenshandels in Konflikt mit denen der Kaufleute aus den preussischen Städten. Schon im Jahre 1379 werden uns bittere Klagen Danziger Kaufleute berichtet, die nur durch die Streitigkeiten über die Abgaben in den Ordensmühlen und den Handelsbetrieb des Ordens veranlasst sein können. Unter Conrad v. Jungingen herrscht dann aber im Ganzen ein gutes Verhältniss zwischen dem Orden und seinen Städten, obwohl dieselben auch oft Klagen gerade gegen die Schäffer vorbringen. Vorzüglich betreffen diese bis zum Jahre 1410 die Ansprüche der Schäffer und ihrer Diener auf Freiheit von der Zahlung des Pfundgeldes und auf das Vorzugsrecht für alle bei ihnen kontrahirten Schulden, sowie die Ertheilung von Licenzen zur Getreideausfuhr während eines allgemeinen Ausfuhrverbots.

Ueber die Weigerung der Handelsbeamten des Ordens, das Pfundgeld zu zahlen, wird zuerst 1388 geklagt; 1396 wird bestimmt, dass diejenigen, welche Gelder des Ordens haben, wenigstens von ihrem eigenen Gelde den Pfundzoll entrichten sollen und 1398 erklärt sich der Hochmeister damit einverstanden, dass dasselbe auch von den Schäffern und allen Handel treibenden Ordensrittern erhoben werde. 1401 wird diese Verfügung wiederholt und ebenso 1409, wobei jedoch der ausgeführte Bernstein ausgenommen wird. Trotzdem bedurfte es aber immer neuer Mahnungen seitens der Städte zur Beobachtung dieser Bestimmung und 1410 hält Ulrich v. Jungingen die Verfügung zur Zahlung des Pfundgeldes nur für die Diener der Schäffer, nicht für diese selbst aufrecht, zieht die Entscheidung über letzteres vielmehr an seine Gebietiger zurück.

Ueber das beanspruchte Vorzugsrecht der Ordensherren für ihre Forderungen werden 1389 zuerst Klagen laut und 1391 kräftig wieder-

holt. 1403 macht der Hochmeister das Zugeständniss, dass alle gerichtlich eingetragenen Renten den Vorzug vor allen einfachen Schulden haben sollen, auch wenn diese an Mitglieder des Ordens zu bezahlen seien. Seit der Zeit klagen die Städte besonders darüber, dass auch die Diener der Schäffer für ihre Forderungen dieselben Vorrechte beanspruchen, wie ihre Herren, also offenbar die Forderung erheben, nach den gerichtlich eingetragenen Renten vor den übrigen Gläubigern befriedigt zu werden. Ulrich v. Jungingen bestimmt daher auch 1409, dass die Ordensherren zwar zuerst bezahlt werden, den Dienern derselben aber kein Vorzugsrecht vor anderen Gläubigern zustehen solle.

Die Ertheilung von Licenzen zur Ausfuhr von Getreide an Einzelne, welche natürlich besonders den Schäffern zu Gute kamen, wird 1389, 1391, 1408 und 1410 klagend erwähnt, die Hochmeister versprechen auch mehrfach, dieses abzustellen, aber schon die Erneuerung der Klagen zeigt, dass dieses Versprechen nicht sehr genau befolgt wurde. Der Orden scheint sich auch noch andere Eingriffe in den Handel des Landes namentlich mit Wolle erlaubt zu haben, wenigstens verlangen die Städte im Jahre 1408, dass der Handel mit Wolle und anderen Waaren Jedermann frei stehe und Niemand von der Herrschaft in der Beziehung belästigt werde, und in der Landesordnung Ulrichs v. Jungingen wird diese Forderung zum Gesetz erhoben. Dagegen finden wir in dieser Periode noch nicht wie später Widerspruch gegen die von den Schäffern beanspruchte Beweiskraft der Eintragungen in ihre Rechnungsbücher.

Der üble Einfluss, welchen der Handel des Ordens auf sein Verhältniss zu seinen Städten übte, ist die Schattenseite des ganzen Betriebes im Gegensatze zu dem grossen finanziellen Gewinn, welchen derselbe abwarf. Die Ordensherrschaft ging unter, als die Interessen des geistlichen Ritterordens, welcher sich immer von Neuem aus fremden Mitgliedern ergänzte, der keine Beziehungen zu den Bewohnern des beherrschten Landes hatte, in Gegensatz geriethen zu denen der Landeseinwohner, als er es nicht mehr verstand, für die Bedürfnisse des Landes zu sorgen und seinen Aufschwung zu befördern, sondern die Herrschaft mehr und mehr als ein gutes Mittel ansah, um das Land für seine

Zwecke finanziell auszubeuten. Mit am stärksten machte sich dieser Gesichtspunkt geltend in den Versuchen, mehr und mehr den Handel in seine Hände zu bekommen, der Handelsbetrieb des Ordens hat daher viel zu dem Verfall der Ordensherrschaft beigetragen. Die verschiedenartigsten Belästigungen, welche die Ordensbeamten in merkantiler Beziehung gegen die Insassen des Landes sich erlaubten, finden in den Klagen auf den Ständetagen ihren Widerhall. Namentlich die Städte, welche natürlich am Schwersten dadurch getroffen wurden, sind es, die die Opposition gegen den Orden führen und ihr endlich zum Siege verhelfen. In der Zeit bis 1410 treten diese Missstände noch weniger zu Tage, obwohl schon deutliche Spuren des herannahenden Unwetters sich erkennen lassen. Anfangs waren nämlich die Städte dem Orden zu Danke verpflichtet für die Sicherheit und Ruhe, die sie unter seiner Herrschaft genossen, für den Schutz, welchen er ihnen gegen äussere Feinde, gegen innere unruhige Bewegungen gewährte, für die Sorgfalt, mit der er ihre Interessen vertrat. Die Jahrzehnte sodann, wo der Handelsbetrieb des Ordens seine Blüthe erreichte, waren überhaupt eine Blüthezeit für das ganze Land, aller Handel hob sich dadurch, die Konkurrenz des Ordens war daher den Städten weniger fühlbar. Als aber in den schweren Jahrzehnten nach der Tannenberger Schlacht das ganze Land immer tiefer sank, die Lasten desselben aber zur Bestreitung der Kosten für Aufrechterhaltung der Ordensherrschaft immer grösser wurden, zugleich die auf Füllung der Ordenskassen gerichteten Bemühungen einen immer planloseren, gewaltsameren Charakter annahmen, da ertrugen die Bewohner des Landes Preussen die Herrschaft des Ordens nicht mehr und um die Uebergriffe über die verbrieften Rechte, die Eingriffe in die Rechtsprechung und innere Verwaltung, um die Belästigungen des Verkehrs und die Konkurrenz der Herrschaft zu beseitigen, sagten sie sich los von dem Orden nicht nur, sondern auch von dem deutschen Reiche und wandten sich dem Polenkönige zu, der dann Jahrhunderte hindurch an der Weichsel und dem Pregel geherrscht hat.

Nachtrag.

Als mein Aufsatz über den Handel des deutschen Ordens bereits gedruckt war, fanden sich noch zwei andere Rechnungen des Grossschäffers von Marienburg, die zur Ergänzung des vorhin Gesagten herangezogen werden müssen.

Die eine, aus dem Jahre 1399, enthält nur eine Zusammenstellung der von dem Grossschäffer für den Hochmeister, den Grosskomthur und den Ordenstressler gemachten Auslagen, ist also nicht in eine Linie mit den oben geschilderten Grossschäffereirechnungen zu stellen, die eine vollständige Uebersicht über den ganzen Vermögensbestand der Schäfferei geben. Die zweite Rechnung ist aber eine solche, allerdings weniger sorgfältig abgefasste Grossschäffereirechnung aus den Jahren 1417—18.

Abgesehen von Ergänzungen im Einzelnen, von denen ich nur erwähnen will, dass wir aus dieser Rechnung Johann v. Ditthenhoffe in den Jahren 1408—9 und Herrn Schonefelt während des Krieges 1410 oder 1414 als Grossschäffer von Marienburg kennen lernen, ist sie nach verschiedenen Richtungen hin interessant. Zunächst lehrt sie uns, dass auch der Marienburger Grossschäffer wenigstens in diesen Jahren Lieferungen von Waaren (Gewürzen, Tuchen, Metallen) an den Convent daselbst zu machen hatte, nämlich in die Kammer und Küche des Hochmeisters, die Küche, Trapparie, Schmiede, das Schnitzhaus, die Glöcknerei und Firmarie des Convents. Auch den Komthur von Memel unterstützte er durch Getreidelieferungen.

Sodann thun wir hier einen tieferen Einblick noch, als es durch die Königsberger Rechnungen möglich war, in die Verwüstungen, die die unglücklichen Kriegsjahre in dem Handelsbetriebe des Ordens angerichtet hatten; es zeigt sich uns ein wahres Trümmerfeld. Der Werth aller im Besitze des Grossschäffers befindlichen Waaren und Forderungen, auf deren Bezahlung mit Sicherheit gerechnet werden konnte, wird nur auf etwas mehr als 1600 Mark berechnet. Wie die ganze Summe, so sind auch die einzelnen Bestandtheile, verglichen mit den früheren glänzenden Verhältnissen, erschreckend gering. An Schiffen besitzt der Grossschäffer nur 1½ Schuten und ⅛ Holk, sichere Forderungen hat er nur im Betrage von 622½ Mark an Bewohner von Danzig, Marien-

burg und Schwetz. Im Gegensatz dazu ist der Werth der verlorenen Güter, der verjährten und nicht mehr einzuziehenden Ausstände gewaltig hoch. Allein die gestrandeten und von Spaniern, Normannen, Engländern geraubten Seeschiffe und Schiffsantheile des Grossschäffers haben einen Werth von 3400 Mark. Unter dem Titel „ungewisse Schuld“ erscheint eine endlos lange Liste von nicht mehr einzucassirenden Forderungen, welche meist noch aus der Verwaltung Johann Thirgarts herstammen. Neben den Bewohnern des unglücklichen Preussens finden sich darunter in grosser Anzahl Ausländer in Flandern, England, Schottland, Norwegen, Wismar, Lübeck, Gothland, Calmar und Stolpe. Die Summe aller verlorenen Güter und Forderungen erreicht daher auch die fabelhafte Höhe von fast 43,000 Mark.

Ist der Handelsbetrieb des Grossschäffers in dieser Weise fast vernichtet, so ist er dafür zu der Münze in ein Verhältniss getreten, über dessen Natur ich allerdings noch keine weitere Andeutungen gefunden habe. Die vorliegende Rechnung enthält aber ein Verzeichniss der Forderungen des Grossschäffers „von der muncze wegen“ im Betrage von fast 3300 Mark und der aus demselben Grunde in seinem Besitze befindlichen Waaren im Werthe von 1154 Mark. Ausserdem hat er von dem Vogte zu Leske 4000 und von dem zu Grebin 2000 geringe Mark erhoben.

Auch die Einrichtung dieser Grossschäffereirechnung ist etwas anders als die der früheren und erregt dadurch noch mehr Interesse. Voran geht das Verzeichniss der an den Hochmeister, den Convent zu Marienburg und den Komthur zu Memel gelieferten Waaren. Darauf folgen die vorräthigen Waaren, die Schiffsantheile, die Angabe der in Handelsgenossenschaften angelegten Summen, die sicheren Forderungen. Dann kommt die ungewisse Schuld, die Antheile an verlorenen Schiffen und Weichselkähnen, die ungewisse Widerlegung, die verlorenen, meist im Kriege verbrauchten Güter in Bornholm, Schonen und Danzig, die ungewissen Forderungen. Diesen schliesst sich an das Verzeichniss der aus der Münze resultirenden Forderungen und der für diese auf Lager befindlichen Waaren, endlich die Angabe der von den genannten Vögten erhobenen Summen.

Maria von Herbert und Kant.

Eine Studie

von

Franz Sintenis.

Unter den unzähligen Unwahrscheinlichkeiten, innern und äussern, welche dem heutigen Leser auffallen, wenn er einen von den berühmten deutschen Romanen aus den letzten dreissig Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Hand nimmt (fast nur den Werther und den Wilh. Meister ausgenommen), ist mir stets diejenige am unbegreiflichsten erschienen, dass die weiblichen Charactere so unglaublich extrem gehalten sind. Gründliche Rohheit geht mit einer bedeutenden sittlichen Empfindlichkeit Hand in Hand und es macht keinen Unterschied, ob der Verfasser von der sentimentalen Schwärmerei der Sternheim, des Siegwart oder dem dürren Rationalismus des Sebaldus Nothanker durchdrungen ist. Alle sagen den Frauen ihrer Zeit die widersprechendsten Eigenschaften nach und bemühen sich, dieselben durch eine möglichst bunte Farbenzusammenstellung zu zeichnen. Während der heutige Roman in einer vielleicht allzu sichtbaren Folgerichtigkeit der Charactere seine Hauptaufgabe sieht, wobei namentlich die Frauen durchweg auf einer höhern Stufe der sittlichen Entwickelung zu stehen scheinen als die Männer, ist es vor hundert Jahren Hauptziel der Romanschreiber nachzuweisen, dass in der Seele einer Frau das Trivialste und das Höchste beisammen sein könne, dass ganz äusserliche Reflexion, wie sie einem oberflächlichen Alltagsmenschen geläufig ist, und eine ideale Spannung der Geisteskräfte, wie man sie manchem Philosophen jener Tage wünschen möchte, sich zusammen reimen. Ganz ebenso sind die sittlichen Extreme in ein und demselben Wesen einträchtig beisammen zu finden.

Allerdings könnte man sich mit der Betrachtung beruhigen, dass in jener Zeit der Revolutionen, in welcher aller Schlamm aufgewühlt wurde und sich mit den reinsten Elementen mischte, ähnliche Mischungen in der einzelnen Menschennatur nicht selten zu Stande gekommen sind; wenn es nicht zugleich feststände, dass in Deutschland die Theilnahme für die philosophisch-politische Bewegung doch nur wenige Gemüther ganz aus der Fassung gebracht hat, dass endlich diese Wenigen durch den Verlauf der französischen Revolution meistens entnüchtert wurden und dass besonders die Frauen sich vielmehr um die aufstrebende Literatur bekümmert haben als um die politischen Zeitereignisse.

Indessen darf man nicht vergessen, dass hiermit eine gesunde Entwickelung angedeutet ist, dass aber hervorragende Zeiträume ebenso ihre psychischen wie physischen Krankheiten haben, welche ihnen eigenthümlich zu sein und erst allmählich ihren anfangs bösartigen und hartnäckigen Verlauf zu mildern pflegen. Eine solche Seelenkrankheit hat kurz vor und nach dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts unter deutschen Frauen geherrscht. Ich will gar nicht von den sonderbaren Eheverhältnissen der ganzen romantischen Schule reden, Verhältnissen, welche unter Schriftstellern und in gebildeten bürgerlichen Kreisen zum ersten Male epidemisch auftraten; ich meine vielmehr die Neigung zum Selbstmorde, welche von dem Fräulein von Lassberg (Jan. 1778) an bis zu der unglücklichen Luise Brachmann (Sept. 1822)[1]) eine ununterbrochene Reihe von Opfern aus der weiblichen Jugend forderte.

Jene romantischen Verirrungen müssen der sittenlosen Philosophie der Schule zugeschrieben werden — wenn man verworrene Vorstellungen von individueller Erhabenheit und von der Berechtigung sinnlicher Schrankenlosigkeit Philosophie nennen kann —; diese weit tragischere Erscheinung, welche den Mädchen jener 50 Jahre verderblich ward, stammt aus den conventionellen Gegensätzen, welche allerdings auch Verwirrung in die sittlichen Begriffe bringen mussten.

Wenn um 1775 ausdrücklich gelehrt ward, dass die Ungleichheit

---

[1]) Ch. Stieglitz † 29 Decbr. 1834 gehört nicht mehr in diese Gruppe.

des Standes und des Vermögens ein Braut- oder Ehepaar unvermeidlich unglücklich machen müsse, wenn diese Lehre zu veranschaulichen der gelesenste Roman dieser Zeit, Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, sich bemühte, so schütteln wir freilich den Kopf, während wir das Gewirr von Ungeheuerlichkeiten lesen, womit man damals seine Leser entzückte und belehrte; indessen war vor hundert Jahren das Urtheil der Mehrzahl durchaus nicht so unbefangen. Die Standes- und Bildungsunterschiede waren in der That erschreckend und wirkten viel unsittlicher als heut zu Tage. Man betrachtete von oben kaltblütig, fast mechanisch alle die Noth, welche der Bauern- und geringere Bürgerstand durch einen für erforderlich und selbstverständlich gehaltenen Druck erlitt, während man selbst sich in philanthropischen Ideen wiegte.

Wie ein Misston durchfuhr Kants Lehre dieses Gewirr von überlebten Zuständen. Schiller hat diese aufregende Wirkung an sich selbst erfahren; und doch war Schiller noch im Stande Kant bis zu einem gewissen Grade zu verstehen. Man kann aber getrost behaupten, dass Kant — natürlich ohne seine Schuld — von wenigen seiner Zeitgenossen recht verstanden ist; gewiss nicht von denen, welche ihn populär darstellen wollten. Desto lieber aber fasste man seine Lehre in Stichworte zusammen, welche aus dem Zusammenhange gerissen allerdings einen befangenen Kopf verrücken konnten.

Leiden solcher Art — das heisst sociale Schranken und übelverstandene Philosophie — sind es, welche wir als Ursache annehmen müssen, weshalb die Baronesse Maria von Herbert aus Klagenfurth in Kärnthen erst in der Irre und endlich zu Grunde ging.

Als mir vor einiger Zeit die beiden Bände Originalbriefe an Kant, welche die Dorpater Bibliothek besitzt, zu Gesichte kamen — ich suchte einen Brief von Schiller an Kant und fand ausser diesem schon bekannten noch einen zweiten, der nicht bekannt war — fielen mir dicht neben Schillers Briefen zwei andere, von Maria von Herbert unterzeichnete auf, deren ausserordentlich erregter Ton mich begierig machte mehr von der Schreiberin zu erfahren. Durch Verweisungen in Schuberts Biographie von Kant in der Ausgabe von Rosenkranz aufmerksam geworden nahm ich die Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes

Johann Benjamin Erhard, hrsg. von Varnhagen v. Ense. Stuttg. 1830. zur Hand und alsbald entrollten sich vor mir die Züge eines Trauerspiels, das mich für lange Zeit erschüttert hat.

Maria von Herbert ist um 1770 geboren. Wir erfahren von ihr zwar nur durch ihren kurzen brieflichen Verkehr mit Kant in dessen zwölf letzten Lebensjahren und verfolgen dann die Spuren ihres Daseins, welche in Erhards Denkwürdigkeiten zu finden sind; doch diese Mittel reichen hin, um uns ein Bild von ihrer aussergewöhnlichen Erscheinung zu machen.

Die Zustände Oesterreichs kurz nach 1790 sind nicht geschaffen gewesen um einen hochstrebenden Geist zu fördern; wer sich diese Thatsache nicht aus der confessionellen und politischen Lage des Landes erklären kann, möge sich nur der mittelmässigen Früchte erinnern, welche die schönen Wissenschaften seit Klopstocks Blüthe in Oesterreich getragen hatten. Die wolschmeckendste, fand man, war noch die fade Witzelei Blumauers; über diesen war man bis 1790 in der That in Wien nicht hinausgekommen. Noch weniger als die Dichtkunst fand die Philosophie dort den Boden vorbereitet. Erhard ist verzweifelt über die trostlose Oede, welche er in Wien angetroffen.[2])

Es ist gar kein Wunder, dass Kants strenge Sätze dort Verwirrung stifteten. Die Zerrüttung, welche die missverstandene Philosophie nebst ursprünglich innewohnendem Hange zur Frivolität in dem Bruder Marias, dem Freunde Erhards hervorbrachte, steckte auch die ähnlich angelegte Schwester an, welche den Seelenleiden eher unterlag, weil sich wahrscheinlich physische dazu einfanden.

Der Zustand, in welchem uns Maria von Herbert zuerst erscheint, erinnert uns an Werthers Verfassung beim Beginn des zweiten Theiles. Nur hatte jene noch viel weniger äussern Halt als Werther, da sie durch freie Grundsätze, besonders durch einseitige Auffassung von Kants Definition der Bestimmung des Weibes bei ihrer Umgebung auffiel und anstiess und an ihrem Bruder höchstens ein abschreckendes Beispiel fand. Sie war von vorn herein auf dem Wege ihren Beruf zu verfehlen, da sie ihn nie richtig aufgefasst.

---

[2]) Denkwürdigkeiten S. 341.

Die Biographen Kants haben zwar der brieflichen Begegnung mit Maria von Herbert gedacht, jedoch nicht auf ihren Gemüthszustand geachtet, sonst hätte Schubert wenigstens nicht als eine schmeichelhafte Anerkennung rühmen können, was uns wie der Nothschrei eines im Ertrinken Verzweifelnden erscheint.

Borowski ferner hat 1792[3]) als er das Material zur Biographie Kants sammelte, den folgenden ersten Brief in Händen gehabt; trotzdem dass Kant von Marias Zustande sich mit ihm unterhalten, hat er doch weder auf die charakteristische Orthographie noch auf die ebenso bezeichnende Logik aufmerksam gemacht; so ist es gekommen, dass Schubert diesen ersten Brief überhaupt nicht in Betracht zieht. Hier folgt der Wortlaut aus dem vorhandenen Originale:

Maria von Herbert an Kant.

1.

[Frühjahr 1792]
de Clagenfurt.

Monsieur
Monsieur Emanuel Cant

Großer Kant.

Zu dir rufe ich wie ein gläubiger zu seinen Gott um Hilf, um Trost, oder um Bescheid zum Tod, hinlänglich waren mir deine Gründe in deinen Werken vor daſ künftige seyn, daher meine Zuflucht zu dir, nur vor dieses leben fand ich nichts, gar nichts, waſ mir mein verlohrnes Gut ersezen könnt, den ich liebte einen gegenstand der in meiner Anschauung alles in sich faste, so daſ ich nur vor ihn lebte er war mir ein gegensaz vor daſ übrüge, dan alles andere schien mir ein Tand und alle Menschen waren vor mich wie auch wirklich wie ein gwasch ohne inhalt, nun diesen gegenstand hab ich durch eine langwirige lug beleidigt, die ich ihn jezt entekte,

[3]) Borowski schreibt an Kant: „Ew. Wohlgeb. händige ich in der Anlage den sonderbaren Brief der Maria Herbert aus Klagenfurt in gehorsamster Ergebenheit ein, den ich gestern, da das letzte Gespräch mit Ew. Wohlgeb. mir so sehr interessant ward, aus Versehen in die Tasche gesteckt hatte, wo ich ihn beim Auskleiden fand. — Und wenn Ew. Wohlgeb. dem zerrissenen Herzen Ihrer Correspondentin auch nur blos durch Ihre Antwort einige Zerstreuung und Ablenkung ihres Herzens von dem Gegenstande, an den sie gefesselt ist, für einige Tage — vielleicht aber auch durch Ihre ernste Belehrungen für immer gewähren: so bewirken Sie wahrlich schon sehr was Grosses und Gutes. Eine Person, die doch auch nur Lust hat Ihre Schriften zu lesen — die eine solche Stärke des Vertrauens, einen solchen Glauben an Sie hat — ist doch immer einiger Achtung von Ihnen und des Versuches, sie zu beruhigen, werth.“

doch war vür mein karakter nichts nachteihliges darin enthalten, dan ich habe kein laster in meinen leben zu verschweigen gehabt, doch die lug allein war ihn genug, und seine liebe verschwand, er ist ein Ehrlicher Mann, darum versagt er mir nicht Freindschaft und treu, aber dasjenige inige gefühl welches uns ungerufen zu einander fürte, ist nicht mehr, o mein Herz springt in Tausend stük, wen ich nicht schon so viel von ihnen gelesen hätte, so häte ich mein leben gewiſ schon mit gewalt geändet, so aber haltet mich der schlus zurük den ich aus ihrer Tehorie ziehen muste, daſ ich nicht sterben soll, wegen meinen quelenden leben, sondern ich solt leben wegen meinen daseyn, nun sezen sie sich in meine lag und geben sie mir trost oder verdamung, metaphisik der Sitten hab ich gelesen samt den Kategorischen imperatif, hilft mir nichts, meine vernunft verlast mich wo ich sie an besten brauch eine antwort ich beschwöre dich, oder du kanst nach deinen aufgeseten [aufgesetzten] imperatif selbst nicht handln

[Der Brief ist ohne Unterschrift; über der Anrede desselben aber stehen umgekehrt geschrieben folgende Worte]:

Die adres an mich ist **Maria Herbert** in Kärntn a Klagenfurt bey der Bleiweis Fabriek abzugeben wen sie es lieber den Reinhold[4]) [einschicken] wolten weil die bosten da doch [sicherer?] sind

Diesen Brief hatte Erhard an Kant übermittelt und Kant erkundigte sich bei demselben nach der Schreiberin. Erhard hatte sich zur Zeit, wo jener Brief abgefasst ist, beim Baron Herbert in Klagenfurt aufgehalten und war wohl orientirt, obgleich er die Schwester seines Freundes damals wahrscheinlich noch nicht persönlich kennen gelernt hat.[5]) Er ertheilte Kant folgende [aus dem Original entnommene] Auskunft:[6])

Erhard an Kant.

Nürnberg d. 17. Januar 1793.

— — — — — —

Von Fräulein Herbert kan ich wenig sagen. Ich hatte in Wien bey einigen ihrer Freunde meine Meynung über einige mir erzählte Schritte von ihr, freymüthig gesagt, und es dadurch mit ihr so verdorben, daß Sie [*sic!*] mich nicht sprechen mochte; als einen Menschen der nach bloßer Weltklugheit urtheilte, und kein Gefühl für das

---

[4]) Reinhold in Jena vermittelte Kants Correspondenz mit Erhard und in diesem Falle also auch mit dem Fräulein von Herbert. S. Erhard, Denkwürdigkeiten S. 350 N. 159.

[5]) Denkwürdigkeiten S. 342: „Herberts Schwester kenne ich noch nicht; sie kommt nicht zu ihrem Bruder, und da sie sich gegen einige Personen, die sie besuchen wollten, verläugnen liess, so wollte ich mir keine vergebliche Mühe machen."

[6]) Inzwischen abgedruckt in der Altpr. Monatsschrift XV. Hft. 3/4. S. 267.

bloß individuel moralisch richtige und wahre hätte. Ich weiß nicht ob es sich mit ihr derzeit gebessert hat. Sie ist an der Klippe gescheitert, der ich vielleicht mehr durch Glück als durch Verdienst entkam, an der romantischen Liebe — Eine idealische Liebe zu realisiren hat sie sich zuerst einem Menschen übergeben, der ihr Vertrauen mißbrauchte, und wiederum einer solchen Liebe zu Gefallen hat sie dies einem zweiten Liebhaber gestanden — Dieß ist der Schlüssel zu Ihrem [*sic!*] Brief. Wenn mein Freund Herbert mehr Delicatesse hätte so glaube ich wäre sie noch zu retten. Ihr jetziger Gemüthszustand ist kurz dieser: Ihr moralisches Gefühl ist mit der Weltklugheit völlig entzweit, und dafür mit der feinern Sinnlichkeit der Phantasie im Bündniß. Für mich hat dieser Gemüthszustand etwas rührendes und ich bedaure solche Menschen mehr, als eigentlich Verrükte, und leider ist die Erscheinung häufig daß Personen der Schwärmerei und den Aberglauben nur dadurch entfliehen, daß sie sich der Empfindeley dem Eigendünkel und dem Traumglauben (fester Entschluß seine Chimären die man für Ideale hält, zu realisiren) in die Arme werfen, und glauben sie thun der Wahrheit einen Dienst dadurch.

— — — — — —

Schon vor dieser Mittheilung Erhards muss Kant geantwortet haben; da er überhaupt ungern Briefe schrieb, so ist es als ein Wunder zu betrachten, dass er sich auf des Fräuleins Bitte einliess; sicherlich that er es mehr um Erhards willen, den er sehr hoch schätzte, als weil Borowski ihm zugeredet hatte. Leider fehlt uns diese Antwort Kants, der sehr gut mit Frauen umzugehen wusste und Marias Zustand auch ohne Erhards Aufschlüsse gewiss sich klar vorstellen konnte. Ueberdies lässt die Anfrage Kants [vom 21. December 1792]:[1]) wie Fräulein von Herbert durch seinen Brief erbaut worden, nicht auf die Zuversicht schliessen, dass sein Rath ihr etwas helfen könne. Aus Marias zweitem Briefe kann man aber schliessen, dass er sich ganz allgemein gehalten und auf seine Schriften hingewiesen hat. Diese Theorie that freilich ihrer krankhaften Stimmung nicht Genüge. Kant hatte ihr bestätigt, dass ein zweiter Liebhaber kalt zu werden pflege, wenn man ihm von den schlimmen Erfahrungen, die man mit dem ersten gemacht, allzu offenes Geständniss ablege. Was nützte ihr das nachträglich? Sie hatte dem zweiten gewiss durch diese Offenheit näher zu treten, ihn sich ganz zu gewinnen gehofft. Nun war seine Neigung verwirkt

1) Denkwürdigkeiten S. 350.

und die „Freundschaft", welche übrig blieb, konnte ihr die Leere nicht vertreiben, die sie um sich sah. Sie wandte sich daher zum zweiten Male an Kant mit einem Briefe, welcher freilich nicht so aufgeregt wie der erste um Hilfe fleht, aber in seiner blasierten und frivolen Fassung weit unleidlicher klingt als jener. Und was mochte Kant zu dem Entschlusse sagen, ihn in Königsberg heimzusuchen? Wie wäre er „erbaut" gewesen, wenn sie wirklich gekommen wäre und ihn wegen seiner so oft angegriffenen Ehelosigkeit zur Rede gestellt hätte? Um dieselbe Zeit hat ein Königsberger Hospitalprediger dem siebzigjährigen Philosophen den Vorschlag, doch noch zu heirathen, in einer gedruckten Allegorie überreicht. Kant hat voller Humor dem armen Verfasser die Druckkosten ersetzt. Aber hätte dieser Humor dem Fräulein v. Herbert gegenüber vorgehalten? Denn ein anderes ist ein Hospitalprediger und ein anderes ein überreiztes Mädchen, das sich gelegentlich als „jung" zu präsentieren weiss.

Wir theilen den noch nicht veröffentlichten Brief, den zu lesen allerdings eine Geduld erfordert, wie wir sie kaum beim Empfänger voraussetzen dürfen, in genauer Abschrift aus dem vorliegenden Originale mit:

Maria von Herbert an Kant.

2.

[Januar 1793]

Lieber Ehrenwerther Herr.

Daß ich so lange säumte, ihnen von jenen Vergnügen was zu sagen, welches mir ihr schreiben verursachte, ist, weil ich ihre Zeit für so kostbar schäze, daß ich mir nur dan getrau, ihnen eine zu entwenden, wenn sie nicht einzig vür meine Lust, sondern auch zugleich zur Erleichterung meines Herzens dienen kann, welche Sie mir schon einst verschaften, alſ ich im grösten affect meines Gemüths, bey ihnen Hillfe suchte, Sie ertheilten mir selbe meinen Gemüth so angemessen, daß ich so wohl durch ihre Güte, als durch ihre Genaue Kentnüſ des Menschlichen Herzens aufgemuntert, mich nicht scheue ihnen den fernern Gañg meiner Seele zu schildern. Die Lug wegen der ich mich bey ihnen anklagte, war keine bemäntlung eines Lasters, sondern nur in rüksicht der dazumahl entstandenen Freindschaft (noch in liebe verhült,) ein vergehn, der Zurükhalltung, daß ich's aber meinen Freind so spat, und doch entekte, war der Kampf der vorhersehenden meiner Leidenschaft kränkenden Folgen, mit dem Bewustseyn der an Freindschaft schuldigen Aufrichtigkeit uhrsach endlich gewahn ich so viel Kraft, und vertauschte den Stein meines Herzens durch die Enttekung, mit der Beraubung seiner Liebe, dan ich genoß im besiz dieſes von

mir selbst nicht vergönten Vergnügen so wenig Ruh, als nachdem, von der verwundeten Leidenschaft, welche mein Herz zerrißen, und mich so marterte, wie ichs keinen Menschen wünsch, der auch seine boßheit mit einen Prozes behaupten wolte. Indeßen verharte mein Freind in seinen Kaltsinn, so wie Sie es in ihren Brief mir Wahrßagten, doch erßezte er mir's in der Folge, tobelt, durch die inigste Freindschaft, welche mich seiner seits glüklich mich aber doch nicht zufrieden macht, weil's nur vergnügt, und nicht Nuzt, welches mir, meine hellen Augen jezt imer vorwerfen und mich dabey eine leere fühlen machen, die sich in und außer mir erstrekt so daß ich mir fast selbst überflüßig bin. vor mich hat nichts einen Reiz, auch kōnte mich die Erreichung aller möglichen mich betrefenden Wünsche, nicht Vergnügen, noch erscheint mir eine einzige Sache der Mühe werth daß sie getahn werde, und dieſ alles nicht aus Mißvergnügen, sondern aus der Abwegung wie Viel bey was guten unlauteres mitlauft, überhaubt möchte ich daß Zwekmäßige Handln vermehren, und daß unzwekmäßige vermindern kōnen, welches Leztere die Welt allein zu Beschäftigen scheint, den mir ist als wenn ich den Trieb zur Reeln Thättigkeit nur um im zuerstiken, in mir fühlte, wen ich auch von keinen Verhältnüſ gehindert, doch den ganzen Tag nichts zu handln hab, so Qäult [*sic!*] mich eine Langeweile die mir daß Leben unerträglich macht, obwohlen ich doch taußend Jähr so leben wolt, wenn ich denken kōnt, daſ ich, Gott, in solcher unthätigkeit, auch gefählig bin. Rechnen sie mir's nicht als Hochmuth zu, wen ich ihnen sage, daß mir die Aufgaben der Morallität, zu gering sind, denn, ich wolt mit grösten Eifer noch einmahl so Viel erfühlen, indem sie ihr Ansehen so nur durch eine gereizte Sin̄dlichkeit erhaltet, wegen der es mich fast keine überwündung kostet solcher. Abbruch zu tuhn, daher es mir auch scheint, daß wem daſ Pflichtgeboth einmahl recht klar geworden dem steth es gar nicht mehr frei, selbes zu übertreten, dan ich müste selbst mein Sinndliches gefühl beleidigen, wenn ich Pflichtwidrig handln müste, es komt mir so instinktartig vor, daß ich gewiß nicht daſ geringste Verdienst hab Morallisch zu seyn. eben so wenig, glaub ich, kann man jene Menschen, der zurechnung fähig halten welche in ihren ganzen leben, nicht zum wahren selbstbewustseyn komen, stez durch ihre Sinnlichkeit überrascht kōnen sie sich auch nie Rechenschaft geben warum sie etwaſ tuhn oder laßen, und wär Moralität vor die Natur nicht am zuträglichsten, so würden ihr dieße Menschen, wohl noch mehr kontrachhirn.

Zum mein Trost denk ich mir oft, weil die ausübung der Moralität so fest auf die Sinnlichkeit gebunden ist, sie darum nur vor dieße Welt taugen kann, und somit hätte ich doch Hoffnung, nach diesen leben nicht noch einmahl, ein so leeres Vegetirendes mit so wenig und leichten aufgaben der M. zu führen, Erfahrung will mir zwar dieße böse Laune gegen mein Hierseyn, damit zurechtweißen, daß es fast jedermann zu fruh ist, seine Laufbahn zu schließen und alle so gern leben, um also nicht in der Regl ein so seltne außnahm zu machen, will ich eine entfernete uhrsach dießer meiner Abweichung angeben, nemlich meine stez unterbrochne Geßundheit,

schon seit der Zeit da ich ihnen daß erstemahl geschrieben, Genoß ich sie nie mehr, die doch manchmahl einen Sinnen Rausch gestattet, welches Vernunft nicht allein Verschaffen kann, und ich also entbehre. waſ ich sonst noch genüßen könnt intreßirt mich wieder nicht, den alle Wießenschaften der Natur, und Köntnüſen der Welt, studir ich nicht, weil ich kein Genie in mir fühl, sie zu erweitern, und Vor mich allein hab ich kein bedürfnüs es zu wiesen, was nicht den Kategorischen Imperativ und mein transcendentalles bewuſtseyn betrift, ist mir alles gleichgültig. obwohlen ich mit diese Gedanken auch schon längst firtig bin. Als dieſ zusamgenohmen, könnt ihnen Vieleicht den Wunsch in mir wohl Anschaulich machen, der einzige den ich habe, nemlich mir dieſeſ so unnüze leben, in welchen ich fest überzeigt bin, weder beßer, noch schlimer zu werden, zu Verkürzen, wenn sie erwegen, daß ich noch jung bin, und kein tag ein anders Intreße vor mich hat, als daſ er mich meinen Ende näher bringt, so werden Sie auch abmessen können, welch ein Wohlthäter, Sie mir werden könnten, und wie sehr Sie dadurch aufgemuntert werden, diese Frage genau zu untersuchen, daß ich sie aber an Sie machen darf, ist, weil mein Begrif von Morilität hier schweigt, wo er doch sonst überall den entschiedensten Auſspruch macht. können Sie aber dießes von mir gesuchte Negative Gut, nicht geben, so fodere ich ihr Gefühl des Wohlwollens auf, mir etwaſ an die Hand zu geben, womit ich diese unerträgliche leere auſ meiner Seele schaffen könnt, wenn ich dan, ein tauglichers Glied der Natur werde, und meine Geßundheits umstände mir's Vergönen, so bin ich willens in etlichen Jahren eine Reise nach Königsberg zu machen, wozu ich jedoch im voraus um die Erlaubnus bey ihnen vorzukomen ansuchen will, da müſten sie mir ihre Geschiechte sagen, dan ich möchte wießen, zu welcher lebensweiße ihre philosophie Sie führte, und ob es ihnen auch nicht der Mühe werth war, sich ein Weib zu nehmen oder sich irgend wem von ganzen Herzen zu widmen, noch ihr Ebenbild fortzupflanzen, ich hab ihr Porträt von Leibpzig bey Bause in stich bekomen, in welchen ich wohl einen Moralischen Ruhigen Tiefen aber keinen Scharf Sinn enteke, den mir die Kritik der reinen Vernunft doch Vor allen andern versicherte, auch bin ich nicht zufrieden daß ich sie nicht in's mitte Geßicht sehen kann — errathen Sie meinen einzigen Sinnlichen Wunsch, und erfüllen sie im, wenn es ihnen nicht zu unbequem ist, werden Sie nur nicht unwillig wenn ich erst mit der sehnlichsten bitte um eine Antwort heran ruke, die ihnen auf mein Kauderwelsch nur zu beschwerlich fahlen wird, doch scheints mir nothwendig sie zu erinern, daſ, wenn Sie mir aber doch den großen gefahlen erweißen, und sich mit einer Antwort bemühen wollen, sie so einzurichten, daſ sie nur daſ einzlne, nicht daß algemeine betrift, welches ich schon in ihren Werken an der Seite meines Freinds glüklich Verstanden und mit ihm gefühlt hab, welcher ihnen gewis gefahlen würde dan sein Karackter ist grad sein Herz gut und seyn Verstand tief, daneben glüklich genug in dieße Welt zu passen, auch ist er selbstständig und stark genug alles zu meiden, drum trau ich mich auch, mich ihn zu rauben, haben sie auf ihre

gesundheit acht, dan sie könen der Welt noch Vielef nuzen, daf ich Gott wäre, und sie davür belonen könnt, waf Sie an unf gethan, ich bin mit tiefster Hochachtung, auch Wahrheit, Ehrende

Maria Herbert

Dass Kant auf diesen Brief nicht geantwortet hat, ersieht man aus dem unten folgenden letzten Briefe; dass er nicht antworten konnte, begreift sich leicht. Der Brief ist noch mehr als der erste, naivere, ausstaffirt mit Kantischen Sätzen, welche in dieser Fassung und in diesem misslichen Zusammenhange zu leeren oder gar aberwitzigen Phrasen werden. Erhard hatte Maria von Herbert noch im Jahre 1793 gesprochen, als er von einem Abenteurer schändlich betrogen[*]) in heller Verzweiflung zu ihrem Bruder geflüchtet war. Seine persönliche Erinnerung an den Königsberger Weisen scheint Maria ermuthigt zu haben, noch einen dritten und letzten Brief an Kant zu wagen, welchen Varnhagen von Ense in Erhards Denkwürdigkeiten (S. 373) mittheilt. Für den Wortlaut muss also Varnhagen bürgen und die Datierung, welche derselbe über den Brief gesetzt, dürfte auch in dem Falle als sicher anzunehmen sein, wenn Varnhagen sie nicht aus dem Original entnommen hat.

Maria von Herbert an Kant.

3.

Klagenfurt, im Anfang 1794.

Hochgeehrter und innigstgeliebter Mann!

Haben Sie mir's nicht vor ungut, und gönnen Sie mir das Vergnügen, mit Ihrem gewöhnlichen Wohlwollen, Ihnen wieder einmal schreiben zu können, denn ich empfinde dabei den höchsten Genuß der tiefsten Achtung und Liebe gegen Ihre die Menschheit erhöhende Person, und daß diese für uns beglückende Gefühle sind, darf ich Ihnen nicht erst beweisen, indem Sie so glücklich waren, uns das reinste und heiligste Gefühl aufzufinden, und es auch allzeit vor Religionsverunstaltungen zu retten. Ich kann nicht umhin, Ihnen insbesondere für „die Religion innerhalb der Gränzen der Vernunft" im Namen aller jenen auf's wärmste zu danken, die sich von denen so vielfach verstrickten Fesseln der Finsterniß losgerissen haben. Entziehen Sie uns nicht Ihrer weisen Leitung, solang Sie finden, daß es uns noch an etwas mangeln kann, denn nicht unser Begehren nach Befriedigung, sondern nur Ihre Uebersicht kann urtheilen, was uns noch ferner nöthig ist. Ich fühlte mich bei

[*]) Denkwürdigkeiten S. 379 ff.

der Kritik der reinen Vernunft schon ganz berichtiget, und doch fand ich bei Ihren folgenden Schriften, daß keine überflüssig waren; gern wollt' ich dem Lauf der Natur Stillstand gebieten, um nur versichert zu sein, daß Sie vollenden können, was Sie für uns angefangen, und gern wollt' ich meine künftigen Lebenstage an die Ihrigen hängen, um Sie beim Ausgang der französischen Revolution noch in dieser Welt zu wissen.

Ich hatte das Vergnügen, Erhard selbst zu sehen, welcher mir sagte, daß Sie sich nach mir erkundigten, aus dem schloß ich, daß Sie meinen Brief, bei Anfang des Jahrs 1793 erhalten haben, denn ich habe keine Antwort bekommen, weil Sie's vermuthlich besser verstanden, als ich, daß mir durch Ihre Werke der Weg schon gebahnt ist, selbst drauf zu stoßen. Da ich voraussetze, daß Sie der Gang jedes Menschen interessirt, der Ihrer Leitung so viel zu danken hat, als ich, so will ich versuchen, Ihnen die ferneren Fortschritte meiner Stimmung und Gesinnung mitzutheilen. Lange hatte ich mich gequält, und vieles nicht vereint, denn ich mischte Gottes Anordnung in das Zufällige des Schicksals, und begnügte mich nicht lediglich mit dem Gefühl von Dasein; da sehen Sie nun gleich, wie es mir ging, weil ich zu viel erwischte,*) ich betrachtete die widrigen Zufälle des Lebens von ihm an mich gesandt, und sträubte mich dagegen als gegen eine Ungerechtigkeit, weil mich mein Bewußtsein der Schuld frei sprach, oder ich dachte es nicht von ihm geordnet, und das Gefühl für ihn war zugleich auf diesem Weg verloren. Endlich die Antinomien, welche die Hauptursache meiner dauerhaften Genesung sind, hätten mich eben so leicht zu einer unwiderruflichen Handlung verleiten können, so lange zog ich damit herum, denn darüber abzuschließen war ich nicht im Stande, bis dann ganz auf einer andern Seite in mir ein moralisches Gefühl erwachte, was fest neben den Antinomien stehen blieb, und ich fühlte von der Zeit an, daß ich überwunden, und meine Seele gesund sei. Es hat mir indessen an langwierigen Widerwärtigkeiten des Lebens nicht gemangelt, die meine dermalige Stimmung genugsam prüften, daß sie endlich nach schwerer Arbeit einer unerschütterlichen Ruh' genießt. Auch verstand ich in der Folge mir den Wunsch des Todes zu erklären, was mir dazumal eine widernatürliche Verfolgung meiner selbst schien, und mich es grad nach meiner Zernichtung lüstete, auch das Vergnügen der Freundschaft, für welche mein Herz doch allzeit deutlich geschlagen, schützte mich nicht davor; ich betrachtete auch das als einen unverdienten Zustand, mit welchem ich kein anderes Wesen behaftet wissen wollte, denn in Betracht, daß ich endlich wäre, war mir nie kein Vergnügen, welches es auch geben mag, dafür Ersatz, ohne Zweck zu leben; nun aber ist mein Wunsch geblieben, und meine Anschauung hat sich geändert; ich denke daß jedem reinen Menschen der Tod, in einer egoistischen Beziehung auf sich selbst, das Angenehmste ist, nur in Rücksicht der Moralität und Freunde kann er, mit der größten Lust zu sterben, das Leben wünschen, und es in allen Fällen zu erhalten suchen. Ich wollte Ihnen noch gern vieles sagen,

*) vermischte?

wenn ich mir nicht ein Gewissen daraus machete, Ihre Zeit zu rauben; mein Plan ist noch immer, Sie einst in Begleitung meines Freundes (von dem ich jetzt leider vielleicht mehr als ein Jahr abwesend sein werde, und schon lange bin) zu besuchen; indessen kann ich Ihr Andenken nie anders als mit dem wärmsten Gefühl des Danks, der Liebe und Achtung weihen, der Himmel beschütze Sie vor allem Ungemach, auf daß Sie lang leben auf Erden! Ihre mit ganzem und vollem Herzen

ergebene Maria Herbert.

Kant hat nach diesem verhältnissmässig ruhigen Briefe wahrscheinlich nichts mehr von Maria von Herbert erfahren, denn die vorhandenen späteren Briefe Erhards erwähnen ihrer nicht weiter; auch mochte Kant glauben, dass sie sich beruhigen werde, obgleich weder ihre eigene noch ihres Bruders Sinnesart und Verhältnisse, in der Nähe betrachtet, sie zu einem ruhigen Erfassen des Lebens und seiner vorgezeichneten Aufgaben befähigten. Zwar versichert der Bruder am 14. Februar 1799 seinen Freund Erhard[9]): „Maria ist klüger geworden", auch hat sie in der That für die gefährliche Verfassung ihres Bruders ein offenes Auge. Denn am 1. November 1800 schreibt sie den ergreifenden Brief an Erhard,[10]) auf welchen der Bruder sich später fast höhnend bezieht. Dieser Angstbrief um den Bruder gehört zum Gesammtbilde von Marias Wesen und es dürften die einzelnen Züge der Erkenntniss, die sie von dem Zustande ihres Bruders gewonnen, mit geringen Veränderungen von ihr selbst gelten. Sie schreibt an Erhard:

Maria von Herbert an Erhard.

Klagenfurt, den 1. November 1800.

Unvergeßlicher Freund meines Bruders!

Wenn ich nur wüßte, durch welche Erinnerungen ich die Vergangenheit am lebhaftesten in Ihr Herz zurückführen könnte, welche Sie mit meinem Bruder so freundschaftlich zugebracht haben, um Ihre Theilnehmung für seine äußerst melancholische Lage lebendig und wie ich wünsche thätig zu machen!

Dies allein muß auch die Freimüthigkeit meines Schreibens entschuldigen, denn lange sann ich vergebens auf Hülfe, auf Rath, wie seiner Stimmung beizukommen sei; endlich kam ein Strahl von Hoffnung und zeigte mir auf seinen einzig möglichen Retter; ohne weiter zu bedenken, komm' ich mit Zuflucht zu Ihnen, verschließen Sie mir Ihr Herz nicht, damit ich meine Angst, meine Noth darein legen kann. denn ich kann es nicht auf jenen herbstlichen Boden werfen, wo die Leiden der Menschen

---

9) Denkwürdigkeiten S. 452. 10) Ebendas. S. 463.

beisammen liegen, welche Tod, Unglück, Armuth, Sklaverei, Betrug, verursacht. Von allem dem ist nichts geschehen; alles lebt und schwebt wie sonst, was ihn betrifft, aber er — er hat vom Baum der Erkenntniß gekostet, und ist aus dem Paradies verstoßen, wo ihn Irrthum und Betrug kindlich beschützte. Der tödtende Strahl der Wahrheit verfolgt ihn auf jedem Schritt, und wer kann wollen und mögen, der zugleich sieht, was er verlangt!

Die höchste Apathie des Lebens stockt in seinen Adern, alle Lebensgeister liegen abgespannt • von ihm analysirt, sophistisirt und verachtet zu seinen Füßen, das Leben ist ihm unerträglich, eine quälende Langeweile fühlt er mitten in seinen Geschäften, mit einer unbarmherzigen Kälte stößt er alle Menschen zurück. Schon manchmal fragte ich ihn, was würde wohl Erhard sagen, wenn er dich so sähe? Auch er könnte nichts sagen, ist seine Antwort.

Mit Opium, das ihm schon anfängt schädlich zu werden, will er vergebens den Schlaf erzwingen, ist ganz sein eigner Doktor, reflektirt immer auf sein Gefühl, läßt Ader ohne zu fragen, und verdirbt seine Natur in Grund und Boden, welche doch noch gut Widerstand leistet; allein seine Seele ist ergriffen und aus den Angeln gehoben, er kann keine Stunde mehr gutstehn, wie lang er es aushalten kann; alle seine Anstalten sind dahin gerichtet, daß ein jäher Tod keine Unordnung machen soll; weder seine Kinder noch sonst ein Mensch vermag etwas über ihn; doch liest er noch so manches, auch die Werke von Jean Paul interessiren ihn noch zum Theil.

Er war den ganzen Sommer in Baden, allein auch die Zerstreuung haßt er.

Nun, guter Rath ist theuer! Wissen Sie für ihn eine Hülfe, für uns einen Trost, o so sparen Sie nichts zu seiner Rettung! Aber so wie ich ihn kenne, so versagt mir die Hoffnung. Wäre es möglich, daß Sie, — daß Sie selbst kommen könnten!

Ist das Beste nicht möglich, so schreiben Sie ihm, aber machen Sie keine Erwähnung, als wenn Sie von seiner Stimmung etwas witterten; sondern ich dächte, sie sollten ihm irgend eine Ursache vorschützen, und sollten von ihm über dies oder jenes dringend Hülfe begehren, oder gar aus wichtigen Gründen seine Gegenwart verlangen, — vielleicht daß auf die Art sein Herz noch zu fangen wäre, denn er wollte von jeher lieber geben als nehmen. Glückt es Ihnen nicht, ihn aus diesen Gefühlen zu reißen, so ist er für uns verloren.

Wenigstens hat mein Brief dazu genützt, Sie auf seinen Tod vorzubereiten, den Sie ohne Zweifel diesen Winter noch erfahren werden. Nun vergeben Sie meiner Zudringlichkeit; Sie erinnern sich doch, daß ich es nie war, aber die Lagen ändern die Menschen, und mit mir ging's gar drunter und drüber, — doch nun hat sich der Sturm gelegt, und gern schweig' ich von den grauen Charwochen des Lebens. Wie sehnsuchtsvoll ich auf eine Antwort von Ihnen hoffe, werden Sie sich selbst statt meiner besser sagen. Belohnen Sie mein Vertrauen und schreiben Sie bald.

Ich bin mit innigster Hochachtung

Ihre ergebenste Maria Herbert.

Den schneidendsten Gegensatz zu diesem Briefe bildet der nachfolgende Bericht des Bruders an Erhard [11]) vom 7. Oktober 1804, ein halbes Jahr nach Kants Tode (12. Februar 1804). Herbert schreibt:

So wie ich bin habe ich mir doch die Kraft gerettet, mich aus den Untiefen, in die ich theils durch meine Thorheit mich selbst versenkt habe, theils von fremder Tyrannengewalt untergetaucht worden bin, hinauf zu schwingen, und obschon noch im Wasser, mich auf der Oberfläche zu erhalten, indessen als die Person meiner Schwester Miza, die sich berechtigt glaubte, dich um Hülfe für mich anzurufen, ihr eigenes Schicksal nicht ertragen konnte. Sie ist als Heldin aus der Welt gegangen. Ich war nicht in Klagenfurt, sondern in Wolfsberg, und sahe sie vor ihrem Entweichen aus diesem Leben beiläufig drei Monate nicht; weiss nur, dass sie ihre Sachen in Ordnung brachte, über die Ausführung ihres letzten Willens die ihrer Absicht und Verfassung angemessenste, klügste Anstalt machte, an ihrem letzten Tag ein Dejeuné gab, bei dem sie recht munter und aufgeräumt erschien, und dann ohne Jemand zu compromittiren verschwand; nur die Vertrauten, die um ihren Tod wissen dürfen und müssen, unterrichtete sie durch hinterlassene Briefe. Guck einmal her und sag! ist das Kleinmuth oder Muth?

Es ist leicht möglich, dass Kants Dasein sie noch vor dem jähen Entschlusse geschützt hat, mit dem sie in allen drei Briefen an ihn droht. Jedenfalls hatte sie sich mehr als ein Jahrzehnt mit dem Gedanken vertraut gemacht, welchem ihr Bruder noch länger Widerstand leistete. Er billigt im Augenblick den Schritt seiner unglücklichen Schwester; ja er sucht ihn zu rechtfertigen. Er schreibt am 2. December 1804 an Erhard: [12])

Meine gute Schwester absentirte sich, sie berief sich in ihren hinterlassenen Schriften auf meine Koncession; drei Monat vorher sah ich diese Heldin das letztemal; — per parenthesin, kein Doctor war im Stand, sie von ihrer Schlaflosigkeit zu heilen, ein Unvermögen, was ich nicht denen Männern, sondern der Medicin selbst zuschreibe.

Erst am 13. März 1811 [13]) machte Herbert seinem elenden Leben ein Ende.

Ich brauche nicht weiter auszuführen, wie trostlos dieser Geschwister Schicksal erscheint, an dessen Beurtheilung theilzunehmen auch der Pathologe ein unverkennbares Anrecht hat. Doch gestehe ich, dass

---

[11]) Denkwürdigkeiten S. 487. [12]) Ebendas. S. 492.

[13]) Also sieben Monate, bevor H. Kleist und H. Vogel sich den Tod gaben.

mich diese Verirrungen wirklicher Menschenkinder dazu geneigt gemacht haben, all den aussergewöhnlichen Gedankensprüngen, Entschlüssen, Schicksalsführungen ziemlichen Glauben zu schenken, welche in den Romanen der siebziger Jahre so auffällig erscheinen. Ich sehe in diesen Romanen, abgesehen von der kunstwidrigen Form und den geschmacklosen Anhäufungen von subjectiven Gutachten der Verfasser, doch nur die Quintessenz der gährenden Stoffe, aus denen erst die Noth der Napoleonischen Herrschaft und der begeisterte Wahn der Befreiung von französischem und deutschem Joche ein reineres Element hervorbrachte. Zwar sind jene Romane meistens weniger romantisch als das Leben und das Ende der Geschwister Herbert, doch eben darum bietet das letztere Gewähr für ein ganzes Heer von Unwahrscheinlichkeiten. Auch müssen wir das Schicksal von Bürger als Ehemann, von Lenz und andern in Anschlag bringen; müssen bedenken, dass das räthselhafte Verhältniss Göthes zu dem pseudonymen Kraft dieser Zeit angehört, dass Goethe seine Harzreise um eines Verirrten [11]) willen unternahm — Beispiele von Abnormitäten, welche nur so auf den ersten Wink Jedem einfallen. In denselben Denkwürdigkeiten Erhards, die ich so häufig habe anführen müssen, lassen sich endlich die allerseltsamsten Belege dafür auffinden, dass die Geistes- und Gemüthsstimmung jener Zeit nach einem ganz andern Massstab zu messen ist, als wir anzulegen gewohnt sind. Erhards Schilderungen seiner ersten Liebe und noch mehr Elisens überschwängliche Briefe bürgen uns für die Wahrheit der unglaublichsten Ausschweifungen der Psychologie im Sigwart, im Nothanker und besonders in Sophiens Reise von Memel nach Sachsen. Das Königsberg dieses Romanes war die Heimath der Kantischen Philosophie; wer kann noch leugnen, dass die schroffsten Gegensätze oft am nächsten bei einander wohnen? Doch noch grösser war die Kluft zwischen der Verworrenheit, in der Marie von Herbert sich bewegte, und der Geistesschärfe des Verfassers der Kritik der reinen Vernunft.

---

[11]) Ueber Plessings Aufenthalt in Preussen und sein späteres Verhalten zu Kant liefern eine Anzahl Briefe des ersteren an den letzteren einen merkwürdigen Bericht.

Hippel und Rousseau.

Von

Emil Brenning.

Es ist eine bekannte Tatsache, dass sich die geistige Anschauung unseres deutschen Volkes auch in seiner Glanzzeit, d. h. der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, auf fremdem Grunde auferbaut. Unser Volk gehört nicht zu den wirklich erfinderischen, tonangebenden Nationen. Wenn man die eigentlich wirksamen Gedanken, diejenigen, welche die Entwickelung der ganzen Menschheit um einen bedeutenden Ruck gefördert, welche, wie fruchtbare inhaltreiche Keime eine ganze Saat in hundertfältiger Erndte getragen haben, aus dem riesigen Geflecht des geistigen Lebens herauszusondern vermöchte, es würde davon kein grosser Bruchteil auf unser Volk kommen. Unsere Gabe ist eine andere. Wir nehmen das auf, was von aussen stammt und dann den fremden Keim einschliessend in den warmen Boden eines innigen tiefen Sinnes, in den tüchtigen Ernst einer besonnenen und doch zugleich leidenschaftlichen Arbeit bringen wir das, was er eigentlich als tiefstes Lebenselement enthält, zur vollkommensten Gestaltung, entwickeln wir ihn nach allen Seiten, erzeugen aus ihm das, was der gesammten Menschheit als das Nutzbarste und Bedeutendste daraus hervorgehen sollte. So kommt uns ein Anteil an dem geistigen Fortschritt der Welt zu, eine Arbeit, welche als eine zweite der Zeit nach, jedoch als die bedeutsamste, segensvollste uns nicht wird streitig gemacht werden können. Und so brauchen wir uns auch nicht zu schämen, das fremde Fundament anzuerkennen auch in der geistigen Epoche, auf die wir am meisten stolz sind, als auf die glänzende Blütezeit unseres Geistes, welche gleichmässig alle Gebiete des innern Lebens ergriff und für die dankbare Nachwelt voraussichtlich noch lange vorhalten muss zur Belehrung, Stärkung, Anregung, aber auch noch für lange Zeit vorhalten kann, weil sie immer noch

reich ist an ungehobenen Schätzen. Diese grundlegenden Gedanken lassen sich auf zwei Quellen zurückführen, nämlich auf die antiken Schriftsteller und auf die Franzosen. Von den ersteren soll hier nicht die Rede sein und von den zweiten wird hier auch nur von dem einen geredet, der aber allerdings für viele gelten kann, nämlich von Jean Jacques Rousseau.

Wenigen Denkern ist es vergönnt gewesen, als ein Herold höchster Offenbarung, so mit gewaltiger Stimme eine neue Parole in die Zeit hineinzuschmettern, wie er es vermocht hat. Und er sah so gar nicht nach einem Propheten aus. Eine überaus reizbare, nervöse Natur, unsicher in seinen Anfängen, schwankend in seinen Entschlüssen über seine Lebensführung, misstrauisch und argwöhnisch in dem Verhältniss zu seinen Freunden und so die wertvollsten Beziehungen sich selbst zerstörend, in seinem Privatleben mit mehr als einem dunkeln Flecken belastet, — wie sehr sticht dieses Bild ab von der hohen Energie festen unbeugsamen Willens, von der lautern Klarheit höchster Sittlichkeit, die wir uns so gern als die wesentlichsten Attribute echten Prophetentumes vorstellen! Und dennoch war es ihm vergönnt, der Mund des Höchsten zu sein und der Menschheit Dinge zu sagen, die sie noch nicht gehört hatte und deren sie auf das dringendste bedurfte. Denn er war doch einmal der grosse Apostel der Natur. Jeder, welcher mit dem geschichtlichen Verlauf einigermassen vertraut ist, hat von den Zeiten des vierzehnten und fünfzehnten Ludwig in Frankreich die Vorstellung einer höchst überreizten Cultur. Die Gesetze des conventionellen Herkommens waren bis ins kleinste durchgebildet, und wie man nicht einmal den Bäumen der Gärten ihr freies Wachstum liess, sondern sie mit hartherziger Scheere in seltsame und steife Figuren, Hecken und Gänge zurechtstutzte, so musste die natürliche Farbe der Haut sich unter Farbe und Schminke verstecken, der durch das künstliche Raffinement der Schönheitspflästerchen dann wieder ein neuer Reiz gegeben wurde; das Haar verschwand unter löwenmähniger weisser Perrücke und die Natürlichkeit der Empfindung unter der gespreizten Phrase höfischer Galanterie. Aber unter diesem Zwange stöhnte und rang doch das Menschenherz und sehnte sich, wie nach dem Bibelworte die Creatur,

nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Da kam Rousseau und sprach die Bannformel; in seiner berühmten ersten Abhandlung erklärte er mit staunenswürdiger Offenheit, die Wissenschaften haben der Menschheit nicht genützt, sie haben ihr geschadet. Und die Akademie zu Dijon, welche auf ihre provocirende Frage diese unerwartete Antwort erhielt, krönte dieselbe. Sie selbst, ein Sitz der Wissenschaft, grub sich damit die Wurzeln ihrer Existenz ab, so mächtig war der Ruf zur Umkehr von dem bisherigen Zustande der Dinge, der wie mit „angehaltenem ernstem Wüten“ aus den Bogen jener Preisschrift hervordrang. Und dann schrieb Rousseau seinen Émile; und siehe, während bis jetzt die vornehmen Damen die Säuglinge gleich auf's Land zu einer Bäuerin, welche ihnen die erste Nahrung reichte, gegeben und selbst in dem Luxus der Hoffeste weiter geschwelgt hatten — jetzt sassen sie in dem Range des Theaters, neben sich die offenen Körbe mit den kleinen Wesen, die nicht mehr vom Wickelband u. s. w. eingeschnürt waren, um die schönen Pflichten einer Mutter ihnen selbst zu leisten. Und dann die Héloise! Da war die Schönheit der Natur selbst wieder entdeckt! Jetzt ging es hinaus in die Wälder, auf die Wiesen; Sträusse von Feldblumen, Vergissmeinnicht und Maiblumen, wurden zum beliebten Schmucke; man reiste in die Schweiz, um die Wunder der Schöpfung anzustaunen und zugleich war die Sprache des Herzens wiedergefunden. Das leidenschaftliche Stammeln wirklicher Empfindung, der Ausdruck eigener Stimmung, das Handeln gegen das Recht des Herkommens, es war damit in seine Rechte eingesetzt, das unbesonnene Drauflosbandeln bloss nach den Impulsen des Herzens fing plötzlich an einen Cours zu erhalten, der die blanken abgegriffenen Schaumünzen der gesellschaftlichen Phrase bedenklich drückte. Natur, Natur, war das Wort, das man von einem zum andern gab. Und als im Jahre 1776 die Gesandtschaft der Amerikaner in Paris erschien, Benjamin Franklin an der Spitze, im einfachen Quäkerrock von schlichter Farbe, ohne Knöpfe, mit natürlichen Haaren — aus diesen Vorgängen erklärt sich die bewundernde glänzende Aufnahme, welche sie in Paris fand, wie die Höchsten sich um sie drängten, jeder Salon ihnen offenstand, Franklin's Bild auf Porcellan gemalt und im Medaillon als schönster Zierrat erschien. Sie

waren ja eine lebendige Illustration zu des grossen Propheten beredten Worten. Sie kamen aus jenen Urwäldern, wo man Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte, wo man am Busen der Natur sich zum Leben erwachend fühlte, es lag ein Duft der Ursprünglichkeit, der Unentweihtheit über diesen schlichten amerikanischen Quäkern, welcher die französischen Marquis und Marquisen völlig berauschte. Das Alles war Rousseaus Werk! Und endlich sein contrat social! Energischer und bestimmter konnte der fluchwürdigen Theorie des l'état c'est moi nicht entgegengetreten werden, als durch die Ausmalung der Vorstellung, dass die Verfassung des Staates auf einem Vertrag beruhe, einem Vertrage, der das Recht der Kündigung auf beiden Seiten einschloss. Das Volk konnte seinem Könige kündigen! Das Volk war der Souverän, der König trug das Vorrecht der Regierung nur so lange, als man es ihm zugestehen wollte. Nahm man's zurück, — dann gab es Revolution. Und diese liess bekanntermassen nicht lange auf sich warten und ihr Würgeengel mit seinen trockenen philosophischen Reden und seinem mörderischen Willen, der in einem einzigen Monate 1000 Todesurteile unterzeichnete, Robespierre — war ein begeisterter Adept des grossen Philosophen von Genf, er wollte nun den weisen Lehren desselben die praktische Durchführung geben.

Dass diese in Frankreich erfolgen musste, dafür soll hier nicht der Grund aufgewiesen werden, so wenig wie darin ein Vorzug Rousseauscher Lehren erkannt werden kann, dass sie eine so blutige Bestätigung finden, richtiger fordern konnten. Es soll nur dies Alles dazu dienen, kurz auf die mächtige Wirkung hinzudeuten, die von diesem einen Manne ausging. Blicken wir auf Deutschland herüber! Auch hier soll nicht von der ganzen Energie der Nachwirkung geredet werden. Dass Goethes Werther ein Nachhall ist der Héloise, nur ein vertiefter, geläuterter, mit der ganzen Innigkeit deutschen Gemütslebens erfasster und verstärkter, darauf ist von kundiger Hand schon sonst hingewiesen. Möge es hier vergönnt sein, an einem einzelnen andern Beispiele die Einwirkung des französischen Apostels auf einen deutschen Schriftsteller klar zu legen, auf Hippel nämlich; ein Beispiel, das nicht zu den illustren zält, vielleicht aber doch einiges Lehrreiche auch bietet.

Es mag gern dabei gestanden werden, dass Theodor Gottlieb von Hippel, der Dichter der Lebensläufe in aufsteigender Linie, der Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z, der Verfasser des Buches von der Ehe, der bürgerlichen Verbesserung der Weiber, zu meinen alten Lieblingen gehört, weshalb er hier als Probe dienen soll, zu zeigen, wie Rousseau'scher Einfluss sich deutscher Schriftsteller bemächtigte. Das sind Alles recht altmodige Bücher, die er geschrieben hat. Ohne Zweifel. Für jenen behaglichen breiten Humor, in dem er gemächlich einherfährt, für jenes Spiel geistreicher, witziger und rührender Einfälle hat unsere raschlebige, hastige Zeit kein rechtes Verständniss mehr. Jener echte sentimental-witzige Humor hat in unsern Tagen vor den gellenden Parteischlagworten und dem scharfen stechenden Witze unbarmherziger Satire oder politischer Tendenz seinen Glanz verloren. Nun lange soll auch jenes Bild aus der guten alten Zeit, mag man diese Bezeichnung nun im spöttischen oder bedauernden Sinne nehmen, hier nicht heraufbeschworen werden, und es gilt ja nur als eines für viele. Es ist nur das corpus vile für eine allgemeine Betrachtung.

Zunächst bleiben Hippels Romane hier ganz ausser dem Spiele. Ich will sie Niemand anpreisen, der keinen Sinn dafür hat.[1]) Sie sind für diese Untersuchung ganz ohne Wert deshalb, weil sie nicht unmittelbar auf französisches Muster zurückgehen. Der deutsche Humor jener Tage ist zwar, wie ein vielgestaltiges, so auch ein aus manchen Keimen erspriessendes Gewächs, aber es liegt doch die Verbindung mit den Engländern hier zunächst zu Tage und wir gedenken dabei nicht Rousseau's. Vielmehr handelt es sich um die beiden Schriften, die Hippel dem socialen Zustand widmete, über die Ehe und die bürgerliche Verbesserung der Weiber, sodann um eine Schrift, die freilich Fragment geblieben ist, aber doch ihrem Inhalt nach bedeutend genug erscheint, um hier mit herangezogen zu werden, die nämlich: „über Gesetzgebung und Staatenwohl". In jenen treten naturgemäss die socialen Anschauungen Rousseaus, in dieser die politischen mehr hervor.

---

[1]) Der Aufsatz war geschrieben, ehe Alexander von Oettinger's schöne Bearbeitung der Lebensläufe bekannt wurde.

Hippels Schrift über die Ehe erschien zuerst 1774, als ein dünnes schmächtiges Heft. Es war eine Frage, die damals die Gemüter vielfach beschäftigte. In so gewaltsamen Gährungen, wie die geistige Welt in jener Zeit durchmachte, pflegt immer auch der ganze Bestand des sittlichen Lebens in Frage gezogen zu werden, und es fehlt niemals an solchen Wendepunkten einer ganzen Anschauung an Schriften, welche sich auf die Grundlagen des sittlichen Lebens beziehen. So hatte die Reformation zum ersten Mal Schriften derartigen Inhaltes hervorgerufen, die damals noch zeitgemässer waren, weil die Reformation ja den mönchisch-asketischen Charakter der Sittlichkeit mit einem Schlage vernichtete. So kamen in jenen Zeiten des Sturmes und Dranges die Geister wieder auf jene Fragen zurück und aufs Neue finden wir dies Gebiet in den Schriften des jungen Deutschand mit Vorliebe berührt.[1]) Man verlangt einem neuen brausenden Gedankenstrom gegenüber Gewissheit, ob die alten Mauern der Gesellschaft wol noch halten, ob neue Formen für eine uralte und so wichtige Sache wünschenswert sind. Und je nach der ganzen Richtung des Zeitenstromes ist das Verhalten der Schriftsteller entweder positiv oder negativ. Das junge Deutschland vertritt die letzte, die beiden andern Gruppen von Schriftstellern die erste Seite der Sache. Hippel, dessen Buch also in diesem Zusammenhange beurteilt werden muss und dadurch seine culturgeschichtliche Bedeutung gewinnt, wurde mehr und mehr positiv. In jener frühesten Fassung seiner Schrift steht er gleichsam zweifelnd, die noch nicht ausgegohrene Erregung der Jugend auf der einen Seite, persönliche Verstimmung gegen das weibliche Geschlecht auf der andern, lässt ihn einige arge Dinge sagen und giebt seiner ganzen Stellung etwas Unsicheres. Aber das ändert sich, je mehr er im Leben fortschreitet und sein vielgelesenes Buch von einer Auflage zur andern — bis zur vierten — weitergeleitet und es immer ergänzt und abändert. So war es mehr als noch einmal so stark geworden, als er ihm die

---

[1]) Um nur ganz kurz an einzelne Beispiele zu erinnern, sei aus jener ersten Zeit des trefflichen Albrecht von Eybe: „ob einem Manne sei ein ehelich Weib zu nehmen“ gedacht. Goethe's Stella, Friedrich von Schlegel's Lucinde, Gutzkow's Wally sind für die spätern Epochen naheliegende Muster.

letzte Form gegeben hatte und aus dem zweifelnden Verhalten war er zu immer grösserer Entschiedenheit gelangt, aus einem geistreichen Spötter ein begeisterter Sittenlehrer geworden. Und dies Wunder hatte Rousseau bewirkt? Nun, nicht so ganz allein, aber er hatte doch seinen guten Teil daran. Zwischen die zweite und dritte Auflage fällt, so weit man aus ziemlich sichern Spuren schliessen kann, erst seine Bekanntschaft, richtiger seine intime Freundschaft und Vertrautheit mit dem Franzosen. Leider ist sein Briefwechsel später auf eine unverzeihliche Weise misshandelt worden. Nur die Briefe mit Scheffner sind erhalten, sonst würde man Genaueres feststellen können, denn ein grosser Teil des Inhaltes aller Briefwechsel jener Zeit besteht aus literarischen Notizen, Mitteilungen über gelesene Bücher, Winken, Empfehlungen noch zu lesender u. s. w. Auch bei Hippels Briefen fehlt es daran nicht, aber jene Briefe geben doch keine ausreichende Bestätigung. Sicherer geht man, wenn man die Citate in seinen Schriften verfolgt. Hippel ist einer der citatenreichsten Autoren. Alle Augenblicke trifft man bei ihm auf Aeusserungen anderer Schriftsteller, die er zustimmend oder polemisch erwähnt, mit Bezeichnung ihrer Urheber oder in seine eigne Rede verwebt. Und das war in seinen frühsten Schriften im Wesentlichen schon ausgebildet. Nun da man in jenen beiden früheren Auflagen Rousseau fast gar nicht findet und nachher ihn immer breitern Raum einnehmen sieht, so scheint mir der Schluss wol begründet, dass er in der Zwischenzeit sich erst wirklich mit Rousseau vertraut gemacht hatte. Ein Schluss, der dadurch an Wahrscheinlichkeit gewinnt, dass Hippel in seinen frühern Jahren mit den emsigsten Vorarbeiten für seinen praktischen Beruf beschäftigt, schwerlich die Zeit finden konnte, seine Lektüre nach allen Seiten hin auszubreiten und zu vertiefen.

Sein Verhältniss zu Rousseau ist nicht unbedingt zustimmend. Er weiss allerlei an ihm auszusetzen. Sein Verhältniss zu Therese ist ihm anstössig genug. Er sagt an einer Stelle geradezu: Würde Rousseau wol so oft Hans Jacob sein, wenn er nicht Theresens Ehemann gewesen wäre? Oder ein andermal: Nicht Rousseau der Philosoph, sondern Rousseau der Sonderling, dem hier, wie so oft, seine Therese zur Muse diente, erklärte den Mann für den natürlichen Despoten seines

Weibes. Er ist empört darüber, dass Rousseau seine eignen Kinder dem Findelhause übergiebt. Er tadelt seine selbstgefällige Eitelkeit, die aus den vielbesprochenen Confessions hervorleuchtet, die Inconsequenz, welche darin liegen sollte, dass er, welcher gerade über die Sittenverderbniss der vornehmen Stände so häufig schilt, den Umgang mit hochgestellten Frauen am liebsten suchte. Er nennt ihn den Pharisäer der neuen Zeit. Auch alle Ansichten, die er direct von jenem herübernahm, oder auf seine Anregung weiter ausbildete, erscheinen nicht ohne starke Einschränkungen und Vorbehalte. Aber das ist ja das Verhalten eines jeden starken freien Sinnes, der auch wo er von Anderm entlehnt, doch in freier Weise umbildet und aneignet und dass er auf jenes Spuren wandelt und doch auf eignen Füssen einher geht, das verraten nicht nur seine eignen Gedanken, sondern er bezeigt es auch an manchen Stellen ausdrücklich.

Nach zwei Seiten hin aber macht sich dieser Einfluss hier namentlich geltend. Einmal nämlich in dem beständigen Zurückgehen auf den ursprünglichen Naturzustand, sodann in dem Betonen der pädagogischen Interessen. Jenes findet sich besonders in der kleinen Schrift: „über die bürgerliche Verbesserung der Weiber“, in welcher die Gedanken seines Ehebuches erst zu ihrer vollen Durchführung gelangen. Wie Rousseau construirt er hier einen Naturzustand. Ein erster Mensch und ein erstes Weib werden gleichsam nebeneinander gedacht, allein mit sich und der Welt, beide in gleicher Vollkommenheit und gleicher Kraft, Arbeit und Mühen, Gefahr und Genuss teilend. Dort ward der erste Keim der Ungleichheit der Geschlechter gelegt. Das Weib, in dem Zustand Mutter zu werden, ward dadurch aus ihrer gleichberechtigten Stellung herausgedrängt. Eine Zeit lang schwach und hilflos, dann in der Sorge um ihren kleinen Liebling mehr auf das Sammeln von Vorräten, die Besorgung häuslicher Bequemlichkeit hingewiesen, trat sie dadurch die erste Stelle an den Mann ab, welcher den Vorsprung, den er einmal erlangt hatte, mit brutaler Gewalt ausbeutete und die ebenbürtige Genossin bald zur Gehülfin, Dienerin, Sclavin herabwürdigte und sich die Herrschaft ausschliesslich vorbehielt. Diese Entwicklung ist ganz im Rousseau'schen Geiste. Man kann noch mehr

sagen, sie wäre vor diesem gar nicht möglich gewesen. Sein Verfahren ist immer das gleiche. Er macht mit allen historischen Verhältnissen tabula rasa und geht zu einem idealen Zustand zurück, den er natürlich niemals als einen wirklichen annimmt, den er nur als Ausgangspunkt benutzt. So stellt er in seinem contrat social den Fürsten und das Volk auf eine Stufe der Gleichberechtigung, so denkt er sich den Vertrag geschlossen, welchen er als die Grundbestimmung des ganzen politischen Zustandes betrachtet. So nimmt er in seinem Émile einen Säugling, der losgelöst von allen wirklichen Verhältnissen nur seinem Erzieher übergeben ist, der mit ihm in einer Wüste wohnend gedacht, allein auf das unbeschriebene Blatt dieses kindlichen Gemütes die Schrift der geistigen Eindrücke zu setzen oder, man könnte noch richtiger sagen, darauf hervorzurufen hat. Hippels Entwickelung ist so sehr in dem Sinn des französischen Philosophen, dass dieser sie nicht anders gegeben haben würde, wenn er über die Ehe und das Verhältniss der Geschlechter sich in einer besondern Abhandlung ausgesprochen hätte; dass man glauben könnte, es wäre eine Uebersetzung aus dem Französischen, wenn man nicht das Gegentheil wüsste. Aber so sehr er darin sich als Jünger Rousseau's fühlen dürfte, so geht er in seinen Consequenzen denn doch weit über denselben hinaus. Es ist das Wort schon erwähnt, worin er ihn als Sonderling bezeichnet im Gegensatz zum Philosophen, wenn Hans Jacob den Mann den natürlichen Despoten seines Weibes nennt. Dass es in dem jetzigen Zustande vielfach so ist, das will Hippel freilich nicht in Abrede stellen. Nur das „natürlich“ bezweifelt er. Es ist aber nicht natürlich, im Sinne von naturgemäss, sondern im Gegenteil höchst unnatürlich, wenn es sich so verhält, die Pflicht eines sittlichen Fortschrittes vielmehr ist es, diesen eingerissenen Missstand zu beseitigen und einen dem ursprünglichen Naturzustande ähnlichen wieder herzustellen. Es muss anders werden, wie es ist, wenn es wieder so werden soll, wie es ursprünglich war. Und nun entrollt er ein Gemälde eines künftigen Zustandes, in welchem dem Weibe gegeben ist, was des Weibes ist, und siehe da, er enthüllt ein Zukunftsbild, wie es unsern kühnsten Verfechtern der Frauenemancipation noch als Idealbild vorschwebt, worin nicht nur zalreiche Gewerbe, das des

Conditors, Kochs, Schneiders, Friseurs vor allen, sondern auch die meisten gelehrten Berufszweige, die Medicin, das Lehrfach, selbst das der Geistlichen, des eigentlich nur forschenden Gelehrten, ja selbst des Politikers und Staatsmannes den Frauen offen stehen soll. Ja mit einer Uebertreibung, wie sie dem Schalk und Satiriker wol ansteht, will er den Frauen für alle diese Geschäfte die eigentliche Hauptfähigkeit zugestehen, so dass man mit Recht sagen möchte: was bleibt dann den armen Männern übrig! —

Aehnlich steht es mit der Erziehung. Er sagt darüber z. B.: Die Männer haben die Gewohnheit, über die Kinderzucht ihre Grund- und Ungrundsätze kund und zu wissen zu tun und in schönen Worten ihr Licht über die Wichtigkeit dieses Punktes leuchten zu lassen; allein auch hier ist unter anderm der Fall, wo die Weiber mehr tun als sagen. Hans Jacob selbst, der den Ton der Erziehung angab, welcher jetzt, wenn mich nicht Alles trügt, so ziemlich auch in Deutschland in Segen herrschend ist, wusste seine Theorie so wenig geltend zu machen, dass er seine eignen Kinder ins Findelhaus gab (ein schönes Philanthropin!); und da er bei fremden Kindern ebenso sehr den kürzeren zog — tut man ihm zu viel, wenn man behauptet, er habe nichts zu erziehen gewusst und seine schöne Theorie verraten und verkauft? Man sieht, dass er sich auch hier wieder die Hand frei hält und sich nicht bedingungslos dem Lehrer ergab, aber man fühlt doch auch hier wieder die Abhängigkeit von jenem. Auch hierfür zeugt, dass alle jene Stellen in dem Buch über die Ehe, welche über Erziehung handeln, erst nach seinem Rousseau-Studium fallen, und die bürgerliche Verbesserung der Weiber zält überhaupt zu seinen spätesten Schriften. Er bemerkt in jenem ausdrücklich, dass er kein Buch über die Erziehung schreibe, obwol Erziehung und Ehe so nahe verwandt seien. Aber er kommt doch sehr häufig darauf zurück. Wo sich irgend eine Gelegenheit bietet, lenkt er von dem allgemeinen Gebiet auf das Specielle herüber, preist sein Zeitalter, in welchem die Erziehung wieder zum Gegenstande gemeinschaftlicher Untersuchung gemacht sei, betont die ungeheure Bedeutung, die gerade darin für die ganze Entwickelung des menschlichen Geschlechtes liege, und oft genug geschieht es mit

directem Hinweise auf den Mann, den er als grossen Apostel der Erziehung oftmals verherrlicht. Da er kein Buch hierüber schrieb, so kam er nicht zu einer ausdrücklichen Auseinandersetzung mit Rousseau's Émile. Er hat dessen Lehren weder im Allgemeinen bekämpft, noch begünstigt, er wollte vielmehr die Erziehung seinen allgemeinen Theorien dienstbar machen, sie als Vorbereitung für den künftigen gedeihlichen Zustand der Menschheit betrachten. Aber den einen grossen Grundgedanken hat er von Rousseau doch acceptirt, nämlich den der Einfachheit und Naturgemässheit der Erziehung. Rousseau überträgt ihn namentlich auf die Ausbildung, indem er die Grundzüge eines wirklich anschaulichen Unterrichtes, die Vermittlung von Kenntnissen auf eine Weise darlegt, welche an die im Geiste der Kinder vorhandenen allgemeinen Begriffe sich wendend, aus ihm gleichsam erzeugt, was in ihm ist, weckt, was schlummert. Hippel lässt diese Frage auf sich beruhen, ihm ist der erziehliche Teil wichtiger und da kommt er denn zu einem Gemälde eines wahrhaft reformierten Unterrichtes, der beiden Geschlechtern gemeinsam zu erteilen sei, bis zum zwölften Jahre etwa, damit der Grundgedanke eines gemeinsamen Menschenberufes, einer gemeinsamen Arbeit im Dienste der Menschheit frühe in Allen gemeinsam erweckt werde und keine nach seiner Meinung unnatürliche Absonderung, eine Scheidung der Geschlechter bewirke, die den grossen und weisen Absichten der Natur zuwider, zum Nachteil des socialen Zustandes sich bemerklich machen müsse und leider sich so lange schon fühlbar gemacht habe. Diese Schilderung einer so gründlich umgestalteten Erziehungsmethode, sowie die Prüfung über ihre Möglichkeit oder Unrichtigkeit liegt uns hier nicht ob. Es kam nur darauf an, auch an diesem Punkt zu zeigen, wie Hippel sich an Rousseau in den Grundzügen anlehnt und wie viel er von seinen eigentümlichsten Gedanken den Anregungen jenes merkwürdigen Mannes verdankt, von dem er auch das schöne Wort sagt: Wenn ich erwäge, dass du wie alle edle Menschen nicht weisst, wo du dein Haupt hinlegest, und da dich dürstete, dir nichts gegeben ward, als Essig und Galle, so fällt mir der Spruch ein: Was ihr getan habt einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir getan.

Wir müssen noch der politischen Ansichten Hippel's gedenken. Dergleichen Gedanken haben ihn viel und oft bewegt. Häufig in jedem beliebigen Zusammenhange, wie das bei seiner Darstellungsweise so leicht möglich, kommt er darauf zurück. Das, was er an positiven Meinungen darüber vorbringt, deckt sich nicht mit den Ansichten seiner Zeit und konnte sich nicht damit decken. Denn damals war man über das absolutistische Regiment praktisch nicht hinausgekommen, obwol die aufgeklärten Männer, ich meine die wirklich aufgeklärten, nicht was sich im Sinne damaligen Aufklärichts mit Stolz so nannte, an der Richtigkeit und Dauerbarkeit desselben schon die ernstlichsten Zweifel hegten. Seine politischen Ideale waren Friedrich II. und Katharina II., die er in allen Tonarten, oft gleichzeitig preist. Gewiss waren diese beiden weit davon entfernt, an der Alleingültigkeit ihres Regimentes auch nur im Geringsten rütteln zu lassen. Aber sie standen doch mit den philosophischen Tendenzen ihres Zeitalters auf befreundetem Fusse und hatten beide in ihrer Art so bedeutendes vollbracht, dass es vollkommen begreiflich ist, dass sie den Blick eines Zeitgenossen völlig blenden konnten. Seinen eigenen Tendenzen entsprach ihre Regierungsweise durchaus nicht. Schon in einem grossen Gespräch der Lebensläufe stellt er in dem Vater und Herrn von G. zwei Disputanten sich gegenüber, welche über die Bedeutung der Monarchie ernsthaft mit einander in Streit geraten, indem Herr von G. eine aristokratische Regierungsform wünscht und jede Monarchie durchaus verwirft, während der Vater dafür ist. Da der Streit durch einen freundschaftlichen Compromiss beigelegt wird, mag es auf sich beruhen, was daraus sich für Hippel's eigene Meinung ergiebt, um so mehr, wenn man erwägt, dass Herr von G. ein curländischer Freiherr ist und Curland in jener Zeit noch das Paradies des landsässigen Adels war, welcher sich einer Freiheit, eines Einflusses auf die Regierung erfreute, wie nirgends sonst. Unzweideutig aber hat Hippel sich über diese Frage geäussert in jener schon obenerwähnten Schrift über Gesetzgebung und Staatenwol. Diese war auf ein dreibändiges Werk berechnet und sollte eigentlich als ein System der Gesetzgebungswissenschaft erscheinen. Sie ward nicht vollendet; was davon vorhanden ist, würde den ersten Band gebildet haben. Sie

erscheint vom Standpunkte jener Zeit in ihrer Art ebenso merkwürdig, als die beiden vorher erwähnten Schriften socialen Inhaltes, indem sie weit über das in jener Zeit Mögliche hinausgriff und die Grundlinien einer spätern Entwickelung mit sicherer Hand vorweg nahm. Weshalb es auch nicht Wunder nehmen kann, dass jene Zeit kein Verständniss dafür hatte und wie eine Recension, die darüber vorhanden ist, beweist, mit säuerlicher Miene an der Schale herumbeisst, statt sich in den Mittelpunkt seiner Gedanken zu versetzen. Wir beschränken uns hier auf die allgemeinen politischen Gedanken, weil man darin vor allen Dingen Rousseau wiederfinden wird.

Hippel lässt wie jener den Staat sich aus der Familie entwickeln, die Zweiheit der ehelichen Gemeinschaft wird zu einer Mehrheit der Familie, diese zu einer Vielheit eines Volkes. Dieses, wie die Familie im engsten Kreise, ist der ausschliessliche Träger der gesetzgeberischen Gewalt. Er sagt auch so, das Volk ist als solches grossmächtig, wie der Fürst. Das ganze Volk soll deshalb die Gesetze geben, nicht der Fürst, dieser ist dabei selbst Partei. Ueber den Akt der Gesetzgebung selbst freilich fehlt ihm noch die klare Anschauung. Man lebte noch vor der Zeit der constitutionellen Regierung. Bestimmter noch erscheint sein Verhältniss zu Rousseau, wenn er auf die monarchische Regierung zu sprechen kommt. Für Hippel ist das jüdische Königtum ein bedeutsamer Fingerzeig. Gott setzt dieses ein, daher seine hohe Autorität, in der es dasteht; aber er knüpft seinen Bestand an Bedingungen, die in dem Willen, dem allgemein übereinstimmenden Urteil des Volkes, — er gebraucht dafür auch den Ausdruck Volksseele — ihre Ueberwachung finden, und so erscheint das Königtum auch bei ihm auf einen Vertrag basirt. Hier trifft er mit dem contrat social wieder zusammen. Er geht dann Hand in Hand mit diesem zu der Ansicht weiter, dass der Vertrag nicht im Sinne eines bürgerlichen Vertrages zu fassen sei, sondern an einen Auftrag, ein Amt eher erinnere. Aber er bezweifelt Rousseau's weitere Meinung, dass die Freiheit des Volkes im geraden Verhältniss zu dem Wachstum desselben abnehme, denn er meint, in einem normalen Zustande müssten Hunderttausend so gut einen Willen haben können, als Zehntausend, und lehnt deshalb auch die Consequenz

ab, dass die Regierung bei wachsender Anzal des Volkes auch an Stärke zunehmen, d. h. äussere Stützen erhalten müsse, weil es hierbei wieder auf die Sitte, die Uebereinstimmung der Willen ankomme, und er verwendet gegen denselben dessen eigenes Wort, dass bei moralischen Grössen kein mathematisches Verhältniss Platz greife.

Echt rousseauisch ist nun wieder der Unterschied, den er zwischen Souverain und Regenten macht. Souverain ist der Gesammtwille des Volkes, Regent kann ein Einzelner sein, nämlich, wenn der Souverain einer Person die Ausführung der Souverainetät überlässt. Der Regent besteht durch den Souverain, er ist dessen Lehnsträger und an das Gesetz gebunden. Je nachdem ein Einzelner oder Mehrere zur Ausübung der Souverainetät bestimmt sind, ergiebt sich der Unterschied zwischen der Monarchie, Aristokratie oder Demokratie. Aber auch hier wendet er sich wieder gegen Rousseau, welcher meint, dass über den Vorzug oder die Zweckmässigkeit von dieser oder jener die Grösse oder Kleinheit der Staaten entscheide, worauf er teils durch die Betrachtung der antiken Verhältnisse, teils durch die der französischen Zustände geführt worden war. Philosophischer und dem leitenden Gedanken entsprechender kommt Hippel zu der Consequenz, dass ein Fortschritt der Monarchie durch die Aristokratie zur Demokratie mit dem stufenweisen innern Fortschritt der Menschheit von der Gebundenheit zur Freiheit stattfinden solle. Dem entspricht auch der geschichtliche Verlauf. Die ersten menschlichen Gesellschaften waren nur moralisch. Die erste Form einer wirklichen Regierung war monarchisch, und da in dem ersten Monarchen die physische Einheit gleichsam mit der moralischen zusammentraf, so glaubt man hier die Natur mit Händen greifen zu können. Dann folgt die Aristokratie, die schon dadurch ihre Bedeutung auch für die Monarchie beweise, dass die Monarchen selbst empfanden, wie zwischen ihrer Einzigkeit und der Pluralität des Volkes ein Mittelding, ein Band nötig sei, und der Hippel Würde und Bedeutung nicht absprechen will, unter der Bedingung, dass das Volk als Souverain selbst die höchsten Stellen besetze. Als das Letzte und Höchste erscheint ihm dann die Demokratie, wo jeder Bürger wert ist Fürst zu sein und mehr ist als ein Fürst, indem er nur den Titel eines solchen nicht führt,

und doch alle Eigenschaften der besten Fürsten besitzt. Der vorzüglichste Einwand dagegen ist, dass in diesem Falle der Souverain und Regent eine Person ausmachen, oder dass der Gesetzgeber auch zugleich die Ausübung der Gesetze bewirke. Indess auch dafür weiss er Rat, und giebt viele praktische Winke über die Ausübung der Regierung durch Commissionen, absolute Wählbarkeit aller Aemter und dergleichen. Ohne auf eine Kritik dieser Ansichten einzugehen, jeder fühlt das Utopische, das Idealistische dieser letzten Ansichten. Wann wird die Menschheit jemals so weit sein, dass jeder Bürger die besten Eigenschaften eines Fürsten besitzt? Indess kommt es darauf auch nicht an. Es ist ja bloss ein philosophischer Gedanke und Hippel lenkt auf den realen Boden selbst wieder zurück, wenn er zum Schluss sagt, keine Regierung an sich sei die beste, aber in jedem gegebenen Falle diejenige, welche den höchstmöglichen Grad der Veredlung der Untertanen bedinge und deshalb sie der höchstmöglichen Stufe der Glückseligkeit zuführe. Vom Souverain hängt es jedesmal ab, wie viel er dem Regenten anvertrauen wolle.

Es ist für unsern Zweck auch hier genügend, nachgewiesen zu haben, was Hippel von Rousseau gelernt hat und wie er sich zu ihm stellt. Ueberall findet man die Spuren von jenem, aber überall auch sieht man ihn selbständig weiterschreiten und die Keime eines jeden Gedankens zu eignen fruchtschweren Aehren werden. Man braucht damit noch nicht zu behaupten, dass jeder Gedanke, den Hippel erzeugt, an sich der Menschheit nutzbar geworden sei. Aber man wird doch den Reichtum seines geistigen Lebens darin anerkennen können, ja ich glaube nicht zu viel zu sagen, dieses müssen. Und jedenfalls wird man an diesem einen kleinen Beispiel einsehen, wie mächtig fremdes Gedankenleben hineinwuchert in das eigene, heimische, wie man viel mehr von aussen entlehnt, als es für gewöhnlich den Anschein hat. Und würde es sich nicht der Mühe verlohnen, auch sonst denselben Spuren nachzugehen? Die Literaturgeschichte will ja doch das geistige Leben eines Volkes erkennen lehren. Dieses aber besteht aus dem Zusammenwirken von Elementen, wie jedes organische, und Rousseau's Gedankenwelt ist für jene Epoche eines der bedeutsamsten, am weitesten hin spürbaren gewesen.

Analecten zur Preussischen Geschichte des 14. Jahrhunderts.

Von

Konst. Höhlbaum.

Den Archiven, aus denen ich im Laufe der Jahre das Material für das Hansische Urkundenbuch gehoben habe, verdanke ich einige neue Beiträge zur preussischen Geschichte, die hier Platz finden mögen. Man wird immer mehr dahin gelangen zu erkennen, dass die Geschichte des Ordens und der Städte in Preussen, die dem hansischen Kreise angehört haben, in so enger Gemeinschaft gegangen ist, dass der Charakter ihrer Bezüge in unzähligen Fällen derselbe, die Art ihrer Erscheinung und Aeusserungen identisch geworden ist. Es beruht demgemäss nicht auf einem Zufall, dass in den Archiven Materialien für die Deutschordensgeschichte und für die Geschichte der preussischen Handelsstädte bei einander zu finden sind. In beiden Richtungen werden die nachfolgenden Zeilen erwünschte neue Information vermitteln. Wenn ich die Rechnungen über die Preussenfahrt des Grafen von Hennegau hier mittheile, so muss ich vorausschicken, dass die Erwartungen, welche in diesen Blättern Band XIV. S. 671 an sie geknüpft wurden, sich nicht vollauf bestätigen: immerhin verdient der Bericht die Aufmerksamkeit der preussischen Lokalforschung.

I.

1. Preussenfahrten im 14. Jahrhundert aus Hennegau.

Es ist bekannt, dass seit der Errichtung des Hochmeistersitzes in Marienburg die Zahl der nach Preussen pilgernden Krieger eine stete

starke Zunahme aufweist. Die fürstliche Residenz in Preussen übt eben so sehr ihre Anziehung auf die erlauchten Herren der westeuropäischen Lande aus wie der Kampf gegen die Heiden auf die streitesmuthigen Ritter. Nicht zufrieden mit den Conflikten, die ihnen in ihren eigenen Territorien in ansehnlicher Menge erwuchsen, folgten sie dem Triebe nach höfischem Schaugepränge, das ihnen in der Residenz des ritterlichen Ordensstaates bereitet wurde, und dem Verlangen ihre kriegerische Kraft im Ansturm gegen einen wilden unbekannten Feind zu erproben. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts steht im Mittelpunkt aller Gestalten, die sich auf preussisch-litauischem Boden tummeln, diejenige des ruhelosen Böhmenkönigs aus dem luxemburgischen Hause. Der Zug, den König Johann unmittelbar nach Abschluss seiner Kämpfe mit Oestreich und Kaiser Ludwig im Januar des Jahres 1337 unternimmt, ist durch eine grosse Zahl von Theilnehmern aus fürstlichem Geblüte ausgezeichnet.[1]) Unter ihnen stehen an erster Stelle die Herren aus dem Hennegau, Parteigänger und Kämpfer in den bewegten englisch-französischen Verwicklungen der Zeit. Graf Wilhelm IV, zugleich Graf von Holland und Seeland und Herr von Friesland, tritt im Spätherbste des Jahres 1336 eine Fahrt nach Preussen an, die so wenig praktische Erfolge für die Vermehrung des Ordensbesitzes gehabt hat, wie sehr sie mit grossartigen Mitteln und mit einem ansehnlichen Aufwande kriegerischer Kräfte unternommen war.

Die Vorbereitungen, die der Graf von Hennegau für seinen unrühmlichen Kriegszug traf, werden durch die Rechnungen seines Schatzmeisters Johann von Leyden veranschaulicht. Sie befinden sich noch heute in dem alten gräflich hennegauischen Archiv zu Mons (Bergen) auf einer Pergamentrolle, die aus $3\frac{1}{2}$ Blättern zusammengesetzt ist, und lauten nach dem Abdruck in den Bulletins de la commission royale d'histoire de Belgique, tome V n. 2, 4me serie, den mir der Herausgeber Mr. Léopold Devillers, Direktor des genannten Archivs, freundlichst zur Verfügung gestellt hat, vollständig folgendermassen:

[1]) Vgl. Wigand v. Marburg, SS. rer. Pruss. II, 490.

Chest li comptes del argent rechut par Johannes de Leyden environ le saint Martin en yvier[2]) lan 36 pour le voie monsigneur de Zeolande en Prusse.

Rechiut pour le voie monsigneur le conte de Zelande vers Prusse: Des Lombars de Bavay[3]) par lettres monsigneur donnees au Kesnoit[4]) le mardy apres le toussaint lan 36[5]) a rendre de le pryere[6]) de se chevalerie 500 florins petis valant 25 lib. gros. De monsigneur Adan de Denaing par lettres monsigneur donnees au Kesnoit le mardy apres le toussaint, lesquels il doit reprendre a labbaye de Marchiennes,[7]) 500 florins de Florenche valant 25 lib. gros. De maistre Clais Mire le merkedy apres le toussaint[8]) au Kesnoit, liquel vinrent del abbe de Middebourg[9]) et de monsigneur Gossuin de Boshems, mil florins de Florenche valant 1 lib. gros. As Lombars de Mons par lettres monsigneur donnees au Kesnoit le samedy devant le saint Martin en yvier,[10]) a rendre de le subvention de le chevalerie monsigneur le conte de Zelande, mil florins pietres valant 1 lib. gros. A le ville de Valenchienes par le main Jehan de Curgies au Kesnoit le dymenche devant le saint Martin[11]) mil florins de Florenche valant 1 lib. gros. A maistre Henri de Joudoingne,[12]) lesquels il presta au jour saint Martin au Kesnoit 300 florenches valant 15 lib. gros. Des Lombars de Mons par lettres monsigneur donnees a Mons le mardy apres le saint Martin[13]) a payer de le subvention de le chevalerie monsigneur Guillaume 800 florenches valant 40 lib. gros. Des Lombars de Bavay par lettres monsigneur donnees a Mons le mardy apres le saint Martin[13]) a payer de le subvention de le chevalerie monsigneur le conte de Zellande, 200 florenches valant 10 lib. gros. De Jehan de Curgies par Willaume de le Cambre le mardy apres le saint Martin[13]) pour monsigneur de Boullant 8 lib. gros. Item rechiut par les mains Jan Saint Gillesone recheveur de Zuit-Hollande entour le toussaint[14]) lan 36 des Lombars de Dourdrez[15]) 18 lib. gros. De Herman Vinke 6 lib. 5 sol. gros. De le ville de Dourdrez 25 lib. gros. De Jehan Saint Gillesone recheveur de Zuit-Hollande 25 lib. gros. De Willaume le Custre bailliu de Senistelrelant[16]) 12 lib. 10 sol. gros. Item rechiut par les mains maistre Clais Mire entour le saint Martin des Lombars de Mallines,[17]) lesquels ils presterent, 2000 florins de Florence valant 100 lib. gros. De Jehan Rikier et Wautier le Cangeur a Mallines 2500 florences valant 125 lib. gros. De Menfroit le Lombart de Mont-Sainte-Giertrut[18]) 25 lib. gros. De Gilles de Windelnesse[19]) pour 1 accat, quil fist a monsigneur, 1250 florences valant 62 lib. 10 sol. gros. De Jehan Maleghys

[2]) 1336 Nov. 11. [3]) Bei Avesnes. [4]) Hennegauisches Schloss le Quesnoy nw. von Lille. [5]) 1336 Nov. 5. [6]) Die Bede. [7]) Zwischen S. Amand und Douay. [8]) Nov. 6. [9]) Wohl Middelburg auf Zeeland. [10]) Nov. 9. [11]) Nov. 10. [12]) Jodoigne südlich von Tienen (Tirlemont), zwischen Namur u. Diest. [13]) Nov. 12. [14]) Nov. 1. [15]) Dordrecht. [16]) ?. [17]) Mecheln, nicht deutlich zu lesen. [18]) S. Gertruidenberg bei Breda. [19]) Or. Wildelnesse.

125 florences valant 6 lib. 5 sol. gros. De Goidscalt Hevrcheynenf[20]) 6 lib. 5 sol. gros. De monsigneur d'Apcoude[21]) 1000 florences valant 1 lib. gros. De Gerart Heynenf recheveur de Nort-Hollande 12 lib. 10 sol. gros. De Gherart Bartoud bailliu de Medemblic[22]) 12 lib. 10 sol. De monsigneur Jehan de Poull(on) bailliu de Rynland[23]) 25 lib. De monsigneur Daniel de le Meruwede[24]) 25 lib. gros. De Henri Hevrediersone recheveur de Hevemenland[25]) et de Frize 10 lib. gros. Des Lombars de Zavelon le Conte[26]) 10 lib. gros. Des Lombars d'Oudewater[27]) 4 lib. gros. Des Lombars de Rotterdamme 60 sol. gros. De Ernoul de le Dorpe 6 lib. 5 sol. gros. De Rycwaerd le Zuede 50 lib. gros. De monsigneur Mayiu par Gossuin et Ommeselin 1800 florins valant 90 lib. gros. Summa de le recepte 983 lib. gros.

Rendage de cel argent. A maistre Clais Mire pour les despens monsigneur viers Prusse 3879 florenches 3 d. gros et 2 d. Hollande valant 193 lib. 19 sol. 3 d. gros 2 Holland. Item a lui, lesquels il trouvera en Prusse par Ricward le Mede 50 lib. gros. Item par Willaume de le Poulle pour faire les pourvance eu Prusse 10 lib. gros. Item a lui pour les despens a Couloingne 526 mars 7 sol. 2 d., le Florence pour 14 sol. 4 d., monte 22 lib. 10 d. gros 2 esterlins. Somme a lui 276 lib. 2 d. gros 2 mittes mains. Item par le recheveur de Zuit-Hollande a Clais Lompe delivret pour aucunes besoingnes pour les vins con envoja en Prusse, 51 lib. 17 sol. 7 d. Hollandois valant 6 lib. 9 sol. 8 d. gros 1 esterl. Item as maronniers pour les voitures des pourvances en Prusse 110 sol. gros. Item pour 3 last de bochoirs[28]) accates par Thioleman de Moilun et Clais Lompe 60 sol. gros. Item a 1 marchant pour vins accates par Thielliers et Clais Lompe 9 lib. 8 sol. 9 d. gros. Item a 1 autre marchant pour vins accates par Thielleman et Clays Lompe 35 lib. 12 d. gros. Item par Tiedemann Pappe et Jehan le Crudenare[29]) pour espesses envoijes en Prusse 24 lib. 5 sol. gros. Item pour les despens Clais le Hort pour aller en Frise, en Hollande et en levesquiet d'Utrecht pour argent et pour autre message envoyes pour chou meismes 6 sol. 3 d. gros 1 esterl. Item pour despens monsigneur de Zelande a Couloingne, quant il sen parti au matin, 14 d. gros. Item a Couloingne par monsigneur Ernoul de Herimes au poivre le hiraut en laywe dun chevau 5 sol. gros. Item a lostesse de Walkenstein pour 4 banieres batues et 2 cousues des armes monsigneur, que li contes de Jullier[30]) en porta viers lempereur, parmy les despens Jehan d'Artois 50 sol. 3 d. gros. Item le samedy devant le sainte

---

[20]) Ist unmöglich richtig. [21]) Hervorragendes Adelsgeschlecht, dessen Sitz bei Amsterdam in der Nähe des Horster Meers. [22]) Bei Amsterdam. [23]) Südwestl. von Bergen op Zoom. [24]) Merwede bei Dordrecht. [25]) Ohne Frage Kenemerland zu lesen, das mit Friesland gemeinsam verwaltet wurde; nördl. v. Haarlem. [26]) 'sGravezande südl. vom Haag. [27]) Zwischen Gouda und Utrecht. [28]) Bücklinge nach Devillers. [29]) So ist unfraglich für Cuidenare des Abdrucks zu lesen. [30]) Wilhelm V, zum Markgrafen und Fürsten soeben vom Kaiser Ludwig Aug. 21. erhoben, Böhmer, Regesten Ludw. n. 1785.

Katherine[31]) a monsigneur de Zelande pour offrir as 3 Rois[32]) et a 1 hiraut 17 d. gros. Item a monsigneur Gossuin de Boshem prestet, qui demora mallaude, 40 sol. gros. Somme 364 lib. 18 sol. 9 d. gros demi esterlin.

Ce sont chil qui ont pris wages[33]) pour le voie de Prusse avoech monsigneur de Zelande environ les octaves de le saint Martin[34]) lan 36, si leur paya on les wages de 70 jours et commenchierent li dit wage de chiaus de Haynnau le mardy et de chiaus de Hollande et de Braibant le mierquedy apres le saint Martin[35]) lan 36, hors mis chiaus doffisse a 3 chevau et a 2 chevau qui commenchierent le samedy devant le sainte Katherine:[31]) li contes des Mons[36]) pour 25 armures de fier; si commenchierent li wage le lundy jour des octaves saint Martin en yvier,[34]) 2000 florences valant 100 lib. gros par Jehan se clerc. Li sires d'Ercle[37]) pour 10 armures de fier cascun jour 10 sol. gros, valant pour 70 jours 35 lib. gros. Messires Henris d'Antoing pour 10 armures de fier cascun jour 10 sol. gros, valant pour 70 jours 35 lib. gros. Messires Ernous de Boullant pour partie de ses wages 10 armures de fier 43 lib. gros. Li castelains de Mons[38]) pour 10 armures de fier cascun jour 10 sol., valant pour 70 jours 35 lib. gros. Messires Henris de le Lecke et 1 compaingnon monsigneur Wigher de Mouement, Willaume de Ulst[39]) et Willaume de Bake escuyers pour 4 armures de fier cascun jour 4 florins, pour 70 jours valant 14 lib. gros. Messires Jehans d'Egmonde pour lui et Jehan de Heuister sen escuyer 2 armures de fier, si commenchierent chil wage le merquedy apres le saint Martin[40]) par le dit Jehan 7 lib. gros. Messire Ghisebrešk d'Apcode pour lui et Wautier de Zulen sen escuyer 2 armures de fier par Wautier de Hardenbicer[41]) 7 lib. gros. Messires Thieris de Brederode[42]) pour lui et Jehan de le Goude sen escuyer 2 armures de fier, si commenchierent chil wage le merquedy apres le saint Martin par Jakes de Grinberghen[43]) 7 lib. gros. Messires Gerars d'Emskerc[44]) pour lui et Henri d'Emskerc sen escuyer 2 armures de fier, si commenchierent li wage le dit mierquedy par Jakes de Grinberghen 7 lib. gros. Messire Willaume d'Auchorne[45]) pour lui et Thieri Dullart sen escuyer 2 armures de fier, si commenchierent chil wage le dit mierquedy 7 lib. gros. Messires Symons de Benthem[46]) pour lui et pour Estake sen escuyer

[31]) Nov. 23. [32]) Der Schrein der hl. drei Könige im Dom zu Köln mit ihren Reliquien, 1322 nach Vollendung des neuen Chors hinter dem Hochaltar beigesetzt. Vgl. Ennen, der Dom zu Köln. [33]) Sold. [34]) Nov. 18. [35]) Nov. 19. und 20. [36]) Gemeint ist doch wohl der Graf von Berg Adolph VIII, den Wigand a. a. O. dominus de Bergow nennt (was auf seine deutsche Vorlage hinweist, vgl. Hoenekes Reimchronik 31), die Vita Caroli IV (SS. rer. Pruss. II, 733) comes de Montibus; nicht Herzog Adolf IV, a. a. O. 490 Anm. 266. [37]) Herr Johann von Arkel. [38]) Nach Devillers a. a. O. 141, n. 1 Gerard d'Enghien, Herr von Havré. [39]) Hulst an der heutigen belgisch-holländischen Grenze nach Zeeland zu. [40]) Nov. 13. [41]) Hardenbicet Abdruck. [42]) Altes Adelsgeschlecht, Stammsitz Brederode bei Haarlem. [43]) Grimberghen bei Vilvoorden. [44]) Heemskerk. [45]) ?. [46]) Graf von Bentheim.

2 armures de fier 7 lib. gros. Messires Jakes de Benthem pour lui et Gerart de[47]) et sen escuyer 2 armures de fier 7 lib. gros. Messires Thieris de Macenosse[48]) pour lui et Clais de Nighevene[49]) sen escuyer 2 armures de fier 7 lib. gros. Messires Jehans de Ghistelle[50]) pour lui et Hellin de Matre sen escuyer 2 armures de fier, si commenchierent li wage le dit mierquedy 7 lib. gros. Messires Jehans de Lisservelles[51]) pour lui et Jehans Pesyt sen escuyer 2 armures de fier, si commenchierent li wage le mardy apries le saint Martin[52]) 7 lib. gros. Messires Ernous d'Arkel pour lui et Roelef de Dalem sen escuyer 2 armures de fier 7 lib. gros. Li sires de Cranendong[53]) pour lui et Renier de Cronbrugghe[54]) sen escuyer 2 armures de fier 7 lib. gros. Messiers Thieris de Wallecourt[55]) pour lui et Ghise de Helberghe sen escuyer 2 armures de fier 7 lib. gros. Messires Jehans de Levedalle et Jehan le Mol sen escuyer 2 armures de fier 7 lib. gros. Messires de Crayenhen pour lui et Jehan de le Berghe sen escuyer 2 armures de fier 7 lib. gros. Li sires d'Augimont pour lui et Jehan d'Opheym[56]) sen escuyer 2 armures de fier par le dit Jehan 7 lib. gros. Messires Jehans de Berlaymont[57]) pour lui et Broke de le Porkerie sen escuyer 2 armures de fier 7 lib. gros. Messires Rickiers Porchians pour lui et Jehan de Wastiues[58]) sen escuyer 2 armures de fier 7 lib. gros. Messires Jehans Scene pour lui meismes pour 70 jours par Jan Pouwels 70[59]) sol. gros. Messires Estievenes d'Ittre[60]) pour lui et Colart de Pottes[61]) sen escuyer 2 armures de fier 7 lib. gros. Messires Amelos de Warnans pour lui et Jehan de Warnans[62]) sen escuyer 2 armures de fier 7 lib. gros. Messires Ernous de Bachem[63]) pour lui et Oelich d'Audenreden[64]) sen escuyer 2 armures de fier 7 lib. gros. Messires Craie de Hostrat pour lui et Jehan de Craiehen sen escuyer 2 armures de fier 7 lib. gros. Messires de Prat pour lui et Arnd sen escuyer 2 armures de fier, si commenchierent li dit wage le mierquedy devantdit, 7 lib. gros. Messires Gilles de Quaterelberg pour lui et Symon de Holler sen escuyer 2 armures de fier par Jehan de Hophem 7 lib. gros. Monsigneur Warnier de Zualmes pour lui et Warnier de Ghusten sen escuyer 2 armures de fier 7 lib. gros. Messires Ernous de Herimes[65]) pour lui et Colart de Hembise sen escuyer 2 armures de fier 7 lib. gros. Messires Godeffroit de Vlodorp a le

---

[47]) Lücke nach Devillers. [48]) ? Von Maaseyk in Limburg? Oder von Messines südl. von Ypern. [49]) Wohl von Ninove südl. von Aalst zwischen Brüssel und Gent. [50]) Ghistelles bei Ostende: das Geschlecht war vielfach in Berührung mit den hansischen Kaufleuten in Brügge, vgl. Hanserecesse I, Hans. U.-B. I, II. [51]) Lisseweghe zwischen Brügge und Blankenberghe. [52]) Nov. 12. [53]) Cranendonck nahe bei Weert und Wavre. [54]) Wohl = Cronenburgh in SS. r. Pr. II, 763. [55]) Walcourt im Gebiete von Namur, zwischen Philippeville und Charleroi. [56]) Ophem bei Vilvoorden. [57]) Joh. Herr von Beaumont, Ohm des Grafen von Hennegau. [58]) Zeitweise im Besitz der Herren von Ghistelles. [59]) ? 7 ?. [60]) Bei Maastricht. [61]) van der Putten. [62]) Warnen, Warneton bei Ypern. [63]) Wohl Berchem (bei Antwerpen). [64]) Ist wohl zu lesen: Audenaerden. [65]) Herinnes bei Enghien.

pryere medame de Julliers[66]) pour lui et Coenseliin sen escuyer 2 armures de fier 7 lib. gros. Messires Zegher de Zuelmes pour lui et Hildegher Daedenkerc 2 armures de fier 7 lib. gros. Somme 461 lib. 10 sol. gros.

Oullefars de le Vere[67]) pour lui meismes pour 70 jours 70 sol. gros. Rasses de Liedekerke[68]) pour lui meismes pour 70 joures 70 sol. gros. Thieris de Pottes pour lui meismes pour 70 jours 70 sol. gros. Gerars de Pottes pour lui meismes pour 70 jours 70 sol. gros. Huon d'Asnoit[69]) pour lui meismes pour 70 jours et commenchierent li dit wage le merquedy devantdit, 70 sol. gros. Hawiel de Kievreng[70]) pour lui meismes pour 70 jours 70 sol. gros. Jehan de Quinchi pour lui pour 70 jours 70 sol. gros. Li clers d'Itrene pour lui meismes pour 70 jours 70 sol. gros. Ponches d'Ath[71]) pour lui meismes pour 70 jours 70 sol. gros. Willaumes li Keus pour lui meismes pour 70 jours et commencherent li dit wage le merquedy devantdit, 70 sol. gros. Rogier Raich pour lui pour 70 jours 70 sol. gros. Jan Henri Mariensenef[72]) pour lui pour 70 jours 70 sol. gros. Jehan de Groenevelt pour lui meismes pour 70 jours 70 sol. gros. Messires Estienes Mallyons capelain 2 chevaus et se vallant 50 sol. gros. Maistre Clais Mire parmy 1 chevau pour largent et 1 chevau pour Henri le clerc, 4 chevau 70 sol. gros. Jehans li Panetier pour lui parmy sen fier, 3 chevau 60 sol. gros. Jehan le Moilnair pour lui et 4 chevau 70 sol. gros. Rogiers de Faukemont[73]) pour 3 chevaux et 2 garchons parmy sen harnas 60 sol. gros. Sandrars d'Angheriel pour 3 chevau et 2 garchons parmy sen harnas 60 sol. gros. Jehan de Dronghele pour lui meisme 4 chevau et 3 garchons pour 70 jours 70 sol. gros. Hemric dou Ryn pour lui meisme pour 70 jours et commenchierent li wage le merquedy devantdit, 70 sol. gros. Willaume d'Eth pour lui 3 chevau et 2 garchons 60 sol. gros. Colart le Ridder pour lui 2 chevau et 1 garchon, 50 sol. gros. Colars de Hanon 3 chevau et 2 garchons parmy sen harnas 60 sol. gros. Jehennes l'uissier pour 3 chevau et 2 garchons parmy sen harnas 60 sol. gros. Godekin et Pietre le trompeur, 3 chacun, parmy leur harnas 60 sol. gros. Coppin l'uissier 2 chevau et sen varlet 50 sol. gros. A 2 corneurs, 2 chevau et 1 garchon 50 sol. gros. Maistre Henri le Mie 2 chevau parmy sen harnas et 1 garchon 50 sol. gros. Summa 93 lib. gros. Summe des waiges 554 lib. 10 sol. gros.

Item pour les despens Jehennet de Leyden alant dou Kaynoit le merquedy apres le saint Martin a[74]) tout largent vers Couloingne, si trouva a Mons Ponse d'Ath et Sandrart d'Angheriel pour aller avoeques luy dou commandement monsigneur Ernoul de Herimes, jusques a Hasselt[75]) a 6 chevaus, u nous trouvanmes

[66]) Johanna, eine Schwester von Gr. Wilhelm IV von Hennegau. [67]) ter Veeren Zeeland. [68]) In Reichsflandern an der Dendre. [69]) Hasnon im Hennegau bei St. Amand (Arras). [70]) Quiévrain bei Mons. [71]) Ath an der Dendre. [72]) Seneffe bei Brüssel. [73]) Fauquemont zwischen Maastricht und Achen. [74]) d. h. avec. [75]) In Limburg.

les gens monsigneur de Zeellande, ki fisent nos despens jusques a Couloingne, et de Couloingne alant parmi Oeinselin et Gossez a 4 chevaus revenir au Kaynoit. Si monta li somme de despens 15 sol. 6 d. gros.

Item le lundy apres le saint Audriu[76]) au Kaynoit dou commandement monsigneur delivret a Jehan de Curgies, ki en doit compter, 1200 florenches valant 60 lib. gros. Item delivret a monsigneur Mule de Binchsveyld[77]) dou comand[ement] monsigneur pour 1 keval, que mesires de Zeelande enmena, 60 sol. gros. Summa 63 lib. 15 sol. 6 d. gros. Toute somme dou rendaige 983 lib. 4 sol. 3 d. gros 1 esterlin. Et li recepte monte 983 lib. de gros. Ensi demeure ke on doit a Johannes de Le[y]den par che compte 4 sol. 3 d. de gros 1 esterlin.

Chis comptes fu fais en le presence monsigneur en se cambre, presens monsigneur Jaque de Maubuege,[78]) maistre H[enri] de Joudonne, monsigneur Villain, Bernart Royer, Pierre de Songnies et Jaquemart dou Molin, au Caisnoit, mardi apres le conception nostre dame[79]) lan 1336.

Che sont les gens darmes monsigneur d'Arcle: Li sire d'Arcle, messire Jehan de Huclein et ses escuyers, messire Clais d'Arcle et ses escuyers, Ottos de Zeelen, Arnd de Liesvel, Gossuin de Nuwensteyne, Melres Robius f[ils], Hubert de Godebertinghes.

Les gens darmes monsigneur Henri d'Antoing: Messire Henris d'Antoing, li senescaus de Haynnau,[80]) messire Nicoles d'Obrechicourt, Jehan de le Fosse, Oston de Louvignies, Estievenes dou Risoit, Gilles de Hellemmes, Camus de Doyon, Jehans li Ramonneres, Baudechons Mainnes.

Les gens darmes le castelain de Mons: Li castelains de Mons, li connestables de Flandres,[81]) Meliis ses freres, messire Gilles de Biaufort, Baudechons ses freres, Moriaus de Ladeffuers, Bouvelet d'Otignies,[82]) Frankine Nimelettes, Colin d'Escaussines,[83]) Huet de le Motte.

Les gens darmes monsigneur de Boullant: Li sires de Boullant,[84]) messire Loys de Gladebach, messire Thieris d'Argentil,[85]) messire Evrard d'Emenich, Ernoul de Bobbain, Alart de Ronberra, Rigaus de Melon, Bauduin de Saint-Servais, li canoinnes de Frechpont, Jakes Gringnart.

Ce sont li chevalier qui ont des dras monsigneur de Zelande sans wages: Li sires dou Ruels,[86]) li sires de Faingnuelles,[87]) messire Thieri de Henneffe, li sire de Raudenrode, messire Tristrans d'Oisi, messire de Potelles,[88]) li sire de Gommegnies,[89]) messire Gerart de Gommegnies, messire Florent de Heuister, messire Godef-

---

[76]) Dec. 2. [77]) Zwischen Mons und Charleroi. [78]) Maubeuge. [79]) Dec. 10. [80]) Devillers a. a. O. 140 weist als solchen nach: Gérard Herrn von Werchin und Longueville. [81]) Robert de Beausart, Herr von Wingles, a. a. O. [82]) Ottignies bei Brüssel. [83]) Ecaussines, unfern von Hal bei Brüssel. [84]) Renaud, a. a. O. [85]) Zwischen Lüttich u. Maastricht. [86]) Roeulx nordwestl. von Mons. [87]) d. i. Fagnolle, Devillers a. a. O. [88]) Wilhelm von Mortagne a. a. O. [89]) Wilh. von Jauche a. a. O.

troit de Huiseberghen, messire Baras de le Haye, messire Alars de Briffuel,[90]) messire Jehans Quatreniers, messire Herbers de Liesvelt.

Li ville de Couloingne presenta monsigneur de Zelande 4 tonniu de vin. Sen eurent messire Jehan Prelay de Normandie 1, messire Jehan de Leul de Bretangne[91]) 1, messire Gerart de Lauscrene 1, messire Wermi de Ghusten 1.

Mit diesem grossen Apparat setzte sich der Graf in Bewegung, während die Fourage, die für die späteren Tage bestimmt war, den Seeweg einschlug. Nachdem man in Köln eingetroffen und dort am 23. November den Reliquien der heil. drei Könige den Zoll der Ehrerbietung dargebracht, nimmt die Expedition ihren Weg nach Norden. Schon am 6. December wird die grosse Schaar der erlauchten Pilger, die sich inzwischen vermehrt hat,[92]) von den Bürgern Lübecks festlich empfangen: drei Tage genoss sie die Gastfreundschaft der Stadt, die seit Alters der Sammelplatz der Kreuzfahrer war, dann brach man nach Preussen auf,[93]) um dort zur rechten Zeit einzutreffen, die Klima und Gewohnheit für die regelmässigen Anfälle auf die Litauer festgesetzt hatten. Mit dem Böhmenkönig und dessen Gefolge vereinigt steht man im Februar in Preussen zur Attake bereit, allein die Witterung versagt ihren Dienst: die Sümpfe entbehren diesmal der Eisdecke, der Feind wird nicht erreicht, man kehrt um thatenlos, wie man gekommen ist.[94]) Die Kämpfer, die den Kampf nicht gesehen, verlieren sich in die Heimath.

Noch einmal im Jahre 1344 ist der Graf von Hennegau und Holland nach Preussen gezogen. Ausführliche Berichte über diese Reise sind bekannt.[95]) Zu ihnen erfahren wir aus den Mittheilungen des Herrn Devillers a. a. O., die aus den Kämmereirechnungen von Mons geschöpft sind, dass am Peter-Paulstage (Juni 29.) 1345 die Stadt ihrem Grafen bei der Rückkehr aus dem Ordenslande eine Pipe Rhein-

---

90) Briffueil, Hennegau, bei Tournay. 91) Bertangne Abdruck.

92) Vgl. SS. rer. Pruss. II, 491 Anm. 267.

93) Vgl. Lübische Chroniken I, 243. Detmars Bericht hat übrigens weder hier noch an einer andern Stelle denjenigen Zusammenhang mit dem Thorner Annalisten, welchen Strehlke bei der Ausgabe des letzteren (SS. rer. Pruss. III) angenommen hat. Eine neue Untersuchung ihres Verhältnisses thut Noth.

94) Vgl. SS. rer. Pruss. II, 491. 95) Ebd. 500 u. 742 ff.

wein im Betrag von 22 Pf. 19 Schill. 5 Pf., dazu zwei Fass Wein von St. Johann im Werth von 24 Pf. 3 Schill. 4 Pf. verehrte.

Später sind die hennegauischen Preussenfahrten mehrfach wiederholt worden. Die Kämmereirechnungen von Mons geben auch über sie Auskunft. Der belgische Gelehrte veröffentlicht a. a. O. aus ihnen noch folgende Eintragungen aus dem Rubrum „Ehrenwein“:

1354 Juni 29: „A monsigneur le senescaut de Haynnau,[96]) monsigneur Ansiaul de Sars et monsigneur Fastret de Bierlaimont, quant il revinrent de Prusse, pour 16 los 20 sol. t., a Willame Grignart et trois chevaliers, avoech cui il estoit, pour 8 los 10 sol., a monsigneur Jehan Couvet au revenir de ce voyage pour 12 los 15 sol., a maistre Pieron de Saint-Amand et monsigneur Estievene Maulion pour 8 los 10 sol.“

1387 Aug. 1: „A monsigneur d'Ostrevant pour 2 keuwes de vin a luy presentees, quant il revint de Prusse, 39 lib. 5 sol. 1 d.“

1390: „Pour 4 lots de vin de Biane[97]) presentes a messire Jehan de Floyon ou moi davril, quand il fu revenu de Prusse, 8 sol.“

1391: „Pour 4 los presentes a Gerart d'Escaussines le 12 jour de janvier, quil revint de Prusse, 9 sol. 4 d., pour 4 los presentet a monsigneur Jehan de Hordaing le 4 jour de fevrier, quant il fu a Mons au revenir de Prusse, 9 sol. 4 d.“

1392: „Pour 4 los de vin presentez a messire Jehan de Floyon le 18 jour de decembre, quil revint de Prusse.“

Nicht unwichtig sind diese Daten; das nähere über die Züge ergeben die preussischen Quellen.

Dem Gebiete der niederländischen Preussenfahrten gehört ohne Frage auch dieser Schuldschein, den ich in Brüssel copirt habe, an:

a) Petrus de Harschyvilla miles bekennt, dass der untengenannte die Schuldbürgschaft für ihn übernommen habe. — 1356 (in civitate Kungesberg in terra Pruscia sita, in die conversionis sancti Pauli) Januar 25.

b) Derselbe bekennt mit seinem Bürgen dem edlen Herrn Rupert von Namur, Herrn von [*so Mscr.*] Beaufort (Beyafors),[98]) dem Bürger Hartwich Betkonis zu Elbing 600 Goldstücke französischer Münze zu schulden, zahlbar dem Vorzeiger des Scheins zu Brügge im Hause Johann Wittens bis zum bevorstehenden St. Johannistag (Juni 24). — 1356 (in crastino conversionis sancti Pauli coapostoli) Januar 26. Königsberg.

Beide Urkunden im Reichsarchiv zu Brüssel, Urkunden von Namur n. 762 u. 763; 2 Originale mit Siegeln.

---

[96]) Johann Herr von Werchin. Devillers. [97]) d. i. von Beaune, a. a. O.

[98]) d. i. Robert Herr von Renay, Beaufort und Balastre, Bruder des Markgrafen Wilhelm I von Namur.

2. England und der Deutschorden.

Unter allen Beisteuern, welche der Deutschorden aus England empfangen hat, ist die Unternehmung des Grafen Heinrich von Derby, ältesten Sohnes von Herzog Johann von Lancaster, aus dem Jahre 1390 am meisten bekannt. Aber die Beziehungen zwischen Preussen und der britischen Insel sind, wie man weiss, älteren Datums. Ueberwiegend von den Städten und den Kaufmannschaften unterhalten, kommen sie doch auch frühzeitig den Stiftungen des Ordens zu gute. Eine Illustration gewährt die nachfolgende Urkunde, die den Abschriften der königl. Akademie der Wissenschaften von Urkunden zur Geschichte des deutsch-englischen Handels im 14. Jahrhundert (gefertigt 1853 von Reinhold Pauli) in der königl. Bibliothek zu Berlin entnommen ist.

König Eduard III von England bestätigt die von den Königen Heinrich III und Eduard I dem Deutschorden bewilligte Jahresrente von 40 Mark aus dem Exchequer. 1359 *Juni* 1. *London, Westminster.*

London, Record office, Rot. lit. pat. 33 *Edw. III. p. I,* 1.

Rex omnibus, ad quos etc., salutem. Sciatis, quod, cum celebris memorie dominus Henricus dudum rex Anglie proavus noster anno regni sui decimo nono[99]) intuitu Dei et pro salute anime sue et animarum antecessorum et heredum suorum concessisset pro se et heredibus suis magistro hospitalis sancte Marie Teutonicorum in Jerusalem et fratribus ejusdem hospitalis, quod ipsi et successores sui magistri et fratres ejusdem hospitalis imperpetuum perciperent singulis annis ad scaccarium suum pasche quadraginta marcas de dono suo, donec ipse vel heredes sui eisdem magistro et fratribus et successoribus suis providissent in aliqua certa terra competenti in Anglia; ac postmodum licet dictus proavus noster ex certa causa dictum redditum quadraginta marcarum annuarum adnullasset, clare tamen memorie Eduardus quondam rex Anglie avus noster volens dictam concessionem ipsius proavi nostri extunc continuari et eisdem magistro et fratribus graciam facere specialem pro salute anime sue et ejusdem proavi nostri et animarum antecessorum et heredum suorum per cartam suam concesserit pro se et heredibus suis eisdem magistro et fratribus et successoribus suis predictis quadraginta marcas singulis annis ad scaccarium suum pasche percipiendas, donec idem avus noster vel heredes sui eisdem magistro et fratribus vel successoribus suis providissent in aliqua certa terra, redditu vel ecclesiastico beneficio competenti in Anglia, prout per inspectionem rotulorum cancellarie ipsius avi nostri nobis constat: nos ob affectionem gratam, quam ad gloriosam virginem Mariam, in cujus honore dictum hospitale ut fertur fundatur, optinemus ac

[99]) 1234 Oct. 28 bis 1235 Oct. 27.

bonitatem et recreacionem, quas prefati magistri et fratres nostratibus per dictum hospitale transeuntibus sepius gratanter et benivole, ut plenius concepimus, ostenderunt, concessiones predictas acceptantes volumus et concedimus pro nobis et heredibus nostris, quod prefati magistri et fratres et eorum successores exnunc habeant et percipiant singulis annis ad scaccarium nostrum pasche quadraginta marcas, quousque ipsis ad valorem quadraginta marcarum annuarum in terra, redditu vel beneficio ecclesiastico in loco competenti duxerimus providendum. In cujus etc. Teste rege, apud Westmonasterium, primo die Junii. Per ipsum regem.

II.
Die preussischen Städte und Dortmund.

Westfalen und die Städte des Ordenslandes stehen in der hansischen Vereinigung, da sie sich fester zusammenschliesst, eng bei einander. Der Zug der Kolonisation hat die Gruppirung bestimmt und lebhafte Wechselbeziehungen zu allen Zeiten haben dies Verhältniss gefestigt. Man wird in den bevorstehenden hansegeschichtlichen Veröffentlichungen die Wege näher verfolgen können, die Mutter- und Tochterland zusammen gegangen sind. Hier theile ich aus dem Liber civium des Dortmunder Stadtarchivs Inscriptionen aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts mit zur Beleuchtung des intimen Verkehrs zwischen der ersten Stadt des westfälischen Landes und den ansehnlichsten Städten Preussens. Sie notiren die Respektsbriefe, die für die Bürger Dortmunds zur Einforderung von Gut und Nachlassenschaft ertheilt worden sind, und lauten, soweit sie sich auf Preussen beziehen, folgendermassen:

fol. 9b. Anno Domini 1313 mense Marcio promiserunt pro littera patente data Gotscalco filio domine Hekeken versus Elbingum videlicet Sifridus dictus Kronberg et Johannes de Mendene cerdo.

fol. 46b. Pro littera patente domini Arnde de Berswort in Culmine transmissa fidejusserunt Ecbertus de Werle, Henricus Rex, Johannes Espin et Lambertus Beye anno et die prescriptis. [1323 S. Viti, Juni 15.]

fol. 47. Pro littera patente Gertrudis de Vrolinne in Thorun transmissa fidejusserunt Johannes de Gamene, Ecbertus de Vreudeberge, Johannes de Linne in Campstrata, Hartlevus filius Thilemanni Lusci. Bonifacii martiris anno Domini 1326 [Mai 14.].

fol. 47. Anno Domini 1329 pro littera patente in Elbingo missa ex parte Arnoldi de Rinbeke fidejussit ipse Arnoldus et tres filii sui: Thilemannus, Arnoldus et Henricus, Thidericus de Bodenswincge et Thidericus de Gradu ac Everardus de Rinbeke.

fol. 47b. Anno Domini 1330 crastino Agathe [Febr. 6] pro littera patente pro Hermanno de Linne versus Elbingum transmissa fidejusserunt isti: Cristianus et Cesarius fratres de Henxtenberge, Johannes de Colonia et Goswinus de Unna tali forma, quod quidquid dampni vel adversitatis inde civitati provenerit, pro eo ipsi satisfacientes civitati respondebunt.

fol. 51b. De bonis, que Vrowinus Hoghemey emonet in Elbingo cum littera aperta civitatis racione Johannis Stalbiter defuncti in civitate Rigensi ex parte Sophie uxoris Henrici custodis in Hirroke, Gertrudis uxoris ejusdem Vrowini et Elizabet puelle sororum, quarta pars cedit civitati. Datum 1341.

Kritiken und Referate.

Alterthumsgesellschaft in Elbing 1879.

In der am 23. Januar c. abgehaltenen Sitzung der Alterthumsgesellschaft hielt Dr. Lissauer aus Danzig einen Vortag über die Schädel der alten Preussen. Veranlasst zu dem Vortrage wurde Dr. Lissauer von dem Vorsitzenden der Gesellschaft, Dr. Anger, welcher ihm im vergangenen Sommer mehrere Schädel des gemischten Gräberfeldes auf dem Neustädterfelde bei Elbing zur wissenschaftlichen Bestimmung zugesendet hatte. — In einer einleitenden Betrachtung entwickelte der Vortragende zunächst die allgemeinen Grundsätze der Methode, durch welche Gräberfunde ethnologisch bestimmt werden. Zunächst haben der Archäologe, der Historiker und der Anthropologe, ein jeder von seinem Standpunkte aus die Untersuchung zu führen und ihre Resultate ohne Rücksicht auf die etwa vermutheten Resultate des benachbarten Forschers darzulegen. Ein sicheres Gesammturtheil resultire aber erst aus der Uebereinstimmung der drei Forscher. Seine Aufgabe sei es nun gewesen, rein vom anthropologischen Standpunkte aus die Untersuchung zu führen. Die Anthropologie, eine Wissenschaft, die kaum 20 Jahre alt noch in der Entwickelung und Begründung ihrer wissenschaftlichen Principien begriffen ist, beschäftigt sich bis jetzt noch vorwiegend mit der naturgeschichtlichen Beschreibung der Schädel. Erst im Jahre 1858 ist in Göttingen die Methode der Schädeluntersuchung festgestellt und zugleich ein Masssystem vereinbart worden, welches in Deutschland fast allgemein angewendet wird, während Engländer und Franzosen nach anderen Principien verfahren. Zu absolut festen ethnologischen Resultaten ist man jedoch noch nicht gekommen, weil es noch sehr an gutem, typischem Material fehlt. Ziemlich reine Typen in Ost- und West-

preussen finden sich noch jetzt in Littauen und in der Kassubei. Der Vortragende hat Gelegenheit gehabt, sowohl viele Kassubenschädel als auch Schädel heidnischer Preussen aus dem Ende des vorigen Jahrtausend in der Kulmer Gegend zu messen. Die Resultate dieser Arbeiten und der wissenschaftlichen Bestimmung alter Schädel von Ostpreussen reichen schon jetzt aus, in den Schädeln vom Neustädterfelde eine bestimmte Stellung innerhalb der wissenschaftlich festgestellten drei Hauptklassen von Schädeln anzuweisen. — Der Anthropologe betrachtet den Schädel zunächst von verschiedenen Seiten und beschreibt die Scheitelansicht, die Seitenansicht, die Hinterhauptsansicht, die Vorderhauptsansicht und die Ansicht der Basis des Schädels. Schon aus diesen verschiedenen äusseren Grundformen ergeben sich durchgreifende Unterschiede. Dann beginnt die eigentliche Schädelmessung. Hierbei kommt es sehr wesentlich auf eine bestimmte Horizontalstellung des Schädels an, die bis jetzt allerdings noch nicht von allen Forschern in übereinstimmender Weise gewählt wird. Das erste und wichtigste Maass ist der sog. Horizontalindex, eine Verhältnisszahl, welche das Verhältniss der grössten Breite des Schädels zur grössten Länge desselben in Procenten ausdrückt. Darnach theilt man die Schädel ein in dolichocephale (Langschädel) mit einem Index von 69—73, in mesocephale mit einem Index unter 74 und in brachycephale (Kurzschädel) mit einem Index von 80—84. Nun zeigen die 13 vom Neustädterfelde herstammenden Schädel einen Horizontal-Index von 74,8; sie sind also mesocephal, jedoch mit einer starken Hinneigung zur Dolichocephalie, denn 5 (38,4 %) sind dolichocephal, 6 (46,1 %) mesocephal und 2 (15,3 %) brachycephal. Mit diesem Index stimmen auch die von verschiedenen Forschern für die Schädel der lettischen Völkerschaften gefundenen Zahlen überein. Nach Virchow ist der Index der Lettenschädel 74,6; die Schädel von Liebenthal bei Marienburg haben einen Index von 75,3; 30 Schädel von Kaldus einen Index von 74,79. Auch das Verhältniss, in welchem die Schädel von dem Neustädterfelde auf die verschiedenen Gruppen sich vertheilen, ist fast dasselbe bei den Schädeln der alten Preussen; denn 50 Procent sind hier mesocephal, 37 Procent dolichocephal, 13 Procent brachycephal. Hiernach also muss man die Schädel vom

Neustädterfelde zu der lettischen Völkergruppe, zu welcher auch die Preussen gehörten, rechnen. Bestätigt wird dieses Ergebniss durch den Höhenindex (Verhältniss der grössten Breite des Schädels zu seiner grössten Höhe); die Elbinger Schädel haben einen Höhenindex von 74,0, die von Kaldus einen solchen von 74,2. Auch der Nasenindex (Verhältniss der Breite der Nase zur Länge) und der Orbitalindex (Verhältniss der Breite zur Länge der Augenhöhle stimmen mit den für die lettischen Völkerschaften gefundenen überein. Von rein kraniologischem Standpunkte aus kommt daher der Vortragende zu dem Ergebniss, dass die Schädel vom Neustädterfelde nur der lettischen Völkergruppe zuzurechnen seien. -- Von archäologischem Standpunkte aus scheint ihm das verhältnissmässig häufige Vorkommen von Silber noch auf das Ende der älteren Eisenzeit (5. Jahrhundert) und später hinzuweisen. Die Gothen könnten in diesem Falle garnicht in Frage kommen, weil sie um diese Zeit selbst nach der Annahme, dass sie jemals am Haffe zwischen Weichsel und Pregel gewohnt haben, längst nach Süden gewandert waren. — Nach einer längeren Debatte legte der Vorsitzende, Dr. Anger, vor: 1) mehrere vom Obertertianer Volkmann geschenkte Münzen; 2) eine von Director Frank zur Ansicht eingeschickte römische Münze; 3) eine von Lehrer Boldt verfasste kleinere Abhandlung über „Inschriften, wie sie an Gebäuden in Elbing noch im April 1878 erhalten waren"; 4) vier Münzen spanischen Gepräges von Kaufmann Haarbrücker; 5) zwei mit Reliefs geschmückte Ziegelsteine, welche in der Petersiliengasse in Danzig 10 Fuss tief in der Erde im vergangenen Jahre gefunden worden sind. Dieselben rühren, wie Dr. Lissauer bemerkte, nach dem Urtheil des Dr. Lessing in Berlin aus dem 16. Jahrhundert her, was sich aus der künstlerischen Behandlung der Formen, wie sie die Renaissance bei ihrem Vordringen nach Norden erzeugte, ergiebt (Geschenk von Lehrer Papke); 6) ein Buch von 1743 und eine Urkunde von Herrn Fichtmann. — Darauf machte der Vorsitzende noch mehrere Mittheilungen über die neuesten mit der Trusofrage im Zusammenhange stehende Nachforschungen. Sowohl auf dem Fischervorberge (Grundstück des Kaufmann Haarbrücker), als auch am östlichen Ende der Junkerstrasse (Grundstück des Herrn Seidlitz) sind Funde gemacht

worden, welche mit den bisher bekannten wesentlich übereinstimmen. Ferner ist ein zweites Pflaster unter dem jetzigen noch in der Wasserstrasse gefunden worden. — Zum Schlusse theilte der Vorsitzende mit, dass er vom 1. Januar ab die Beaufsichtigung und Ordnung des städt. Museums übernommen habe und dass er an dem ersten Sonntage jedes Monats von 11 bis 1 Uhr Vormittags dem die Sammlung besuchenden Publikum über die einzelnen Gegenstände Aufschluss zu geben bereit sei.

[Elbing. Ztg. 1879. No. 27 (Beil.)]

In der am 20. Februar abgehaltenen Sitzung hielt Dr. Kausch einen Vortrag über „Schliemann's Ausgrabungen in Mykenai". Nach einer eingehenden topographischen Beschreibung der uralten in Argos gelegenen Stadt gab der Vortragende eine Uebersicht über die zum Theil der Sage angehörenden historischen Ueberlieferungen. Mykenai war der Sage nach eine Gründung des Perseus, Sohnes des Akrisios und später der Sitz der Pelopiden. Nach der dorischen Wanderung sank die uralte, mächtige Königsstadt zum Range einer kleinern Provinzialstadt herab und wurde im Jahre 468 v. Chr. von den Argivern zerstört; nur die Akropolis blieb unversehrt. Pausanias, ein Zeitgenosse Hadrians, beschreibt noch ansehnliche Ueberreste der Stadt, das Löwenthor, die Schatzkammer des Atreus, die kyklopischen Ringmauern und sagt, dass sich dort auch die Gräber des Atreus, des Agamemnon und seiner mit ihm gemordeten Gefährten befinden. — Hier hat Schliemann im Jahre 1876, also 3 Jahre nach Beendigung seiner Arbeiten auf Hissarlik, den Spaten eingesetzt; er fand auch ein zweites Schatzhaus, die Agora, auf derselben 5 Gräber und ausserhalb des Marktes noch ein Grab. In den obersten Schichten fanden sich Münzen, Scherben und Baureste aus der makedonischen Zeit, darunter Funde aus der älteren historischen Epoche und in den tiefsten Schichten die kostbaren Zeugen der heroischen Zeit. — In den Gräbern wurden im Ganzen 15 Leichen von Erwachsenen und die Spuren von Kinderleichen gefunden. Der Vortragende beschrieb nun die Gräber, die Lagerung und Beschaffenheit der Skelette und staunenswerthe Fülle von Juwelen, goldenen, silbernen und ehernen Beigaben. Von besonderem Interesse sind die goldenen Masken, die reichverzierten Diademe, goldenen Brustplatten u. Herrscher-

stäbe. Zahlreich waren die mit Gold überzogenen Holzknöpfe und goldenen Blätter, merkwürdig die aus Gold gearbeiteten Löwengestalten, Tintenfische, Nadeln, Gemmen, Tempel, Wagen und Vasen. Das Gesammt-Gewicht aller aus Gold bestehenden Funde kommt dem von 5000 Sovereigns gleich. Schliemann glaubt nun, hier die Gräber des Atreus, des Agamemnon und seiner Gefährten des Eurymedon, der Kassandra und deren Zwillinge und der Electra aufgefunden zu haben, also die Gräber, welche einst dem Pausanias gezeigt wurden. Die moderne wissenschaftliche Kritik hält diese Ansicht dagegen für verfehlt. Sie erkennt die hohen Verdienste Schliemann's um die Erweiterung und Bereicherung unserer Kenntnisse der heroischen Culturverhältnisse bereitwillig an, giebt zu, dass die in Mykenai aufgefundenen Gräber nur die Leichen hoher fürstlicher Personen enthalten, aber sie leugnet zunächst, dass diese Gräber aus der Zeit des trojanischen Krieges herrühren könnten. Bis zur dorischen Wanderung (1104) herrschte in Mykenai allerdings ein mächtiges Königsgeschlecht, aber dieser Herrschaft machte die dorische Wanderung ein Ende. Die vertriebenen Einwohner setzten nach Asien über und erkämpften sich dort neue Wohnsitze. Homer's Gedichte enthalten nur einen dichterischen Niederschlag dieser Kämpfe. Die Erinnerung an das einst so mächtige Königsgeschlecht der Atreiden wurde in diesen Kämpfen wieder lebendig und floss in die dichterische Gestaltung der homerischen Gedichte ein. Daraus folgt denn, dass zu der Zeit, als der sog. trojanische Krieg geführt wurde, das Geschlecht der Atreiden schon längst ausgestorben war. Der Umstand ferner, dass in Mykenai nur die Leichenbestattung vorkommt, lässt auf eine andere Zeit als die von Homer geschilderte schliessen. Auch die Kunstweise der Artefacte zeigt so viel Anklänge und Hinweisungen auf orientalische, speciell egyptische und phönikische Einflüsse und so wenig griechischen Charakter, dass man in Erwägung des bekannten uralten und durch die ältesten Einwanderungen nachweisbaren Zusammenhanges Griechenlands mit dem Oriente genöthigt wird, die Schliemannschen Gräberfunde einer früheren Zeit als der Zeit des sog. trojanischen Krieges zu überweisen. Sie gehören der Epoche vor der dorischen Wanderung an. Durch dieses Resultat der wissenschaftlichen Kritik dürften die

Schliemann'schen Funde an Bedeutung eher gewonnen als verloren haben. — Zum Schlusse gab der Vortragende eine kurze Uebersicht über das Leben des Entdeckers. — Nach einer längeren Debatte legte der Vorsitzende vor: 1) eine Bibel von 1690; 2) mehrere Münzen (eingesendet von Fräul. Leeder); 3) ein Steinbeil, gef. in einem Torfbruche bei Möskenberg bei Elbing (Geschenk von Herrn Gustav Janzen); 4) einen eisernen Pfeifenkopf (Eigenthum des Schlossermeisters Joh. Kolberg); 5) Führer durch die anthrop. Sammlung der naturforschenden Gesellschaft in Danzig 1878 (Geschenk); 6) Sitzungsbericht der Alterthums-Gesellschaft „Prussia“ zu Königsberg i. Pr. vom November 1877—78; 7) Zwei Sitzungsberichte der Berliner Gesellschaft für Anthropologie (12. April und 18. Mai 1878); 8) Zeitschrift für Museologie und Antiquitätenkunde von Dr. Graesse. [Elbing. Ztg. 1879. Nr. 48 (Beil.]

In der am 20. März c. abgehaltenen Sitzung hielt Buchhändler Meissner einen Vortrag über die von Prof. Grewingk in Dorpat aufgedeckten und untersuchten „Steinschiffe von Musching (Wella-Laiwe oder Teufelsböte Kurlands)“. — Unter den prähistorischen Steingrabmälern nehmen die Steinschiffe Kurlands wegen ihrer eigenthümlichen Form unser ganz besonderes Interesse in Anspruch. Unter einem 4 Fuss hohen, 60 Fuss langen und 20 Fuss breiten über der Erde nur wenig hervorragenden Steinhaufen fanden sich Steinsetzungen, welche die Formen zweier Schiffe deutlich erkennen liessen. Die Länge der hintereinander gestellten Schiffe betrug 25—40 Fuss, die Breite 18—14 Fuss. Sie waren von N.-W. (Steuerende) nach S.-O. (Spitze des Schiffes) gerichtet. Man konnte den Bord der Schiffe, die Ruderbrücke, Ruderdolle und das Deck deutlich erkennen. Ein Granitblock in der Mitte des Schiffes deckte zwei Steinkisten zu, in jeder derselben stand eine rohgearbeitete mit Asche und Knochenresten gefüllte Urne. Der Mast war nicht angedeutet. — In Kurland sind bis jetzt sieben solcher Steinschiffe gefunden worden. — Die Vergleichung mit dem an Gestalt ganz ähnlichen Schiffe aus dem Nydamer Torfmoore und mit den zahlreichen in Schweden gefundenen Steinschiffen führt zu dem Resultat, dass die Kurländischen Steinschiffe nicht den Finnen, sondern den Swear zuzuschreiben sind. Die eigenthümliche Bestattungsweise zeigt auf ein seefahrendes Volk hin;

der Todte macht in seinem Schiffe gleichsam seine letzte Reise. Die in den Steinschiffen Schwedens aufgefundenen Schmucksachen und Münzen weisen diese Steingräber in die ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt.

Nach Verlesung des Protokolls theilte Dr. Kausch mit, dass Prof. Adler im Mai 1878 die Ausgrabungsstätten in Mykenai und die Schliemann'schen Funde genau besichtigt und zu dem Resultate gekommen sei, dass die Burggräber älter als die ausserhalb der Burg gelegenen Kuppelgräber seien, welche letztere Schliemann fälschlich für Schatzhäuser gehalten habe. Erstere könne man den Persiden, letztere den Atriden zuschreiben. Jene zeigen die grösste Uebereinstimmung mit den Karischen auf Cypern, Rhodos und Kreta gefundenen Gräbern (Leichenbestattung, Mitgabe von Waffen und Schmucksachen), diese dagegen mit den in Lydien (dem Vaterlande des Pelops) aufgedeckten Gräbern. Sollte dieses Resultat sich bestätigen, so würden die Schliemann'schen Funde an Bedeutung wesentlich gewinnen.

Darauf hielt Dr. Anger einen Vortrag über Elbinger Pestordnungen aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert. Nach einem kurzen Hinweise auf die in diesem Jahre drohende Pestgefahr theilte der Vortragende den Inhalt der von dem Elbinger Physikus Barth. Calkreuter im Jahre 1564 herausgegebenen „Ordnung der Preseruation, wie man sich gegen die erschreckliche Seuche der Pestilentz verwahren soll" mit. Die Schriften von Neefe 1601, Bochmann 1620, die auf Befehl des Elbinger Rathes herausgegebenen Pestordnungen von 1629 und 1656, sowie die letzte Pestordnung von 1708 (mit Zulass des Hochw. Rathes und der königl. Stadt Elbing, aufgesetzt durch Ihre medicos ordinarios) enthalten im Grunde nichts anderes, als was in Calkreuter zu finden ist. Wirklich interessante und von einem Augenzeugen herrührende Aufzeichnungen besitzen wir dagegen in der Schrift von Manasse Stöckel, Danzig 1710. Derselbe war 1708 in Thorn und 1709 in Danzig Chirurgus. Er berichtet uns, dass im Jahre 1708 in Thorn 4000, im Jahre 1709 in Danzig 24,531 Menschen an der Pest gestorben seien (vom 31. August bis 7. September 2205). In Thorn sei die Pest bösartiger gewesen als in Danzig, weil dort fast gar keine Vorkehrungen getroffen und die Pestangst eine ausserordentlich grosse gewesen sei;

in Danzig dagegen seien Dank der Fürsorge der Obrigkeit Tausende gerettet worden. Stöckel hat in den ersten Stadien der Krankheit oft mit Erfolg ein einfaches Brechmittel angewendet. Wenn aber die Sterbdrüse, d. h. ein tiefliegender bubo sich erst gebildet, dann sei der Tod jedesmal eingetreten. — Die Elbinger Pestordnungen empfehlen: Gottvertrauen, Reinhaltung der Gassen und Häuser, Reinigung der Luft durch Feuer, Räucherungen mit Kaddig, Kiefern, Eichenlaub und Bernstein, Mässigkeit im Essen und Trinken, und warnen vor Pestangst, Zorn, Anstrengung des Leibes, Berührung mit Pestkranken, Genuss von gewissen Fischen, z. B. Aalen, Weissfischen, Karpfen, Schleien, Quappen, vor Gänsefleisch, Milchspeise, Glumse, Pilzen, rohem Obst, Schwämmen, Genuss von trübem Weine oder Biere, Einathmung der Pestgerüche u. dergl. Als Präservativ gegen letztere empfehlen sie: „Zitwar in den Mund zu nehmen", Angelicawurzel, Citronen-Pomeranzenschalen. Was die Curation anbelangt, so halten sie Aderlass für bedenklich, ja oft für schädlich; Schröpfköpfe dagegen wollen sie zulassen. Besonders empfehlen sie, den Kranken zum Schwitzen zu bringen. Die Carbunkel und Bubonen sind zur maturation zu bringen und dann aufzuschneiden. Als Pflaster empfehlen sie „8 Loth Sauerteig, 1 Loth Senf, 1 Loth Vitriol und 2 Quentchen Pulver von Goldwürmern", — oder „Gänsemist mit Scorpion-Oel und Königskerzenkraut-Saft."

Der § 14 der Verordnung von 1708 lautet: „Was die Amuleta betrifft, so sind solche abergläubisch und natürlich; von jenen heisst es: wie du gläubest, so geschieht dir; die natürlichen aber, als Arsenicum mit Kampfer, Kröten, die Edelgefeir Jaspis, Hyacynth und der hochgepriesene Saphir, die grosse Wegebreit-Wurzel, eine Haselnuss mit Quecksilber gefüllt und bei sich getragen u. a. hält man in ihnen wehrt. Das beste Amuletum soll dieses sein: A Domino salus mea.

In § 15 wird die Frage ventilirt: ob die Flucht zur Präservirung nöthig und ob sie zu ergreifen vergönnt sei. Die Herren Theologi haben nach langem Streit die Flucht approbirt und festgesetzt, dass nemlich ein Christ mit gutem Gewissen aus einem Ort, wo die Luft inficirt oder contagiöse Krankheiten grassiren, fliehen könne; Medice aber dieses zu beantworten heisst es: Mox, Longe, Tarde, Cede, Recede,

Redi, d. h. willst du fliehen, so geschehe es bald, gehe weit und komme langsam wieder zu Hause.

Nach dem Vortrage wurden vorgezeigt: 1) drei französische Münzen von 1793, 2) zwanzig bemalte Glastafeln aus einem Gartenhause (Lange Niederstrasse) welches einst der Silberschen Familie gehörte. Die meisten Scheiben stammen aus dem Jahre 1737 her. Dieselben sind einst von Freunden des Silber'schen Hauses wahrscheinlich beim Bau des Gartenhauses geschenkt worden (Geschenk). [Elb. Ztg. 1879. No. 74.]

Alterthumsgesellschaft Prussia in Königsberg 1878.

Sitzung den 20. September 1878. Der Vorsitzende Dr. Bujack berichtet, dass zu der am 12. bis 14. August in Kiel tagenden Generalversammlung des deutschen anthropologischen Vereins folgende auf das prähistorische Samland bezügliche Sendungen erfolgt sind: Eine prähistorische Karte Samlands im Massstabe von 1: 100,000, ausgeführt von Hauptmann v. Bönigk und begleitet von einem Fund-Katalog in Form eines grossen Tableaus. An der Bearbeitung des in der Prussia befindlichen Materials hatte sich Dr. Bujack betheiligt. Zur Illustrirung dieses archäologischen Materials waren noch mehrere Serien Schmuckgegenstände, auf Tafeln angeordnet, beigefügt, für deren Auswahl die Berücksichtigung der typischen Formen aus dem älteren Eisenalter, d. i. etwa dem letzten Jahrhundert v. Chr. und den ersten 3 Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, der leitende Gesichtspunkt gewesen war. Das Material der Schmuckgegenstände war Bronce, Eisen, Glas, verglaster Thon, Bernstein, besonders zahlreich war die Auswahl der broncenen, geringer die der eisernen Gewandnadeln und der broncenen Haarnadeln, welche letztere überhaupt selten, noch dem Broncealter angehören mögen. Wie die Gewandnadeln, so haben auch die Perlen aus Glas, verglastem Thon und Bernstein — die ganz rohen Bernsteinperlen, weil sie bei dem fein bearbeiteten Bernsteinschmuck in der Regel nicht gefunden werden, blieben ausgeschlossen — durch ihre Schönheit und Mannigfaltigkeit auf der Kieler Versammlung, nach einer freundlichen Benachrichtigung von J. Mestorf, grosses Interesse erregt. Auch die von Hauptmann v. Bönigk im Massstab von 1 : 500 nach seinen Aufnahmen angefertigten Modelle (gegossen in der Fabrik von Eckardt) von 4 samländischen Schlossbergen (dem grossen Hausen bei Germau, dem kleinen Hausen bei Wilhelmshorst, dem Hausen bei Kraxtepellen und dem Pillberg bei Plinken) und von zweien des Bartener Landes (des bei Wehrwilten, Kr. Friedland, und bei Engelstein, Kreis Angerburg) haben bei der Vorlage auf der Kieler Versammlung, nach Mittheilung des Proffessor Pansch, erfreuliche Anerkennung gefunden.

Angekauft wurde ein ausserordentlich sauber bearbeitetes durchlochtes Beil aus Diorit, ausgepflügt bei Papputschinen, Kreis Wehlau.

Zu den Sammlungen der vereinzelt gefundenen Steingeräthe, der Grabalterthümer, der Funde auf Schanzen heidnischer Zeit, zur Münzsammlung und Bibliothek wie zur Waffensammlung neuerer Zeit hatten Geschenke eingesandt: 1) Gutsbesitzer Leitner zu Kallinowen, Kreis Lyck, einen Keil aus Hornstein mit beschädigter Bahn, gef. in Sarabowen bei Kallinowen. 2) Gutsbesitzer Reiter zu Pietraschen, Kr. Marggrabowa, einen daselbst gefundenen, schön bearbeiteten Keil aus Feuerstein. 3) Brauereibesitzer Rudczick in Lyck ein durchlochtes Beil aus Diorit, gef. in einem Bruch zwischen Lyck und Mylucken am Haleck-See. 4) Major Beckherrn in Rastenburg die Spitze eines Feuersteinsplitters in dreieckigem Durchschnitt zu einem Pfeil oder einem Messer gehörig, gefunden in einem Hügelgrabe mit Urnen bei Neu-Jucha, Kr. Lyck. 5) Rektor Gerss in Lötzen eine bunt gemusterte Urne, gef. 1854 beim Bau der Lötzener Chaussee bei Gr. Wronnen, Kr. Lötzen. 6) Rittergutsbesitzer Grinda auf Gr. Wronnen, Kr. Lötzen, den grossen Stiel eines broncenen Gewandhalters, gefunden 1872 in einem Bruch beim Torfstechen bei Gr. Wronnen. (Trajans-Fibel nach Sadowski). 7) Gymnasiast Wien eine Bernsteinperle, gef. bei Gaffken, Kr. Fischhausen. 8) Gymnasiast Eberhard v. Stutterheim folgende Funde aus 3 Gräbern bei Gr. Waldeck, Kr. Pr. Eylau, von denen eines unversehrt und 2 schon zerstört waren. Das unversehrte Grab zeigte einen Steinkreis von 0,50 m im Durchmesser und die Spuren eines Leichenbrandes. In demselben lagen in 0,80 m Tiefe zwei kleine Urnen, die eine mit, die andere ohne Verzierungen, daneben 2 rechteckige Beschläge eines Gürtels, aus doppelten Platten von Bronce bestehend und mit kleinen Löchern an den Ecken versehen, damit diese metallenen Schlussstücke auf die Enden eines Ledergürtels aufgesetzt werden konnten. Ferner ein seltsames Stück, für das der Berichterstatter noch kein Analogon kennt, es ist einer Barre zu vergleichen, die an dem schlecht erhaltenen Ende aus Eisen besteht, an dem wohlerhaltenen, stärkeren Ende Bronce zeigt. Die Länge der ganzen Stange beträgt 15,5 cm, das broncene Ende, 15 mm im Durchmesser, ist das dickere und zeigt im Durchschnitt ein Fünfeck. Ferner lag dabei eine eiserne Lanzenspitze ohne Grat und ein sehr sauber gearbeiteter Spinnwirtel aus Thon. Auf demselben Acker enthielt ein zerstörtes Grab Reste einer broncenen Armbrustfibula und zwar den federnden Cylinder und die Köpfchen, die an seinen Enden sassen, eine kleine broncene Nadel in Grösse und Form einer heute gebrauchten Haarnadel; 2 abgeriebene römische Bronce-Münzen, von denen eine nur einen männlichen Kopf und die Umschrift CAES AVG PM zeigt, eine kleine eiserne Zierplatte mit gezahntem Rande in fast rechteckiger Gestalt, eine 3,2 cm lange eiserne Lanzenspitze mit Tülle von 15,5 cm Länge. Ferner fand sich dabei ein thönerner Netzbeschwerer. Das zweite zerstörte Grab umschloss die Schneide eines durchlochten Beils aus Diorit, Urnenscherben mit Verzierung, schwache Reste einer bronzenen Gewandnadel, ein Stück eines eiser

nen Messers mit einer Borte am Rücken, die Hälfte eines eisernen Trensen-Ringes. 9) Erbmühlenpächter Saleck auf Schöneberg, Kr. Lötzen, schenkte eine grosse eiserne Lanzenspitze mit Tülle, dem 13. Jahrhundert angehörig, gefunden auf dem heidnischen Schlossberg zu Schöneberg am Angerburger See. 10) Gymnasiast von Steegen: Urnenscherben von Töpfen, die auf der Drehscheibe gearbeitet sind und bei einer Weganlage im Vorwerk Gr. Steegen, Kr. Pr. Eylau, auf einer Fläche von 5,50 m im Quadrat mit Menschen Knochen und mit Asche gefüllt, der Angabe nach gefunden wurden. 11) Rittergutspächter Werdermann auf Lauknikeu, Kr. Fischhausen, ein Stück Metallkette, neuerer Zeit angehörig. 12) Major Beckherrn in Rastenburg ein polnisches Dreigroschenstück v. Sigismund III und einen Solidus v. Johann Casimir. 13) Commis Belgard einen Tympf von Sigismund III. 1621. 14) Hauptmann v. Fresin auf Hinzenhof einen Groschen von Herzog Albrecht von Preussen vom Jahre 1545 und zwei preussische Solidi vom Jahre 1714 und 1734. 15) Deposital-Rendant Jodiohns zu Marggrabowa einen preussischen Doppelgroschen von 1752. 16) Hotelbesitzer Kelterborn in Lyck eine Silber-Kopeke von Michael Romanow (1613—45). 17) Pfarrer Kiehl in Orlowen einen Tympf von Sigismund III. 16[2]3. 18) Oberamtmann Migge auf Skomatzko ein Danziger Dreigroschenstück von 1536. 19) Bürgermeister Sczepanski in Lyck 6 Stücke von Dirhems, arabischen Silbermünzen, welche in einem Topf mit fast 100 andern $1/8$ Meile von der Stadt Saalfeld am Evingsee 1871 gefunden wurden. Drei dieser Stücke sind von Professor Nesselmann als in Bagdad geprägt bestimmt, bei einem dieser Exemplare ist das Jahr der Prägung weggeschnitten, die beiden andern sind im Jahre 141 und 194 nach der Hegira (Flucht) geprägt, von den übrigen 3 Dirhems ist nur eines als im Jahre 195 nach der Hegira geprägt, aber nicht nach dem Prägungsort, da dieser weggeschnitten ist, festzustellen. 20) Die Buchhandlung von Gräfe & Unzer die Ansichten der preussischen Schlösser, aufgenommen von der Gräfin zu Dohna-Dönhoffstädt. 21) Die archäologische Kommission der Petersburger Akademie den Bericht pro 1875. 22) Der Vorstand des Kieler Museums den 35. Jahresbericht zur Alterthumskunde Schleswig-Holsteins von Handelmann. 23) Das Oberpräsidium der Provinz Hannover die Reihengräber zu Rosdorf. 24) Major von Sanden: Gerard van Loons aloude Hollandsche Histori. In's Graavenhage by Pieter de Hondt 1734, 2 Theile, und Beschryving van Nederlandsche Historie-Penningen ten vervolge op het werk van Mr. Gerard van Loon. Amsterdam, das 2., 3. und 4. Stück, 1824, 27, 40. 25) Hauptmann von Fresin auf Hinzenhof einen eisernen Bolzen mit Tülle, 6 cm lang, aber von sehr flachem rhombischen Durchschnitt. 26) Der Königliche Hafenbau-Inspektor Natus in Pillau ein Sponton des 18. Jahrhunderts, aus dem Pregel bei Fort Friedrichsburg ausgebaggert.

Die Reihe der Geschenke war damit nicht geschlossen. Der Vorsitzende hatte die in mehrfacher Beziehung sehr dankenswerthe Betheiligung des Rittergutsbesitzer Blell-Tüngen an den Interessen des Vereins den Mitgliedern hervorzuheben. Obwohl

selbst im Besitz einer grossen Waffenhalle, einer kostbaren Sammlung nordischer Altherthümer und eines mannigfaltigen ethnographischen Museums, in dem sämmtliche aussereuropäische Erdtheile reichhaltig und bedeutend vertreten sind, sorgt der universell und fein gebildete Sammler durch eingehende chemische Beobachtungen ein Mittel der Behandlung für die Alterthümer aus Eisen zu finden, das sie vor Zerstörung schützt und erhält, und hat es auch bereits gefunden. In einer ausführlichen Abhandlung denkt er das Resultat seiner reichen Erfahrungen auch weiteren Kreisen nutzbar zu machen. Wie Rittergutsbesitzer Blell-Tüngen schon in früheren Jahren der Prussia eine grosse Reihe Lanzenspitzen, einige Schwerter und Gewandnadeln, sämmtlich aus Eisen den Sammlungen der Prussia durch seine Arbeiter in Tüngen nach seiner Anweisung vor weiterer Verrostung geschützt hat, so sind in diesem Jahre 7 Stücke als radikal entrostet aus Tüngen in die Sammlungen der Prussia zurückgekehrt. Es waren ein Kampfmesser, aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, im Sorge-Fluss gefunden; ein im Hundegat zu Königsberg ausgebaggertes Kampfmesser aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts; ein in den Waldungen des Schlosses Gerdauen gefundenes Persschwert (Pörschwert) des 14. Jahrhunderts zum Durchbohren der Platte; eine bei Juditten, Kreis Friedland, gefundene grosse Speerspitze des deutschen Ordensritters, welcher ein Stück der Schaftung nebst Feder neu zugefügt ist, vermittelst welcher die Spitze vom Schaft während des Marsches gelöst und beim Gefecht auf denselben aufgepflanzt werden konnte; ein Kastenschloss des jüngeren Eisenalters aus Löbertshof, Kr. Labiau, nebst Nachbildung eines Schlüssels nach einem Original, das in einem Hügelgrab im Wäldchen Kaup bei Wiskiauten, Kr. Fischhausen, gefunden ist, und endlich die Reconstruction eines Vorlegeschlosses des jüngeren Eisenalters aus Löbertshof.

Dies letzte Vorlegeschloss war von einem wichtigen Vortrag des Gebers begleitet: „Zwei Vorlegeschlösser des jüngeren Eisenalters aus dem Grabfeld zu Löbertshof in Ostpreussen“. Der Aufsatz ist bereits veröffentlicht. (s. Altpr. Mtsschr. XV, 618—678). Dr. Bujack konnte noch mehrere Theile solcher Schlösser, nämlich Schlosskasten, Schlüssel und die Federn des Verschlussstückes aus den Funden zu Wiskiauten und Kirpehnen, Kreis Fischhausen, und Possritten, Kreis Labiau, vorlegen. Mit der Rekonstruktion dieser Löbertshofer Vorlegeschlösser hat Rittergutsbesitzer Blell-Tüngen auch das Museum zu Wiesbaden und das Römisch-Germanische Museum zu Mainz beschenkt.

Der Verlesung des Aufsatzes des Rittergutsbesitzers Blell-Tüngen folgte die eines Berichtes des Kreisrichters G. Bender aus Marggrabowa über einen Silberfund bei Olschöwen, Kr. Marggrabowa, mit genauen Abbildungen der gefundenen Stücke in natürlicher Grösse. Beim Abfahren von Sprengsteinen fanden am 19. März d. J. zwei Käthner auf dem Feldplane des Lehrers zu Olschöwen unter einem Steine 5 Silberbarren im Gewichte von 582 g, von denen nur einer, 10,5 cm lang, 14 mm breit und 14 mm hoch, unversehrt gelassen wurde, während die andern 4 dem Schmied

des Dorfes zur Prüfung übergeben wurden. In die auf der concaven Rückenfläche der Barren befindlichen Kerben, die in keiner bestimmten Regelmässigkeit angebracht waren, wurden scharfe Instrumente eingesetzt und so die übrigen 4 Barren in mehrere Stücke zerschlagen und ein Stück sogar pfriemartig zugeschmiedet. Nach dem Erachten des Berichterstatters haben die roh gegossenen Silberbarren in alten Zeiten zum Tauschhandel und möglicher Weise auch zum Handel mit dem Silber selbst gedient. Auf ersteren Zweck würden die an allen Stücken bemerkbaren Kerben deuten, die entweder durch Schläge mit einem stumpfen Instrumente, oder noch wahrscheinlicher durch wirkliche Schnitte mit einem scharfen Messer entstanden sein mögen, möglicherweise auch schon vom Gusse selbst herrühren. Dr. Bujack reiht diese Silberbarren in das jüngere Eisenalter ein und spricht die Hoffnung aus, durch das Kreisgericht zu Marggrabowa die Silberbarren der Gesellschaft erwerben zu können.

Einen an Zahl der Gegenstände und an kunstvoller Bearbeitung werthvolleren Schatz, wenn auch dem Olschöwer in Bezug auf das Material nachstehend, übergiebt Dr. med. Arthur Hennig als Geschenk des Rittergutsbesitzer v. Saltzwedell auf Warengen, Kreis Fischhausen.

Als im Jahre 1877 daselbst von einem natürlichen Hügel, der von der Basis von N. nach S. 36,5 m, von W. nach O. 37,8 m misst, Grand in einer Höhe von 2 m abgekarrt wurde, so dass die Kuppe nur noch 2 m hoch blieb, fand sich in der Nordwestecke ein kleines glockenförmiges Thongefäss auf einem hohen Fuss, frei im Grande, 60 cm unter der Oberfläche, nur mit Erde gefüllt, ohne Steine, Knochen und Asche in der Nähe, in einiger Entfernung lag aber folgendes Depot von Schmuckgegenständen aus Bronce, Glas und verglastem Thon, in feines Leinenzeug eingewickelt, dessen Ueberreste leider nicht erhalten sind, mit Ausnahme einzelner an den Schmuckgegenständen hängen gebliebenen Stücken. Der kostbare Fund besteht aus 4 Gewandnadeln, 2 Schnallen, 3 Paar Armringen, 2 Endigungen eines Halsringes, einem wohl erhaltenen Halsringe, 3 grossen und 27 kleinen Perlen, welche sämmtlich aufgezählten 44 Gegenstände aus Bronce hergestellt sind. Ausserdem gehören noch zu diesem Lager von Schmuckgegenstände 87 Perlen aus Glas und verglastem Thon.

Ein auf der Kurischen Nehrung gefundener Ring, der aus Privatbesitz freundlich zum Vorzeigen geliehen war, erregte Interesse als eines der wenigen in unserer Provinz gefundenen goldenen Alterthümer. Derselbe ist geschlossen und hat einen lichten Durchmesser von 2,2 cm. Die für die innere Seite des Fingers bestimmte Hälfte des Ringes ist massiv und an der dünnsten Stelle in der Mitte 3 mm hoch und dick. Die auf der äusseren Seite des Fingers zu tragende Hälfte des Ringes zeigt ein Geflecht von 5 je 1 mm starken Golddrähten, zwischen deren Verschlingungen $^1/_4$ mm dünne Goldfäden in kleinen Stücken eingesetzt sind. Die Zeit der Herstellung dieses Ringes ist das jüngere Eisenalter.

Als neue Mitglieder treten dem Vereine bei: Gerichtsrath Feldhusen in Lyck, Pfarrer Gawlick in Neu-Jucha, Kaufmann A. Götz, Kreisschulinspektor Heyse in Lötzen, Hauptmann von Homeyer, Rittergutsbesitzer Klugkist auf Basien, Rittergutsbesitzer von Pape auf Wolfsee, Rittergutsbesitzer Pisanski auf Doliwen, Justizrath von Schimmelpfennig in Gerdauen, Kreisrichter v. d. Trenk in Lyck, Kaufmann Ungewitter, Rittergutsbesitzer von Weiss auf Plauen und Kaufmann Zollandt. [Ostpr. Ztg. 1878. Beil. zu Nr. 303. 304].

Sitzung den 18. October 1878. Dr. Bujack legt ein durchlochtes Beil aus Hornblende-Gneiss von seltener Grösse und Form vor, zu dessen Ankauf bereits Schritte gethan sind. Die Grösse des kunstvoll bearbeiteten Steingeräths ergiebt das Gewicht von 950 Gramm. Der Fundort dieses seltenen Geräthes ist Leginen, Kreis Rössel. — Als Geschenke waren eingegangen zur Sammlung vereinzelt gefundener Steingeräthe: Von Major v. Sanden ein durchlochter Doppelhammer aus Diorit, gefunden bei Friedrichsgabe, Kr. Insterburg. Von Förster Edelhoff im Forsthause des Stadtwaldes Gerdauen ein daselbst beim Kartoffelausgraben gefundener Schmalmeissel aus Feuerstein. Die Schneide ist auf beiden Seiten 1 cm breit angeschliffen, sonst ist das Geräth nur behauen. — Zur Münzsammlung: Von einem ungenannten Geber eine Denkmünze auf die Jubelfeier Dirschaus im Jahre 1860 vom Medailleur W. Kullrich. Von Rittergutsbesitzer Lührsen auf Margen ein preuss. Achtehalber-Stück von 1727 und ein preuss. Solidus von 1764. Von Jäger Pallasch in Gerdauen ein preuss. Solidus von 1707. — Zur Sammlung von Waffen: Von Dr. med. Michelson ein aus dem Pregel in Königsberg ausgebaggerter messingener Sporn aus dem 16. Jahrh. mit messingener Schnalle, der Bügel ist stark geschweift, der Hals, in dem das grosse 6spitzige Rad hängt, sanft geschweift. — Zur Bibliothek: Vom historischen Verein für Steiermark „Mittheilungen“ Hft. 26. und „Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen“ Jahrg. 15. —

Der Vorsitzende berichtet über ein Schreiben des Oberpostdirectors Rüdenburg, in welchem die Anlage eines Museums der Reichspost- und Telegraphenverwaltung für Studien der Geschichte des Verkehrswesens in Berlin mitgetheilt und die Frage beigefügt ist, ob für solchen Zweck wichtige Gegenstände sich in den Sammlungen der Prussia befänden. Hauptmann v. Bönigk übernimmt die Vermittelung in dieser Angelegenheit. — Ferner wird von Dr. Bujack Mittheilung aus einem Schreiben des Rittergutsbesitzers Blell-Tüngen gemacht, der vom 16. Septbr. bis Anfang October der Verauktionirung der Metz'schen cultur- und kunstgeschichtlichen Sammlung (1500 Nummern) in Heidelberg beigewohnt und trotz der Schwierigkeiten, die Privatsammler gegenüber den Vereinigungen der Händler haben, einen Springdolch und eine Hakenbüchse von ca. 1300 und ausserdem noch hundert andere Alterthümer, meistens Waffen der Südsee-Insulaner, erworben hat. Die Angabe der hohen Preise, welche für 32 Folterwerkzeuge (5000 M.), einzelne Waffenstücke und auch eine goldtouchirte Rüstung (14,800 M.), wie besonders für eine Rarität, nämlich das Schwert,

mit dem Sand enthauptet sein soll (1100 M.), bezahlt wurden, erregte um so grösseres Verwundern, als nur 30 bis 40 Antiquare und nur 5 bis 10 Privatsammler aus Deutschland, Frankreich, Holland, Belgien, England, Russland etc. theilnahmen.

Nach diesen kleineren Mittheilungen hielt Dr. med. Hennig einen Vortrag über einen Skelettfund des älteren Eisenalters zu Moritten, Kreis Labiau. Bei der Aufnahme des grossen Leichenfeldes bei Löbertshof in der Nähe beschäftigt, wurden Dr. Hennig eine römische Broncemünze und ein broncener Fingerring als Fund aus dem Grandberge zu Moritten, wo man schon früher auf Skelette und alte Eisenstücke gestossen war, gebracht. Auf der Kuppe, etwa 200 Schritte von der Grube entfernt, in welcher früher Alterthümer gefunden waren, lag 0,46 m tief frei in der Erde ein Skelett mit Beigaben. Das Skelett lag mit dem Kopfe nach Norden, mit den Füssen nach Süden auf dem Rücken flach und gerade ausgestreckt, wenn auch der Schädel ein wenig auf die linke Seite geneigt war und die Beckenknochen in der Verbindung mit dem Kreuzbein eine starke Verschiebung zeigten. Die beiden Oberarmknochen lagen dem Thorax parallel, auch die rechten Unteramknochen, aber die linken Unterarmknochen lagen in den Schoos gerichtet, so dass der von dem Unter- und Oberarm gebildete Winkel 155° gross war. Die Länge des Skeletts betrug 1,65 m. Der Schädel dieses Skeletts, der grosses Interesse in Anspruch nehmen wird, kann noch nicht gemessen werden, da er, von kopfgrossen Steinen bedeckt, zerdrückt worden war. Wenn die einzelnen Theile desselben auch fast alle erhalten sind, so muss vor der Messung erst die schwierige Arbeit der Zusammensetzung erfolgen. Dennoch dürfte die Vorlage dieses Fundes wegen der wichtigen Beigaben nicht als eine verfrühte erscheinen. Auf dem linken Schlüsselbein lag ein in der Mitte 1,4 cm breites und 6,8 cm langes an den Enden zugespitztes Bronceblech, dessen Zweck wegen seiner Beschädigung nicht mehr ersichtlich ist. Unter dem Unterkiefer befand sich eine zierliche broncene Hakenfibula seltener Art (vgl. Engelhardt, Fund zu Vimose auf der Insel Fünen Pl. 1 Fig. 30), nur ist die dänische Fibel von Silber und hat keinen so verzierten Stiel. Auf der linken Brusthälfte ruhte derartig ein einschneidiges eisernes Schwert (scramasax), dass dessen Griffende den ersten Brustwirbel bedeckte und dessen Spitze die linke Darmbeinschaufel überragte. Die Schneide des Schwertes war der Wirbelsäule zugekehrt. Der Griff des Moritter Schwertes in der Verlängerung der Rückenfläche der Klinge liegend ist 10 cm, die Klinge selber 46,5 cm lang. Die grösste Breite (5,5 cm) hat die Klinge, wo die Parierstange ansass. Diese Stelle ist durch eine eiserne Niete kenntlich, die 1,4 cm von dem Rande des Rückens entfernt ist, 6 mm im Eisen der Klinge sitzt und ebenso viel nach beiden Seiten herausragt. An der Spitze des Schwertes sitzen noch Holzüberreste, so dass mit Bestimmtheit auf eine hölzerne Scheide in einer Lederbekleidung geschlossen werden kann, wenn von letzterer auch nichts erhalten ist. Auf der Klinge, 18 cm von der Spitze entfernt, lag ein Feuerstahl 13,4 cm incl. Griff lang und 1,3 cm mit Ausschluss des Griffes breit. Der Griff ist gebildet, indem das eine Ende verschmälert

und in der äusseren Hälfte zum Hapttheil zurückgebogen ist, so dass eine Oese zum Anhängen entsteht. Engelhardt: Vimose Pl. 1 Fig. 22 ist ein Feuerstahl fast derselben Form abgebildet. Der Stein zur Erweckung des Feuers durch Anschlagen des Stahles hat in dem Moritter Grabe sich nicht gefunden. Die Mitte dieses Feuerstahls wurde von einer grossen broncenen Hakenfibula, der gewöhnlichen Form (Hartmann, d. Dorpat. Mus. Taf. VIII Fig. 11), wie sie in Altpreussen und den russischen Ostseeprovinzen öfters vorkommt, bedeckt. An der äusseren Seite des rechten Ellenbogengelenks lag der Ueberrest eines kleinen eisernen Ringes unkenntlicher Form, an der linken Seite des Schädels befanden sich zwei eiserne Lanzenspitzen, eine auf der andern, indem die Blattklingen noch den Schädel überragten. Dieselben zeichnen sich durch ihre schlanke Form aus, weshalb ihnen vielleicht ein Merkmal des älteren Eisenalters, die Rippe auf dem Blatte, fehlte. Die Blattklingen sind nur wenig länger als die Schäfte mit den Tüllen (11 cm zu 9 cm bei der einen, 12,5 cm bei abgebrochener Spitze zu 12 cm). Die kürzere Lanzenspitze mit dachförmiger Blattklinge hat, 6 cm von der Spitze entfernt, 3 cm als grösste Breite und dieselbe Dimension als grösste Breite ist der längeren Lanzenspitze in noch grösserer Entfernung von der Spitze eigen. Dies Kriegergrab, von welchem Dr. Hennig an Ort und Stelle eine Skizze entwarf, hat in mehrfacher Hinsicht eine Bedeutung. Es bezeugt, dass, wie es schon öfters konstatirt ist, im älteren Eisenalter auch Bestattungen neben Verbrennungen der Leichen erfolgt sind. In Tengen bei Brandenburg, Kr. Heiligenbeil (Schriften d. physikal.-ökon. Ges. Jahrg. 1873 Taf. 1 Fig. 9a und Jahrg. 1876 Fig. 5), ist in zwei Gräbern mit Verbrennung der Leichen je ein eisernes einschneidiges Schwert gefunden, nur haben dieselben nicht die Form des Moritter und sitzt bei ihnen der Griff nicht in der Verlängerung der Rückenfläche an. Fragmente von eisernen Schwertern sind in Brandgräbern Ostpreussens bisweilen gefunden worden; unter allen bekannt gewordenen Funden ist der Moritter darum wichtig, weil hier neben dem Skelett ein Schwert des älteren Eisenalters lag. — Eine zweite Bedeutung kann diesem Grabe zugeschrieben werden, weil hier ein Schmuckgegenstand, ein Geräth und eine Waffe derselben Art, wie sie in Fünen bei Vimose gefunden wurden, neben einander lagen. Es ist hier ein geschlossener Fund, der uns auf Handelsverbindungen mit Dänemark hinweist. — Drittens kann das Skelett nach seiner Zusammensetzung vielleicht einigen Aufschluss über die Rasse geben, welche zur Zeit des älteren Eisenalters im Bernsteinlande wohnte. Ein Skelett, welches cand. med. Braatz bei Lobitten, Kr. Königsberg, mit einer grossen Hakenfibel und einer Kappenfibel, beide aus Bronce, auf der Brust geschmückt, 1876 fand, konnte von ihm auch noch im Grabe gemessen werden: dasselbe hatte vom Scheitel bis zum linken Ellenbogen 52 cm, vom Scheitel bis zum linken Rollhügel 80 cm, vom Scheitel bis zum linken Kniegelenk 109 cm. — Dr. Hennig verglich das Moritter Skelett mit anderen in Ostpreussen gefundenen Skeletten des älteren Eisenalters in Bezug auf Beigaben, aber nicht in Bezug auf osteologische Beschreibung,

weil diese noch den früheren Funden gefehlt hatte, desto eingehender stellte er diese Vergleichungen an mit Skeletten des jüngeren Eisenalters zu Löbertshof und Gerdauen in Bezug auf Lage und Länge der Skelette. — Zum Schluss der Sitzung behandelt Hauptmann v. Bönigk zwei historische Themata: „Die Unternehmungen der Brüder Stange auf Germau“ und „Das Treffen von Pobethen.“

[Ostpr. Ztg. 1878. 305 (Beil.)

Die Unternehmung der Brüder Stange auf Germau.

Nach Dusburg III. Cap. 68 und Voigt III. S. 42.

Als der deutsche Orden im Jahre 1239 festen Fuss auf Balga gefasst hatte, lag vor seinen Augen jene Landschaft Preussens, welche vor allen anderen durch ihre insulare Abgeschlossenheit ausgezeichnet ist, das Samland. Ob die Brüder auf Balga über diese eigenthümliche Lage schon damals völlig orientirt waren, muss dahingestellt bleiben, jedenfalls bot sich in Balga Gelegenheit, die etwa durch Lübecker Kaufleute oder Liefländische Brüder gewonnene Anschauung in Bälde zu ergänzen. Mit dieser Kenntniss ergab sich aber auch für den Orden die Nothwendigkeit, das Samland seinen bisherigen Eroberungen hinzuzufügen. Denn einmal blieb jedes Vorgehen in Natangen, insbesondere den schiffbaren Pregel entlang, in Flanke und Rücken bedroht, so lange die Samen nicht unterworfen waren. Dann aber erhielten die bisherigen Eroberungen des Ordens, die Uferlandschaften der Weichsel, Nogat und des frischen Haffes erst durch den Besitz Samlands denjenigen Abschluss, welcher gestattete, nunmehr auf nur einer Front, nämlich gegen Osten gewandt, zu kämpfen. Erwägen wir die Energie, mit welcher der Orden in dem kurzen Zeitraum von nur zehn Jahren seine Waffen von Thorn bis Balga trug, so dürfen wir nicht zweifeln, dass der Entschluss zur Eroberung Samlands sehr bald nach Einnahme der letztgenannten Burg gefasst wurde. — Seine sofortige Ausführung verhinderten politische Verhältnisse. Fast das ganze Jahrzehnt von 1240—1250 wird ausgefüllt durch Kriege mit dem Pommernherzoge Swantopolk und durch Aufstände unterworfener Landschaften; die Kräfte des Ordens mussten auf die Erhaltung des Erworbenen verwandt werden und waren nicht disponibel für irgendwelche neue Unternehmung. Unter diesen Umständen war die Haltung der Burg Balga während des genannten Zeitraums eine durchaus gebotene; sie hatte durch diplomatische Mittel jeder Art die Theilnahme der Samländer an dem Kampfe ihrer Stammesbrüder südlich vom Pregel und Haff zu hindern. Jener urkundlich beglaubigte Einfall in das Land, welcher zur Taufe einiger Gefangener führte, geschah nicht von Balga aus, sondern durch Lübecker und Liefländische Brüder. Sein Zweck ist an dieser Stelle gleichgiltig, sein Nutzen der einer Diversion, welche die Aufmerksamkeit der Samen von den Vorgängen im Süden ablenkte. Friedlicher Verkehr zwischen Balga und den Bewohnern des nördlichen Haffufers wird bewiesen durch die sonst harmlose Anekdote, in welcher Dusburg die Burg besuchende Samen ihr Erstaunen über die

Kräuterspeisen der Ritter aussprechen lässt. Nicht zu vergessen ist die Anwesenheit eines befreundeten Samländers auf der Veste, als allerdings einige Jahre später das Kreuzheer Ottokars sich zum Einmarsch in das Land anschickt. Wenn deshalb Dusburg kurz vor der Erzählung von dem Zuge der Gebrüder Stange von vielen Kriegen gegen die Samen spricht, welche sämmtlich nicht erwähnt werden könnten, so ist dies, wie auch Voigt vermuthet, nicht auf die vorangehende, sondern auf die nun folgende Zeit zu beziehen. Die genannte Unternehmung, welche Voigt in den Winter 1252 zu 1253 setzt, beschreibt nun der Chronist folgendermassen: „Bruder Heinrich Stange, Comthur von Christburg, schritt auf Befehl des Meisters mit einem grossen Heere zum Kriege gegen Samland und betrat es zur Winterszeit an der Stelle, wo nun Burg Lochstädt gelegen ist, indem er bis zum Dorfe Germau, wo ihm die Samen mit gewaffneter Hand entgegentraten, zu beiden Seiten mit Raub und Brand verwüstete, Menschen in grosser Zahl tödtend und gefangen nehmend. Den Samländern stellte sich dieser Komthur gleich einem unerschrockenen Löwen; und damit er sie aufhielt, bis sein Heer zum gesicherten Orte zurückgehen könnte, verwundete er mehrere mit seinen Lanzen. Indessen umringten ihn die Preussen in schlimmer Weise und brachten ihn nach mehreren erhaltenen Verwundungen vom Pferde. Als dies Bruder Hermann, des Ganannten leiblicher Bruder, sah, wurde sein Inneres ergriffen über das Schicksal seines Bruders. Nicht meinend, den argen Tod desselben ertragen zu können, schritt er zum Kampf und nach langer Vertheidigung, in welcher er Viele tödtlich verwundete, blieben beide todt; die andern Brüder mit dem Heere entkamen.“ Soweit der Chronist. Er giebt nicht den „sichern Ort“ an, zu welchem die Truppe zurückkehrte und von dem sie zweifellos auch ausgegangen war. Es ist dies indessen sicherlich Balga gewesen, welches in einer Entfernung von nur 16 Klm bis Lochstädt den am meisten vorspringenden Punkt des südlichen Haffufers markirt. Die Natur selbst hat diesen Punkt für jede Truppe vorgezeichnet, welche das Eis des Haffes überschreiten will; und wie später das Kreuzheer Ottokars auf Medenau, so hat von hier aus der Komthur seinen Marsch auf Germau angetreten. Das Wort „Marsch“ darf indessen nicht dazu verführen, auch nur einen einzigen Fussgänger in der Truppe der letztgenannten anzunehmen. Denn das Fussvolk des Ordens war zu jener Zeit wesentlich für den Burgenbau, für den Angriff und die Vertheidigung von Burgen und Verschanzungen bestimmt, für die Kriegszüge im freien Felde war es ein Impediment. An Fussvolk gekettet, verlor die Reiterei die Freiheit ihrer Bewegung; die Rücksicht auf die langsam Marschirenden erlaubte ihr beispielsweise nicht, sich einem drohenden Angriffe rasch ausgreifend zu entziehen; sie musste schlagen, mochte der Führer wollen oder nicht. — Um einem solchen die Freiheit des Entschlusses zu wahren, aus demselben Motive also sehen wir im modernen Kriege nur reitende Artillerie bei den Kavalleriedivisionen und wo eine Zutheilung von Fussvolk geschieht, ist die erste Sorge, Wagen für die raschere Bewegung desselben zu verschaffen. — Ein weiteres Motiv spricht für jene Zeit noch bedeutsam

mit: die Schwierigkeiten der Verpflegung. Es war ein gewaltiger Unterschied, ob zum Durchschreiten einer Oede von 100—150 Klm Weges Lebensmittel und Futter auf 1—2 oder 3—6 Tage mitgeführt werden mussten, manche Operation musste im letzteren Falle ganz unterbleiben oder wurde wenigstens eminent gefährlicher. — Für die hier speciell behandelte Unternehmung lässt sich aber, von Erwägungen allgemeiner Art ganz abgesehen, der Beweis direct führen. Das Entkommen der anderen Brüder mit dem Heere — das ander Volk ohn alle Noth, sagt Jeroschin, — beruht nur auf dem Vorsprunge, welchen der Widerstand der Brüder Stange ermöglichte. Wer nun jemals Schwert, Lanze oder selbst Rappier gehandhabt hat, weiss wie bald der fechtende Arm ermüdet; es kann nur sehr kurze Zeit gedauert haben, bis beide Brüder vom Pferde gebracht waren. Dann konnten die Samländer die Verfolgung fortsetzen. Unberittene Leute mussten nun von ihnen in wiederum sehr kurzer Frist ereilt werden und waren dann verloren; hat aber das Heer, wie Dusburg meldet, den sichern Ort erreicht durch den Opfertod der Ritter, so hat es auch lediglich aus Berittenen bestanden. — Wenn Voigt die genannten Ritter Keulenschlägen erliegen lässt, so liegt dies in der überkommenen, irrigen Ansicht, die Keule sei Nationalwaffe der Preussen gewesen. Unsere Gräberfunde beweisen aber, dass die Lanze thatsächlich im allgemeinen Gebrauch gewesen ist. — In einer Anmerkung citirt ferner Voigt den Historiker de Wal, welcher die Ritter bei Vertheidigung eines engen Passes, eines Defilées zu Tode kommen lässt, und nennt diese Erzählung ausgeschmückt, weil die Gegend keinen Engpass aufweise. Mag nun auch de Wal seine Darstellung aus dem Gefühle heraus konstruirt haben, so hat doch er und nicht Voigt das Richtige getroffen. — Dusburg weiss von einem Kampfe vor Germau nichts; die beiden Brüder haben den Kampf aufgenommen, um das Nachdringen der Samländer zu verzögern — retardare, wie er ausdrücklich meldet. Das war im freien Felde und im allgemeinen Handgemenge eine Unmöglichkeit. Auch hätten im Falle eines derartigen Kampfes nothwendig sehr starke Verluste statthaben müssen, während der Chronist solche verneint. Also ist es bei Germau überhaupt nicht zum Gefechte gekommen, der Komthur hat vielmehr vor dem Zusammenstoss den Rückzug angeordnet, und Voigts Erzählung von der Wuth des samländischen Kriegsvolkes, von dem Wanken der Ordensschaaren zerfällt in Nichts. Es ist nun zu berücksichtigen, dass die Pferde der Samländer, die wir nach unsern Ausgrabungen uns keineswegs als kleine Thiere zu denken haben, mehr oder weniger frisch waren, während die Ordensreiter sämmtlich wenigstens 30 Klm zurückgelegt hatten. Auch beweist die spätere Verwendung der Samländer als leichte Reiterei im Dienste des Ordens, dass ihre Pferde flüchtig waren. Es musste sich also auf dem Rückzuge die Entfernung, welche beide Parteien trennte, stetig verringern, und es musste der Augenblick abzusehen sein, wo der allgemeine Kampf, welchem der Komthur auszuweichen bestrebt gewesen war, unvermeidlich wurde. Aus diesem Motive haben er und sein Bruder die Pferde gewendet. Im freien Felde wären sie das Angriffsobjekt für ein Dutzend

oder mehr Feinde geworden, der Rest wäre unaufgehalten weiter geritten. Die Lokalität also, wo die Ritter wirklich das Nachdringen des Feindes im Allgemeinen verzögern konnten, sind wir gezwungen als einen Weg zu denken, an welchem rechts und links auf weitere Entfernung unpassirbares Terrain sich anschloss. Ein derartiges Defilée im eigentlichen Sinne giebt es nun weder im Samlande, noch in der Tiefebene überhaupt, sobald der Frost Weichland und Gewässer gangbar gemacht hat. Wohl aber bildet der Wald zu allen Zeiten ein Bewegungshinderniss für Reiterei, die dichte Schonung, der Ellernbusch, üppiges Unterholz zwingen auch den einzelnen Reiter zum zeitraubenden Umwege. — Das Bild eines solchen Waldes, wie er sich auf gutem Boden und unter dem Einflusse des Seewindes entwickelt, giebt die Fasanerie von Gaffken, sie ist der letzte Rest jenes heiligen Waldes, welcher noch vor wenigen Jahrzehnten sich in langer Ausdehnung auf dem Höhenrücken zwischen dem Germauer Fliess und der See hinzog. Auf einem der ihn ebenfalls durchschneidenden Wege, vielleicht aber auch unten im Thale zwischen Ellerngehölzen ist die Lokalität zu suchen, auf welcher zwei Männer, wenn auch kurze Zeit, aber doch mit Erfolg das Vordringen von Hunderten aufhalten konnten und aufgehalten haben. Nicht unerwähnt mag bleiben, dass auf dem Terrain des Gutes Sacherau vor einem halben Menschenalter die Reste eines auf dem Pferde begrabenen, behelmten und geharnischten Reiters ausgegraben sein sollen — vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, über diesen Umstand sicherere Nachricht, als die bisher erlangte, zu bringen. Dusburg nennt ferner die vom Komthur befehligte Schaar ein grosses Heer; Voigt milderte den Ausdruck „gross“ in „ansehnlich“, deckt aber auch damit nicht die Sache. Gehen wir, um dies zu beweisen, auf den Abmarsch von Balga zurück, so ist klar, dass dieser vor Sonnenaufgang erfolgen musste, im anderen Falle hätten die Samländer ihn bemerken müssen und Zeit gehabt, Habe und Familie in die unzugänglichen Wälder in Sicherheit zu bringen. Dann konnte von einem Gefangennehmen von Menschen in eingeäscherten Wohnsitzen nicht die Rede sein, während Dusburg diesen Umstand doch positiv berichtet. Weiter muss die Sonne am Himmel gestanden haben, als die Schaar bei Lochstädt den festen Boden betrat, denn Reiterei ist nun einmal im Dunkeln und auf durchschnittenem Terrain nicht schlagfähig. Beides zusammengenommen, giebt uns mit genügender Sicherheit die Stunde des Tagesanbruchs als diejenige an, in welcher Lochstädt erreicht wurde, das ist also an einem kurzen Wintertage etwa 8 Uhr Morgens. Der ganze Plan des Unternehmens musste ferner nothwendigerweise auf diesen einen Tag beschränkt sein. Hätte die Truppe auf samländischem Boden nächtigen wollen, so hätten, wie auch die Vorgänge des Tages sich gestaltet hätten, der Abend und die Nacht doch jedenfalls neue und frische Feinde herbeigeführt und es musste mit einem nächtlichen Kampfe gerechnet werden, bei welchem aller Nachtheil der Seite des Ordens entfiel. Aber auch selbst nach überstandener, jedenfalls ruheloser Nacht lag die Wahrscheinlichkeit vor, dass die Wälder ringsum verhauen wurden und die Ordensschaar, durch die Sorge um die

Subsistenz schon allein gezwungen, wiederum unter den ungünstigsten Umständen den Kampf aufzunehmen gezwungen war. Eine Niederlage stand somit in sicherer Aussicht, ein Nachtlager im Samlande konnte nicht im Plan des Unternehmens liegen. Im Gegentheil war es ein zwingendes Gebot der Vorsicht, dass, gleichviel, ob siegreich oder nicht, die Truppen mit Dunkelwerden entweder den sicheren Ort, das ist also Balga, oder zum Mindesten die freie und übersichtliche Eisfläche des Haffes erreicht hatte, auf welches die unbeschlagenen Pferde der Samländer nicht füglich folgen konnten. Dass die Preussen Hufeisen zu jener Zeit nicht kannten, beweisen übrigens unsere Grabfunde. Mit den obigen Erwägungen gewinnen wir nun einen zweiten annähernd festen Punkt für die Eintheilung des Tages: es kann nicht viel nach Mittag gewesen sein, als der Komthur vor Germau eintraf. Die Samen hatten mithin nur einige Stunden Zeit, um den Alarm durch das Land zu tragen und demnächst sich bei Germau in Waffen zu versammeln; die dort thatsächlich Erschienenen können mit Rücksicht auf Raum und Zeit nur das Aufgebot eines gewissen Umkreises darstellen. Dass schon die Rauchsäulen des ersten eingeäscherten Dorfes das Land alarmirt hatten, ist nicht anzunehmen; die damals zweifellos stärkere Bewaldung entzog die Vorgänge in einer Niederlassung vielleicht schon den Bewohnern der nächsten, hinderte jedenfalls die weitere Umsicht, der Alarm musste mithin durch Boten umhergetragen werden. Die Wehrfähigen, welche wir allerdings sämmtlich als Berittene ansehen, brauchten nun mehr oder weniger Zeit, um Germau zu erreichen. Versetzen wir uns in die gegenwärtige Zeit und nehmen eine bei Lochstädt um 8 Uhr früh vollzogene überraschende Landung an, so würden gegen 1 Uhr Mittags gegen 1000 Mann eines allgemeinen Aufgebotes gemäss unseres Landsturmgesetzes bei Germau stehen können; die modernen Hilfsmittel der Telegraphen ꝛc. selbstverständlich ausser Acht gelassen, dagegen ein allgemeines Berittensein vorausgesetzt. Wir haben aber heute mit einer Bevölkerungsziffer und demgemäss mit einer Zahl von Wehrfähigen zu rechnen, welche diejenige der damaligen Zeit weit übertreffen muss. Waldstrecken von sehr grosser Ausdehnung sind erst seit Jahrzehnten urbar gemacht, die intensive Kultur bringt ganz andere Nährwerthe aus dem Acker und unsere Wiesen bringen mehr und besseren Ertrag als früher. Dadurch erst ist das Land fähig geworden, die heutige Menge der Bevölkerung zu ernähren, wir müssen die damalige ganz erheblich geringer veranschlagen. Weber schätzt die Bevölkerung Samlands zu jener Zeit auf nur $^3/_8$ der heutigen, die Städte abgerechnet. Indessen selbst, wenn wir auch die Hälfte annehmen, kommen wir doch zu dem Resultate, dass es nicht mehr wie 500 Reiter gewesen sein können, welche der Komthur sich gegenüber fand, als er Angesichts Germau eintraf. Von dem Vorwurf der Zaghaftigkeit spricht diesen seine spätere Aufopferung frei. Hat er deshalb und ohne Kampf den Rückzug angetreten, so ist die einzige Ursache dieses Entschlusses in dem Umstande zu finden, dass die numerische Ueberlegenheit des Feindes von vornherein die Möglichkeit des Erfolges ausschloss. Erwägen wir nun noch, dass in der besseren

Bewaffnung der Ordensreiter ein Motiv lag, um gegen eine nicht zu bedeutende Ueberzahl den Kampf recht wohl führen zu können, so sind wir nunmehr berechtigt, das grosse Heer Dusburgs auf wenig mehr als die Stärke einer heutigen Schwadron zurückzuführen. Nicht möglich ist es ferner bei dieser geringen Stärke der aufgewendeten Streitmittel, die Unternehmung, wie Voigt es thut, als ersten Versuch zur Eroberung Samlands zu bezeichnen. Das war sie nicht, sondern eine jener Eintags-Expeditionen, wie sie der Orden von seinen festen Plätzen oftmals genug ausführte, um widersetzliche Distrikte zu strafen. Eine Quelle nothwendig entstehenden Zwistes mussten die Fischerei auf dem Haffe und die Jagd auf der Nehrung abgeben. War auch die Besatzung von Balga jahrelang durch Rücksicht der Politik gehindert, die dabei ihr widerfahrene Unbill zu verfolgen, so fielen diese Rücksichten nunmehr fort. Es hiesse indessen zu gering von den Staatsmännern des Ordens denken, würde man annehmen, er habe, um einer Burgbesatzung Genugthuung zu geben, die Verwüstung eines Landstrichs angeordnet, welchen zu besitzen die Absicht bereits entschieden vorlag. Die Erfahrung hatte ihn bereits gelehrt, dass die Besiedelung eines verödeten Landes eine schwierige und auch kostspielige Sache war, und wie lange es dauerte, bis diese Gegenden für die Erreichung seiner weiteren Zwecke leistungsfähig wurden. Ohne Zweifel hat er auch hier, wie bei den andern Landschaften, versucht, durch diplomatische Mittel aller Art, Unterredung u. s. w. Herr des ungeschädigten Landes zu werden. Thatsächlich hat, wie schon erwähnt, auch friedlicher Verkehr zwischen Burg Balga und Samländern bestanden. Als der Orden die Unternehmung auf Germau anordnete, musste er die Ueberzeugung gewonnen haben, dass dennoch auf friedlichem Wege die Unterwerfung Samlands nicht zu erreichen sei: Er nahm nunmehr den Schrecken zu Hilfe, mit der militairischen Aktion wollte er der diplomatischen den fehlenden Nachdruck geben, diese aber schlug fehl. Denn der moralische Erfolg des Tages gehörte unzweifelhaft den Samländern, und wenn es eine zum Widerstande nicht geneigte Partei unter diesen gab, so musste sie nothwendig unter dem Eindrucke dieses Erfolges ihre Bedeutung einbüssen. Fortan war das Samland nur noch durch die Gewalt der Waffen zu gewinnen. Dazu boten sich zwei Wege. Der Orden konnte die Südgrenze Samlands, entlang der von ihm beherrschten Wasserstrasse, mit festen Burgen besetzen und von diesen aus die Landschaften so lange verheeren, bis endlich die Widerstandskraft der Bewohner erlahmte. Aber er schädigte in dieser Weise die eigene, zukünftige Domäne. Im zweiten Falle betrat er zum zweiten Male das Land unter einer Entfaltung militärischer Macht, welche von vornherein jeden Gedanken an Widerstand ausschloss. Diesen letzten Weg hat der Orden gewählt, aber volle zwei Jahre arbeiteten seine Diplomaten an den verschiedenen Höfen, bis jenes Kreuzher aufbrach, welches durch das Imponirende seines Auftretens allein, ohne eigentlichen Kampf, die Unterwerfung Samlands erzwang. Nach zwei Jahren erst wurde der Tag von Germau wett.

Das Treffen von Pobethen.

Nach Dusburg III. Cap. 107 und 108, Voigt III. S. 229.

Im September 1260 brach jener allgemeine Aufstand los, welcher die neugegründete Burg Königsberg zu Lande völlig isolirte. Dusburgs Erzählung über die wohl dreijährige Einschliessung ist wenig anschaulich; es geht aber aus ihr hervor, dass die Aufhebung der Belagerung nicht in Folge eines Sieges im freien Felde eines eigentlichen Entsatzes erfolgt ist, sondern weil die Samländer, das Nutzlose der Anstrengungen einsehend, in ihre Dörfer zurückgingen. Dusburg erzählt ferner von den Beschädigungen und Vertreibungen derjenigen, welche die Territorien Quedenau, Waldau und Wargen bewohnt hätten, Jeroschin fügt hier auch noch Schaaken zu. Anscheinend hierauf fussend, berichtet nun Voigt, der Orden sei, sobald Burg Königsberg frei geworden, in die genannten Gebiete eingebrochen und habe Land und Volk überwältigt. Man muss sich nun vergegenwärtigen, dass die Thore einer Zwingburg sich an jedem frühen Morgen öffnen konnten, um eine Reiterschaar in's Feld zu lassen. Weder der Einzelne, noch die einzelne Ortschaft, noch auch eine gewisse Zahl von solchen war im Stande, dem Auftreten dieser bewaffneten Macht Widerstand zu leisten: zur Organisirung desselben war nun einmal Zeit nothwendig und innerhalb derselben waren des Ordens Leute nach Erfüllung ihres Auftrages längst wieder hinter den nicht zu bezwingenden Wällen. Das ist das eigentliche Wesen der Zwingburg; wird sie nicht umlagert, so herrscht sie; wird sie nicht durch allgemeine Anstrengung überwunden, so straft sie durch Vernichtung jeden lokalen Widerstand. Durch den einfachen Act der Aufhebung der Belagerung unterwarfen sich die Bewohner der genannten Gebiete von Neuem und es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass sie selbst zur Burg gekommen sind, um Schonung für Person und Besitz zu erreichen. Dusburgs Beschädigungen und Vertreibungen beziehen sich um so mehr auf einzelne besonders Kompromittirte, als eine allgemeine Verwüstung der Nachbarschaft gegen der Burg eigenes Interesse sich richtete, da sie auf dieselbe bezüglich ihres Unterhaltes angewiesen war. Dass aber der Orden seine Waffen ausserhalb der Burg zeigte, war immerhin ein Act der Nothwendigkeit. Neben der Bestrafung Einzelner, neben der nothwendigen Neu-Regulirung von Leistungen und Abgaben, waren die christlichen Symbole von Neuem aufzurichten, Treugebliebene in ihre alten Besitzungen wieder einzusetzen und mit neuen zu belehnen, lauter Verrichtungen, die in dem noch gährenden Lande den Schutz der Waffen erforderten. Eigentlich kriegerische Unternehmungen kann man diese Züge aber füglich nicht nennen, sie waren vielmehr polizeilicher Natur und zum Blutvergiessen ist es dabei schwerlich gekommen. Indessen hatte diese pacificirende Thätigkeit der Burgbesatzung ihre bestimmten räumlichen Grenzen. Jeder Unfall des Siegers musste die kaum erloschene Flamme der Insurrektion von Neuem anfachen; die Möglichkeit eines solchen war also bei jeder Aktion auf das Sorgfältigste zu erwägen. Wie schon gelegentlich oben bei dem Zuge auf Germau auseinandergesetzt, verbot sich in Folge

dessen das Nächtigen ausserhalb der Burgen noch für lange Zeit; die wirkliche Machtsphäre einer Burg reichte also nicht weiter, als ihre Reiter die Gegend bis Mittag erreichen konnten, da der Nachmittag allemal für den Rückmarsch zu benutzen war. Es ist das der Umkreis eines halben Tagemarsches für Reiterei, das Land ringsum in 25—30 Kilometer Entfernung. Für die Westhälfte Samlands reichte hiernach die Machtsphäre von Königsberg bis zu dem Höhenzuge, welcher vom Galtgarben sich über Pobethen zur Nordküste hinzieht, diejenige von Balga über das gefrorene Haff etwa bis Germau. Westlich von Pobethen und nördlich Germau blieb dann aber ein Landstrich von etwa 300 Q.-Kilometer Fläche, welcher ohne gleichzeitiges Nachtlager ausserhalb einer der beiden Vesten nicht betreten werden konnte und durch diesen Umstand für die geringen Streitkräfte der Genannten unzugänglich wurde. Dieser Winkel, dessen Scheitelpunkt das Vorgebirge Brüsterort bildet, war das Asyl für die Flüchtigen derjenigen Landstriche, welche durch ihre Lage zur Unterwerfung verurtheilt waren, hier allein vermochte sich das Element des Widerstandes dauernd zu erhalten. Unter diesen Umständen ist es von Bedeutung, wenn Dusburg denjenigen Zug der Königsberger Besatzung, welcher gleichzeitig an die Peripherie des Zwingkreises und an die Grenzen des noch trotzenden Landstriches führte, zuletzt nennt. Denn es ist natürlich, dass der Orden erst die nächstliegenden Gebiete pacificirte und dann erst vom Erfolge getragen, weiter schritt. Es ist dies die Expedition nach Drebnau im Territorium Pobethen; sie hatte den Ausgang, abweichend von den früheren, dass der Orden auf dem Rückzuge angegriffen wurde. Die Nachsetzenden, durch die Einäscherung des Dorfes erbittert, versuchten es, die Gefangenen, Beute und Vieh wieder abzujagen, und waren nahe daran, dieses Ziel zu erreichen, als die Energie der Königsberger Führer das ungünstige Gefecht wieder herstellte. Dass der Kern der Angreifer aus jenem westwärts gelegenen Gebiete herstammte, erhellt aus dem Gesagten; nebenbei mag wiederum darauf hingewiesen werden, dass nach einfacher Berechnung von Raum und Versammlungszeit weder diese aufständische Schaar, noch die ins Wanken gebrachte Ordenstruppe von irgend numerischer Bedeutung gewesen sein können. Mochte nun unter dem Ausgange der kleinen Affaire das Ansehn der Ordenswaffen nicht gerade gelitten haben, so stellte sich doch dabei die unbedingte Nothwendigkeit heraus, das im Nordwesten noch glimmende Feuer mit Gewalt zu unterdrücken; nach dieser Richtung musste das Ziel der nächsten Expedition gerichtet werden. Bezeichnend für die militärischen Machtmittel der Burg Königsberg, wie des Ordens im Lande Preussen überhaupt ist es nun, dass für diese die Unterwerfung abschliessende Unternehmung Hilfe bei den Brüdern in Liefland nachgesucht werden musste. Denn jener im Trotze verharrende Landstrich ist trotz Töppen's abweichender Ansicht das Territorium Bethen, wie Voigt richtig annimmt. Den Sieg des Ordens über die Samländer im Territorium Bethen berichtet nun Dusburg wie folgt: „Im Samlande ist ein Landstrich, genannt Bethen, auf welchem trotzige Männer wohnten und so zahlreich, dass aus einem

Dorfe 500 Männer sich zum Aufgebot stellen konnten; welche die Brüder von Königsberg allein nicht anzugreifen wagten. Daher baten sie den Meister von Liefland, er möge ihnen einige Brüder und Kriegsleute zu Hilfe befehligen, Zeit und Ort angebend, wo sie zum Treffen zusammenkommen sollten. Als nun die Brüder von Königsberg mit ihrem Heere zur bestimmten Stunde am festgesetzten Orte eingetroffen waren, begannen sie das Land mit Raub und Brand zu verwüsten, obwohl die Liefländer noch nicht erschienen waren. Während nun die herbeigeeilten erbitterten Samländer die Ordensschaar angriffen und fast schon zur Flucht gebracht hätten, kam darüber das Heer der Liefländer mit vielen schweren Streitrossen und machte nun eingreifend das ganze Samländische Heer nieder, Weiber und Kinder gefangen nehmend. Die Wohnstätten dieses Landstriches und der angrenzenden wurden in Asche gelegt.“ Bei diesem Berichte fällt zunächst die Zahl von 500 Mannschaften aus einem Dorfe auf, eine Ziffer, auf welche bis in die neueste Zeit Erörterungen, z. B. über die Milchproduktion bei den alten Preussen, basirt worden sind. Ist hier nicht irrig anstatt quinquaginta — quingenti gelesen? Richtig ist die Zahl in keinem Falle, denn sie würde eine Seelenzahl von 4—5000 Köpfen zur Voraussetzung haben, also einer Stadt, deren Eroberung ganz sicher auf uns gekommen sein würde, abgesehen davon, dass in jener Ecke des Samlands ohne Schifffahrt und Handel die Lebensbedingungen für einen so grossen Ort nicht gegeben sind. Uebersehen wir die räumliche Ausdehnung jenes Gebietes, dessen Aufgebot die Königsberger Truppe fast schon überwältigt hatte, so ergiebt sich, dass die Ziffer 500 nicht die Wehrfähigen eines einzelnen Dorfes, sondern nur die der ganzen Landschaft umfasst haben kann. Das mag Dusburg verwechselt haben, und befindet sich dabei vielleicht in einem ähnlichen Falle, wie mit der Angabe, Samland habe überhaupt 40,000 Krieger zu Fuss und 4000 Reiter ins Feld stellen können. Die 4000 Reiter allein bleiben in den Grenzen des Wahrscheinlichen; die 40,000 Mann zu Fuss würden eine Population zur Vorbedingung haben, welche die heutige um das 5 fache übertroffen haben müsste. Diese Angabe ist deshalb einfach zu streichen. Zu berücksichtigen ist bei beiden das Bestreben Dusburgs, die Thaten seines Ordens in möglichst glänzendes Licht zu stellen. Bei der in weiterem glaubhaften Erzählung Dusburgs fehlt die Angabe der Jahreszeit. Dabei ist zu erwägen, dass die Königsberger Truppe isolirt nicht dem Feinde gewachsen war, der ganze Erfolg der Unternehmung also nur auf ein rechtzeitiges Eintreffen der Liefländer gegründet werden konnte. Auf die planmässige Sicherheit der Concentration konnte aber nur gerechnet werden, wenn die liefländische Schaar sich in vorher festgestellten Märschen, also zu Lande die Nehrung entlang, vorbewegte und der Uebergang von Memel auf die Nehrung durfte nicht von Wind und Wetter abhängig sein, das heisst, das Kurische Haff musste mit einer festen Eisdecke belegt sein. Mithin war die Jahreszeit der Expedition die gewöhnliche — die Winterszeit nach oder bei scharfem Froste. Ein so ungewöhnliches Ereigniss, wie das Erscheinen dieser Truppe auf der Nehrung, musste

sich ferner in kürzester Frist nicht blos auf der Nehrung, sondern im Samlande verbreiten, also auch den Bethern kund werden. Es ist deshalb vollkommen glaublich, dass die Königsberger Truppe in eine sehr üble Lage gerieth, als sie, um das Land zu heeren, den Vormarsch in getheilter Ordnung antrat und nun unvermuthet auf die geschlossenen Bether stiess. Dagegen muss Voigt widersprochen werden, wenn er diesen Kampf sechs Stunden dauern lässt; Gefechte mit der blanken Waffe zwischen kleinen Truppenkörpern können niemals auch nur annähernd diese Dauer erreichen, die Entscheidung fällt meist nach einigen Minuten. Haben die Liefländer also die beginnende Niederlage in einen definitiven Sieg verwandeln können, so müssen sie auf sehr kurze Distanz aufgerückt gewesen sein, als der Kampf vorne begonnen hatte. Es ist auch geradezu undenkbar, dass der Königsberger Befehlshaber den Befehl zum Vorgehen gegeben haben sollte, ohne des Eintreffens der verabredeten Hilfe vollkommen sicher zu sein. Er hätte gegen den einfachsten Grundsatz der Kriegskunst gefehlt, wenn er den Erwarteten nicht Reiter entgegensandte, um die Verbindung aufzunehmen; durch diese musste er völlig genau orientirt werden, wie weit der Marsch der Liefländer vorgerückt war. Dass er den Befehl zum Vormarsch gab, ehe die faktische Vereinigung beider Truppenkörper vollzogen war, lässt sich sehr wohl daraus erklären, dass er an dem kurzen Wintertage keine Zeit verlieren wollte.

In einer Anmerkung zu Dusburg in den Scriptores rerum Prussicarum setzt nun Töppen das Land Bethen in die Gegend zwischen Pobethen und dem Kurischen Haff. Diese Annahme entspricht nicht der Sachlage. Hätte Bethen die Landschaft etwa um Cranz bedeutet, so hätten die beiderseitigen Truppenkörper das Land vor ihrer Vereinigung betreten müssen; das verabredete Rendez-vous, ubi ad proelium debebant convenire hätte mitten im feindlichen Lande liegen müssen, wäre also auch nur durch beiderseitiges Gefecht zu erreichen gewesen. Der Wortlaut des Citats setzt aber bestimmt erst die Concentration und dann das Vorschreiten zum Gefechte voraus. Jeder einzelnen Truppe waren die Bether ferner mehr als gewachsen; getrennt einmarschirend hätten sie sich der augenscheinlichen Gefahr ausgesetzt, einzeln erschlagen zu werden. Mithin musste der Ort der Vereinigung auf einem nicht feindlichen Gebiete liegen, konnte auch nur unfern des Debuchées aus der Nehrung, also unfern Cranz bestimmt sein. Hier aber war thatsächlich botmässiges Land, denn bis hierher reichte die Machtsphäre der Burg Königsberg. Mithin musste Territorium Bethen östlich oder westlich Cranz liegen, und zwar in solcher Entfernung von diesem letzteren Orte, dass sich im Gebiete desselben die Vereinigung der beiden Truppenkörper in Sicherheit vollziehen konnte. Ostwärts stossen wir hier sehr bald auf das Territorium Schaaken, von welchem Jeroschin als dem Schauplatze früherer pacificirender Thätigkeit berichtet. Westwärts dagegen haben wir den anklingenden Namen Pobethen, dessen Uebersetzung „an oder bei Bethen“ zulässig ist. Wir wissen ferner, dass um Brüsterort etwa 20 Jahre später 1700—1800 Sudauer angesiedelt wurden, eine zu bedeutende Zahl, um ihre Unterbringung in einem anders als

menschenleeren, öden Lande glaubhaft erscheinen zu lassen. Dass aber die Wohnsitze des Landes Bethen und der Nachbarschaft in Asche gelegt, die Bevölkerung gefangen fortgeführt sei, meldet Dusburg in bestimmtester Weise. Mithin muss sich das Territorium Bethen, wie Voigt aus allerdings völlig abweichenden Motiven annimmt, in jenem Winkel Samlands westlich Pobethen und nördlich Germau befunden haben, welcher ausserhalb des Zwingkreises von Balga und Königsbergs lag. Dieser letztere Umstand giebt das Motiv, weshalb der Orden das Land völlig verödete, obwohl er selbst sich dadurch des daraus zu ziehenden Ertrages beraubte. Denn es ist nicht richtig, anzunehmen, die Bether seien in dem Treffen bis auf den letzten Mann vernichtet worden; wo Reiter kämpfen, entkommen auch Reiter und nur die Minderzahl bleibt auf dem Platze. Die Flüchtenden besassen zudem die Ortskunde, welche den Nachsetzenden fehlte. Wollte er nun über das Land sicher herrschen, so musste hier eine neue Zwingburg angelegt werden, und die Anlage einer solchen war unter dem Eindrucke des entscheidenden Sieges allerdings möglich geworden. Aber eine Burg forderte Besatzung und es ist Mangel an ständiger Mannschaft, welche für diese Zeit des Ordens charakteristisch ist, wie auch für manche spätere Periode. Wichtigere Punkte entlang der Wasserstrasse und an der östlichen Grenze bedurften ohnehin mehr der Befestigung, als diese abgelegene und rückwärtige Gegend. Wollte der Orden aber vermeiden, in dieser einen Heerd zukünftiger Verlegenheiten erhalten zu sehen, so war das einzige Mittel, sie unbewohnbar zu machen. Und das ist das Thatsächliche, was im Zeitraum einiger Tage nach dem Treffen zur Ausführung kam — systematische Verödung. Bezüglich des eigentlichen Kampfplatzes lässt sich zum Schlusse nur annehmen, dass es an der Grenze ihres Landes war, wo die bereits versammelten Bether angetroffen wurden; auch die genaueste Kenntniss des Terrains kann zu keinem Resultate führen, da der Frost eine Beschränkung des Reiterkampfes auf bestimmte Terrainabschnitte ausschliesst. Nur im Allgemeinen lässt sich sagen, dass die Niederlassungen jener älteren Zeit noch mehr als die heutigen an die Nähe von Wiesen gebunden waren, in deren Nähe wir also auch den bestellten Acker und das freie Feld zu suchen haben, zwischen ihnen den für das Reitergefecht nicht möglichen Wald. Nehmen wir nun als den allerdings gegebenen Punkt der Concentration einen Ort zwischen Grünhoff und Cranz und verfolgen den Marsch der Ordenstruppen westwärts bis zur Grenze des Landes Bethen, so sind wir allerdings hiernach befugt, das Treffen in der Gegend bei oder nicht fern von Pobethen anzunehmen und nach diesem Orte zu benennen.

[Ostpr. Ztg. 1879. Beil. zu No. 6 u. 7.]

Sitzung den 22. Novbr. 1878. Vortrag des Dr. med. Arthur Hennig über:

Das Gräberfeld bei Gerdauen.

Bei der Erforschung der Wallberge des Bartener Landes hatten die mit derselben beauftragten Mitglieder Freiherrn v. Romberg auf Schloss Gerdauen im

Sommer 1877 besucht und, wenn auch über das Vorhandensein von Wallbergen keine genauere Auskunft, so doch werthvolle und zahlreiche Geschenke aus der prähistorischen Zeit und der Herrschaft des deutschen Ordens für die Sammlungen der Gesellschaft erhalten (Sitzungs-Bericht September 1878) und gleichzeitig die Aufforderung, auf einem Felde zwischen dem Schloss Gerdauen und dem Banctien-See, genannt „Pracher Liske", Ausgrabungen zu veranstalten. Noch während meiner vorjährigen archäologischen Untersuchungen auf dem Territorium des Kammerherrn von Tyszka auf Ribben erhielt ich von unserm Vorsitzenden den ehrenvollen Auftrag, auf jenem Felde Grabungen zu veranstalten, einen Auftrag, dem ich mit desto grösserer Bereitwilligkeit Folge leistete, weil hier schon früher einzelne interessante Alterthümer von Herrn von Streng bei einem flüchtigen Besuche in dieser Gegend und ebenso bei dem Chausseebaue der Gerdauen-Nordenburger Strecke gefunden waren. Im Sommer vergangenen und dieses Jahres unterzog ich mich einer im Ganzen siebenwöchentlichen, für mich höchst anregenden und belehrenden, für die Alterthumskunde unserer Provinz und speciell für unsere Sammlung sehr lohnenden und erfolgreichen Arbeit, über die ich des beschränkten Raumes wegen hier nur ganz kurz berichten kann. Hoffentlich wird aber eine von mir vorbereitete genaue Bearbeitung des Gerdauer Gräberfeldes nicht zu lange auf sich warten lassen. Zwischen dem neuen Schlosse und dem Bahnhofe von Gerdauen ziehen sich von Norden nach Süden 3 natürliche Hügel hin, welche sich westwärts mit sanfter Abdachung in den Banctien-See senken, während sie auf der Ostseite allmälig in das angrenzende Terrain übergehen. Diese drei Hügel wurden mir bei meiner vorjährigen Ankunft, als ich auf das Schreiben unseres Vorsitzenden hin nach der Pracher Liske fragte mit diesem Namen bezeichnet und sie sollten mit einer Bodenfläche von ca. 900 Ar das Feld meiner Thätigkeit werden. Ich entschloss mich zunächst, den an der Chaussee angrenzenden Hügel zu untersuchen, weil erstens auf diesem Herr von Streng jene Alterthümer gefunden hatte, und weil er ferner auch der Fundstelle auf der Chaussee am nächsten lag. Dieser nördlichste Hügel, welcher westwärts vom Banctien-See, nach Norden zu vom Schlossgarten und weiter vom Schlosse, ostwärts von der Chaussee und südlich durch eine geringe Bucht vom zweiten Hügel getrennt ist, besitzt eine Grundfläche von ca. 250,0 Ar. Nach der Vermessung des Herrn Kühne habe ich bis jetzt 0,07,92 h untersucht und zwar 0,03,39 h im Sommer des Jahres 1877 und 0,04,53 h das letzte Mal, — Skelette von Menschen mit und ohne Beigaben frei in der Erde liegende Waffen, Schmucksachen, Geräthe und Münzen bilden den Inhalt des Gerdauer Gräberfeldes. Bis jetzt sind 91 Skelette ausgegraben, die in irgend einer Beziehung näher untersucht sind und über die Protokoll geführt ist; zu diesen kommen wol mindestens noch eben so viele, welche zum Theil ganz zerfallen waren oder aus irgend welchen Umständen keiner näheren Beobachtung unterzogen werden konnten. Die Richtung war ziemlich konstant mit dem Kopfe im W., den Füssen im O., wenigstens lagen 63 in dieser Weise, während die andern

ein wenig mehr nach S. oder N. geneigt waren; von dem Grundtypus vollkommen abweichende Lagen kamen gar nicht vor. Diese hier bestatteten Individuen sind mit ihren Gewändern und viele mit ihren Schmucksachen und Waffen ohne einen Sarg frei in die Erde gelegt worden, denn nur in 4 Fällen habe ich sicher Holzreste gefunden und auch nur unterhalb des Skeletts am Hinterhaupte und den Wirbelkörpern, wodurch es wahrscheinlich wird, dass man diese Todten entweder ganz frei in eine Grube gelegt oder höchstens auf einer hölzernen Unterlage gebettet verscharrt hat. Die Skelette lagen reihenweise ziemlich dicht nebeneinander, bisweilen leider so dicht, dass das eine nur unter einer theilweisen Erhaltung des andern herausgenommen werden konnte; oftmals liessen sich mehrere Schichten, bisweilen 3 über einander konstatiren. Hin und wieder wurden nur einzelne Skeletttheile wie Schädel, oder untere Extremitäten oder Schädel mit Rumpf gefunden. Meiner Meinung nach wird hier wohl Niemand auf Menschenopfer verfallen, da es zu nahe liegt, dass bei dem Vergraben neuer Leichen Theile früher Bestatteter aus ungenauer Kenntniss der Lage derselben aufgegraben worden sind; auf eben diese Weise lassen sich auch die zahlreich in dem ganzen Gräberfelde zerstreut liegenden Schmucksachen und Waffen erklären, welche genau denselben Charakter wie die an den Skeletten gefundenen haben und auch keine Spur von Verbrennung zeigen, ein untrügliches Merkmal, dass sie nicht etwa von Brandgräbern herrühren. In Betreff der genaueren Lage der Skelette wurde Folgendes beobachtet. 57 Skelette ruhten auf dem Hinterhaupte, 13 auf der rechten und 17 auf der linken Wange, alle auf dem Rücken ausgestreckt; die Haltung der Arme war sehr verschieden, bald befanden sie sich in vollständiger Streckung längs dem Körper, bald mehr, bald weniger, aber gleichmässig in beiden Ellenbogengelenken gebeugt, bald auch ganz verschieden flektirt. Das Längenmass der Skelette konnte in 59 Fällen bestimmt werden, von diesen war nur 1 Skelett unter 1 m, die grössere Zahl mass zwischen 1,51 und 1,70 m. Die Durchschnittsgrösse unter diesen 59 Skeletten beträgt 1,57 m. Das Volk, welches diesen Begräbnissplatz anlegte, bestattete seine Todten bereits mit Gewändern und legte ihnen auch Schmucksachen und Waffen ins Grab, wenigstens gilt diese letzte Behauptung für einen grossen Theil. Wenngleich aber auch nicht an allen Seiten Gewandreste aufgefunden worden sind, sondern nur an einzelnen der mit Beigaben geschmückten, so dürfte es dennoch wahrscheinlich sein, dass das Tragen von Gewändern zu jener Zeit allgemeine Sitte war. Wir können an den Wollenstoffen feinere und gröbere Gewebe unterscheiden, einfachere und kostbarere; die besten und sicherlich auch dauerhaftesten Wollenstoffe bestehen aus groben Wollfäden, die mit feinen Wollenfäden spiralförmig umwunden sind, wodurch einem solchen Gewande eine besondere Haltbarkeit gegeben worden ist. Ausser Wolle kommt in Gerdauen auch schon das für jene Zeit kostbare Leinenzeug vor, welches sich ebenfalls mässig gut an Metall erhalten hat; grössere Stücke feinen Leinenzeuges habe ich besonders häufig von den Halsringen abgenommen, eine Erscheinung, auf die ich noch weiter

unten zurückkommen werde. Von den im Protokoll verzeichneten Skeletten sind 50 mit Beigaben aus Bronce, Eisen, Silber, Leder und Stein bestehend versehen, und dieses dürften wol die Wohlhabenderen gewesen sein; den Aermeren zog man wahrscheinlich nur einfaches Gewand an, welches auf der Schulterhöhe oder vorn auf der Brust nicht wie bei den Reichen mit einer Broncespange, sondern nur mit einem Faden zugeheftet war. Broncebeigaben allein fanden sich an 24 Skeletten, Eisengegenstände allein an 13, Bronce und Eisen gemischt an 12, und in der rechten Augenhöhle eines Skeletts lag nur ein Bracteat. Es dürfte allerdings von Interesse sein, die reichen Beigaben dieser 50 Skelette mit genauer Angabe der Körperstellen, an denen sie gelegen haben, kennen zu lernen, doch gestattet mir der beschränkte Raum diese Ausführlichkeit nicht, und muss ich daher auf meine Specialarbeit verweisen. Ausser diesen Beigaben wurde eine noch grössere Anzahl von kostbaren Schmuckgegenständen frei in der Erde gefunden; wie sie dahingekommen sind, habe ich schon oben auseinandergesetzt. — Wir wollen jetzt versuchen, aus den Aufzeichnungen im Protokoll die herrschende Mode in der Bekleidung und dem äussern Ausputz jener alten Bewohner des Bartener Landes, welche auf der Pracher Liske ihre Ruhestätte gefunden haben, zu reconstruiren. — Das hier bestattete Volk war mit Gewändern bekleidet und es dürften nach den Funden vielleicht einzelne Vornehme sogar unter dem wollenen Ueberwurfe noch ein leinenes Hemde getragen haben. Der nothwendigste Schmuck zu diesem Anzuge ist nun eine Gewandnadel, welche den Ueberwurf entweder auf der Schulterhöhe oder vorne auf der Brust zusammenhält, und in der That ist die Gewandschnalle ein in vielen Exemplaren und in besonders zwei Typen vertretener Gegenstand des Gerdauer Gräberfeldes; aus der Lage derselben geht es sicher hervor, dass man das Gewand bald auf der rechten, bald auf der linken Schulter oder vorne schloss. Diese Brustnadel, scheiben-, hufeisen- oder ringförmig mit beweglicher Pinne, in allen Fällen aus Bronce bestehend, schloss ganz zweifellos einen anderen Gegenstand aus. An allen denjenigen Skeletten nämlich, welchen diese Nadel fehlte, fand sich entweder nach innen von jedem Oberschenkelkopfe, resp. dem kleinen Rollhügel je ein eiserner Ring von ca. 5 cm im lichten Durchmesser, oder eine runde Bronce- oder Eisenschnalle; ganz vereinzelt war nur eine Schnalle vorhanden, oder lagen beide auf derselben Seite eine unter der andern. Wenngleich die Verwendung dieser Schnallen und Ringe auch nicht vollständig aufgeklärt werden kann, so darf man mit Bestimmtheit schon aus diesen Objekten, falls sie an der bezeichneten Stelle liegen, auf ein männliches Skelett schliessen.

Unter den Schmuckgegenständen kommt sehr häufig die in Bronceblech gefasste Bärenklaue vor, welche an Riemen befestigt auf der Brust getragen wurde; bisweilen hängen an der Broncefassung dreiseitige, verschieden grosse, glatte oder mit durchbrochener oder erhabener Arbeit versehene platte Klapperbleche aus Bronce. Neben diesem Zierrath bilden ein nicht selten vorkommendes Fundobject in Gerdauen Broncebommeln, welche in ihrem Innern ein Steinchen haben, und

die man vornehmlich an Broncedraht befestigt als Halsschmuck neben den eigentlichen Halsringen trug. Sehr häufig sind dieselben neben feinen auf dünnen Broncedrähten gezogenen Glasringen zu finden. Dieser kleinen grünen, gelben und blauen Glasringe bediente man sich zum Halsschmucke oder zur Zierde des Ohrreifens, letzterer wurde wahrscheinlich in den meisten Fällen nur einseitig, sowohl rechts als links getragen, doch scheint es keine allgemeine Sitte gewesen zu sein, sich mit Ohrringen zu schmücken. Ein sich dagegen wieder recht häufig findender Gegenstand ist der Fingerring, welcher bald federnd, mit übergelegten Endigungen, bald vollkommen geschlossen ist, in Form eines einfachen Reifens oder nach Art eines Siegelringes; ein grosser Theil ist von eleganter Filigranarbeit aus Bronce oder Silber gefertigt. Die Sitte, mehrere Ringe an den Händen zu tragen, ja sich auf einen Finger mehrere Ringe zu ziehen, herrschte schon damals. — Derjenige Gegenstand, welcher am meisten interessiren dürfte und der auch eine gewisse Aufmerksamkeit und eine nähere Betrachtung verdient, ist der grosse Spiralhalsring, welcher früher Todtenkrone genannt wurde, und von dem Bähr in der Beschreibung der Livengräber p. 4 sagt: „Der Halsring wird nicht allein in diesen Ostseeprovinzen sehr häufig, sondern auch in vielen Gegenden Deutschlands und Skandinaviens gefunden, und muss ein Lieblingsschmuck vieler Völker gewesen sein. Wahrscheinlich diente er bei den Männern auch zum Schutz, wie viele von den Schmucksachen. In der Dicke und Grösse sind die gefundenen Halsringe nicht gleich, doch wiederholt sich oft die strickartig gewundene Form.“ Die hier in Gerdauen ausgegrabenen Broncehalsringe in Spiralform von 2 bis zu 10 Windungen, deren Gewicht bis zu 2 Kilo in einzelnen Fällen ansteigt, sind aus drei 2—3 mm dicken Broncedrähten zusammengedreht und endigen entweder in einer Oese oder die Enden der drei an dem kleineren Durchmesser der Spirale zusammengewundenen Drähte sind von einer Hülse, die in ein mit Würfelaugen, Strichen oder Punkten verziertes 1—1½ cm breites Band ausläuft, bedeckt, und nur die Enden der 3 Drähte an dem grösseren Durchmesser sind mit einer einfachen Hülse in Kapselform umgeben. Ich kann hier nicht die ganze Beweisführung über den Gebrauch dieser Ringe veröffentlichen und werde daher nur die Behauptungen, welche ich im Anschlusse an meine Untersuchungen aufgestellt habe, angeben. Diese Halsringe sind besonders als ein Schmuck des weiblichen Geschlechts anzusehen, doch ist es nicht absolut auszuschliessen, dass sie auch von Männern allerdings viel seltener getragen worden sind. Damit aber, dass sie vorzüglich von den Weibern getragen worden sind, wird ihnen auch gleichzeitig ihre Bestimmung als Schmuck, als Halszierde zuertheilt. Wann trug man diesen Schmuck? Legte man den Ring nur bei besonderen Festlichkeiten an, oder war derselbe ein täglicher Ausputz? Wenngleich dieses gerade nicht postiv bewiesen werden kann, so müssen wir aus verschiedenen Gründen annehmen, dass er nicht nur täglich getragen worden, sondern dass dieser Ring, einmal angelegt, ohne besonderen Grund, wie etwa schwere Erkrankungen am Halse, nie wieder von dem

betreffenden Individuum abgelegt wurde. Wann, d. h. in welchem Alter wurde dieser Schmuck den Weibern angelegt, etwa bei ihrer Heirath oder nach der ersten Entbindung oder bei sonst einer wichtigen Gelegenheit? Hierüber dürfte uns wohl Skelett No. 15 belehren. Wenngleich dasselbe leider nicht erhalten ist, so findet sich im Protokoll die Bezeichnung Kinderskelett, ungefähres Längenmass 1,15 m. Dasselbe war mit einem aus 3 Broncedrähten gewundenen Halsringe geschmückt, welcher allerdings nicht in derselben Weise gefertigt ist, wie die grossen in Rede stehenden Spiralringe; doch dürfte dieses Faktum, dass schon Kinder ähnlichen Schmuck getragen haben, so bedeutend in die Wagschale fallen, dass ich mich nicht zu scheuen brauche, die Vermuthung auszusprechen, dass verhältnissmässig früh schon den Kindern von wohlhabenden, ja wahrscheinlich nur reichen Eltern dieser Schmuck zur Zierde und zum Ausputz angelegt worden ist. Gar zu bequem mag nun allerdings ein solcher Schmuck gerade nicht gewesen sein und ganz besonders nicht in der ersten Zeit, und daher hat man auch den Druck des Ringes auf verschiedene Weise zu mildern gesucht, wie ich wenigstens aus meinen Fundresultaten mich für berechtigt halte, anzunehmen. Zuerst umwickelte man jeden Umgang des Ringes mit feinem Leinengewebe und ausserdem trug man wahrscheinlich noch ein Stück Leder um den Hals auf blossem Körper. Hiedurch wurde nun der Gebrauch eines solchen Ringes wenigstens ermöglicht und war nicht gerade mehr eine Tortur. Im Anschlusse hieran bemerke ich noch, dass man bisweilen zwei Halsringe trug und zwar ausser diesem Spiralringe noch einen breiten Diadem ähnlichen aus Bronceblech gefertigt. Von letzterer Art sind 4 gefunden, von denen 2 die deutlichsten Zeichen einer allerdings nicht sehr eleganten Reparatur aufweisen, und zwar der eine eine einmalige, der andere eine mindestens dreimalige, was wohl zur Genüge den Werth eines solchen Stückes kennzeichnet, denn sonst würde man sich die Mühe einer so häufigen Reparatur sicherlich nicht gemacht haben.

Gehen wir von diesen Schmucksachen zu der Ausrüstung des Mannes über. Die Bewohner der Liske Gerdauen haben, wie es die Grabfunde darthun, nur Waffen zur Jagd gehabt, ähnlich wie ein Theil der Gräberfunde an der oberen Donau, indem daselbst auch nur Jagdwaffen und keine Schwerter gefunden sind. Ein eisernes Messer mit Holzgriff lag meistens zur linken Seite der Brust oder des Beckens, bisweilen allerdings auch rechts. Grössere, hirschfängerartige Messer, welche zwischen den kleinen Messern und den Schwertern stehen, sind im Ganzen sechs ausgegraben, und hatten zwei ihre Lage zwischen den Unterschenkelknochen, die andern zwischen den Oberschenkelknochen. Der Feuerstahl, in allen Exemplaren von gleicher Form, wurde auf der Brust, unter dem Gesäss, auf der äussern Seite des linken Kniegelenks und auf der äussern Seite des linken Oberarmes gefunden und scheint somit an keiner besondern Körperstelle getragen zu sein. In wenigen Fällen wurden dann noch Sporen an den Fersen aufgedeckt, wodurch der Reiter sicher charakterisirt ist. An 2 Skeletten lagen je zwei Lanzenspitzen unter oder neben dem Schädel; die Lanzen

des einen waren an ihren Spitzen stark verbogen. Sehr häufig befanden sich auf der linken Brusthälfte Lederreste mit bandartigem Broncebeschlag, welche, wie ich aus einigen sehr gut erhaltenen Exemplaren habe ersehen können, Dolchscheiden sind; in einzelnen Fällen steckt noch ein Theil des allerdings sehr stark vom Roste verzehrten Messers darin. Endlich kommen noch zwei Beile hinzu und hiermit schliesst die Serie der Waffenstücke ab. Von einzelnen Objekten wären noch der häufiger wiederkehrenden Ledergürtel Erwähnung zu thun, welche aus Lederplatten bestehen, die mit Broncenieten an einander befestigt und zum Theil auch noch mit Broncedraht an einander genäht sind; an diesen Gürteln hingen bisweilen zierliche Broncebommelchen, wie z. B. an jenem oben erwähnten Kinderskelett. Ein kleiner durchbohrter Schleifstein von rhomboider Form fand sich nach innen vom rechten Oberschenkelkopfe eines mit eisernen Ringen und Feuerstahl geschmückten Skeletts.

Unter den Münzen sind bis auf einige wenige alles Bracteaten der verschiedensten Hochmeister, der Zeit von 1352—1413 angehörig (Vossberg, Taf. II Fig. 2, 4 und ein Bracteat sehr ähnlich diesem letzteren, doch nicht genau ebenso). Ueber ihre Lage kann nichts Bestimmtes gesagt werden, bald lagen einige im Becken bald auf der Brust, an den Armen und in den Augenhöhlen; in einem Falle lag in jeder Augenhöhle ein Bracteat, in andern immer nur ein Bracteat in einer von beiden Augenhöhlen. Eine Münze gehörte der Zeit Konrad Zöllner von Rothenstein an und ist ein Halbschoter (Vossberg IV, 106 u. IV, 120, 121); zwei andere sind Vierchen von demselben Hochmeister. — Noch ist hervorzuheben, dass bis jetzt kein Stück Bernstein im Leichenfelde gefunden ist. —

Ueber die Zeit, in welcher dieser in Rede stehende Kirchhof bei Gerdauen angelegt resp. benutzt worden, ist schon im Fundberichte Verschiedenes gesagt; sicher ist, dass derselbe in der Ordenszeit und zwar, nach den Münzen zu urtheilen, unter Konrad Zöllner von Rothenstein (1382—90) benutzt worden ist. Ob auf der Pracher Liske schon vor der Ankunft der deutschen Ordensritter ein Begräbnissplatz bestand, ist fraglich, doch möchte ich es für wahrscheinlich halten, und vielleicht finden wir auch noch bei späteren Ausgrabungen Objekte, die wir mit Bestimmtheit einer früheren Periode zurechnen müssen. Es ist zum ersten Male, dass wir einen so umfangreichen Kirchhof, welcher in die erste christliche Zeit in unserer Provinz zu setzen ist, gefunden haben. Zwar gehört der Begräbnissplatz bei Stangenwalde (Schrift. d. phys.-ökon. Gesellsch. XII, S. 50) auf der Kurischen Nehrung auch dieser Periode an, wie es durch die Bracteaten und den ganzen Habitus der Anlage bestätigt wird, doch ist dieser Kirchhof zum Theil wenigstens nicht mit der nöthigen Sorgfalt systematisch untersucht und kann allerdings auch sehr schwer systematisch untersucht werden. Die einzelnen Fundobjekte können wohl als Parallelstücke gelten. Das Allgemeine, der Grundtypus der Anlagen ist beiden Kirchhöfen gemeinsam, doch lassen sich zahlreiche kleine Unterschiede auffinden, welche durch den Einfluss der Nachbarvölker, durch die Lage des Ortes selbst und endlich durch die Handels-

verbindungen bedingt sind. Auf diese Weise ergänzt dann in einem solchen Falle ein Begräbnissplatz den andern und man bekommt durch die Betrachtung beider ein sehr viel klareres und umfangreicheres Bild. Dr. Paul Schiefferdecker, der erste, welcher die Kurische Nehrung in archäologischer Beziehung genauer untersucht hat, sagt an einer Stelle in dem Aufsatze „Der Begräbnissplatz bei Stangenwalde" (Schrift. d. phys.-ökon. Gesellsch. XII, S. 54): „Ich glaube, dass der Schluss gerechtfertigt sein dürfte, dass dasselbe Volk, welches die Grabstätten bei Ascheraden und Segewolde anlegte, auch die Gräber bei Stangenwalde uns hinterlassen hat." Ob es die alten Liven waren, also ein finnischer oder ein lettischer Stamm, hielt er allerdings für nicht entschieden. Ich habe nun vorhin mehrfach auf das Gleiche zwischen Stangenwalde und Gerdauen hingewiesen, und so müsste denn nach jener Stelle eine sehr nahe Beziehung zwischen Gerdauen und den von Bähr geschilderten Livengräbern bestehen, ja nach Schiefferdecker müsste dann wohl auch jenes Volk, welches die Begräbnissstätten bei Ascheraden und Segewolde anlegte, den Kirchhof bei Gerdauen angelegt haben. Wollten wir so schliessen, so hätten wir einen falschen Schluss gemacht, denn nichts wäre irriger, als das Volk, welches am Dünastrome und im Aathale bestattet liegt, mit demjenigen zu identificiren, welches vor 500 Jahren auf der Pracher Liske zur Ruhe gebracht worden ist. Es ist mir nun allerdings hier nicht gestattet, meine Beweisführung gegen die Schiefferdeckersche Behauptung ausführlicher darzulegen und kann ich an dieser Stelle nur das Resultat meiner Untersuchungen in folgenden Worten zusammenfassen. Auf dem Gräberfelde in Gerdauen sind sehr viele Gegenstände gefunden, welche in Form und Grösse genau mit Objekten von dem Stangenwalder Begräbnissfelde übereinstimmen. Abweichungen zwischen Stangenwalde und Gerdauen kommen vor, trotzdem gehören beide Kirchhöfe derselben Zeit an und sind auch von demselben Volke angelegt worden. Stangenwalde und die von Bähr beschriebenen Livengräber haben dagegen äusserst wenig Gemeinsames an sich und sicherlich legten nicht Vertreter desselben Volksstammes die Begräbnissstätte auf der Kurischen Nehrung wie an dem Dünastrome und im Aathale an. Hieraus folgt auch, dass der Todtenacker am Fusse des Schlosses von Gerdauen die Ueberreste eines anderen Volksstammes deckt, als jene beiden Gräberfelder in Livland.

In dankbarer Anerkennung der grossen Geschenke, welche Freiher v. Romberg aus dem Gräberfelde von Gerdauen den Sammlungen der Prussia überwiesen und zu deren Hebung er freundliche Unterstützung gewährt hat, beschliesst die Gesellschaft auf Antrag des Vorsitzenden die Ernennung des Freiherrn v. Romberg zu ihrem Ehren-Mitgliede.

Hierauf hielt Prof. Heydeck den hier folgenden Vortrag über die Typen der in ostpreussischen Gräbern gefundenen Thongefässe und broncenen Gewandnadeln.

Wegen vorgerückter Zeit konnte der Jahresbericht nicht mehr gegeben werden, und es erfolgte nur die Wiederwahl des Vorstandes und Beirathes. Ersteren

bilden: Dr. Bujack als Vorsitzender, Archivrath Dr. Meckelburg als Sekretär und Kaufmann Otto Ehlert als Kassenwart; den Beirath: Geheimrath Hagen, Prof. Heydeck, Rentier Prothmann und Prof. Zaddach. — Die Revision und Decharge der Rechnungen wird Justizrath Bülovius und Stadtrath Warkentin übernehmen.

[Ostpr. Ztg. 1879. Beil. zu No. 62—64.]

Ist der Styl der Thongefässe und bronzenen Gewandnadeln Ostpreussens vor und in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung durch die Völker des klassischen Alterthums beeinflusst?

Vortrag des Professor **Heydeck.**

Von den meisten nicht-skandinavischen Archäologen werden die Alterthümer unserer Vorfahren in heidnischer Zeit, diesseits der Alpen bis an die Ost- und Nordsee in engsten Zusammenhang mit etruskisch-römischer Kultur gebracht, und zwar so weit, dass z. B. eine einheimische Broncetechnik für besagte Gegenden vollständig bestritten wird. Durch das Interesse, welches ich seit einigen Jahren für die Alterthümer unserer Provinz gewonnen habe, sah ich mich veranlasst, auch hier bei uns dem etruskisch-römischen Einfluss nachzuspüren. — Zunächst sei erlaubt zu sagen, dass ich nicht etwa als Archäologe von Fach, sondern als Künstler mich berechtigt glaube, Gegenstände der Kunstindustrie, in ganz besonderer Rücksicht auf ihre Form, Verzierung und Konstruktion zu prüfen und mit einander zu vergleichen. Bei Gelegenheit meiner diesjährigen Reise nach den Rheingegenden, suchte ich mich eingehender mit den dortigen Alterthümern zu beschäftigen, um sie dann mit denen, welche die Sammlung der Prussia aufweist, zu vergleichen. Schon bei einem frühern, allerdings flüchtigen Besuche einiger der dortigen Museen hatte ich die Ueberzeugung gewonnen, dass dort allerdings der römische Einfluss unzweifelhaft ist. In möglichster Kürze will ich versuchen, die gemachten Beobachtungen hier wiederzugeben.

Nach Besichtigung des römisch-germanischen Museums in Mainz, erlaubten es mir die Umstände, einige Tage länger in Karlsruhe zu verweilen, wo ich mich eingehender mit den dortigen Funden beschäftigen konnte. Der Charakter der Karlsruher Sammlung ist im wesentlichsten dem aller übrigen der Rheingegenden gleich: das auffallendste, was auch dem flüchtigsten Beschauer dort entgegentritt, ist der vorherrschende römische Einfluss. Wir fühlen uns, wenn wir eine Parallele zu unsern Funden ziehen wollten, auf den ersten Blick dort völlig fremd. Um nun meinem Wunsche bei verhältnissmässig beschränkter Zeit möglichst nachzukommen, fasste ich Gegenstände ins Auge, welche erfahrungsmässig dort wie hier zum täglichen Gebrauche dienten, in erster Reihe Gefässe, in zweiter Fibeln, welche auch in unserer Sammlung in so reichem Masse vertreten sind. Zunächst habe ich gezeichnet und gezählt, um die „Durchschnittsformen“ zu ermitteln, ich meine damit diejenigen Formen, welche in jenen Gegenden überhaupt am häufigsten vorkommen. In vergrössertem Massstabe liegen meine Zeichnungen mit den hinzugefügten Zahlen vor, und sind

zur weitern Vergleichung für unsere Sammlung bestimmt. Es gewähren meiner Ansicht nach nicht blos die Formen, sondern auch die Zahlen für den Ursprung der einzelnen Gegenstände den besten Wegweiser. Denn es ist doch zu wahrscheinlich, dass eine Gattung von Gegenständen ganz charakteristischer Form da ihren Ursprung haben müsse, wo sie in grosser Anzahl den Haupttypus derselben vertritt, und nicht da, wo sie sich ganz vereinzelt unter sehr vielen von ganz anderer Form und Verzierung findet. —

Zunächst mögen die Gefässe eine eingehendere Behandlung finden; sie haben bei uns in der ältesten Zeit keine Stehfläche, sondern sind im untern Theil entweder halbkugelförmig oder nähern sich dem Kugelabschnitt, worauf der obere Theil nach oben geschweift und verjüngt angesetzt ist, oft im Verhältniss zum untern Theil von ganz bedeutender Höhe. — In etwas jüngerer Zeit folgen dann Gefässe, bei denen unter möglichster Beibehaltung der frühern Form das Bestreben hervortritt, eine Stehfläche zu bilden. Hieher gehören auch die meisten Gesichtsurnen. Später fängt die halbkugel- oder kugelabschnittförmige Gestalt des untern Theiles an, sich mehr und mehr der ovalen Form zu nähern; die Stehfläche wird ringartig untergeklebt und mit den Seitenwandungen und der untern Fläche verstrichen. Die frühere Form des obern Theiles wird in dieser Zeit noch vielfach beibehalten. Die Herstellung des Bodens und das Ankleben des oberen Theiles an den untern kann man sehr deutlich an zerbrochenen Gefässen sehen. — — Schliesslich bildete die Stehfläche sich immer mehr und mehr aus und wurde im Verhältniss zum Ganzen breit. Einige Gefässe erscheinen nun bereits wie aus zwei gleich grossen gegen einander gestülpten Trichtertheilen gebildet; die Einbiegung des obern Theiles ist oft kaum zu bemerken und das Gefäss hat seine gefällige Form verloren. Nur Schalen und kleinere Gefässe als Beigaben finden sich noch von zierlicherer Form. Dagegen erscheint die äussere Verzierung in einzelnen Fällen sehr reich. — Im jüngern Eisenalter werden die Formen roher und nähern sich unserer heutigen Topfform mit sehr kurzem oder gar nicht eingezogenem obern Theil. Henkel und henkelartige Ansätze finden sich in vielen Fällen von Anfang an, jedoch ist die Töpferscheibe noch nicht im Gebrauch. — Die Verzierungen bestehen in der ersten Zeit entweder aus Schnur- oder Nageleindrücken, später aus zickzackartigen, rhomboidischen und andern geradlinigen Ornamenten. In noch späterer Zett treten geradlinige und punktartige Verzierungen hinzu, hervorgebracht durch Eindrücke von verschieden geformten und gemusterten Stabenden, auch finden sich kleine Kreise, welche entweder durch Federspulen oder Rohrenden hergestellt sein dürften. — Selbstverständlich sind einige Ausnahmen von oben erwähnten Regeln nicht abzuleugnen, doch beziehen sich diese mehr auf kleinere Beigefässe oder Gefässe von beträchtlicher Höhe. — — Nebenbei sei noch gesagt, dass wir durchaus keinen Grund haben anzunehmen, dass Gefässe speziell zur Todtenbestattung von besonderer Form angefertigt wurden, sondern dieselben hatten die Konstruction der gebräuchlichen Hausgeräthe und waren wohl

zum Theil vorher auch solche gewesen. Wir finden in unsern Pfahlbauten genau dieselben Gefässe, wie in den zu ihnen gehörenden Grabhügeln. — In unserer Sammlung sind im Ganzen 221 Gefässe vorhanden, welche soweit erhalten sind, dass ihre Form mit Sicherheit erkannt werden kann. Dieselben sind alle ohne Anwendung der Töpferscheibe gefertigt und es sollen auch nur solche hier in Betracht gezogen werden. Hier muss ich noch bemerken, dass ich mich in allen Fällen der Vergleichung nicht dazu verstehen kann, eine nur entfernte Aehnlichkeit als parallel anzuerkennen, vielmehr müssen das Profil, worauf ich das grösste Gewicht lege, und auch die Verzierungen in ihrem Charakter übereinstimmen. — Nun zu unserm Vergleich: Die Carlsruher Sammlung besitzt ziemlich eben so viel Gefässe wie die unsrige. Die Gefässe aus dem dortigen Pfahlbau sind denen unserer Pfahlbauten vollkommen parallel, nur dort in sehr geringer Anzahl vorhanden; sie kommen auch bei der vorliegenden Frage kaum zur Geltung. Von Gefässen, bei denen die ersten Spuren einer Stehfläche zu erkennen sind, haben wir 88 Exemplare, dort finden sich nur 2, welche kaum ähnlich sind, da das eine derselben einen sehr kurzen Hals hat, welcher unsern Gefässen nicht eigenthümlich ist; auch die Zickzackverzierung stimmt nicht ganz mit der unsrigen überein. Grabgefässe der ältesten Zeit ohne Stehfläche besitzen wir in der „Prussia“ 81 Stück, in Carlsruhe finden sich incl. der kleinen Beigefässe nur 4, welche den unseren parallel zu nennen sind. Nun bleiben uns noch 52 Exemplare mit ausgebildeter Stehfläche, welche dort durch 9 Exemplare vertreten wird, die aber keine Spur von Aehnlichkeit mit den unsrigen zeigen. An ihnen ist bereits der römische Einfluss bemerkbar: sie verjüngen sich von einer ziemlich grossen Ausladung ihres grössten Durchmessers aus sehr stark nach unten und haben nach einer letzten kleinen Ausschweifung eine auffallend kleine Stehfläche und meist einen kurzen Hals; beides ist den römischen Gefässen eigen. Alle übrigen, welche dort vorhanden, sind römisch und auf der Töpferscheibe gedreht. Dagegen haben wir hier auch nicht Eines gefunden, welches auch nur im Entferntesten an römische Formen erinnern könnte. — Schon dieser statistische Vergleich dürfte meiner Ansicht nach beweisen, wie wenig wir dazu berechtigt sind, einen etruskisch-römischen Einfluss auf die Kultur unserer heimathlichen Provinz anzunehmen. —

Ehe wir uns dem Vergleich der Fibeln zuwenden, noch einige erklärende Worte über dieselben. Unter dem Ausdruck fibula verstanden die Römer Spangen oder Hefteln (Agraffen oder Brochen), welche zum Zusammenhalten des Obergewandes auf der rechten Schulter getragen wurden und in älterer Zeit nur in runder Form bekannt sind. Dann werden alle Arten von Haken, welche in Oesen einzugreifen bestimmt waren, darunter verstanden; ferner auch Schnallen und eine Menge von Variationen dieser Geräthe, die den Zweck hatten, irgend etwas zusammenzuhalten. Fibeln nennen wir die in den Gräbern unserer Vorfahren sich findenden Hefteln aus Bronce, Eisen oder Silber, welche im wesentlichsten so konstruirt sind, wie unsere heutigen Spreng- oder Plaidnadeln, und die sicherlich einem ähnlichen Zwecke gedient haben. In

meinen Zeichnungen habe ich es nicht über mich gewinnen können, die Fibeln in anderer Lage zu zeichnen, als sie getragen wurden: d. h. mit der Nadelspitze nach oben. Leider finden sich in allen mir bekannten archäologischen Werken und Zeitschriften die Fibeln umgekehrt dargestellt. Einerseits erscheint es zu widersinnig, Gegenstände ganz ohne Grund auf den Kopf zu stellen; andererseits beeinflusst auch die bisher beliebte Darstellung den gefälligen Eindruck gewisser Arten. Römische Bildwerke geben uns sichern Aufschluss über Bekleidung und Schmuck der Römer, wie sie zu den verschiedenen Zeiten üblich waren. Bis zum Anfang des 4. Jahrh. n. Chr. findet man die fibula auf diesen Bildwerken nur in runder Form; erst am Anfang des genannten Zeitraums erscheint die lange oder wenigstens gestreckte Form an der rechten Schulter getragen. (Weiss Kostümkunde vom 4.—14. Jahrh. pag. 21, eben so Lindenschmitt „Vaterländische Alterthümer zu Sigmaringen“, welcher die Tafel mit dieser Zeichnung (Diptychon) zu Halberstadt sogar in das 5. Jahrh. versetzt.) Ferner finden wir sie zur Zeit Justinians 547 in den Mosaikbildern von S. Vitale in Ravenna. Schliesslich erwähnt Einhart „Leben Karls des Grossen“, dass derselbe bei festlichen Gelegenheiten den Mantel durch eine goldene Hakenspange zusammengehalten. Es ist auffallend, dass das erste Erscheinen der langen fibula auf römischen Bildwerken erst nach vorhergegangener längerer Berührung, ja sogar nach etwaiger Invasion der Gothen in Italien stattfindet. in einer Zeit, in welcher das alte Römerthum in Verfall gerathen und durch fremde Sitten und Gebräuche verändert worden war. Wenn nun in den früheren Wohnsitzen der Gothen und anderer mit ihnen verwandter germanischer Stämme sich eine so überwiegend grosse Zahl letztgedachter Fibelformen vorfindet, in Italien aber nur einzelne, kaum als parallel zu bezeichnende Exemplare, so ist doch die Annahme viel mehr gerechtfertigt, dass jene von hier dorthin verschleppt worden sind, als umgekehrt. Unter den 250 Fibeln unserer Sammlung ist auch nicht eine einzige von ausgesprochen etruskisch-römischer Form. Selbst wenn eine Fibel von der Form, wie sie bei uns am häufigsten vorkommt, sich ab und zu mit einer römischen Münze zusammen in einem Grabe vorfindet, so wird sie dadurch sicherlich nicht schon unbedingt römisch. Die hier gefundenen Münzen geben uns nur den Beweis, dass unser Land in direkter oder indirekter Beziehung mit den Römern gestanden haben dürfte. Abgesehen von dem oft erwähnten Tribut, den die Römer zu einigen Zeiten an die Gothen zahlen mussten, ist wohl die Hauptursache jener Beziehungen im Bernsteinhandel zu suchen. Trotzdem dürfen wir die hier gefundenen römischen Münzen durchaus nicht als kursirendes Geld in unserm Sinne ansehen, sondern vielmehr müssen wir annehmen, dass dieselben von unsern Voreltern als kleine Kunstwerke hochgeschätzt und bewundert wurden und dies um so mehr, als sich auf ihnen Abbildungen menschlicher Gesichter vorfanden, die keines ihrer einheimischen Schmuckstücke aufzuweisen hatte. Die Münzen wurden also in den Familien sorgfältig gehütet, vererbten sich als theures Kleinod vom Vater auf den Sohn und wurden wohl schliesslich auch einem

bevorzugten Todten mit ins Grab gegeben. Ich glaube, es giebt kaum ein einziges Stück, das nicht schon in gewissem Grade, ja bis zur Unkenntlichkeit abgerieben war, ehe es in das Grab gelegt wurde. Wenn also eine Grabfundmünze nicht als eine kursirende angesehen werden kann zur Zeit, als sie in das Grab gelegt wurde, so dürfte sie zu einer Zeitbestimmung der dabei gefundenen Gegenstände durchaus nicht massgebend sein, da sie unter vorher angenommenen Umständen sich Jahrhunderte lang unter den Lebenden erhalten haben konnte, ehe sie ins Grab gelegt wurde. Sicheres Zeitmass giebt eine solche Münze nur von ihrer Entstehung rückwärts. Uebrigens ist die Zahl derjenigen Gräber, in denen Schmuckgegenstände zusammen mit römischen Münzen gefunden werden, eine sehr geringe. — Eben so wenig wird eine Fibel hiesiger Form als römisch zu bezeichnen sein, wenn sie unter vielen andern römischen Alterthümern sich dort findet, oder gar in einem römischen Bildwerk (erst im Anfang des 4. Jahrh. n. Chr.) auftritt, ohne selbst eine Spur römischen Charakters zu zeigen. — Von einigen Archäologen sind etruskische marchands fondeurs erfunden worden, die sich, um Geschäfte zu machen, über alle diesseits der Alpen gelegenen Länder verbreitet und hier auf Bestellung die geforderten nicht römischen Formen gearbeitet haben sollen. Eine solche Annahme ist aber für jeden Künstler, der sich eingehender mit Kultur- und Kunstgeschichte beschäftigt hat, schwer glaublich. So viel steht fest, dass wenn ein Volk im Stande ist, einem eingewanderten Kunsthandwerker durch Wort, oder vielmehr durch Aufzeichnung klar zu machen, von welcher Form und Konstruktion der gewünschte Gegenstand sein soll, und zumal wenn diese Form eine so kunstgerechte ist, wie sie hier vorliegt, dass dann auch die Besteller den Gegenstand selbst zu fertigen vermögen. Jeder, der in der Kunst etwas zu erfinden befähigt ist, darf sich Meister der Erfindung nennen, und dürfte auch der Ausführung mächtig sein. Selbst in solchen Fällen, wo die Ausführung einem erfahrenen Handwerker übergeben wird, bleibt derjenige, welcher den Gegenstand erdacht hat, immer der Autor. Ferner wäre es beispiellos, dass ein Kunsthandwerker je nach Bedürfniss in einem ihm ganz fremden Styl hier so und dort anders erfinden und arbeiten könnte, er müsste sich immer geraume Zeit in einen fremden Styl einarbeiten, wenn das überhaupt möglich ist. Der Styl aber bleibt Eigenthum desjenigen Volkes, in dem er entwickelt worden ist. Doch genug hiervon! Für uns handelt es sich um den Vergleich hiesiger gebräuchlicher Fibelformen mit denen einer Gegend, welche unbestritten von dem Römerthum beeinflusst wurde. —

Es lassen sich die hiesigen Fibelformen ihren Konstruktionen nach in drei Gattungen theilen: Erstens sogenenannte Hakenfibeln, bei welchen Bügel und Nadel aus einem Stücke bestehen. (Der Bügel ist derjenige Theil der Fibel, an welchem sich oben die Vorrichtung zum Einklemmen der Nadelspitze befindet.) Wenn wir daran festhalten, das Nadelspitzende „oben“, das entgegengesetzte „unten“ zu bezeichnen, so läuft bei dieser Art der Bügel unten in einen runden oder viereckigen

Draht aus, welcher in mehrfachen Windungen zur federnden Spirale gerollt, schliesslich in die gerade Nadel endet. Um der federnden Spirale und Nadel einen festen Stützpunkt zu geben, befindet sich unten nach aussen am Bügel, wo die Spirale beginnt, ein kleiner Haken. Die Spirale beginnt in 2—4 stets gleich grossen cylinderförmigen und zum Bügel rechtwinklig stehenden Windungen links seitwärts, geht dann als Draht in leichtem Bogen unten nach aussen am Bügel, von jenem Haken eingeklemmt, nach der rechten Seite und kehrt in eben so vielen Windungen bis zu ihrem Ausgang zurück, wo sie in die gerade nach vorne laufende Nadel sich fortsetzt. — Zweite Gattung: Armbrustfibeln. Sie bestehen aus zwei Theilen, dem Bügel und der Spirale, welche in die Nadel ausläuft, beide Theile sind durch eine Axe, welche durch die Spiralwindungen und ein Bohrloch am untern Ende des Bügels hindurchgeht, charnirartig verbunden. Bei diesen Fibeln wird die Spannung der Spirale und Nadel dadurch bewirkt, dass die Spirale in vielfachen Windungen von der Mitte beginnend rechts seitwärts, dann der Draht in grossem Bogen unter dem Bügel in der Richtung nach oben sich stützend nach der andern Seite geht, dann wieder in eben so viel Windungen zur Mitte zurückkehrt, wo sie in die Nadel ausläuft, die Spannung also vorwärts stattfindet. Das Ganze hat entfernte Aehnlichkeit mit einer Armbrust, bei welcher der Bogen umgedreht ist. Gegenüber der vorigen Gattung bietet diese den Vortheil, dass der Bügel vollständig zurückgeklappt werden kann, also in dieser Konstruction Charnir und Feder vereinigt ist. — Dritte Gattung: Kappenfibeln. Bei ihnen ist die Spirale ganz oder zum Theil in eine Kappe eingeklemmt. Bei sehr vielen oder den meisten ist Spirale und Nadel aus Eisen; daher gewöhnlich sehr schlecht erhalten. Doch habe ich bei einigen mit zerbrochener Kappe erkennen können, dass die Spannung rückwärts liegt. Bei einigen wenigen scheint die Kappe sogar nur, eng zusammen gebogen, den Charnierstift für die federlose Nadel zu enthalten. Bei dieser Gattung hat die rechtwinklig zum Bügel liegende Kappe, wie auch bei der vorhergehenden Gattung, die nach beiden Seiten ausladende Spirale offenbar den Zweck, der Fibel beim Tragen als Stützpunkt zu dienen, damit sie nicht nach den Seiten umklappte. Dies ist das Wesentlichste betreffs der Construction. Eine eingehende Beschreibung der Formen und Verzierungen der Bügel, welche in der grössten Mannigfaltigkeit auftreten, ist ohne gute Abbildungen zur Seite zu haben nicht möglich und sei einer späteren separaten Abhandlung über diesen Gegenstand vorbehalten. Das Gesagte genügt, um einen vergleichenden Ueberblick unter genannten Arten bezüglich unserer und der rheinischen Funde zu erhalten. —

In unserer Sammlung befinden sich jetzt im Ganzen 250 Stück, in Carlsruhe 37. Bei uns sind 18 Hakenfibeln vorhanden, dort zwei, welche aber wesentlich anders geformt und verziert sind, so dass die Aehnlichkeit nur eine sehr entfernte ist. Ferner haben wir 171 Stück Armbrustfibeln, dort keine einzige, nur 2 mit Vorwärtsspannung, aber ganz anderer Construction und Form, so dass von einer Aehnlichkeit gar keine Rede sein kann. Schliesslich besitzen wir 61 Kappenfibeln, dort findet

sich nicht eine. Alle übrigen haben dort Rückwärtsspannung und ganz andere Formen und Verzierungen. Demnach ist unsere Durchschnittsform die der Armbrust- und Kappenfibeln, dort eine Fibel aus einem Stück mit Rückwärtsspannung, welche ihrer Form nach mit Recht oder Unrecht für etruskischen oder römischen Ursprungs gehalten wird.

Auch hier dürfte also dasselbe gelten, was bereits bei der Behandlung des ersten Punktes hervorgehoben wurde, schon die blosse Vergleichung der angeführten Zahlen und Formen führt uns zu der festen Ueberzeugung, dass der Einfluss eines südlichen Volkes, möge man es nun etruskisch oder römisch nennen, auf die Kultur unserer Gegend speciell sich schwerlich mit genügenden Beweisen belegen liesse.

[Ebd. 1879. No. 20 (Beil).]

Jahresbericht des Vereins für die Geschichte der Provinzen Ost- und Westpreussen

über das Vereinsjahr von Ostern 1878 bis Ostern 1879.

Mit dem 8. April 1879 trat der Verein für die Geschichte der Provinzen Ost- und Westpreussen in das siebente Jahr seines Bestehens. Wenn es ihm gelungen ist, seinen Bestrebungen mit jedem Jahre höhere Anerkennung zu gewinnen, so darf er auf seine jüngsten Leistungen mit unverringerter Befriedigung zurückblicken. Seine bisherigen Publicationen, bei ihrem Erscheinen in literärischen Kreisen lebhaft begrüsst, bewähren in vielfacher Benutzung Seitens der Gelehrten ihren Werth zugleich und die Unentbehrlichkeit des Schaffens, dem man sie verdankt. Die öffentlichen Sitzungen des Vereins werden von den Freunden der Heimathsgeschichte zahlreich besucht, — ein Beweis, wie dankbar das Publicum die ihm gebotenen Vorträge aufnimmt. Die Absicht, auch unseren Mitgliedern in Danzig historische Vorträge zu bieten, hat sich bisher noch nicht verwirklichen lassen, doch ist sie keineswegs aufgegeben. Denn das jetzt so erfreulich rege historische Interesse zu befriedigen und in allen Kreisen fort und fort anzuregen, muss der eifrigste Wunsch und das vornehmlichste Ziel des Vereins sein und bleiben. Der Vorstand gesteht mit Dank und höchster Genugthuung, dass das Interesse an dem Bestehen des Vereins, bei seinen Mitgliedern, stets ebenso erfreulich rege geblieben ist. Doch zeigt der starke Absatz, den die Vereinspublicationen finden, dass die Zahl der Mitglieder eine viel grössere sein könnte, wenn alle dem Vereine beiträten, welche sich durch seine Arbeiten gefördert sehen.

Die Hauptaufgabe des abgelaufenen Jahres bestand in der Fortsetzung der Acten der Ständetage Ost- und Westpreussens, wovon der erste Band vorliegt, und des zweiten Bandes erste Hälfte, die Jahre 1435—1442 umfassend, im Januar ausgegeben wurde. Dem angestrengten Fleisse des Herausgeber's, Director

Dr. Töppen, und unserer in den Archiven thätigen Mitglieder wird es zu danken sein, wenn zu Ende dieses Jahres auch der zweite Band, mit dem Jahre 1449 abschliessend, vollständig benutzt werden kann. Die Vorarbeiten zum dritten Bande sind stark vorgeschritten.

Dies Unternehmen und die Publication der preussischen Chroniken des 16. und 17. Jahrhunderts, welche mit der Danziger Chronik des Simon Grunau begonnen ist, haben von allen weiteren Arbeiten Abstand zu nehmen genöthigt. Eine Lieferung der genannten Chronik wird vorbereitet. Die Elbinger Chroniken sind demnächst in Angriff genommen worden, und eine derselben, die Chronik des Christoph Falck sammt verwandten Erzeugnissen des Autors, soeben im Druck vollendet, wird binnen Kurzem ausgegeben werden. Auch diese Arbeit, mit langer Hand vorbereitet, verdanken die Mitglieder dem unermüdlichen Fleisse des Director Dr. Töppen. Der Verein gedenkt die Chroniken des Peter Himmelreich, des Israel Hoppe u. A. später folgen zu lassen. Vielleicht gelingt es auch, wie Aussicht ist, einen Mitarbeiter für die Herausgabe der Thorner Chroniken zu gewinnen.

Statutenmässig fanden drei öffentliche Sitzungen statt, am 12. April u. 6. December vorigen, am 14. Februar dieses Jahres, und wurden in denselben folgende Vorträge gehalten: von Archivsecretär Dr. Sattler über den Handel des deutschen Ordens, von Professor Dr. Prutz über die Verwaltungsreformen des Grossen Kurfürsten mit Rücksicht auf die Provinz Preussen, von Lieutenannt a. D. von Schack in Elbing, der einige Mittheilungen aus Briefen Friedrichs des Grossen, der Prinzen August und Heinrich, sowie anderer Zeitgenossen an den General Dubislav von Platen, betreffend Kriegführung, machte.

In der General-Versammlung, welche am 12. April 1878 gehalten wurde, schieden statutenmässig Prof. Dr. Güterbock in Königsberg, Director Dr. Töppen in Marienwerder und Director Dr. Panten in Danzig aus dem Vorstande, wurden jedoch einstimmig wiedergewählt. Auf Grund des veränderten §. 3 des Statuts wählte die Versammlung zu den neun alten noch die folgenden zwei neuen Vorstandsmitglieder: Professor R. Boeszoermeny, Stadtarchivar in Danzig, und Professor Dr. Prutz. Wie bekannt, wurde Boeszoermeny am 13. d. Mts. seinen Freunden und der Wissenschaft durch den Tod entrissen. Der Vorstand beklagt bei seinem Dahinscheiden den Verlust eines besonders thätigen, in seiner Stellung vielbewährten, dem Verein, zu dessen Mitstiftern er gehörte, eifrig zugethanen Mitgliedes und trefflichen Berathers. Sein Antheil an den gemeinsamen Arbeiten, sowohl in Früchten seines Fleisses, als in den Lücken, die seine nun ruhende Hand zurücklässt, vollauf zu spüren, macht den Verlust zu einem sehr empfindlichen. — Zu Ende vorigen Jahres erklärte Archivsecretär Dr. Sattler, seit zwei Jahren Schriftführer, wegen erfolgter Versetzung seinen Austritt aus dem Vorstande. Der Verein ist ihm für umsichtige und energische Wahrnehmung der Geschäfte, nicht minder für seine thätige Unterstützung der Publicationen zu wärmstem Danke verpflichtet.

An seiner Statt wurde der Archivassistent Dr. Wagner vom Vorstande als Schriftführer cooptirt.

Der Verein hat in Anerkennung der reichen Theilnahme, die ihm von so vielen Seiten andauernd bewiesen ist, auch der aufmunternden Förderung hoher Behörden und der Unterstützung der hohen Landtage zu gedenken. Beide haben die bisherigen Subventionen auch ferner bewilligt, ebenso die Vertreter der Stadt Königsberg. Ihnen, wie allen Gönnern und Förderern erlaubt sich der Vorstand hiemit seinen verbindlichsten Dank auszusprechen.

Die Zahl der Mitglieder — von den beigetretenen Corporationen abgesehen — betrug in dem abgelaufenen Vereinsjahre 182.

Davon kommen auf Königsberg	100
„ Danzig	20
„ die Provinzen	40
ausserhalb der beiden Provinzen wohnen	22
In Summa	182

Die finanzielle Lage des Vereins wird in folgender Uebersicht klargestellt:

I. Bestand aus dem vorigen Jahre:		M. 4970,92
II. Einnahmen im Jahre 1878/79:		
1. Mitglieder-Beiträge	M. 1110,00	
2. Beiträge der Städte und Kreise	„ 780,00	
3. Beihilfe des ostpreussischen Landtages . . .	„ 300,00	
4. Beihilfe des westpreussischen Landtages . . .	„ 300,00	
5. Zinsen belegten Capitals	„ 166,59	
6. Erlös der Publicationen	„ 162,60	„ 2819,19
Summa der Einnahmen		M. 7790,11
III. Ausgaben:		
1. Für wissenschaftliche Arbeiten:		
Herausgabe der Ständeacten	M. 2751,15	
Summa per se	M. 2751,15	
2. Kosten der Vereinssitzungen	M. 150,40	
3. Für Verwaltung der Bestände etc.	„ 163,23	
Summa der Ausgaben		M. 3064,78
Bestand		M. 4725.33

wovon der Betrag von 4434,73 M. zinstragend belegt ist.

Königsberg, im April 1879.

Mittheilungen und Anhang.

Ein Bericht über Peters d. Gr. Aufenthalt zu Königsberg im Jahre 1711.

Mitgetheilt von **Paul Wagner.**

Peter d. Gr. von Russland hat bei Gelegenheit seiner Besuche des westlichen Europas mehreremals Königsberg berührt. Zuerst verweilte er hier auf seiner ersten Reise nach Holland im Jahre 1697, die er bekanntlich incognito unter dem Namen Peter Michailow im Gefolge einer Gesandtschaft machte. Er hielt sich damals vier Wochen in Königsberg auf und bewohnte in dieser Zeit ein Gartenhaus am Holländerbaum, während das Haupt der Gesandtschaft — Peters Vertrauter Lefort — in einem Hause der Kneiphöfschen Langgasse Quartier genommen hatte. Des Czaren Incognito wurde nicht streng gewahrt und man wusste in Königsberg so gut wie anderwärts, wer Peter Michailow war. Sorgte doch der Czar selbst durch sein originelles Wesen und durch seine unermüdliche Wissbegierde in allem, was seine Aufmerksamkeit erregte, dass jedermann ihn kennen musste, mochte er nun in einfacher Schifferkleidung, die Hände von Theer beschmutzt[1]), auf dem Pregel umherkreuzen, oder als russischer Edelmann in den Strassen der Stadt wandeln, wobei es einmal vorkam, dass er eine vorübergehende Dame plötzlich anhielt und sich von der höchst Erschrockenen deren emaillirte Uhr zeigen liess[2]).

Peter war somit in Königsberg kein Unbekannter mehr, als er im Herbste des Jahres 1711 auf der Heimreise nach Petersburg hier wieder einen kurzen Aufenthalt nahm. Er hatte sich nach dem Friedenschlusse zu Hush zunächst zur Stärkung seiner Gesundheit nach Karlsbad begeben und war dann nach Torgau gegangen, um die Vermählung seines Sohnes Alexei mit der Prinzessin Charlotte Christine Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel zu feiern. Von hier brach er Ende October auf, traf in Thorn mit seiner Gemahlin Catharina zusammen, die ihn auf dem Feldzuge gegen die Türken begleitet hatte, jedoch nicht mit nach Karlsbald gegangen war,

[1]) Erläut. Preussen V, 241.

[2]) Herrmann: Gesch. des russischen Staates IV, 67.

und beide langten, von Elbing aus den Seeweg einschlagend, über Pillau am 20. November in Königsberg an, das sie am 22. November schon wieder verliessen.

Ueber diesen zweiten Aufenthalt Peters in Königsberg hat der Königsberger Bürger Reinhold Grube in seinem bekannten Tagebuche schon einige Mittheilungen gemacht,[3] die in vielen Punkten bestätigt, in einigen aber verbessert und erweitert werden durch einen Bericht, der 3 Tage nach der Abreise Peters verfasst wurde, und dessen beinahe officielle Form die Vermuthung wahrscheinlich macht, dass er zur Veröffentlichung als Flugblatt, als „neue Zeitung“, oder zu einer officiellen Mittheilung bestimmt war.

Das Interessante dieses Berichtes liegt aber nicht nur darin, dass er manche unbekannte Details für das originelle Wesen des Czaaren überliefert, sondern auch darin, dass er eine für die Königsberger Localgeschichte merkwürdige Nachricht enthält. Während nämlich noch immer nicht ganz klar ist, seit wann und aus welchem Grunde der Saal über der Schlosskirche im Königsberger Schlosse der „Moscowitersaal“ genannt wird, bietet der Bericht zur Entscheidung der ersteren Frage wenigstens einigen Anhalt. Im Laufe des ganzen 17. Jahrhunderts wird überall nur von dem „grossen Saale über der Schlosskirche“ gesprochen. Noch in den Schilderungen der Krönungsfeierlichkeiten im Jahre 1701 kommt er unter dieser Bezeichnung vor.[4] Zum ersten Male tritt nun, so weit es sich bis jetzt übersehen lässt, in unserem Berichte der Name „Moscowitischer Saal“ auf ohne weitere Zusätze und in einer Weise, aus der man folgern kann, dass diese Bezeichnung im Jahre 1711 eine allgemein verständliche und bekannte gewesen ist.

Wer der Verfasser des Berichtes war, hat sich nicht ermitteln lassen. Jede Nachforschung hierüber wird ausserordentlich erschwert durch die Form, in der uns derselbe erhalten ist. Er befand sich als Concept auf zwei losen Blättern, in einem Convolut von Papieren, die der ostpreussischen Landschaft gehören und jetzt im Staatsarchiv zu Königsberg aufbewahrt werden, und stand mit diesen ausser allem Zusammenhange.

Wollte sich jemand die Mühe nehmen, die Grube'sche Darstellung mit unserem Bericht zu vergleichen, so würde er, wie oben schon angedeutet, einige Verschiedenheiten bemerken; doch kann es bei der genaueren Kenntnis mancher Einzelheiten und in Betracht der Abfassungszeit unseres Berichtes kaum zweifelhaft sein, dass diesem grössere Glaubwürdigkeit zuzumessen ist.

Wir lassen ihn hierauf folgen:

Königsberg d. 25. November.

Demnach Sr. Czarischen Majestät Ankunft in Elbing durch Sr. Königl. Majestät in Preussen Hoffrath und Kriegs-Commissario im Elbingschen Territorio H. Braun

---

[3]) Erläut. Preussen V, 486—489.

[4]) Grubes Diarium ib. p. 331.

der Königl. Regierung allhier notificiret worden, hat man alle nötige Praeparatoria gemacht, dieselbe gemäss Sr. Königl. Majestät allergnädigsten Befehl wohl und gleich, als ob Sr. Königl. Majestät eigene hohe Persohn ankommen solte, zu empfangen; wie dann nicht allein die Königl. Gemächer auff hiesigem Schlosse meubliret und alle nötige Veranstaltung zu dessen Bewirthung gemachet; sondern auch, weil man nicht wusste, ob vorbemelte S. Czarische Majestät lieber in einem der Königl. Lusthäuser vor der Stadt oder auff dem Schlosse in hiesiger Stadt losieret zu sein Belieben tragen würde, das königliche, etwa eine Meile von hier am Pregel gelegene Lusthauss Friedrichshoff[5]) mit Tapeten behangen und meubliret worden. S. Czarische Majestät langeten allhier Freytags d. 20. Nov. mit dero bei sich habenden Suite gegen Abend umb 5 Uhr zu Schiffe an, nachdem sie die Nacht zuvoren wegen contrairen und harten Windes in Pillau sambt dero Gemahlin eingelauffen, unter Losung der Stücke auffgenommen und bey dem dortigen Zoll-Inspector einlosieret, Morgens frühe umb 6 Uhr von da wieder abgesegelt waren, und nachdem sie zuvoren in Fridrichshoff abgestiegen, umb die meublirten Logementer zu besehen sich auch mit einer Chaloupe an die 2 Königl. Jagten . . . . .[6]) lassen und dieselben besehen, welche mit Fleiss dahin gebracht waren, ob vielleicht S. Czarische Majestät sich derselben bedienen wollen, Ihren Einzug darauff in die Stadt zu halten. S. Czarische Majestät fuhren aber mit der Jagt, mit welcher sie gekommen wahren nebst denen übrigen 5 Jagten, von unseren Jagten begleitet, in die Stadt unter dreimahligem Lossbrennen der Stücke von der Festung Fridrichsburg und denen Stadtwällen, so alle scharff geladen waren. S. Czarische Majestät wolten nicht an dem Orte der Brücken aus [steigen], allwo es zu bekwemer Debarquirung angeordnet, auch des Herzogs von Hollstein Durchlaucht und die zur Königl. Regierung verordneten wirklichen Herren Geheimbte Räthe mit ihren Carossen hielten und mit einem Gefolg der Vornehmsten im Lande, des Graffen von Dohna, Graffen Döhnhof, Grafen v. Schlieben und vieler anderen, auch denen Burgermeistern der Städte Königsberg[7]) S. Czarische Majestätt beneventiren wolten, sondern befohlen an die grüne Brücke anzulegen, allwo sie aussstiegen und mit des Herzogen von Holstein Durchlaucht, welcher nebst denen Herrn Regierungs-Räthen und übrigen Suite sich auch in aller Eyl dahin begeben hatten, und S. Czarische M. mit gantz kurzen Worten complimentirten, zwischen denen von beyden seiten rangirten und in Gewehr stehenden Bürgern nach dem Königl. Schlosse fuhren und daselbst, nachdem sie sich zuvorn in denen reichlich meublirten Zimmern eine Zeit lang auffgehalten und die Complimenta der übrigen hohen Standes Persohnen angenommen hatten, Königlich bewirthet worden, da dann zwar an der ersten Taffel ein kostbahrer Baldachin mit zweien reich bordirten Lehn-

---

[5]) Das heutige Holstein.

[6]) Ergänze etwa: rudern.

[7]) Das Msc. hat irrthümlich Königreich.

stühlen vor des Czaren und der Czarin höchsten Persohnen gesetzet waren; es setzten sich aber S. Czarische Mayestät nicht unter den Baldachin auff diese Lehnstühle, sondern nahmen ihren Platz gegenüber an der Stelle, so dem Vorschneider bereitet war, da sie sich dann auch sofort nider setzten; und sassen neben Ihro Majestät zur rechten Handt des Herzogs von Holstein Durchlaucht und neben derselben des Königs in Pohlen Augusti Abgesandter, der von Fitzthumb, neben selbigem des H. Ober-Marschalls von Tettau Excellenz. — — —[a]) Zur linken Sr. Czarischen Majestät saszen — — —[a]) an denen anderen zweyen Tafeln haben die übrigen Cavaliere von Sr. Czarischen Majestät Suite gespeiset. Ihre Majestät die Czarin haben nicht auff das Königliche Schloss zur Taffel kommen wollen, sondern seind, biss es gantz finster worden, auff der Jagt geblieben, und weiln S. Czarische Majestät auch kein Belieben trugen, in denen kostbahr zubereiteten Betten ihr Nachtlager auff dem Schlosse zu nehmen, sondern zu dem Burgermeister im Kneiphoff Negelin geschicket hatten, ihm zu melden, dass sie ihr Quartier bey ihm nehmen wolten, die Czarin auch bald darauff in bemelten Burgermeistershaus nebst ihren wenigen Frauenzimmern eingezogen, als haben sich S. Czarische Majestät auch bald nach verrichteter Taffel dahin verfüget, nachdem sie zuvoren die ordinär Badstube, umb Sonnabends früh zu baden, bestellen lassen. Sonnabends den 21. November haben Sich S. Czarische Majestät gantz frühe mit dem Tage auff einem Bootchen den Pregel hinauff biss an den sogenandten Littauschen Baum führen lassen und daselbst den Wall sowohl, als auch das dabey liegende wohlgebauete Weysenhaus in Augenschein genommen, und nachdem sie wieder zurück den Pregel hienauff *(sic!)* biss an den Holländischen Baum zurückgefahren, seind dieselben auff ein gross und wohlgebauetes holländisches Schiff gestiegen, auff selbigem mit dem Schiffer in holländischer Sprachen, derer sie mächtig sein, gantz gnädig gesprochen, auch nachdem er den Schiffer gefraget, ob er guten Franssenbrandtwein an Bordt hätte, ein gut Glass desselben nebst etwas holländischem Brodte zu sich genommen, und also wieder zurück nach Hause gefahren, und nachdem sie ein Frühstück zu sich genommen, auch die Mahlzeit nach seinem eigenen Will[en] bestellet, wieder mit dem Boothe den Pregel herumb gefahren und die Schiffe besichtiget. Die übrigen Czarische Bedienten aber seind so wohl diesen Mittag als die übrige Zeit allemahl auff dem Königlichen Schlosse allhier und aus der Königlichen Küche Abends und Mittags gespeiset worden. Nachmittags haben S. Czarische Majestät, ehe sie sich in des Herzogs von Holstein Pallast, wohin sie zur Abendmahlzeit und zum angestelletenn kostbahren Ball genötiget waren, gestellet, die hiesiege Bibliothec, den Moscovitischen Saal, die Canzeley und Archiven besichtiget, auch ein altes geschriebenes moscovitisches Buch sonderlich admiriret und selbiges abzuschreiben einen gewissen Secretarium zurückgelassen, woranff sie sich zu des Herzogs von Holstein Durchlaucht verfüget und nachdem sie daselbst

[a]) Lücke im Msc.

herrlich bewirthet auch mit dem angerichtetem Ball, auff welchem sich Ihre Majestät die Czarin auch eingefunden, obgleich sie sich sonsten nirgends en public sehen lassen, sondern wegen nicht bey sich habender Hoffstadt entschuldiget, wohl divertiret worden, auch selbst nebst der Czarin Polnische und Englische Täntze mit getantzet. Den Sontag den 22. November haben S. Czarische Majestät, nachdem Sie zuvoren einige der besten Strassen, Kirchen und Häuser der Stadt durchgesehen, in der Langgassen in einem Weinhause nicht weit von seinem Quartier sich Bitterwein geben auch einige seiner Cavalier sonderlich seinen Cantzler[9]), welcher ein gar geschickter Mann ist, auch fremde Sprachen verstehet, zu sich kommen lassen, und weilen S. Czarische Majestät die Vorgespann schon Tages zuvoren beordert auch eilig nacher Schaacken und von da auff denen fertig liegenden Jagten nacher Memel und so weiter zu reisen gesinnet waren, haben dieselben nach eingenommenen Mittagmahl sofort anspannen lassen und seind unter abermahliger dreymahliger Lossbrennung der Carthaunen durch die 3 Städte Königsberg und über die Freyheiten nebst einem Theil seiner Suite nach abgelegten Abschieds Complimenten abgefahren, weil die gantze Suite so wie dieselbe allhier benennet ist, nicht Vorspann genug in der Eyl bekommen können, und ist allbereit Nachricht eingelauffen, dass S. Czarische Majestät des Montags schon zu Schiff gegangen sey.

Masurische Volkslieder.

Aus dem Polnischen übersetzt von Dr. **Franz Heyer.**

(Fortsetzung.)

Vgl. Altpr. Mtsschr. XIV, 188—189.

Im 14. Bande der Altpreuss. Monatsschrift habe ich bereits zwei masurische Volkslieder übersetzt und somit zu weiterer Kenntniss gebracht. Diesem Umstande danke ich die Zusendung mehrerer anderer Volkslieder, von denen ich die nachstehenden als sicher masurischer Herkunft recognoscirte und übersetzte.

3.

Unser Masuren ist zweifelsohne
Der ganzen Erde schönste Krone!*)

4.

Bin ein einsames Blättchen an Baumesspitze
Im Dienst in der Fremde — wer fühlt da mit mir! Vom Sitze
Der Heimath, ach, fern — wer wird den Verwandten,
Dem Vater, der Mutter erzählen, wie's geht der Verbannten!

---

[9]) Graf Golowkin.

*) Aehnlich singt auch der poln. Dichter W. Pohl in einem Liedchen des Janusz:
„Wenn der Herrgott die Welt würde schaffen heute,
Würde er nur schöpfen masurische Leute.“

5.

Juchhe, Juchhe!
Es rauscht auf der Höh',
Es rauscht in dem Haselstrauch,
Berauscht von der Liebsten Hauch,
Ruf ich: Juchhe!

6.

Traurig auf dem Grenzstein
Ein Mädelein sitzet.
Kämmt zur rechten Schulter
's Haar, das goldig blitzet.

Spricht: „Willst mich verlassen,
„Musst des Nachts schon gehen;
„Meine blauen Augen
„Dich dann nicht erspähen.

„Ach, wie viele Stacheln
„Man im Gerst'bund bindet,
„Ja, so viel Untreue
„Man bei Männern findet.

„Und wie viele Nüsse
„Haselsträucher schmücken,
„So viel Treue kann man
„Bei der Maid erblicken.

7.

Hei, ich bin ein Pan,*)
Hei, mich ficht nichts an!
Alle Möbel sind versoffen,
Nur du bliebst, zerschlagner Ofen.
Hei ich bin ein Pan,
Gar nichts ficht mich an!

Vaters Ernte hier
Ging schon längst zu Bier.
Meine Kleider sind verleckert,
Für Musik die Pferd' verkleckert.
Hei, ich bin ꝛc.

Täglich alle sehn
Aus der Schenk' mich gehn.
Schlaf im Rinnstein süssen Schlummer;
Kehr mich nicht, stört mich ein Dummer.
Hei, ich bin ꝛc.

Wenn ich sterben soll,
Trinket auf mein Wohl!
Werdet ihr in's Grab mich bringen,
Müsst am Grabe ihr mir singen:
's starb der Saufhaus-Pan,
Gar nichts focht ihn an!

8.

Ein Hähnchen hier, ein Hühnchen dort,
Und Stier und Stärke an jenem Ort;
Vom Nussstrauch ist die Nuss gerissen,
Von einander Maid u. Knab' nichts wissen.

Bald kommt zum Hühnchen hin der Hahn,
Der Stier kommt bald zur Stärke heran;
Der Nussstrauch reift bald neue Nüsse,
Der Jüngling giebt der Jungfrau Küsse.

9.

„Schwarze Füsse! — Pfui, Kathinka,
„Heirath' nimmer Dich!"
„„Und Dich, Kartenratt', veschmähe
„„Ich ganz sicherlich!""

„Ei, was sind mir hundert Thaler!
„Gern ich sie verspiel.
„Doch, dass Du Dich in vier Wochen
„Nicht gekämmt, ist viel."

„„Ist's was Grosses, dass vier Wochen
„„Ungekämmt ich bin!
„„Auf Dein Pferd, Zierjung' und reite
„„Zu der Wittwe hin!""

„Gegen Wittwen oder Frauen
„Nicht verschwor ich mich;
„Reinlich soll jedoch mein Weibchen
„Sein, das schwöre ich!"

*) Pan, d. h. Herr, Edelmann.

Zum Verständniss des letzten Gedichtes ist es nothwendig, dass ich die masurische Sitte erwähne, durch einen „Freiswerber“ sich Mädchen vorschlagen zu lassen, wenn man zu heirathen gedenkt. Erscheinen die Vermögensverhältnisse entsprechend und glaubt das einander empfohlene Paar nach den Schilderungen des „Freiswerbers“ auch Gefallen aneinander zu finden, dann reitet der junge Mann in das Haus der Braut zur Brautschau. Da ist dann eine beiderseitige Enttäuschung wohl denkbar, wie sie in obigem Gedicht Ausdruck findet, zumal wenn der Weg weit ist und getreue Nachbarsfrauen dem reichen Bauernsohn lieber ihre Tochter — gönnen. Die Art allerdings, in welcher der junge Mann seinen Zorn über den Schmutzfinken wegen der resultatlosen Brautfahrt ausgiesst, erscheint wenig gentleman-like, was die Masuren sonst zu sein pflegen.

Was die kurzen Gedichte (No. 4, 5 u. 8) betrifft, so bemerke ich, dass sie oft sei es bei Festen, sei es bei der Arbeit oder dem Heimgang von der Arbeit ganz unvermittelt von einem Genossen angestimmt und vom ganzen Chor gesungen zu werden pflegen.

Gedichtet sind sie meist auf eine Melodie hin, die durch einen Leiermann oder einen Soldaten in die Gegend kam. Die Masuren haben viel Sinn und Talent für Musik; mit grosser Leichtigkeit fassen sie Melodien auf und pfeifen oder summen sie. Bald unterbricht der eine oder der andere diese primitivste Art durch einen Jauchzer; dann kommt eine Stichelei gegen einen Freund hinzu und ein Liedchen ist fertig, das lange Jung und Alt erfreut. Nicht selten auch ist die Melodie originell.

In diesem Sinne führe ich ein sehr beliebtes und oft, übrigens auch von den Mitgliedern des Corps Masovia zu ihrem „Masurentanz“ gesungenes Lied an:

Héj, héj, héj ducha!
Zabaczyłem kożucha
Zabaczyłem kożucha,
Héj, héj, héj ducha!

Alles Ausrufe ausser den Worten „Zabaczyłem kożucha“! Und diese zweimal wiederholten Worte machen uns die wichtige Mittheilung: „Ich vergass den Pelz!“ — Darüber lacht und jubelt es von allen Seiten und gewiss stimmt der Vergesssame in den Jubel ein; denn es ist am Ende kein Unglück, den Pelz zu vergessen. Jedenfalls kann man annehmen, dass es nicht sehr kalt gewesen ist. Uebrigens aber nehmen die Masuren mit einer gewissen typischen Leichtlebigkeit auch Schlimmeres nicht gleich mit Ach und Weh auf.

Universitäts-Chronik 1878/79.

5. April 1878. Medic. Doct.-Diss. v. Reinhold **Unterberger** (aus Widminnen): Ueb. die Verwendung der Beely'schen Gyps-Hanf-Schienen in der Orthopaedie. (m. 1 Taf. in 4°.) (40 S. 8.)

6. April 1878. Medic. Doct.-Diss. v. Eduard **Schary** (aus Mitau): Beiträge z. Kenntniss des Stoffwechsels im Organismus der Vögel. (36 S. 8.)

6. April 1878. Medic. Doct.-Diss. v. Joseph **Chabbas** (aus Wilna): Ueb. die Secretion des humor aqueus in Bezug auf die Frage nach den Ursachen der Lymphbildung. (33 S. 8.)*)

30. Dec. 1878. Medic. Doct.-Diss. von Arzt Benno **Markwald** (aus Schneidemühl): Ueb. d. Nierenaffection bei acuten Infections-Krankhtn. (m. 1 Taf.) (40 S. 8.)

18. Jan. 1879. Zu d. am 18. Jan. . . . stattf. Feier d. Krönungstages ladet . . . ein Pror. u. Senat . . . (2 Bl. 4.) (ohne Abhdlg. — Preisaufg. f. d. Stud. i. J. 1879.)

5. Febr. Medic. Doct.-Diss. v. prakt. Arzt H. **Möller** (aus Narzim, Kr. Neidenburg): Ueb. die Intensität der Herztöne. (42 S. 8.)

14. Febr. Medic. Doct.-Diss. v. prakt. Arzt Otto Gust. Richard **Pfitzer** (aus Königsberg): Ueb. den Vernarbungsvorgang an durch Schnitt verletzten Blutgefässen (m. 1 Taf.) (40 S. 8.)

15. Febr. Lectiones cursorias quas . . . Oscar **Langendorff** med. Dr. Ueb. Hemmung der Reflexbewegungen ad docendi facult. rite impetr. . . . habebit indicit Car. Kupffer, med. Dr. P. P. O. ord. medic. h. t. Decanus.

24. Febr. Medic. Doct.-Diss. v. Arzt Isidor **Wasbutzky** (aus Lappienen bei Tilsit): Ueb. die Resorption durch die Lungen. (40 S. 8.)

„**Acad. Alb. Regim. 1879. I.**“ Index lection. . . . per aestat. Anno MDCCCLXXIX a. d. XXI. Apr. p. p. o. instituendarum. [Acad. Alb. Prorect. Carol. Kupffer Dr. P. P. O.] (16 S. 4.) Praemissae sunt L. Friedlaenderi observationes Aristarcheae. S. 3—4.

Verzeichn. der . . . im Sommer-Halbj. v. 21. Apr. 1879 an zu haltend. Vorlesungen u. d. öffentl. academ. Anstalten. (4 Bl. 4.)

15. März. Philos. Doct.-Diss. v. Rudolf **Focke** (aus Itzehoe): Der Causalitätsbegriff bei Fichte. (63 S. 8.)

19. März. Philos. Doct.-Diss. v. Georg **v. Frisch** (aus Memel): Eintheilg. Ostpreussens im XVIII. saecl. in administrativer u. juristisch. Beziehg. (m. 1 Karte in Fol.) (26 S. 4.)

22. März. Zu der . . . stattf. Feier d. Geburtstags . . . des Kais. u. Königs laden hierdurch ein Pror. u. Senat . . (2 Bl. 4.) ohne Abhandlg. Bekanntmachung d. am 18. Jan. erfolgt. Preisertheilg.

26. März. Medic. Doct.-Diss. v. prakt. Arzt Hermann **Suchanneck** (aus Allenstein): Beiträge zur Kenntniss des Urachus. (32 S. 8.)

3. April. Philol. Doct.-Diss. v. Ernest. **Mollmann** (aus Kgsbg.): Quatenus Sallustius e scriptorum graecorum exemplo pendeat. (29 S. 4.)

---

*) Diese drei Dissertationen sind aus Versehen an der betreffenden Stelle ausgelassen. R.

5. April. Mathem. Doct.-Diss. v. Johann **Hermes** (aus Kgsbg.): Zurückführung des Problems der Kreistheilung auf lineare Gleichungen (für Primzahlen von der Form $2^m + 1$). (Abdr. aus d. „Journal f. d. reine u. angewandte Mathematik“, Bd. 87 m. 1 Taf.) (S. 83—116. 4.)

Nro. 100. Amtl. Verzeichniss des Personals u. der Studirenden . . . f. d. Sommer-Semester 1879. (28 S. 8.) [90 Docent. — 6 theol., 7 jur., 29 med., 43 phil., 1 Lector, 4 Exercitienmeist. — u. 679 (28 ausl.) Stud., davon 56 Theol., 171 Jur., 125 Med., 355 Phil., 8 m. spec. Genehm. des zeit. Prorect.]

12. Mai. „**Acad. Alb. Regim. 1879. II.**“ Caroli Lehrsii Dissert. de ironia quatenus in historia studiorum Homericorum cernitur ad manus doctoris privatim docentis capessendum d. XV. Octobris MDCCCXXXI publ. recitata nunc autem primum edita qua orationis ad celebrandam memor. viror. illustr. Coelest. de Kowalewski — Jac. Frid. a Rhod — Frider. a Groeben — Joh. Diet. a Tettau dieb. XXI et XXIII Maji et XXIII Junii . . . habendas indicit Ludov. **Friedlaender** P. P. O. (8 S. 4.)

18. Juni. Medic. Doct.-Diss. v. prakt. Arzt Georg **Bessau** (aus Neukirch, Kr. Elbing): Die Pupillenenge im Schlafe und bei Rückenmarkskrankheiten. (50 S. 8.)



Lyceum Hosianum in Braunsberg 1879.

Index lection. . . . per aestat. a die XXI Apr. . . . instituendarum. Brunsbergae. [h. t. Rector Dr. Jos. Bender, P. P. O.] (18 S. 4.) [Praecedit Dr. Franc. **Dittrich** quae partes fuerint Petri Pauli Vergerii in colloquio Wormatiensi inquisitio. (S. 3—14.)]



Altpreussische Bibliographie 1878.

(Nachtrag und Fortsetzung.)

Ammon, Eug. (aus Westpr.) Ueb. d. Einfluss d. vermindert. Geschwindigk. d. Blutumlaufes u. d. herabgesetzt. Blutdruckes durch Reizung des peripheren Vagusstumpfes auf die Körpertemperatur. I.-D. Greifsw. (43 S. 8.)

Bauer, M., üb. d. Krystallsyst. u. d. Hauptbrechungscoëfficienten d. Kaliglimmers. [Monatsbericht d. k. Ak. d. W. z. Berlin. 1877. S. 684—712.] (Daraus in: G. Tschermaks mineral. u. petrograph. Mitthlgn. I, 14—39. Auszug daraus v. Th. Liebisch in Ztschr. f. Krystallogr. u. Mineralogie III, 237—240.)

Bergau, R., Veit Stoß a. Erzgießer. [Ztschr. f. bild. Kst. XIII, 192.] Der Merkel'sche Tafelaufsatz v. Wenzel Jamitzer (m. Abbildg.) [Ebd. XIII, 246—249.] Hans Brosamer und sein Kunstbüchlein. [Ebd. Beibl. Nr. 81.]

Bericht üb. die 16. Versammlg. d. preuss. botan. Vereins zu Neustadt (Westpr.) am 1. Oct. 1877. Vom Vorstande. [Aus: „Schrift. d. phys.-ök. Ges.“] Kgsbg. (Koch.) (48 S. gr. 4.) baar 1.80.

Bruski, Leo (aus Główczewice i. Westpr.) Beitrag z. Statistik der Placenta praevia. I.-D. Greifsw. (34 S. 8.)

Caspary, Rob., Isoëtes echinospora Durieu in Preussen. [Aus: „Schrift. d. phys.-ök. Ges.“] Kbg. (Koch.) (3 S. 4.) baar —30.

Chociszewski, Józef, Listownik. Książka podręczna zawierająca naukę pisania listów i wzory najużywańszych listów, zachodzących w życiu . . . Toruń. E. Lambeck. (216 u. 16 S. gr. 8.)

Cuno, J. G., (Graudenz) Etruskisehe studien. Die Etrusker im kampfe m. d. Hellenen. [Neue Jahrbüch. f. class. Philol. 117. Bd. 12. Hft. S. 801—817.]

[**Dach**] **Krabbe**, Pastor Dr. Th., Aus deutsch. Vergangh. Ein Dreigestirn von Liederdichtern Walther v. d. Vogelweide, Hans Sachs, Simon Dach. Nach ihr. Leben u. Liedern i. Vorträg. gekennzeichn. Güterloh. Bertelsmann. (207 S. gr. 8.) 2.—

Dahn, Prof. Dr. Felix, Deutsches Privatrecht (mit Lehen-, Handels-, Wechsel- und Seerecht.) Grundriss. I. Abth. Privatrecht u. Lehenrecht. Leipz. Breitkopf & Härtel. (X, 350 S. gr. 8.) 8.—

— — Sind Götter? Die Halfred Sigskaldsaga. Eine nordische Erzählung aus dem 10. Jahrh. 2., durchgeseh. Aufl. Ebd. (198 S. 8.) 4.50.

— — a struggle for Rome. Translated from the German by Lily Wolffsohn. 3 vols. 8°. London. Bentley. 31 sh. 6 d.

— — Een strijd om Rome. Historische roman. Uit het Duitsch vertaald door G. T. B. 4 dln. gr. 8vo. Arnhem, J. Rinker Jr. f. 14,50.

— — Kämpfende Herzen. Drei Erzählungen. Mit dem Portr. des Verf. (in Holzschn.) Berlin. Janke. (275 S. gr. 8.) 7.—

— — Balladen und Lieder. Leipz. Breitkopf & Härtel. (XII, 378 S. 8.) 7.50.

— — „Armin" heroische Oper in 5 Aufzügen, Dichtung von Felix Dahn, Musik von Heinr. Hofmann.

— — Epistel an Emanuel Geibel. (Ged.) [Gartenlaube Nr. 20.] Jul. Wolff's wilder Jäger. [Die Grenzboten Nr. 2.] Aus d. Gothenzeit. [Deutsche Jugend Bd. XII. S. 47—52. 76—80. 116—118. 132—137.] Gesang der römischen Legionen. [Ebd. XI. Bd. S. 145.] Der Leichenzug Kais. Otto's III. [Ebd. XII, 11. 12.] Gothen-Treue. Ballade. [S. 131.] Die erste dtsche. Warte auf d. Heiden-Eiche. [S. 168.] Das Angespül der See. Eine Studie. [Westerman's illustr. dtsche. Monatshefte. Oct. 1878.] Die Kenntniß der Alten von Land und Leuten der Germanen. [Dtsche Revue üb. d. gesammte nationale Leb. d. Ggw. Jahrg. II. Hft. 5. S. 166—171.] Ueber Skepticismus und Leugnen der Götter im Nord. vor d. Eindringen d. Christths. [Deutsche Studienblätt. 3. Jahrg. Nr. 13.] Das Reichspatentgesetz vom 25. Mai 1877 und seine Literatur. [Krit. Vierteljahrsschr. f. Gesetzgebg. u. Rchtsw. N. F. I, 345—381. 541—561.]

Dembowski, Dr. Herm., die Quellen d. christl. Apologetik d. 2. Jahrh. 1. Thl. Die Apologie Tatians. Lpz. Böhme & Drescher. (96 S. gr. 8.) 1.80.

Detroit, früh. Prediger Dr. L., häusl. Betrachtungen f. Solche, d. Gott suchen. Berlin. Haack. (VII, 117 S. gr. 8.) 3.—

Dewitz, H., Beiträge z. Ktniss d. postembryonal. Gliedmassenbildg. bei den Insecten (m. Taf. V.) [Ztschr. f. wissensch. Zool. 30. Bd. Suppl. 1. Hft. S. 78—105.] Nachtrag. [Ebd. 31. Bd. 1. Hft. S. 25—28.]

Directorium divini officii dioecesis Warmiensis . . . ad ann. 1879 edit. Braunsberg. Huye. (98 S. gr. 16.) baar 1.60.

Dobbert, Gust., üb. Nervenquetschg. I.-D. Kbg. (Hartung) (26 S. gr. 8.) baar 1.—

Döring, G., Liederbuch für Turner u. f. Schule u. Haus . . . 3. verm. Aufl. Elbing. Verl. v. Neumann & Hartmann. (VIII, 152 S. 8.) 1.—

Dorfzeitung, landwirthsch . . . Hrsgb.: G. Kreiß. 15. Jahrg. Königsbg. Beyer in Comm. (52 Nrn. à ½ Bog. gr. 4.) Viertelj. 1.—

Dorn, E. üb. d. galvan. Ströme, welche b. Strömen v. Flüssigktn. durch Röhr. erzeugt werd. [Annalen d. Physik u. Chemie. N. F. Bd. V. Hft. 1. S. 20—44.]

— — Beobachtungen d. Station z. Messung d. Temperatur der Erde in verschied. Tiefen im botan. Garten zu Königsberg i. Pr. Jan. bis Decbr. 1876. [Aus „Schrift. d. phys.-ökon. Ges."] Kbg. (Koch.) (16 S. gr. 4.) baar —60.

Dorr, Oberl. Dr. Rob., üb. d. Gestaltungsgesetz der Festlandsumrisse u. d. symmetr. Lage d. gr. Landmassen. Mit 2 Steintaf. in 4. Neue billige (Tit.-)Ausgabe. Liegnitz (1874) 1879. Kaulfuss. (159 S. gr. 8.) 1.—

— — Shakespeare's Falstaff. Vortr., geh. i. kaufm. Verein z. Elbing a. 8. Jan. 1878. [Altpr. Ztg. 11.]

Dulck, Dr. A., d. Omnipotenz d. Staates. [Die neue Gesellschaft I. Jahrg. 12. Hft. S. 593—600.]

Eberhardt, Adph., üb. d. Kerne d. roth. Blutkörpersch. d. Säugethiere u. d. Mensch. I.-D. Kbg. (Beyer.) (30 S. gr. 8.) baar 1.—

Egloffstein-Arklitten, Carl Graf v., Staat und Kirche im Lichte des prophet. Wortes. Braunschw. Bchh. d. Idioten-Anstalt. (16 S. gr. 8.) —15.
— — ein Blick aus Gottes Wort auf die gegwärt. ernste Zeit und ihre ernste Zeichen. 2. Aufl . . . Berl. Beck. (42 S. 8.) baar —60.
Eichhorst, Prof. Dr. Herm., d. Einfluss d. behindert. Lungengaswechsel beim Menschen auf d. Stickstoffgehalt des Harns. (Abhdlg. II.) [Virchow's Archiv für path. Anat. 74. Bd. 2. Hft. S. 201—220.]
Eisenbahn-Coursbuch, ostdeutsch., nebst d. anschliessd. Posten f. d. Prov. Preussen, Pos., Pomm., Schles. Mai 1878. Mit ein. (lit.) Situations-Karte (in gr. 4.) Danzig. Kafemann. (32 S. 16.) —30. Dasselbe August 1878. Ebenso. — Dasselbe Decbr. 1878. Danzig. Gruihn (32 S. 16.) —30.
Elenchus universi cleri nec non sororum piarum congregationum dioecesis Warmiensis conscript. sub fin. novemb. 1878. Braunsb. (Huye.) (34 S. gr. 16.) baar 1.—
Embacher, Dr. Recens. [Ztschr. f. d. Gymn.-Wes. 32. Jahrg. Jan. Mai. Novbr.]
Endrulat, Dr. Bernh., Villa Carlotta [Danz. Z. 10945.]
Entwurf zum Stadthaushalt v. Kgsbg. für das Rechnungsj. 1. Apr. 1878/79. Hft. I. Kbg. (201 S. gr. 4.) Hft. II. (104 S. 4.)
Erdmann, Gymn.-L. G., Zur Untersuchg. d. 2. Variation einfacher Integrale. (Hiezu Taf. VI, Fig. 1. 2.) [Ztschr. f. Mathem. u. Phys. 23. Jahrg. S. 362—79.]
Erdmann, Osk., über got. ei u. ahd. thaz. [Ztschr. für deutsche Philologie. IX. Bd. S. 43—53.] Rec. [Ebd. X, 342—51.]
Falkson, Rob., Beitrag z. Entwickelungsgesch. der Zahn-Anlage in d. Kiefer-Cysten. I.-D. Königsbg. (Beyer.) (33 S. gr. 8.) baar 1.—
Feier, die, d. ersten heil. Kommunion . . . 7. Aufl. Braunsb. Huye. (32 S. 16.) —20.
Flach, Prof. Dr. Hans, d. griech. Theater. Ein popul.-wissenschftl. Vortr. (geh. im Tübing. Museum) . . . Tübing. Fues. (44 S. gr. 8. mit 2 Taf.) 2.—
— — Hesiodi quae feruntur carmina, ad optimorum codicum fidem rec. Ioa. Flach. Leipz. Teubner. (IV, 94 S. 8.) —45.
— — Hesiodi carmina recensuit et commentariis instruxit Carol. Goettling. Ed. III. quam curavit Ioan. Flach. Ebd. (XCVI, 444 S. gr. 8.) 6.60.
— — die 6. ecloge des Vergilius. [Neue Jahrbb. f. Philol. 117. Bd. S. 633—37.] Jahresber. üb. d. im J. 1877 veröffentl. auf d. nachhomer. griech. Epiker bezügl. Arbeiten. [Jahresber. üb. d. Fortschr. d. class. Alterthsw. V. Jahrg. I, 1—13.] Vortr. über d. Violarium der Kaiserin Eudokia. [Verhandlgn. der 32. Verslg. dtsch. Philolog. (S. 162—163. 4.)]
Forster, Geo. Sakontala od. d. entscheidende Ring. Ein indisch. Schausp. v. Kalidas. Aus d. Ursprachen Sanskrit u. Prakrit ins Engl. u. aus dies. ins Deutsche übers. v. Geo. Forster. Mit Vorr. v. J. G. v. Herder. (139 S. gr. 16.) [Bücherschätze. Auslese v. Werk. d. bedeutdst. Schriftst. d. In- u. Auslandes. 16. 17. Bd. Lpz. Junge.] baar à —20.
— — **Bodemann**, Ed., Joh. Geo. Zimmermann. Sein Leb. u. bish. ungedr. Briefe an denselb. v. Bodmer, Breitinger, Geßner, Sulzer, Mos. Mendelssohn, Nicolai, der Karschin, Herder u. **G. Forster**. Hannov. Hahn. (VIII, 368 S. gr. 8.) 5.—
Franz, Dr. J. (Kbg.), Vergleichssterne d. Hrn. Gill für Ariadne u. Mars beobacht. am Repsoldsch. Meridiankreis zu Kgsbg. [Astron. Nachr. Nr. 2177. Bd. 91. 17.] Vergleichsterne d. Hrn. Gill f. Melpomene, beobacht. am Repsoldsch. Meridiankreis zu Kgsbg. [Ebd. Nr. 2194. Bd. 92. 10.] Mars-Opposition 1877, nach d. Progr. d. Hrn. Eastman in Washington, beobacht. am Repsoldsch. Meridiankreis zu Kbg. [Ebd. Nr. 2202. Bd. 92. 18.]
Freymuth, Dr.. die Milch als Gegenstand d. öffentl. Gesundhtspflege. Vortr., gehalt. in d. naturforsch. Ges. z. Danzig am 4. u. 21. Febr. (Danzig. Anhuth.) (29 S. Lex. 8.) —60.
Friedensbote. Religiöses Sonntagsblatt für christl. Familien. Red. u. Verl. Pfarrer Grunert. III. Jahrgang. (VII. des „Katholik".) Königsbg. Braun & Weber. 52 Nrn. à ½ Bog. 4. 4.80.
Friederici, Dr. Th., Ueb. d. Einwirkg. v. Wasserstoff a. Metanitroparatrichloracettoluid u. Metanitroparavaleryltoluid. [Auszug aus d. Verf. Inaug.-Diss.] [Berichte d. dtsch. chem. Ges. 11. Jahrg. S. 1970—74.] üb. e. neue Darstellgsmethode der Chrysanissäure. [Ebd. S. 1975—77.]

Friedländer, Dir. Dr. Konr., die Zulassg. der Realschulabiturienten zum Studium der Medizin im Anschluss an d. Votum d. Kommission z. Begutachtg. der ärztl. Prüfungvorschriften beleucht. Hamburg. Nolte. (37 S. gr. 8.) —80.

Frischbier, H., Sprichwörtliches aus Handschriften. [Wissenschaftl. Monats-Blätter. VI. Jahrg. No. 7. 8. 10—12.] Die Pflanzenwelt in Volksräthseln aus d. Prov. Preuss. [Ztschr. f. dtsche Philol. IX. Bd. 1. Hft. S. 65—77.] Schlemmerliedlein. Aus Kasp. Stein's Peregrinus Msc. [Ebd. 2. Hft. S. 213—219.] Der Pflaumen pflückende Fuchs. [Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschg. III. Jahrg. No. 4. S. 29.] Vergleiche mit Thieren. [Ebd. No. 6. S. 49—54.] Ueber „hot un har" [Ebd. No. 8. S. 90.]

Fritsche. Sammlg. französ. u. engl. Schriftsteller m. deutsch. Anmerkgn. Ausgew. Reden Mirabeau's. Für den Schulgebr. erläut. v. **H. Fritsche.** 3. Hft. Reden a. d. Zeit v. Juni 1790 b. Apr. 1791. Berl. Weidemann. (140 S. gr. 8.) 1.20.

Fuhrmann, W., Oberl., Ueb. d. Neunpunktekreis des Dreiecks. [Archiv d. Mathem. u. Physik. 62. Thl. S. 218—19.] Entwickelg. von log. (1 + x). [Ebd. S. 220.]

Garbe, Privatdoc. Dr. Rich., Vaitâna Sûtra, das Ritual der Atharvaveda. Aus dem Sanskrit übers. u. m. Anmk. verseh. Strassbg. Trübner. (V, 116 S. gr. 8.) 4.—

Gedächtnißreden bei d. Leichenbegängn. d. am 21. Febr. 1878 in Danzig vstorb. Hrn. Ernst Wilh. Reinicke . . . Danz. Saunier. (24 S. gr. 8.) baar nn. —50.

Gemeindeblatt, evangel . . . hrsg. v. H. Eilsberger. 33. Jahrg. Kbg. Ostpr. Ztgs- u. Vlgs-Dr. (52 Nrn. à ½ B. gr. 4.)

Gemeindeblatt (Israelit.) Specialorgan f. d. jüd. Gemeindeleb., hrsg. von mehreren Rabbinern. 3. Jahrg. Elbing. Wöchentl. 1 Nr. gr. 8. Viertelj. 1.—

Gemeindebote, der Evangelische. 1. Jahrg. (Apr. 1876 bis ult. März 1877) hrsg. v. d. Verein. f. innere Mission in Ost- u. Westpr. Kbg. Ostpr. Ztgs- u. Vlgs-Dr. (26 Nrn. à ½ Bg. 4.) 2. Jahrg. Apr. 1877/78. jährl. 2.60.

Genée, Rud., d. deutsche Theater u. die Reform-Frage. (36 S. gr. 8.) [Deutsche Zeit- u. Streit-Fragen, hrsg. v. F. v. Holtzendorff. 99. Hft. (7. Jahrg. 3. Hft.) Berl. Habel.] 1.—

— — Die englisch. Mirakelspiele und Moralitäten als Vorläufer des englisch. Dramas. (32 S. gr. 8.) [Sammlg. gemeinvstdl. wissensch. Vorträge hrsgb. v. Virchow u. v. Holtzendorff. 305. Hft. (13. Ser. 17. H.) Ebd. —50.

Georgine. Landwirthsch. Ztschr. hrsg. vom landwirthsch. Central-Verein f. Littauen u. Masuren. Red.: C. M. Stoeckel. Jahrg. 1878. Insterbg. (Gumbinn., Sterzel.) 12 Nrn. (à ½—1 B. gr. 8.) 3.75.

Gerss, Fr., Bruchstück e. niederrhein. Lehrgedichtes des 13. Jahrh. [Zeitschr. für deutsche Philol. 9. Bd. 2. Hft. S. 210—213.] Nachrichten üb. d. St. Klarenkloster in Köln. [Monatsschrift für die Gesch. Westdeutschlands. Hft. 10/11. 1878. S. 598—608.]

Geschwandtner, Leo, (aus Heydekrug) Quibus fontibus Trogus Pompeius in rebus successorum Alexandri M. enarrandis usus sit. Diss. inaug. hist. Halis Sax. (31 S. 8.)

Gewerbeblatt f. d. Prov. Preuß. Organ d. gewerbl. Centralvereins. Red. v. R. Sack. Jahrg. 1878. 12 Hfte à 1½—2 B. gr. 4. Danzig. Kafemann. 4.—

Glagau, Otto, der Bankerott d. Nationalliberalismus u. die „Reaction." 1.—9. Aufl. Berl. F. Luckhardt. (72 S. 8.) 1.—

Goldschmidt. Zeitschr. für das gesammte Hdlsrecht hrsg. v. Geh. Justiz-R. Prof. Dr. **L. Goldschmidt** . . ., Hahn, Laband u. Sachs. 23. Bd. N. F. 8. Bd. 4 Hfte. (1. u. 2. Hft. VII, 369 S. gr. 8.) Stuttg. Enke. 12.—

— — Neueste Handelsrechts-Quellen. Beilageheft z. Ztschr. f. d. gesammte Handelsrecht. Bd. 23. Ebd. (X, 357 S. gr. 8.) 7.20.

— — Zum Recht der Lebensversicherung . . . [Zeitschr. f. d. ges. Hdlsrecht. 23. Bd. S. 179—224.]

Gollnick, Lehr. F. H., vaterländ. Gesch. f. Volksschulen. 3.—4. A. Danzig. Boenig. (36 S. 8.) —25.

Goltz, Prof. Theod. Frhr. v. d., die 2. ord. Provinzialsynode d. evang. Kirche in Ost- u. Westpr. [Deutsch-evang. Blätt. 3. Jahrg. 8. Hft. S. 560—71.] Die sociale Frage im Lichte d. evang. Christths. Correferat. [Ebd. 11. Hft. S. 747—66. (auch zus. mit Beyschlag's Referat sep. Zeitz. Striem in Comm. 40 S. gr. 8. —75.)]

Die Abänderung der Contracte der Gutstagelöhner. [Westpr. Landwirthschaftl. Mittblgn. 1. Jahrg. Nr. 49. 50] Ueb. die Aufgabe der Kirche an d. socialen Bewegung d. Gegenwart. [Deutsche Revue. Juni. S. 322—40.] Welche Bedeutg. hat d. Statik f. d. Ertragsberechnung d. landwirthsch. Betriebes? Vortrag. [Land- u. forstw. Ztg. f. d. nordöstl. Dtschld. Nr. 7.]

Gräser, Karl (Marienwerd.) Rec. [Ztschr. f. d. Gymn.-Wes. 32. Bd. S. 789—91.]

Gratis-Kalender a. d. J. 1879 z. Kbg. Allgem. Ztg. Kbg. (56, 152 S. u. 16 Bl. 8.)

Grau. Bibelwerk f. d. Gemeinde . . . hrsg. von Prof. Dr. Rud. Frdr. Grau. N. T. Lfg. 5. 6. Bielefeld u. Lpz. Velhagen u. Klasing. (2. Bd. S. 1—320) à 1.60.

— — D. 1. Brief St. Pauli an d. Korinther u. d. evang. Kirche d. 19. Jahrh. Eine kurze Einleitg. in d. gen. Brief, entnomm. aus dem v. Dr. R. F. Grau hrsg. Bibelwerk f. d. Gemeinde. [D. Beweis d. Glaubens. 14. Bd. Juni. S. 281—89.] Der 2. Brief St. Pauli an die Korinther u. seine Beziehgn. auf d. Kirche unsr. Tage. [Ebd. Nov. S. 576—87.]

Gregorovius, Ferd., Corsica. 3. Aufl. 2 Bde. Stuttg. Cotta. (358 u. 316 S. 8.) 9.— in 1 Bd. geb. 10.—

— — Histoire de la Corse, depuis les temps les plus reculés jusqu' à son annexion à la France en 1769, tirée des oeuvres de **F. Gregorovius** et précédée d'une notice de cette île par Louis Boell. Marseille. Pinet. (XV, 315 S. 8.)

— — Wanderjahre in Italien. 1. Bd. Figuren. Gesch., Leb. u. Scenerie aus Italien. 5. Aufl. Lpz. Brockhaus. (VII, 390 S. 8.) 2. Bd. Lateinische Sommer. 4. A. (333 S.) à 4.50. geb. 6.—

— — Ricordi storici e pittoreschi d'Italia: trad. del conte Augusto Cossilla. 2 vol. Milano, tip. edit. Manini. (380 u. 353 S. 16.) 6 fr.

Gröben, Ida Gräfin v. d., geb. v. Auerswald, Morgenwache. Gedichte. Basel. Riehm. (XII, 256 S. 16.) geb. m. Goldschn. 5.—

Grosse. Lessing's Werke hrsg. u. mit Anmerkgn. begleit. v. R. Boxberger, Chr. Groß, **Emil Grosse** u. A. Nebst der Biogr. d. Dichters. 20 Theile gr. 16. Berlin. Hempel. In 13 Bde geb. 36.—

— — rec. W. Cosack, Materialien zu G. L. Lessing's Hamburgisch. Dramaturgie. Paderb. 1876. [Archiv f. Literaturgesch. VII. Bd. 3. Hft. S. 390—406.]

Gruenhagen, Prof. Dr. A., Otto Funke's Lehrbuch der Physiol. f. akad. Vorlesgn. u. z. Selbstud. 6., neu bearb. Aufl. 2. Bd. 1. Abth. Lpz. Voss. (528 S. gr. 8.) 10.—

Günther, Sem.-Dir. Dr., u. Sem.-Lehr. a. D. **Strübing**, preuß. Kinderfreund. Ein Lesebch. f. Volksschul. . . . umgearb. 3. u. 4. rev. Aufl. 2 Abth. 1. Mittelstufe. Kbg. Bon. (VI, 88 S. gr. 8.) —20.— 2. Oberstufe (VIII u. S. 89—400.) —80.

Guttmann. Jahrbuch f. pract. Aerzte. [Fortsetzg. v. Grävell's Notizen.] Unt. Mitwirkg. v. Fachgelehrt. hrsg. von Doc. Dr. Paul Guttmann. 1. Bd. 3 Abth. (1. Abth. 256 S. gr. 8.) Berlin. Hirschwald. 17.—

— — Ueb. d. physiol. Wirkg. d. Wasserstoffsuperoxyds. [Virchow's Archiv f. path. Anat. etc. 73 Bd. S. 23—37. 2. Abhdlg. 75. Bd. S. 215—278.] Bromreaction d. Inhalts von Acnepusteln nach langem Bromkaliumgebrauch in e. Falle von Agoraphobie. [Ebd. 74. Bd. S. 541—42.]

Hagen. Shakespeare, Will., Eduard d. Dritte. Trauerspiel in 5 Aufz. Nach d. Uebstzg. v. Ldw. Tieck frei bearb. v. **Aug. Hagen.** Leipz. 1879(78.) Brockhaus. (IV, 136 S. 8.) 2.—

Hagen, G., Handbuch d. Wasserbaukunst. 3. Theil: Das Meer. 1. Bd. a. u. d. T.: Seeufer- u. Hafen-Bau. 1. Bd. 2., neu bearb. Aufl. m. 1 Atlas v. 10 Kpftaf. in Fol. Berl. Ernst & Korn. (V, 406 S. gr. 8.) 14.—

— — Vergleichg. der Wasserstände der Ostsee a. d. preuss. Küste. Geles. in der Ak. d. W. am 18. Oct. 1877. (17 S. 4.) [Abhdlgn. d. k. Ak. d. W. z. Berl. 1877. Math. Kl. 2. Abth.]

— — über die Stellg., welche drehbare Planscheiben in strömend. Wasser annehm. Mit e. (lith.) Taf. [Aus „Abhdlg. d. k. Ak. d. W."] Berl. Dümmler's Verl. in Comm. (12 S. 4.) cart. 1.—

Hahn. Die Tonkunst. Wochenschrift f. d. Fortschr. in d. Musik. Hrsg. **Alb. Hahn.** Bd. V. Kbg. (Lpz. Rittler.) (52 Nrn. à 1 B. gr. 8.) Viertelj. 2.—

Ha-Maggid. Zeitung in hebr. Sprache hrsg. v. L. Silbermann. 22. Jahrg. 52 Nrn. à 1 Bog. fol.) Lyck. 12.40.

Hamann's, Joh. Geo., Schriften u. Briefe. Zu leichterem Verständniß im Zshang sein. Lebens erläutert u. hrsg. von Mor. Petri. 1. Thl. 2. (Tit.-)Ausg. Hannover. (1872) 1878. Meyer. (VIII, 424 S. gr. 8. m. Stahlst.-Portr.) 2.25.

Hamann's, Joh. Geo., von Königsb. Lehr- u. Wanderjahre. Jünglingen deutscher Art gewidmet. Gütersloh. Bertelsmann. (172 S. 8.) 1.50.

Hampke, Gymn.-Dir. Dr. H. (Lyck) Das 82. u. 83. Cap. d. 8. Buches d. Thucydides. [Ztschr. f. d. Gymn.-Wes. 32. Jahrg. S. 390—403.] Rec. [Ebd. S. 602—613.]

Hartung, G., Beitrag zur Kenntniss v. Thal- u. Seebildungen. [Ztschr. d. Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin. 13. Bd. S. 265—333 m. Taf. VI.]

Harweck-Waldstet (in Bartenstein), G. M., Frdr. Ldw. Jahn, was er gewollt u. erstrebt. Ein Blatt des Gedenkens zum 100. Geburtstage (11. Aug. 1878) des Turnvaters. [Danz. Ztg. v. 10. u. 11. Aug. No. 11099. 11101.]

Hase, Mil.-Obpfr. Lic. Dr. Carl Alfr., Was sollen wir thun? Pred. . . . Lpz. Breitkopf u. Härtel. (10 S. gr. 8.) —40.

— — Die Heimkehr unseres Kaisers im Namen des Herrn. Pred. . . . Ebd. (10 S. gr. 8.) —40.

— — 275 Luther-Briefe in Auswahl und Uebersetzg. hrsg. Neue Ausg. Ebd. (XXXII, 420 S. 8.) 2.—

— — Die religiöse Toleranz der Hohenzollern. [Die Grenzboten. 37. Jahrgang. 2. Semest. Nr. 31.]

Hausburg. Deutsche landwirthsch. Presse. Red.: Gener.-Sekr. Oek.-R. O. **Hausburg.** 5. Jahrg. Berl. Wiegandt, Hempel & Parey. (104 Nrn. à 1—2 B. gr. Fol.) Viertelj. baar 5.—

Hauskalender f. d. Prov. Ostpr., Westpr., Pomm., Pos. u. Schles. a. d. Gemeinj. 1879. 11. Jahrg. Mit viel. Holzschn. Thorn. E. Lambeck. (202 S. 16.) —50.

Heinze, Dr. H. (Marienbg.), Jahresbericht über Plutarchs Moralia für 1876 u. 1877. [Bursian's Jahresber. üb. d. Fortschr. d. class. Althw. V. Jahrg. I, 298—324.]

Herbart, Joh. Frdr., pädagog. Schriften. 2. Bd.: Kleinere pädagog. Schriften., Red. u. Abhdlgn. Mit Anm. u. Erl. verseh. v. Karl Richter. 2—9. Hft. (XLVIII u. S. 81—525 gr. 8. mit 1 Steintaf. u. 2 Tab.) [Pädagog. Bibl. Hft. 75—82.] Lpz. Siegismund & Volkening. à —50.

Capesius, Jos. Frz., die Hauptmomente in der Entwicklgsgesch. der Herbartisch. Metaph. Leipziger I.-D. o. O. u. J. (50 S. gr. 8.)

— — die Metaph. Herbart's in ihr. Entwicklgsgesch. u. nach ihr. hist. Stellg. Ein Beitr. z. Gesch. d. nachkant. Philos. Lpz. Matthes. (XI, 108 S. gr. 8.) 2.50.

Herder's Sämmtl. Werke. Hrsg. v. Bernh. Suphan. Bd. 3. 4. Berl. Weidmann'sche Bchhdl. (XX, 499; XXII, 509 S. gr. 8.) à 4.— [Vgl. Perschmann in N. Jahrbb. f. Pädag. 118. Bd. S. 297—302. — Lit. Ctralbl. 1878. No. 18.]

— — Werke. Nach den besten Quellen rev. Ausg. Hrsg. u. mit Anmerk. begleit. von Heinr. Düntzer u. Dr. Wollheim da Fonseca. Nebst ein. Biogr. des Dichters v. H. Düntzer. 24 Theile gr. 16. (1—20. Theil.) Berlin. Hempel. In 12 Bde geb. 36.— (s. Allgem. Bibliogr. 1879. Nr. 3.)

— — dasselbe. Auswahl. 14 Theile. (Th. 1—14 der Gesmtausg.) Ebd. In 7 Bde geb. 18.—

— — Werke. 21. Bd. Ebd. (XXVII, 276 S.) [National-Biblioth. sämmtl. Deutsch. Classiker. Hft. 666. 671. 676. 684.]

— — Adrastea. Nach den besten Quellen rev. Ausgabe. Hrsg. u. mit Anmerk. begleit. von Heinr. Düntzer. Ebd. (XXXIX, 824 S.) geb. 3.—

— — Zerstreute Blätter . . hrsg. v. Düntzer. (XXXII, 446 S.) geb. 2.—

— — Briefe z. Beförderg. d. Humanität hrsg. v. Düntzer. (XXXI, 640 S.) geb. 2.50.

— — Cid . . hrsg. v. Dr. Wollheim da Fonseca. (148 S.) geb. 1.—

— — Dichtungen . . . hrsg. v. Düntzer u. Wollheim da Fonseca. 8 Thle. (CXXXVI, 590; 302; 376; 148; XXXII, 384; 264; 368 u. 144 S.) In 4 Bde geb. 9.50.

— — Fragm. üb. d. neuere dtsche Lit . . . hrsg. v. Düntzer. (XVI, 416 S.) geb. 2.—

— — Gedichte . . . hrsg. v. Düntzer. (CXXXVI, 590 S.) geb. 2.50.

— — Ideen z. Philos. d. Gesch. d. Menschheit . . . hrsg. v. Düntzer. 4 Thle. (200; 182; 208 u. 191 S.) In 1 Bd. geb. 2.50.

— — Schulreden, nebst hodoget. u. päd. Aufsätz . . . hrsg. von Düntzer. (LXXVIII, 340 S.) geb. 2.—

Herder's Stimmen der Völker [„Volkslieder"] ... hrsg. v. Wollheim da Fonseca. (XXXII, 384 S.) geb. 2.—
— — krit. Wälder . . . hrsg. v. Düntzer. (XXXII, 590 S.) geb. 2.50.
— — Contes populaires tirés de Grimm, Musaeus, Andersen, **Herder** et Liebeskind (Feuilles de palmier), et publ. avec des notices sur les auteurs et des notes en franç.; par D. E. Scherdlin, professeur d'allemand agrégé. 3. éd. Paris. Hachette et Cie. (VIII, 467 S. 16.) 3 fr.
— — et Liebeskind, Contes et paraboles tirés des Feuilles de palmier; annotés par M. B. Lévy, inspecteur-général pour les langues vivantes. Nancy. Paris, Delagrave. (XII, 148 S.)
Baerenbach, Frdr. v., In Sachen Herders u. Darwin's. [Zeitschrift für Philos. u. philos. Krit. N. F. 73. Bd. 1. Hft. S. 191—197.]
Bodemann, Ed., Joh. Geo. Zimmermann. Sein Leb. u. bish. ungedr. Briefe an denselben v. Bodmer, Breitinger, Geßner, Mos. Mendelssohn, der Karschin, **Herder** u. G. Forster. Hannov. Hahn. (VIII, 368 S. gr. 8.) 5.—
Düntzer, Heinr., z. Herder's Gedichten. [Archiv f. Litgesch. VII. Bd. 4. Hft.]
Fischer, Wilh., Herder's Erkenntnissl. u. Metaphys. Lpz. I.-D. Salzwed. (81 S. 8.)
Kittel, Dir. Ed., Herder als Pädagog. Für Lehrer u. Schulfreunde geschild. Wien. Pichler's Wwe & Sohn. (III, 83 S. gr. 8.) 1.20.
Suphan, B., rec. Ed. Morres, Herder als Pädagog. [Ztschr. f. dtsch. Alterth. u. dtsch. Litt. N. F. X, 37—44.]
Weiss, Dr. L., Herder u. die moderne Naturphilos. [Philos. Monatshefte XIV. 5. Hft. S. 272—279.]
Hermann, Geh. Ob.-Bau-R. H., u. Reg.-Bau-R. G. **Reichert**, Schloss- u. Domkirche zu Marienwerd. Mit 3 Kpftaf. Berlin. Ernst & Korn. (4 S. fol.) cart. 8.—
Herrmann, G. (Lehrer am Damen-Seminar zu Kgsb.) Raumlehre f. Mittel-, Präparanden-, Fortbildgsschul. u. Lehrerinnen-Seminare. Kgsbg. Hartung 1879(78.) (71 S. gr. 8.) 1.—
Hertslet, W. L., Saling's Börsen-Papiere. 2. Th. 5. Aufl. Berl. Haude & Spener. (IV, 399 S. gr. 16.) geb. 6.—
Heyer, Dr. Franz, Ueb. Vorträge in den Volksbildgsvereinen. [Kbg. Hartung'sche Ztg. 1878. Nr. 172. (Abd.-Ausg.)]
Hildebrandt's, Prof. Ed., Reise um die Erde. Nach sein. Tagebüch. u. mündl. Bericht. erz. von Ernst **Kossak**. 6., m. d. Portr. d. Vf. (in Holzschn.) u. 1 (lith.) Reisekarte verm. Aufl. 3 Thle in 1 Bde. Berl. 1879(78.) Janke. (VII, 172; V, 197 u. VI, 184 S. 8.) 5.—
Hildebrandt, Dir., Prof. Dr. H., die Krankhtn d. äusseren weibl. Genitalien. Mit 27 in d. Text gedr. Holzschn. Stuttg. Enke. [Handbuch der Frauenkrankhtn red. v. Billroth. 8. Abschn.] (VI, 136 S. gr. 8.) 3.60.
Hipler, Dr. Franz, Die Grabstätten d. ermländ. Bischöfe. Braunsb. Huye's Bchhdlg. (Emil Bender) (82 S. gr. 8.) (Aus d. 6. Bde der Ztschr. f. d. Gesch. Ermlands besond. abgedr.) 2.—
Hippel, Prof. Dr. A. v., Ueb. Transplantion d. Cornea. [Graefe's Archiv f. Ophthalm. 24. Jahrg. Abth. II. S. 235—256.]
Hippel's Lebensläufe. Eine baltische Gesch. aus dem vorig. Jahrh.. f. d. Ggw. bearb. v. Alex. v. Oettingen. Jubelausg. in 3 Bch. Lpz. Duncker & Humblot. (LXXII, 134; 209 u. 205 S. gr. 8.) 9.— in 1 Bd. geb. 11.20.
Oettingen, Alex. von, Hippels Lebensläufe. Ein Gedenkbl. z. Jubelausg. derselb. [Preuß. Jahrbüch. 42. Bd. 5. Hft. S. 443—474.]
— — Vor hundert Jahren. Ein Gedenkblatt zur Säkularfeier des ältesten baltisch. Romans: „Hippels Lebensläufe." [Aus: „St. Petersb. Zeitung."] Dorpat. Karow in Comm. (69 S. 8.) 1.20.
Hirsch, Aug. Jahresber. üb. d. Leistg. u. Fortschr. in d. ges. Med. hrsg. v. Virchow u. Aug. Hirsch. XII. Jahrg. Berl. Hirschwald. 2 Bde. à 3 Abth. hoch 4. 37.—
— — Dtsch. Vierteljahrschr. f. öfftl. Gesdhtspflege hrsg. v. Göttisheim, Aug. Hirsch ... 10. Bd. 4 Hfte. gr. 8. Braunschw. Vieweg & S.
— — Medic. Geogr. u. Statist. Endemische Krankhtn. [Jahresber. üb. die Leistgn. u. Fortschr. in der ges. Med. XII. Jahrg. I. Bd. 2. Abth. S. 302—358.] Infections-Krankhtn. [Ebd. II. Bd. 1. Abth. S. 2—55.]

Hirsch, Dr. Ferd., Mitthlgn. aus d. hist. Litt. hrsg. von d. hist. Ges. in Berl. u. in der. Auftrag red. 6. Jahrg. 4 Hfte gr. 8. Berl. Gärtner. 6.—
— — Leopold II. als Großherzog von Toskana. [Sybel's hist. Ztschr. N. F. 4. Bd. 3. Hft. S. 433—470.]
Hirsch, Franz, das neue **Blatt**. Ein illustr. Familien-Journal. 9. Jahrg. 52 Nrn. à 2 B. 4. Lpz. Payne. Viertelj. 1.50.
— — Der **Salon** f. Literatur, Kunst u. Gesellschaft. Jahrg. 1878. (12 Hfte gr. 8.) (1. Hft. 128 S. m. eingedr. Holzschn., Holzschntaf. u. color. Modekupf.) Ebd. baar à Hft. 1.—
Hirschfeld, Prof. Dr. Otto, Lyon in d. Römerzeit. Vortr., geh. am 8. März 1878 im österr. Ingen.- u. Architectenvereins-Saale. Wien. Gerold's Sohn in Comm. (28 S. gr. 8.) —60.
— — archaeol.-epigraph. **Mitthlgn.** a. Oesterreich, hrsg. v. O. Benndorf u. O. Hirschfeld. 2. Jahrg. 1. Hft. Ebd. (104 S. gr. 8.) 9.—
— — Epigraphisch. Bericht aus Oesterreich. [Archaeol.-epigr. Mitthlgn. Jahrg. II. Hft. 1. S. 82—104.]
Hoffmann, E. T. A., Meister Martin der Küfner u. seine Gesellen. Mainz. Faber. [Klassische Novellen-Bibliothek. Hrsg. v. Jak. Nostadt I.] (91 S. 8.) —90.
Hoffmeister, Dr. W. (Insterburg), Trockengewichts-Bestimmgn. v. Klee. Mit Taf. V. [Ldwirthsch. Jahrbb. VII. Bd. S. 323—25.]
Hoppe, Gymn.-Oberl. Ferd., Orts- u. Personennamen der Prov. Preussen VI. [Aus: „Altpr. Mtsschr.“] Gumbinn. Sterzel. (32 S. gr. 8.) baar —80.
— — Ueb. d. Vortrag d. chorisch. Interloquien bei Sophokles. [Wissensch. Monats-Blätt. 1878. No. 9. S. 141—43.]
Huebner, Louis (Kbg.). Selbstanzeige von: Behandlg. d. Bewegung der Knoten der Planetenbahn f. 3 Planet. durch Einfhrg. ellipt. Functionen nebst Einleitg. d. allgem. Problems. (I.-D.) [Repertor. der liter. Arbeiten aus d. Gebiete der rein. u. angew. Mathem. II. Bd. S. 279—282.]
Jacoby, Prof. Dr. Herm., Simon Dach auf Freiersfüßen. Eine Erzählung aus dem 17. Jahrh. [Daheim-Kalender f. d. dtsche Reich f. 1879. Bielefeld u. Leipzig. S. 49—70 mit 8 Illustr.]
— — Simon Dach u. d. Kgsbgr. Dichterschule. [Real-Encyklop. f. protestant. Theol. u. Kirche hrsg. von Herzog u. Plitt. Hft. 25/26. S. 432—439.]
— — Arthur Schopenhauer (nach Gwinner). [Die Grenzboten. No. 19.] Das evangel. Pfarrhaus. [Ebd. 27.] M. Baumgarten üb. die Kirchenpolit. Lage der Ggw. [51.] (And. Besprechgn aus d. neuern theol. u. philos. Lit. Ebd. 6. 9. 23. 37.)
Jacoby, Joh. († 6. März 1877.) [Das Jahr 1877. Lpz. Duncker & Humblot. S. 15—23.]
Ein Jacoby-Fonds (Aufruf z. Bildung desselb.) [Die Wage 1878. 10.] Ein dtscher (d. Andenk. Joh. Jacoby's gewidmeter) Preßfonds. [Ebd. 12.] Das Verbot der Jacoby'schen Rede. [Ebd. 49.]
Jaffé, M., Zur Ktniss d. synthet. Vorgänge im Thierkörper. [Zeitschr. für physiol. Chemie. II. Bd. 1. Hft.]
Jankewitz, Gust., Lehrb. d. erst. Anfangsgründe in d. Musik z. Gebrauch f. Schul. u. den Privatunterricht kurz u. faßl. dargest. Danzig. Eisenhauer in Comm. —60.
Jensen, Dr., Dir. der ostpr. Provinzialirrenanstalt Allenberg, Zur Lehre v. d. topogr. Beziehgn. zw. Hirnoberfl. und Schädel. Briefl. Mtthlgn. an A. Ecker. [Archiv f. Anthrop. X, 415—417.]
Jentzsch, Dr. Alfr., Bericht üb. d. geol. Durchforsthg. d. Prov. Preuss. im J. 1877, m. eingehd. Berücksichtig. d. gesmt. norddtsch. Flachlandes. [Aus „Schrift d. phys.-ök. Ges.“] Kbg. Koch. (73 S. gr. 4.) baar 3.—
— — Die Moore d. Prov, Preuss. 2. durchgeseh. u. verm. Abdr. e. in d. 5. Sitzg. d. Central-Moor-Comm. zu Berl. am 13. Dec. 1877 erstatt. Berichtes. [Aus „Schrift d. phys.-ök. Ges.“] Ebd. (41 S. gr. 4. m. 2 Steintaf.) baar 2.—
— — Bemerkgn. üb. Diluvialfauna. [Neu. Jahrb. f. Mineral. 1878. S. 388—91.]
Ilgner, R., Beitr. z. Lehre v. d. period. Haemoglobinurie. Jen. I.-D. Jena. (39 S. 8.)
Jonas, F., Kommunal-Kassen-Instruktion oder die Vwaltg. des Kreis-Korporations-Vermögens . . . Ragnit. (Gumbinn. Sterzel) (VI, 196 S. gr. 8.) baar 1.50.
Jordan, Heinr., Topogr. d. Stadt Rom im Alterthum. 1. Bd. 1. Abth. Mit 3 (lith.) Taf. Berl. Weidmann. (IX, 551 S. gr. 8.) 6.—

Jordan, Wilh., durch's Ohr. Lustspiel. 3. Aufl. Frankf. a. M. Selbstverl. (XV, 128 S. gr. 16.) 2.—
Joseph, Dr. Eug. (Kbg.) Zur Tendenz d. Senatusconsultum Juventianum u. d. Krit. u. Interpretation der I. 25 § 17 D. de H. P. V, 3. [Jahrbüch. f. d. Dogmatik d. heut. röm. u. dtsch. Privatrechts. XVI. Bd. S. 209—229.]
Jung, Alex., d. Realpräsenz. (Nach Rocholl's gleichnam. Buch.) [D. Beweis d. Glaub. 14. Bd. S. 464—75.]
— — Recensionen. [Blätt. f. lit. Unthaltg &c.]
Kaehler (Supdtr.-Verwes. in Heilsberg) Ber. üb. d. kirchl. u. sittl. Zustde i. d. Gemeind. d. Ermländ. Synodal-Kreis. . . . Kgb. Ostpr. Ztgs- u. Vlgs-Dr. (32 S. gr. 8.)
Kähler, Mart. (aus Kgb. geb.) Das Gewissen. Ethische Untsuchg. 1. geschichtl. Thl. A. u. d. T.: Das Gewissen. Die Entwickelg. seiner Nam. u. s. Begriffes. Geschichtl. Untsuchg. z. Lehre v. d. Begründg. d. sittl. Erktniß . . . Erste Hälfte: Alterth. u. neu. Testam. Halle. Fricke. (XIV, 338 S. gr. 8.) 6.—
Kahlbaum, Dr. K., die klin.-diagnostisch. Gesichtspunkte d. Psychopathologie. Lpz. Breitkopf & Härtel. (20 S. Lex. 8.) —75. [Sammlg. klin. Vorträge . . . hrsg. v. R. Volkmann. Nr. 126.]
Kahle, Supdt. Wilh., Predigt, gehalt. in d. Altroßgärt. Kirche zu Kgb. am 1. Pfingstfeiertage. Kgb. Ostpr. Ztgs- u. Vlgs-Dr. (10 S. gr. 8.) —25.
Kalender, neu. u. alt. ost- u. westpr., auf . . . 1879. Kgsbg. Hartg. . . . [101 S. gr. 16.) —40; geh. —45. durchsch. —50.
— — kleiner preuß., auf . . . 1879. Ebd. (69 S. 16.) —20; —25; —30.
Kalendarz, Toruński, katolicko Polski dla Prus Zachodnich, Wielk. Księstwa Poznańskiego i Szląska na rok zwyczajny 1879. Thorn. E. Lambeck. (96 u. 128 S. 16.)
Kammer, Prof. E., Karl Lehrs. Ein Rückblick auf seine wissensch. Leistgn. [Aus: „Jahresber. üb. d. Fortschr. d. class. Altths."] Berl. 1879 (78). Calvary & Co. (27 S. 8.) baar 1.—
Kant's, Imm., Kritik d. rein. Vernunft hrsg. v. Benno Erdmann. Leipz. Voss. (XVI, 676 S. gr. 8.) 4.50. [Selbstanz. in: Vierteljahrsschr. f. wissensch. Philos. III, 121. — Fr. Hoffmann in: Philos. Monatshfte. XV, 163—171. — Pünjer in Theol. Litztg. 1879. 2.]
— — Prolegomena zu e. jed. künftig. Metaphys., die als Wissenschaft wird auftret. können. Hrsg. u. hist. erklärt von Benno Erdmann. Ebd. (X, CXIV, 156 S. gr. 8.) 4.— [rec. v. Darlu in: Revue philosophique IV. année. Févr. 1879. p. 208—218. — Fr. Paulsen in: Vierteljschr. f. wissensch. Philos. II, 484—97. — Joh. Volkelt in: Jen. Litztg. 1879. No. 5. — Pünjer in: Theol. Ltztg. 1879. 2.]
— — Krit. d. Urtheilskraft. Text der Ausg. 1790 (A) m. Beifügung sämtl. Abweichgn. d. Ausgaben 1793 (B) u. 1799 (C). Hrsg. v. Karl Kehrbach. Lpz. Ph. Reclam jun. (XXIX, 392 S. gr. 16.) [Universal-Bibliothek No. 1027—1030.] geb. 1.20.
— — Krit. d. prakt. Vernunft. Text d. Ausg. 1788 [A], unt. Berücksichtig. d. 2. Ausg. 1792 [B] u. d. 4. Ausg. 1797 [D]. Hrsg. von Karl Kehrbach. Ebd. (XVI, 196 S. gr. 16.) [Univ.-Bibl. No. 1111. 1112.] geb. —80.
— — Von d. Macht d. Gemüths, durch den bloß. Vorsatz fr. krankhaft. Gefühle Meister zu sein. Hrsg. n. m. Anmerk. vers. v. Staatsr. Leibarzt C. W. Hufeland. Neue vollständ. Ausg. Münch. Unflad. (48 S. 8.) —50.
— — Supplem.-Bd. zu Kant's Werken. 2. Abth. Die vier lat. Dissertationen Kant's hrsg. v. J. H. v. Kirchmann. Lpz. Koschny. (VI. 122 S. 8.) [Phil. Biblioth. Hft. 261. 262.] à 50.
— — üb. Pädagogik. Mit Kants Biogr. hrsg. v. Prof. Dr. Th. Voigt. Langensalza. Beyer & Söhne. (124 S. gr. 8.) [Biblioth. pädag. Classiker . . . hrsg. v. Frdr. Mann. Lfg. 56. 57.] à —50. [rec. v. K. v. Arx in: Die neue Gesellschaft. 2. Jahrg. 4. Hft. S. 205—207.]
Aberg, Bidrag till en framställning och kritik of Kant's lära om det moraliskt onda. Arsskrift, Upsala universitets.
Bärenbach, Dr. Frdr. v., Grundlegung d. krit. Philos. 1. Thl. Prolegomena z. e. anthropol. Philos. a. u. d. T.: Prolegomena zu ein. anthropol. Philos. Leipz. Barth. 1879(78). (XL, 386 S. gr. 8.) 6.— [rec. Lit. Ctralbl. 1879. 13.]
— — Gedanken üb. d. Teleologie in d. Natur. Ein Beitr. z. Philos. d. Naturwissenschftn. Berl. Grieben. (VIII, 48 S. gr. 8.) 1.50. [rec. Lit. Ctralbl. 1878. 32.]
— — Das „Ding an sich" als kritisch. Grenzbegriff. Ein Beitrag z. krit. Erktnißtheorie. [Ztschr. f. Phil. u. phil. Krit. N. F. 72. Bd. S. 65—80.]

Balfour, Arth. Jam., Transcendentalism. [Mind. No. XII. Oct. 1878. S. 480—505.]
(Barzellotti, G.,) La critica della conoscenza e la metafisica dopo il Kant. [La Filosofia delle scuole italiane. Vol. XVII. Disp. 3. Vol. XVIII. Disp. 1.]
Belliger, Dr. Adolf, das Problem der Causalität. Ein philosoph. Versuch. Lpz. Fernau. (VIII, 157 S. gr. 8.) 3.60.
Borschke, Dr. Andr., John Locke im Lichte der Kantischen Philosophie. Wien 1877. Progr. d. k. k. Obergymn. zu den Schotten. (38 S. 8.) [vgl. Ztschr. f. d. österr. Gymn. 29. Jahrg. S. 549—50.]
Capesius, Dr. J., s. unter **Herbart!**
Collyns Simon. The principles of human knowledge: being Berkeley's celebrated treatise of the nature of material substance (and its relation to the absolute), with a brief introduction to the doctrine and full explanations of the text; followed by an Appendix with remarks on **Kant** and Hume. By Collyns Simon, LL. D. London. Tegg. (220 S. gr. 8.) 3 sh. [cf. Mind. No. XIII. Jan. 1879. p. 137—38.]
Delitzsch, Franz, e. Schiller-Reliquie. (e. Expl. d. **Kant'sch.** „Krit. d. Urtheilskr." m. Bemerkgn. v. Schillers Hand.) [Augsb. Allg. Ztg. vom 4. Oct. 1878. No. 277 (Beil.)]
Delius, Johs. Frdr., Darstellg. u. Prüfg. d. Hauptgedanken v. Frdr. Heinr. Jacobi. I.-D. Halle. (40 S. 8.)
Dieterich, Dr. Konr., Kant u. Rousseau. Tübing. Laupp. (XIII, 200 S. gr. 8.) 4.— [rec. Lit. Ctralbl. 1878. 39. — Nolen in Revue critique. 1879. 12.]
Erdmann, Benno. Kant's Kriticismus in d. erst. u. in d. zweit. Aufl. d. Krit. d. rein. Vft. Eine hist. Untsuchg. Leipz. Voss. (XI, 247 S. gr. 8.) 7.20. [Selbstanz. in Vierteljschr. f. wiss. Philos. III, 121. 122. — Fr. Paulsen ebd. S. 79—82. — Pünjer in: Theol. Literaturztg. 1879. No. 2. — Lit. Ctralbl. 1878. 48.]
Flint, R., Kant. [Revista europea. Juni 1878.]
Gérard, A., les tendances critiques en Allemagne. Helmholtz et Du Bois-Reymond. [Revue philosophique de la France etc. III. année. Janv. 1878. p. 64—78.]
Giessler, Ricard., Ethica Spinozae doctrina cum Kantiana comparatur. Diss. inaug. Halis Sax. (34 S. 8.)
Goebel, Dr. Carl, üb. Raum u. Zeit. Gütersloh. Bertelsmann. (50 S. gr. 8.) —80. [rec. Lit. Centralbl. 1878. 47.]
Gottschick, Oberl. Johs., Kant's Beweis f. d. Dasein Gottes. Torgau. [Progr. d. Gymn.] (32 S. 4.) [rec. von Kaftan in: Theol. Litztg. 1879. Nr. 4.]
Grapengiesser, Prof. Dr. C., Aufgabe und Charakter der Vernunftkritik. Zur Widerlegung d. Schrift v. Dr. Fritz Frhr. v. Wangenheim „Vertheidigung Kant's geg. Fries." Mit e. „offenen Zuschrift." Jena. Fommann. (VIII, 118 S. gr. 8.) 2.40.
Kirchmann, J. H. v., Erläuterungen zu Kant's vermischt. Schriften u. Briefwechsel. Leipz. Koschny. (VIII, 87 S. 8.) [Philos. Biblioth. Hft. 259. 260.] à —50.
Krause, Albr., Kant u. Helmholtz üb. d. Ursprung u. die Bedeutung d. Raumanschauung u. der geom. Axiome. Lahr. Schauenburg. (VI, 94 S. gr. 8.) 3. — [cf. Lit. Ctralbl. 1879. No. 2. — K. Lasswitz in: Jen. Litztg. 1879. 8. — M. Noether in: Ztschr. f. Mathem. u. Phys. XXIV. Jahrg. 1. Hft. S. 34—37. — A. C. in: Im neu. Reich. 1879. No. 7.]
Lasswitz, Dr. Kurd, Atomistik u. Kriticismus. Ein Beitrag z. erkenntnisstheor. Grundlegg. d. Physik. Braunschw. Vieweg u. Sohn. (VIII, 111 S. gr. 8.) 3.20.
Lehmann, Rud., Kant's Lehre vom Ding an sich. Ein Beitr. z. Kantphilologie. Götting. I.-D. Berl. Heymann. (50 S. gr. 8.) 1.— [cf. Lit. Ctralbl. 1878. 37.]
Loewe, O., üb. d. Werth d. Kantisch. kategor. Imperativs f. d. Begründg. d. Ethik. Stettin. (Progr. d. Marienstifts-Gymn.) (31 S. gr. 4.)
Lorm, Hieron., der Humor in Kant. [Literaturblatt . . . hrsg. v. Ant. Edlinger. 2. Jahrg. Hft. 3. S. 65—70.]
Mahaffy, Kant and his fortunes in England. [The Princeton. July 1878.]
Mamiani, Terencio, della psicologia di Kant. [Estratto della filosofia delle scuole italiane.] Roma. [rec. Nuova Antologia di scienze etc. A. XIII. 2. ser. Vol. IX, 389—91.]
Merz, J. R., la filosofia de Kant. [Revista contemporanea. Juni 1878.]
Nathan, Jul., Kants logische Ansichten u. Leistungen. I.-D. Jena. (Neuenhahn.) (134 S. gr. 8.) baar 2.70.

Reide, P. S., die Kantsche Lehre vom Schematismus der reinen Verstandsbegriffe. J.-D. Halle. (36 S. gr. 8.)

Neudecker, Dr. G., Studien z. Gesch. d. deutsch. Aesthetik seit Kant. Würzbg. Stahel. (V, 136 S. gr. 8.) 4.—

Nolen, D., les nouvelles philosophies en Allemagne. Hartmann, Dühring et Lange. [Revue philosoph. 3. année. No. 7. p. 39—62.]

Palm, Joh., Vergleichende Darstellg. v. Kants u. Schillers Bestimmgn. üb. das Wesen des Schönen. I.-D. Jena. (Nenenhahn.) (31 S. gr. 8.) baar —60.

Pfaff, Dr. Fr., d. Entwicklg. d. Planetensyst. nach Kant u. Laplace. [Der Beweis des Glaubens. 14. Bd. S. 7—22. 65—72. 350—361.]

Rachel, Geo. W., die Marsmonde und die Kant-Laplacesche Hypothese. [Gaea. 14. Jahrg. Hft. 11. 12.]

Reichenbach, A., Immanuel Kant. [Die Neue Welt. Jahrg. III. No. 30. 31. (mit Portr.)]

Renouvier, la question de la certitude. VI. Le criticisme Kantien. [La Critique philos. VII. année. No. 24. p. 369—383.]

Rethwisch, Ernst, üb. d. Quantität der Urtheile. I.-D. Jena. (Neuenhahn.) (23 S. gr. 8.) baar —75.

Ritter, Chrstn., Kant u. Hume. I.-D. Halle. (55 S. 8.)

Schaarschmidt, C., Vom rechten u. vom falschen Kriticismus. [Philos. Monatshefte. XIV, 1—12.]

Schellwien, Rob., zur Genesis und Kritik d. Erkenntnißlehre. [Ztschr. f. Phil. u. phil. Kritik. 72. Bd. S. 80—102.]

Scheuten, A., Aphoristische Gedanken üb. Raum u. Zeit. [Philos. Monatshefte. XIV, 489—491.]

Schnedermann, Oberl. Franz, Ist die Ethik Schillers e. andere nach als vor dem Kantstudium des Dichters? J.-D. Leipz. (34 S. gr. 8.) Im Handel u. d. T.: Ueb. d. beid. Hauptperioden in Schillers Ethik mit Rücks. auf d. Vhltniß d. Dichters zu Kant. Leipz. Hinrichs'sche Buchh. —60.

Seydel, Prof. Dr. Rud., üb. d. Frage nach d. Erktniß der Dinge an sich. [Ztschr. f. Phil. u. phil. Kritik. 73. Bd. S. 101—148.]

Stumpf, Prof. Dr. Carl, Aus der vierten Dimension (geg. Zöllner). [Philos. Monatshfte. XIV, 13—30.]

Thiele. G., rec. Nolen, Dés., la critique de Kant et la métaphysique de Leibniz. [Ztschr. f. Phil. u. phil. Kritik. 72. Bd. S. 168—176.]

Ueberhorst, Dr. Carl, Kant's Lehre von dem Verhältnisse der Kategorien zu der Erfahrung. Gotting. Deuerlich. (VI, 56 S. gr. 8.) 1.60. [Selbstanz.: Viertljschr. f. wiss. Phil. II. 369. — J. Witte in: Philos. Monatshfte. XIV, 545—548. cf. Ueberhorst, zur Abwehr (geg. Witte's Rec.) in: Philos. Monatshfte. XIV, 626—627. Replik v. Witte. S. 627—629.]

Vogt, Carl, Darstellg. u. Beurtheilg. d. Kant'schen u. Hegel'schen Christologie. [Wissenschftl. Beil. z. d. Progr. d. Kgl. Gymn. zu Marburg.] Marburg. (19 S. 4.)

Weissenborn, H., üb. d. neuer. Ansichten vom Raum u. v. d. geometr. Axiomen. 1—3. Artikel. [Vierteljahrsschr. f. wiss. Philos. II. Jahrg. S. 222—239, 314—334, 449—467.]

Windelband, Dr. Wilh., die Gesch. der neuer. Philos. in ihr. Zusmhange mit d. allg. Cultur u. d. besond. Wissenschftn. I. Bd. Von der Renaissance bis Kant. Leipz. Breitkopf & Härtel. (VIII, 580 S. gr. 8.) 10.—

Witte, J. H., Kant u. die Frauen. [Nord u. Süd. VII. Bd. S. 101—119.]

— — Die Lehre vom subjectiv. Antheile d. Geistes an allem Erkennen u. der Apriorismus. [Philos. Monatshfte. XIV, 470—489.]

Zöllner, Frdr., Wissenschftl. Abhandlgn. 1. Bd. Mit d. Bildnissen von Newton, Kant u. Faraday nebst 4 Taf. Lpz. Staackmann. (2 Bl., 783 S. gr. 8.) 13.50. 2. Bd., 2 Theile. Mit 4 Bildniss. u. 14 Taf. (VIII, VI, 1192 S.) 24.—

Periodische Literatur 1877/79.

Hansische Geschichtsblätter. Hrsg. v. Verein f. Hansische Gesch. (V.) **Jahrg. 1875.** Leipzig. Verl. v. Duncker & Humblot. 1876. (266 u. XXXIV S. gr. 8.) 6.80.

Hamburgs Stellg. in d. Hanse. Von Dr. Karl **Koppmann.** S. 3—20. Zur Gesch. d. dtsch. Hanse in Engld. Von Dr. Konst. **Höhlbaum.** 21—30. Zur Frage nach d. Einführg. d. Sundzolls. Von Dr. Dietr. **Schäfer.** 31—43. Zur Gesch. d. Archive d. Hansisch. Comtore in Antwerp. u. London. Von Dr. Leonh. **Ennen.** 45—52. Reinhard als französ. Gesandter in Hamburg u. die Neutralitätsbestrebungen d. Hansestädte in d. Jahren 1795—97. Von Dr. Adolf **Wohlwill.** 53—121. Kleinere Mittheilungen: 1. Aus d. Mirakeln d. h. Thomas v. Canterbury. Von Prof. Reinh. **Pauli.** 125—126. 2. Zur Belagerg. Flensburgs im J. 1431. Von Dr. Karl **Koppmann.** 127—129. 3. Das Haus der Oesterlinge zu Houk. Von **Dems.** 130. 4. Eine Scene aus d. 30j. Kriege. Von C. **Wehrmann.** 131—132. — Recensionen. 133—266. — Nachrichten v. Hansisch. Geschichtsverein. V. Stück.

(VI.) **Jahrg. 1876.** Ebd. 1878. (VI, 276 u. LX S.) 7.20. Vorwort. — Der hans. Syndikus Heinr. Sudermann aus Köln. Von Dr. Leonh. **Ennen.** 1—58. Die Lübeckische Chronik des Hans Reckemann. Von Prof. Dr. Dietr. **Schäfer.** 59—93. Ueb. d. Alter niederdeutscher Rechtsaufzeichngn. Von Prof. **Frensdorff.** 95—143. Die Opposition Groningens geg. d. Politik Maximil. I. in Westfriesland. Von Prof. Heinr. **Ulmann.** 145—162. — Kleinere Mittheilungen: 1. Aus e. Schrift Dietrichs von Nieheim. Von Dr. Jul. **Harttung.** 165—66. 2. Geographische Miscellen. Von Prof. Dietr. **Schäfer.** 167—73. 3. Geland. Von Dr. K. **Koppmann.** 174—76. 4. Neue Druckfragmente des Chronicon Slavicum. Von stud. Aug. **Wetzel.** 177—82. — Recensionen. 183—276. — Nachrichten. VI. Stück. — Inhaltsverz. (zu Hft. 4—6 = Bd. II.) v. Karl **Koppmann.**

(VII.) **Jahrg. 1877.** Ebd. 1879. (147 u. XXXI S.) Die Kirchen St. Nicolai u. St. Marien zu Stralsund. Von Bürgermstr. O. **Francke.** 3—34 (m. 4 Taf.) Der Seeräuber Klaus Störtebeker in Gesch. u. Sage. Von Dr. Karl **Koppmann.** 35—58. Der Handel d. Deutsch. Ordens in Preussen zur Zeit seiner Blüthe. Von Archivsekretair Dr. Carl **Sattler.** 59—85. Die Spiele d. Deutsch. in Bergen. Von Dr. Jul. **Harttung.** 87—111. Nachtrag zur Gesch. d. Stadtvfassg. v. Cöln im Mittelalt. Von Prof. Carl **Hegel.** 113—122. — Kleinere Mittheilungen: 1. Zu d. Vhdlgn. d. Hanse mit Engld. 1404—1407. Von Prof. Reinh. **Pauli.** 125—28. 2. Notizen üb. Osterlinge u. Stahlhöfe. Von **dems.** 129—32. 3. „Stahlhof". Von Dr. Konst. **Höhlbaum.** 133—35. 4. Veritin Ritsagen. Von **dems.** 136. 5. Zwei weitere Rechngsbücher d. Grossschäffer v. Marienburg. Von Carl **Sattler.** 137—39. 6. Herluf Lauritssön's Ber. üb. d. Spiele d. Deutsch. zu Bergen. Mitgeth. v. K. **Koppmann.** 140—43. 7. Spottlied auf Heinr. von Ahlfeld, Bürgermeister zu Goslar. Mitgeth. v. Prof. Goswin **v. d. Ropp.** 144—47. — Nachrichten. VII. Stück.

Dr. G. Haag, d. Völker um d. Ostsee vor 800—1000 J. [Balt. Studien. 26. Jahrg. S. 277—313.]

Virchow üb. s. „archäol. Reise nach Livland" Mitte Aug. 1877. (m. Taf. XVIII. XIX.) [Ztschr. f. Ethnol. 9. Jahrg. Vhdlgn. d. Berl. Ges. f. Anthrop. ꝛc. Sitzg. v. 20. Oct. 1877. S. 365—435.]

Dr. Anger (Elbing), Mitthlg. üb. alte Heerdstell. bei Dambitzen (aus d. Stzgsber. d. Elbing. Althsges. in Elb. Ztg. v. 7. Nov. 1877 u. Elb. Post v. 8. Nov.) [Ebd. Sitzg. v. 17. Nov. S. 442—43.] Ders., Gräbfunde bei Elbing (Brief an Virchow). [Ebd. Sitzg. v. 15. Dec. S. 476—77.] Ders. ber. in e. Schreib. v. 23. März 1878 üb. Ausgrabungen in d. Gegend v. Elbing. (m. 2 Holzschn.) [Ebd. Sitzg. v. 13. April 1878. X. Jahrg. S. 198—201.] Ders. ber. 18. April üb. weitere Ausgrabgn. am Drausensee u. auf d. Neustädt. Felde bei Elbing. [Ebd. Sitzg. v. 18. Mai. S. 254—56 m. Holzschn.] Ders. übersend. 4 Blätt. m. Photogr. Elbinger Gräberfunde u. ber. briefl. 2. Jan. 1879 üb. d. Resultate sr. fortges. Untsuchungen üb. die **Lage des alten Truso.** [Ebd. Sitzg. v. 11. Jan. 1879. XI. Jahrg. S. 15—16.]

Treichel, üb. Funde v. Strugga und Alt-Paleschken (Kreis Berent in Westpreuss.) [Ebd. Sitzg. v. 19. Oct. 1878. X, 316—318.] Voss, üb. e. Urne v. Elsenau (Kr. Schlochau). [Ebd. 330—333 m. Taf. XX.]

Voss, **Gesichtsurnen** aus Posen (kürzl. v. d. kgl. Mus. in Berl. erworb.) [Ebd. Sitzg. v. 17. Nov. 1877. IX, 451—56 m. Taf. 20 Fig. 7—8.] Ueb. Gesichtsurnen. [D. Ausland. 51. Jahrg. No. 25. S. 481—84.]

Auszug aus d. Ber. d. Vorstds. d. Prussia in Kbg. „**Burgwälle** d. Bartener Landes u. **Pfahlbauten** d. Arys-Sees.“ [Ebd. Sitzg. v. 20. Oct. 1877. IX, 363.]

Nachr. v. d. Blosslegg. d. Keller e. alt. Ritterburg auf d. Wiese d. Mühlenbesitzers Steckel auf Reinwasser bei **Schöneck**. [Altpr. Z. 1878. 169. N. Westpr. Mitthlgn. 114.]

Dir. Dr. **Jensen** (Allenberg) ber. üb. brachycephale **Schädel** von Allenberg bei Wehlau. [Ztschr. f. Ethn. Vhdlgn. Sitzg. v. 15. Dec. 1877. IX. Jahrg. S. 477.] Dr. **Lissauer**, Crania Prussica. 2. Serie. Ein weiterer Beitr. zur Ethnol. d. preuss. Ostseeprovinzen. [Ebd. X. Jahrg. Hft. 2. S. 107—134.] Virchow u. Graf Sievers, Livl. u. kurl. Schädel. [Ebd. Vhdlgn. X. Jahrg. S. 141—154.]

M. **Perlbach** rec. Codex diplom. maj. Polon. Tom. I. [Jen. Litztg. 1878. No. 14.] Lot. Weber, Preuss. vor 500 J. [Ebd. 15.] Acten d. Ständetage Preuss. Bd. I. [Ebd. 32.] — G. Waitz, üb. d. Hrsgabe u. Bearbeitg. v. Regesten (betr. auch Perlbachs Preuss. Regest.) [Sybel's hist. Ztschr. N. F. IV. Bd. S. 280—95.] X. Liske, Literaturber. üb. Schrift. z. poln. Gesch. (aus d. J. 1873—78.) [Ebd. V. Bd. S. 368—381.]

W. Nehring, üb. d. Namen für Polen u. Lechen. [Archiv f. slav. Philol. III. Bd. S. 463—479.]

J. Caro, die histor. Elemente in Shakspeares „Sturm“ u. „Wintermärchen“ (die Erlebnisse des Graf. Heinr. v. Derby (nachm. Kg. Heinr. IV. v. Engld.) u. des Thom. Percy auf ihr. **Preussenfahrten** 1390—92 gaben Anregung z. d. beid. Mährch.-Dramen. Vmuthl. gab es im 16. Jahrh. noch e. epische Chronik od. Ballade od. and. poet. Darstellung. d. Preussenfahrten, zu welcher Annahme Shaksp.'s u. Greene's Anklänge an diese Ereignisse ein. Anhaltspunkt geben.) [Englische Studien hrsg. v. Kölbing. II. Bd. 1. Hft. S. 141—185.]

Dr. H. v. Zwiednick-Südenhorst, üb. d. Vsuch e. Translat. d. **dtsch. Ordens** an der ungar. Grenze. [Archiv f. österr. Gesch. 56. Bd. S. 403—445.] Karl Rübel, d. dtsche Ordenscommende Brakel. [Beitr. z. Gesch. Dortmunds u. d. Grafsch. Mark. II. u. III. S. 81—139.]

R. Pauli, d. Beziehgn. d. **Hansa** z. Kirche. [Preuss. Jahrb. 41. Bd. S. 268—282.] F. Frensdorff, d. Entstehg. d. Hanse. [Nord u. Süd. IV. Bd. S. 328—345.] Dr. C. **Sattler**, d. Ordensland Preussen u. d. Hanse bis z. J. 1370. [Preuss. Jahrbb. 41. Bd. S. 327—349.] **Ders.** d. Handel d. dtsch. Ordens in Preuss. z. Zt. sr. Blüthe. [Hansische Geschichtsblätt. VII. Jahrg. S. 59—85; wieder abgedr. Altpr. Mtsschr. XVI, 242—269.]

Fr. **Hipler**, Marienlob, aus altpr. Hdschftn. [Aus e. Hdschr. d. Kgl. Bibl. z. Kgsbg. Cod. Regiom. 1599. (saec. XIV.) fol. 35. 156. 163.) [Pastoralbl. f. d. Diöcese Ermld. 1877. No. 3.] Te deum laudamus van vnser leuen frouwen. (Aus Cod. Reg. 1599. fol. 161.) [Ebd. No. 7.] Ein Gebet an Christus (deutsch). (Aus Cod. Reg. 179. (saec. XIII) fol. 292ᵃ.) [Ebd. No. 8.] Das Adoro te u. Veni s. Spiritus in mittelhochdtsch. Uebstzg. I. In d. heil. Leichnams Tage. (Aus Cod. Reg. 8916. saec. XV. fol. 145ᵇ). II. Dy prosa von deme heiligen geiste. (Aus Cod. Reg. 8916. fol. 143ᵇ) [Ebd. No. 8.]

Notiz üb. Dr. Strebitzki's Vortr. üb. d. **preuss. Handwerk** im Mittlalt. geh. i. Bldgsverein zu Neustadt in Westpr. 6. Apr. 1878. [Danz. Ztg. 10901.]

X. Liske, d. Wiener Congress v. 1515 u. d. Politik Maximil. I. gegenüb. **Preussen u. Polen.** [Forschgn. z. dtsch. Gesch. 18. Bd. S. 445—467. vgl. Bd. VII.]

Der beyden **Marienburg'schen Werder** Sumptual-Verlöbniss-, Hochzeit-, Tauf-, Begräbniss- u. Kleider-Ordnung. Publicirt d. 11. Nov. 1725 (entnomm. dem Deich-Archive). [Werder-Ztg. 1879. 16—18. Danz. Ztg. 11617. 19.]

Von d. alt. **Salzburgern.** (d. Salzburg. Wirth Fellehner in Kögsten b. Stallupöhnen besitzt noch verschied. seit 150 J. in d. Familie forterbde, bei d. Einwandg. aus d. alt. Heimath mitgebrachte Ggstde.) [Pr.-Lit. Ztg. 1879. 93.]

Polen v. 100 J. (Aus Forsters Brief. a. Sömmering.) [Thorn. Ztg. 1879. 64 (Beil.)]

Eine Reise v. Kgsbg. nach Berlin vor 80 J. (Nach „Studienreisen e. jung. Staatswirths in Dtschld. am Schlusse des vorig. Jahrh.“ Beiträge u. Nachträge z. d. Papier. d. Minist. u. Burggraf. v. Marienbg. Theod. v. Schön. Von einem Ostpreuss. Lpz. 1879.) [Kgb. Hartg. Ztg. 1879. 67. 68. 72.]

N—s. Aus der Prov. Preussen. Karl Rosenkranz. [Im neu. Reich. 1878. 9.] Die Weichselregulirg. [11.] Ausführg. der Theilg. Neue Wirthschftspolitik. Literatur. [19.] Pferdemarkt. Provinzialsynode. [25.] Die conservative Prov. [36.]

Heimathl. Wanderungen. 1. Nach d. Pliker Bergen. [Kgb. Hartg. Ztg. 1878. 198.] 2. Ober-Eisseln. [203.] Horn, das Thal d. Walsch b. Mehlsack. Eine Reiseskizze. [Insterbg. Ztg. 1878. 67.]

Die **geol.** Durchforschg. Ost- u. Westpr. i. J. 1877. (Nach Jentzsch in d. Altpreuss. Mtsschr.) [Ld.- u. forstw. Ztg. 1878. 30 (Beil.)]

Bericht des Dr. A. Jentzsch üb. die **Moore** d. Prov. Preuss. 1878, ihre Ausdehng., Beschffh. u. Vwdgsfähigk. z. techn. u. Kulturzwecken. [1. Anhang z. d. Protokoll d. 5. Stzg. d. Central-Moor-Kommiss. S. 31—47. — Referat darüb. s. Neue Jahrbüch. f. Mineral. ꝛc. 1878. S. 659—60.] Beschreibg. v. Mooren d. Reg.-Bezirke Kgb. u. Gumbinn. (Bericht d. kgl. Reg. in Kgb. üb. die Moor-Verhtnsse im Kr. Labiau. — Moore der Kr. Memel u. Heydekrug.) [2. Anlage z. d. Protok. d. 6. Stzg. der Central-Moor-Komm. S. 57—98 mit Tab., Plän. u. Kart.] Const. Grewingk, üb. d. Bohrl. v. Purmallen. [Stzgsber. d. Naturf. Ges. zu Dorpat. 4. Bd. 3. Hft.] Braunkohle in unsr. Prov. (Notiz.) [Ostpr. Ztg. 1878. 233 (Beil.)]

E. Stamm, d. **Bernstein.** Gesch. d. Bernsteins. [Gäa. 14. Jahrg. 12. Hft. 15. Jahrg. 2. Hft.] C. F. Unger, d. Eridanus in Venetien. [Stzgsber. d. philos., philol. u. hist. Cl. d. k. b. Akad. d. Wiss. zu Münch. 1878. II. Bd. S. 261—304.] H. R. Göppert, ü. quantit. Vhltnsse d. Bernst. [Neue Jahrbb. f. Mineral. ꝛc. 1878. S. 501—507.] A. Kohn, d. Verbreitgsgebiet des Bernst. [Die Natur. 1878. 26.]

Dr. Jul. Wilbrand, Entwicklgsgesch. u. Organisation d. preuss. **Landwirthschaftsschulen.** Mit Rücks. auf d. bevorstehde Errichtg. e. Landwschftsschule f. d. Prov. Ostpr. in d. Sdt. Heiligenbeil. [Kbg. Land- u. forstw. Ztg. 1879. No. 12. (vgl. No. 20.) Kbg. Hartg. Ztg. 69. 70.] das Wes. u. d. Bedeutg. d. Ldwschftsschulen. [Ld.- u. forstw. Z. 1879. 20.] Kreiss, aphorist. Betrachtgn. üb. d. Lage d. ldwsch. Gewerb. in uns. Prov. Vortr. [Ebd. 1879. 1—3. Ostpr. Ztg. Beil. zu 39. 40.] D. Einfluss d. Getreidepreise auf d. Entwcklg. unsr. Ldwirthsch. Referat von v. St. Paul-Maraunen. [Ld.- u. forstw. Z. 1879. 10.] Obforstm. Müller, üb. d. Anwendbark. d. Gestz. v. 6. Juli 1875, betr. **Schutzwaldgn.** u. Waldgenossenschftn. auf d. Prov. Preuss. Vortr. [Ebd. 1878. 36.] Stoeckel, die Elbinger **Molkerei**-Ausstellg. 2. März 1878. [Georgine 1878. No. 3 & 4.] Veredlg. d. **Schafzucht** in Preuss. [Danz. Z. 1878. 10992. 96. 11000].

S. D. volkswirthsch. Bedeutg. d. **Bienenzucht** (betr. auch die Bienenzucht im Ordenslande Preussen). [Ermländ. Ztg. 1878. 39—41.]

A. **Boldt**-Elbing, üb. d. Lage d. Fischereiberechtigten im frisch. Haff, spec. derer d. westpr. Antheils. [Altpr. Z. 1878. 90.]

Fischerei-Verein d. Prov. Ost- u. Westpr. Statut. [Ld.- u. forstw. Ztg. 1878. Nr. 10.] Ordtl. Generalvsmlg. in Osterode 22. Juli 1878. Tagesordng. [Ebd. Nr. 28.] Protokoll. (Vorstz. Oberforstm. Müller erstatt. Bericht üb. d. Thätigkeit vom 1. Juli 1877/78. Mitgl.-Zahl 1877: 173; es trat. hinzu 294, so dass jetzt 467 Mtgl. (436 ord. u. 31 aussord.) An Untstzg. erh. d. V. v. ldwsch. Minist. 1000 M., v. ostpr. Prov.-Ldtge. 1000 M., v. d. Stdt. Kgsbg. u. 8 Kreis. je 50 M., v. 4 Kreis. resp. zweimal 30, einm. 25 u. einm. 10 M. — Einn. incl. Kassenbestd. aus d. Vorj.: 3916 M., Ausg.: 2968 M., Bestd.: 948 M. Im Etat p. Juli 1878/79 wd. an Einn. aufgef. 4898 M., an Ausg. im Ordin. 4920 M., im Extraordin. 7000 M., (für neue Brutanstalten), welche noch beschafft wd. müss. — Nach längerer Diskuss. wd. beschloss.: 1) e. Brutanstalt f. Westpr. in Marienw. od. Dt.-Eylau z. gründ. 2) die in Sternfelde erricht. Brutanst. für 500,0000 Eier zu vgröss. 3) in Kgsbg. e. grosse Brutanst. z. bau. für 1—2 Mill. Eier. — Besprochen wurde auch d. Proj. d. Gummbinn. Reg. bei Skirwieth e. Lachslaichgewinnungsanstalt u. bei Heidekrug e. Brutanst. z. erricht., deren Betrieb dem Fischerei-Verein übtrag. wd. soll. — Das für d. Extraordinarium fehlende Geld ist dch. Privatzeichngn. unt. d. Mitgl. aufzubring., ev. vom ldw. Minist. z. erbitt. — Wahl e. Commission z. Revision d. Fischerei-Vordngn., namtl. der Minimalmaasse u. der Schonztn. f. d. einzl. Fische. [Ebd. 33.] Nach d. Tagesordnung ferner: Prof. **Kupffer** üb. d. Aufgaben e. Fischerei-Inspectors in Ost- u. Westpreussen. — Rittgtsbes. **Eben**-Bauditten, üb. Anlage v. Teichen z. Karpfhaltg.

m. Rücks. auf d. Ldwsch. [Ebd. 34]. Dr. G. **Seidlitz** üb. Fischproduktion v. volkswirthsch. Stdpkt. aus, u. üb. Einrichtung v. Brutanstalten. [Ebd. 31. 32.] Die Einführg. v. Aalbrut (montée) aus d. Normandie nach Ostpreuss. [Ebd. 9. vgl. No. 30.] Ueb. erricht. u. projektirte Fischbrutanstalten und im vorig. Winter erzielte Salmonidenbrut. [Ebd. 27.] Ueb. die v. d. kgl. Regierg. zu Gummbinnen projektirte Fischbrutanstalt bei Skirwieth. [Ebd. 37.] Fischerei-Verein. Gen.-Vsmlg. 19. Dec. 1878. Jahresber. v. Dr. **Seidlitz**. Die aus Oliva bezogene Madü-Maränen-Brut (5000) für den Ponarien-See bestimmt u. zur Grosszucht in den Teich zu Bauditten gesetzt, ist verschwund., d. Versuch soll 1879 erneut werden. Ein 2ter Fehlschlag war, dass im Oct. unbefrucht. Lachslaich der Anstalt zu Skirwieth übgeb. u. in d. Flüssch. gesetzt wurde, d. Experiment soll Sept. 1879 wiederholt wd. Für die Kgsbg. Brutanstalt ist die Badeanstalt d. Stadtrath Werner auf e. Jahr gemieth. u. f. d. Wint. eingericht. In Marienwerd. u. in Sternfelde bei Sensbg. sd. je 1 Brutanstalt eingericht. dem Verein sd. für diese Anstalten zugesagt 450000 Lachs- und 100,000 Madü-Maränen-Eier. In Alt Rinderort bei Labiau sd. 500,000 Schnäpel-Eier künstl. befrucht. u. in e. provisor. Brutanstalt eingesetzt. — Seit Juli 1878 sind 232 neue Mitgl. beigetret., 16 ausgeschieden; d. Verein zählt 633 ord. u. 50 aussord. Mitgl. Kassenbestd. 2300 M., d. Verein wird üb. 6600 M. z. vfüg. hab. An Ausg. sd. in Aussicht für d. Einrichtg. v. Brutanstlt. 3000 M., für Unterhaltg. ders. 1000 M., so dass 2600 M. für neue Unternehmung. übr. bleib. Pläne: es soll d. fiscal. Lansker See gepacht. wd., um ihn rationell f. d. Fischerei z. bewirthsch. Im Jablonker Forstrevier soll. 3 kleine Seen bewirthsch. wd. Von Hüningen vschrieb. Aale, Seeforell. u. Blaufellchen soll. vertheilt wd. D. Osterod. Verein hat an d. Abgeordn.-Haus e. Dkschr. weg. Anstellg. e. Fischerei-Inspectors f. Ost- u. Westpr. eingesdt. — Wegen einer Unterstützg. v. 3000 M. hat sich d. Prov.-Verein an d. ldwsch. Minist. gewdt. Der Verein wird sich bei d. internat. Ausstellg. d. allgem. dtsch. Fischereivereins in Berl. betheil. — Die nächste Generalvslg. in Danzig. — Auf Antrag d. Prof. Kupffer wd. z. Anstellg. e. technisch. Dirigenten für nächstes Jahr 1500 M. ausgeworf. — Dr. **Seidlitz** Vortrag üb. d. Ostsee-Schnäpel. — Rittergtsbes. **Eben** Vortr. üb. den Karpfen. [Ostpr. Ztg. 1878. No. 304. (Beil.]

Das preussisch. Stromgebiet d. **Weichsel**. [Archiv f. Post u. Telegr. 1878. No. 3.] R. Hupfer, ein Fremdling unt. Dtschlds. Ström. (d. Weichsel) m. Bildern v. d. Weichselübschwemmg. bei Thorn nach d. Nat. gezeichn. von Rob. Assmus. [Gartenlaube. 1879. 16.] Die Weichselübschwemmg. b. Thorn. [Illustr. Ztg. No. 1864.] —t— Zur Weichs.-Nog.-Regulirg. [Danz. Z. 1878. 10991.] Desgl. Denkschr. d. Vsteheramts d. Kaufmsch. z. Danz. [Ebd. 11019.] Desgl. Eine Stimme aus d. Inundations-Gebiet. [11215.] Desgl. Entggng. auf d. Dkschr. d. Baurath Licht. [11219. 11225.] ▢ Die Regulirg. d. Weichsel- u. Nogat-Mündgn. [11307. 9. 11. 13.] „Zur Abwehr“ (Beleuchtg. d. vorig. Artikels v. entggestzt. Seite.) [11331.] —t— Zur Weichs.-Nog.-Regulirg. [11383.] Noch e. Wort z. Regulirg. d. Weichselmündgn, als Entggng. auf d. Einwendgn. d. Stdte Kgsbg. u. Danz. geg. d. v. Reg.- u. Baur. Alsen u. Baumstr. Fahl angestellte Regulirgsproject. [Ebd. 1879. 11488 (Beil.)] ▢ Zur Weichs.-Nog.-Regul. (geg. den vorig. Artik.) [11509.] Desgl. [11513.] Die Weichsel- u. Nogat-Mündgn. [Ostpr. Z. 1878. 129 (Beil.)] Geh. Reg.- u. Bau-Rath a. D. Oppermann, die Weichsel od. d. Pillauer Hafen. [Ebd. 1879. 91.]

15. Genossenschftstag f. Ost- u. Westpr. (15.—17. Juni 1878 i. Marienburg.) [Danz. Z. 1878. 11006. 7. 8. 11.]

Die Vhdlgn. d. volkswirthsch. Section d. Centralvereins am 29. Nov. 1878 in Danzig. [Westpr. ldwsch. Mitthlgn. 1878. No. 50.]

Die Thätigkeit d. ost- u. westpr. Provinzialsynodalvorstandes v. 1875—77. [Ev. Gemeindebl. 1878. No. 21—23.] Die Beurthlg. d. ost- u. westpr. Provinzialsynode. [Ebd. 30. 31.]

Die 7. Generalvsmlg. d. Vereins v. Lehrern höh. Untrchtsanstalt. d. Provinzen Ost- u. Westpr. 15. u. 16. Apr. 1879 zu Thorn. [Danz. Ztg. 11545.]

K. Das **Provinzialtheilungsfest** in Danzig. [Danz. Ztg. 1878. 10904.] Sollen Ostpr. u. Westpr. besond. Kirchenprovinz. wd.? [Ev. Gmdbl. 1878. 12. 13.] Zur Thlg. v. Ost- u. Westpr. [Ebd. 34.]

Das **Wappen** d. Prov. **Ostpreussen**. [Kbg. Hartg. Ztg. 1879. 118 (M.)] Aus vergilbt. Papier. „Instrukt. f. d. Land-Schullehr. nebst vmischt. Fragen üb. verschied. Ggstde. z. Vbessrg. d. Untrichts- u. Erziehgs-Anstalt. in allen **Landschulen** v. Ostpr. u. Litth. Kgsbg. 1791.“ [Der Volksschulfreund. 1878. 15. 17.] Die Reise d. Central-**Moor**-Commission in Ostpr. [Danz. Ztg. 1878. 11148. Elbing. Post. 229. 230 (nach d. Köln. Ztg.)] Die Moore d. Kr. Labiau. [Ld.- u. forstw. Ztg. 1878. 26. 27.] Das **Vagabondenthum** u. d. Zustände d. arbeit. Class. in Ostpr. (v. e. ostpr. Vwaltgsbeamt.) [Der Arbeiterfreund. XVI. Jahrg. S. 283—88.]

Aus d. früher. **Rechtsleben** in **Westpr.** (Vortr. d. Kreisger.-R. Dr. **Meisner** im kaufm. Verein zu Thorn 18. Febr. 1879. [Thorn. Ostd. Ztg. 1879. 46. 47.] J. Zum 1. April 1878. (polit. Betrachtg. üb. d. Selbständigk. Westpr., zugl. mit Rücks. a. d. Danz. Ztg. [Danz. Ztg. v. 1. Apr. 1878. 10884.] Die allg. Zollpflichtigk. u. d. westpr. **Ldwsch**. (v. e. Ldwirth.) [Ebd. 1879. 11465. (Abdr. e. bei A. W. Kafemann gedr. Brosch. gl. Tit.)] H. Westpr.'s Ldwsch. im J. 1878. [Westpr. ldwsch. Mitthlgn. II. Jahrg. No. 4.] Der **Tabakbau** in Westpr. [Westpr. Z. 1879. 56.] Emil Hilbert-Maciejewo, Aphorism. üb. d. Stand der **Bienenzucht** in d. Prov. Westpr. [Westpr. ldwsch. Mtithlgn. II., No. 15. 16.]

Westpr. **Architekten- u. Ingenieur-Verein**. 13. Hptvsmlg. u. dam. verbd. Schinkelfeier in Danz. 13. März 1878. Besichtig. d. Artushof., Rathhaus., d. Claassen'sch. Schneidemühle u. d. Pumpstation d. Canalisation. — D. neu gebild. „Architekt.- u. Ingenieur-Verein zu Elbing“ wird als Localverein in d. Verband d. westpr. Veins aufgen. — Stdtbaum. **Kunath** Vortr. üb. d. Canalisation Braunschweigs. — Baum. **Rauch** aus Marienbg. Festvortrag üb. Andreas Schlüter. [Danz. Z. 1878. 10861.] 14. Hptvslg. 11. Juni 1878 in Elbing. Besichtigg. einig. Bauwerke (Marien- u. Nicolaikirche, höh. Töchterschule ꝛc.) u. Fabrik. (Schichau-sche Locomotivfabr., mechan. Weberei v. Angerer). Landesbauinspect. **Wendt** (Danz.) Vortr. üb. Secundärbahnen. — Geschäftl. u. Vwaltgsangeleght. [Ebd. 11000.] 15. Hptvslg. u. Stiftgsfest in Dirschau 27. Dec. 1878. Der gegenw. 158 Mitgl. zählde Verein, w. aus 4 Localverein. in Danz., Dirschau, Marienbg. u. Elbing u. 38 einzl. stehd. Mitgl. in d. übr. Städt. d. Prov. sich zssetzt, hält jährl. 3 sogen. „Hptvslgn.“ ab. Besichtigg. der im Entsteh. begriff. Zuckerfabrik. — Vereinsstzg. — Bauinspect. **Hacker** (Marienw.) Vortr. üb. d. Ursach. v. Dampfkessel-Explosionen. — In Betr. d. Publication. d. Vereins wird vorgeschlag., d. Protokolle sowol des Hptvereins als auch seiner Localvereine, u. aussd. techn. Originalbeiträge u. Vortr. d. Mitgl. in Form e. regelm. Monatsschrift z. veröffentl. [Ebd. 1878. 11338.] 16. Hauptvslg. u. Schinkelfest am 13. März 1879 in Danz. Es wird beschloss. d. Hrsgabe e. techn. Mtsschr. dch d. Verein v. 1. Apr. 1879 ab, zu deren Red. Landesbaumstr. Wendt (Danzig) erw. wd.; d. Vein erkl., dass er bereit sei, ein Inventar. d. **Baudenkmäler Westpr.** z. bearbeit., wenn ihm hierb. d. Untstzg. d. Provinzialvwltg. z. Theil werde. — Festvortr. v. Betriebdir. **Breidsprecher** (Danz.) üb. d. Anwendg. v. Farb. an dem Aeuss. d. Bauwerke. — In **Marienwerder** ht sich 28. Jan. d. J. d. 5. Localverein gebild. unt. d. Nam.: „Verein f. Bau- u. Ingenieurkunde.“ [Ebd. 1879. 14466.]

Westpr. **botanisch-zoolog. Verein**. 1. Vsmlg. 10.—12. Juni 1878 in Danzig. [Danz. Z. 1878. 10994. 10999.] 2. Vsmlg. 3. u. 4. Juni 1879 in Marienwerd. (Prof. Dr. Künzer, Vortrag üb. d. Einfluss d. Waldes auf d. Zug der Gewitter mit Bez. auf d. Lage v. Marienwerd.) [Ostbahn 1879. 127.]

Kosten d. Kulturkampfes im **Ermlande**. [Ermländ. Z. 1878. 67. 68.] Pastoraltheol. Handbüch. f. d. **ermländ.** Klerus vor 500 J. [Pastoralbl. f. d. Diöcese Ermld. 1877. No. 6.] Series episcopor. Warmiensium. [Ebd. 1877. 5.] Das Testam. d. Bischofs Franziskus Kuhschmalz v. 4. Nov. 1456. (Aus d. einz. Abschrift J. N. A. Katenbringks in Miscellanea Varmiensia tom. II. im B. A. L. H. 19. pag. 716—721. [Ebd. 1877, 11.] Das Testament des Bischofs Nicolaus v. Tüngen v. 29. Jan. 1489. (Aus e. Abschr. in d. Foliant. D. 106 d. bischöfl. Archivs z. Frauenburg, e. Hdschr. d. 18. Jahrh.) [Ebd. 1877. 10.] Andreas Bathory, Bischof v. Ermld. u. d. heil. Karl Borromäus. [Ebd. 1877. 9.] Fdr. Leop. Graf v. Stolberg u. seine Freunde im Ermland. [Ebd. 1877. 7.]

H. Weber, **Lituanica**. II. (das Wort geßtas) [Beiträge z. Kde. d. indogerman. Sprachen hrsg. v. Bezzenberger. Bd. II. S. 340—41.] Dr. A. Brückner, z. Lehre v. d. sprachl. Neubildgn. im Litauischen. [Arch. f. slav. Philol. III. Bd. S. 233—311.]

Zum Eisenbahnbau in **Littau**. u. Masuren. [Pr. Lit. Ztg. 1878. 296.] D. littau. Deputat. in Berlin am 22. Dec. 1878. [Kbg. Hartg. Z. 1878. 305 (A.) Ostpr. Z. 1879. 1. (B.)] Schlangenbeschwörer in Littau. (aus Popelken). [Ostpr. Z. 1878. 176. (B.)]

Lettische Sprachreste auf d. kurisch. Nehrg. (betr. d. Abhdlg. des Oberl. Voelkel in Tils. im Progr. d. dort. Realsch. pro 1879.) [(Nach d. Tilsit. Ztg.) Pr.-Litt. Ztg. 1879. 85. Ostpr. Z. 88.] [Die Natur. 1879. No. 20.]

A. Kwiatkowski-Gilgenbg., zur Gesch. d. Sprachenkampfes in d. poln.-dtsch Schulen unsr. Prov. [Der Volksschulfreund 1878. 24.]

P. Das neue Gymnas. in **Allenstein**, e. Beitr. z. Gesch. d. „Kulturkampfes“ in Ermld.]Ermländ. Ztg. 1877. 102. 103. 105.]

Kirchweihe zu Gr. **Arnsdorf** bei Saalfeld Ostpr. 13. Oct. 1878.)]Ev. Gmdbl. 48.]

M. Grämer, **Beynuhnen**, e. Wallfahrtsort f. d. gebild. Publikum, ehemals u. jetzt. [Danz. Z. 1878. 11071. 73.]

Gesch. d. bischöfl.-ermländ. Priesterseminars z. **Braunsberg**. [Pastoralbl. f. d. Diöc. Ermld. 1877. No. 1. 4. 10.]

Notiz üb. d. vor 500 J. erbaute Rathhaus d. Stdt. **Danzig**. [Danz. Z. v. 13. Oct. 1878. 11209.] Das (seit 1379) Uhrwerk zu St. Marien (1470) (Gedicht.) [Westpr. Z. 1878. 226.] R. S(chück), d. Erbauer d. Hohen Thors (Hans Schneider v. Lindau) [Danz. Z. 1878. 11091.] Danziger Trinkgeschirre in limburgisch. Steingut aus dem 16. Jahrh. [Ebd. 1878. 10791. cf. Altpr. Mtsschr. XV, 170—173.] Ein Schreiben d. Danz. Magistr. v. 24. Oct. 1813. (an Prinz Alex) v. Würtenberg, comm. Gen. en Chef d. russ.-kaiserl. Trupp. u. des Belagergscorps vor Danzig ꝛc.) [Danz. Z. 1878. 11242.] Karoline Bauer in Danz. (ihr Gastspiel im J. 1834 zus. m. Ferd. Heckscher. [Ebd. 10885.] Das J. 1878 f. d. Gesch. v. Danz. v. Wichtigk. (Rückblick.) [Ebd. 31. Dec. 1878. 11340.] L. die Volksschul. in Danz. im J. 1861 u. 1878. [Ebd. 11279. 81.] Das Museum Kupferschmidt. [Ebd. 1879. 11363. 65.] Danz. Gewerbewes. u. Kunstpflege. [Westpr. Z. 1878. 296.] A. S. die Sterblichbktsvhltnsse. Danz. im J. 1877. [Deutsche Viertljschr. f. öff. Gesdhtspflege. X. Bd. S. 364—72.] Liévin, d. Sterblktsvhlt. Danz. im J. 1878. [Danz. Z. 1879. 11454 (Beil.)] Ders. gewalts. Todesfälle in den J. 1863—77. [Ebd. 1878. 10864 (Beil.)] D. Zoll.-Dkschrft. d. Danz. Kaufmsch. [Ebd. 19. Febr. 1879. 11423. 25.] D. Danz. Hdl. u. d. billig. schles. Kohl. [Ebd. 11479.] Die Lage unsr. Rhederei. [Ebd. 11545.] Die Rieselfelder bei Heubude. [Westpr. Z. 1878. 167. Ostbahn 167.] **Danziger Architekten- und Ingenieur-Verein** Vsmlg. 7. Dec. 1878. Bauinspect. Bobrick Vortr. üb. vschied. eigthüml. Bauten aus sm. Baubezirk. Dr. Fröling bericht. üb. e. interess. Fund, der hier gelegtl. d. Ausgrabens e. Kellers in d. Petersiliengasse No. 11 etwa 10 Fuss tief unt. d. jetz. Bodenfläche entdeckt wde. ders. besteht aus mehr., an ihr. Stirnseite ornamentirt. Ziegeln der Renaissance-Zeit u. liefert d. Beweis f. d. Vändergn. des Mottlauufers in d. letzt. 3 Jahrh. Ders. zeigt dann einige fliegende Blätt. des Kölner Kpfstech. A. Hogenberg vor, auf e. der. Bilder aus d. J. 1578 befind. sich bei Gelegh. d. Darstellg. von d. Eroberg. Antwerpens durch die Spanier e. Abbildg. des dort. Georgs- (Joris-) Thores, nach dess. Muster 10 J. spät. uns. prächt. Hohes Thor aufgeführt worden. Hieran schloss d. Vortrgde. Bemerkgn. üb. d. kunsthist. Bedeutg. u. Wichtigk. d. Initialen in uns. alt. Pergamenthdschriften u. d. Druckschrft. des 15. und 16. Jahrh. Speciell für Danzig dürften unter d. vorgelegt. Holzschn.-Initial. die des Bchdr. Thomas Anselmus aus Hagenau e. vorwiegde. Bedeutg. vdien., einmal wl d. Mehrzahl derselb. d. Hptzierde. des Danz. missale secundum notulam ordinis teutonici (2. Aufl. 1519) bild., sodann wl. v. d. Urheber derselb. mit höchst. Wahrschlk. e. auf Holz gemalt. Bild. d. Trinitatiskirche stammt, w. viel Vwdtes m. d. Arbeit. v. H. Boldung Grün zeigt. Von dem Monogramm der Initialen „*Cs*“ ist es nicht entschied., ob es d. Zeichner od. d. Formschneider bezeichn. [Danz. Z. 11313.] Vsmlg. 14. Dec. Bobrick zeigt e. Photogr. d. Kirche bei Kolbergermünde. Dr. Fröling zeigt u. beschreibt die in d. Petersiliengasse gefund. 12 Thon-Ziegel, die weg. ihr. Seltenheit und eigenthüml. Ornamentik jedenfalls einen Platz in e. künftig. Danz. Gewerbe-Mus. vdien. — Bädeker üb. den in den letzten Woch. erfolgt. Abbruch der Poterne am Hoh. Thor, wobei e. interessant. Stück alt. Danz. Baukunst z.

Vorschein gekom. [Ebd. 11325.] Generalvsmlg. 21. Dec. D. Vorsitzde Ehrhardt spricht üb. d. Gründg. e. Gewerbe-Mus. f. d. Prov. Westpr. im Anschluss an den hier zu bildenden Central-Gewerbe-Verein. [Ebd. 11337.] **Naturf. Ges.** Sitzg. 30. Jan. 1878. Stadtrath **Helm** Mitth. üb. Bernstein: Näheres üb. e. dem Bernst. ähnl. fossiles Harz „Gedanit" genannt, üb. w. in d. Vhdlgn. der Gesellsch.-Schrift. ausführlicher bericht. wd. soll; Gesch. d. Bernst.-Hdls. — Prof. **Bail** üb. Bacterien. — Dr. **Freymuth** zeigt u. erläut. e. Schafmissgeburt. Ebd. 10851.] Stzg. 16. Mai. Postrath **Seiler** Vortr. üb. die Multiplex-Telegraphie. Ebd. 10968.] 6. Nov. Prof. **Bail** Vortr. üb. d. Leben der höheren Pilze. **Ders.** üb. versch. v. sm früh. Schül. Dr. Conwentz eingesdte Arbeiten. Hauptlehr. **Brischke** ber. üb. d. Resultate sein. fortges. Beobachtgn. üb. d. Pezomachen. **Ders.** üb. vschied. Fliegenmad. [Ebd. 11271.] 20. Nov. Vorleg. v. Geschenk. ꝛc. Astronom **Kayser** Vortr. üb. Ztballbeobachtgn. [Ebd. 11295.] 5. Dec. Oberl. **Momber** Vortr. üb. inducirte Ströme, insbes. üb. d. Instrumente, m. der. Hülfe ihre Intensität gemess. wd. kann. [Ebd. 11327.] Jahresber. am 136. Stiftgstage 2. Jan. 1879 durch Dir. Prof. **Bail** erstatt. 260 einh. u. 116 ausw. ord. Mitgl. — D. Erhebg. Westpr. z. eig. Prov. ist auch f. d. Cultus d. Wissensch. v. hoh. Bedeutg. Als erste Frucht ist d. Begründg. d. westpr. botan.-zoolog. Vereins zu begrüss., der ber. 117 Mitgl. zählt. In 12 ord. Sitzg. wd. Vortr. geh. aus d. Astronomie von Astron. Kayser, aus d. Physik v. Oberl. Momber, Postrath Seiler u. Dr. Schneller; a. d. Chemie v. Dr. Kiesow u. Sdtr. Helm; aus d. Mineralogie v. Sdtr. Helm; a. d. Botanik v. Prof. Bail; a. d. Zoologie v. Kreisphysik. Dr. Freymuth, Prof. Bail, Rittgtsbes. v. Treichel u. Hptlehr. Brischke; aus d. Anthropol. v. Dr. Lissauer u. Prof. Bail; aus d. Medicin v. Dr. Lissauer. — D. Ges. steht m. 194 publicird. Instit. i. lit. Tauschvkehr. — Wie d. wisschftl., sd. auch d. pecuniär. Mittel d. Ges. erfreul. geförd. word., bes. dch d. v. d. Prov.-Ldtg. d. Prov. Westpr. bewill. jährl. Subvention von 2000 M. — Eine Zierde d. Sammlgn. d. Ges. bild. d. v. Brischke im Auftr. des botan.-zoolg. Vereins hergest. Präparate d. forst-gart.- u. fldwirthschftl. Freunde u. Feinde aus d. westpr. Insektenwelt. — Zahlr. Geschenke sind zu vzeichn. — Die geschäftl. Angeleght. wd. in 16 aussordtl. Vsmlg., so wie in vschied. Vorstands- u. Commisionssitzg. erled. — D. Humboldtstipend. wd. d. Studios. Lakowitz zuerkannt. — 7. Dec. fand d. feierl. Wiedbeistzg. d. Gebeine des Dr. Nathanael Matthäus v. Wolff auf d. Bischofsberge an d. v. ihm bestimmt. Stelle, wo einst s. Sternwarte gestd., statt. [11405.] Sitzg. 15. Jan. Dr. **Schepky** Vortr. üb. den inactiv. u. activ. Sauerstoff. [11413.] 30. Apr. Sdtr. **Helm** theilt mit, dass die v. ihm unt. d. Nam. „**Gedanit**" bezeich. Bernsteinqualität, der. abweichde chem. u. physikal. Eigenschft. ders. i. d. Schrift. d. Ges. ausführl. beschr., nun auch hinsichtl. ihr. botan. Abstammg erforscht wde. Die in d. fossil. Harze eingeschl. Holz- u. Rindentheilch. ergab. nach ihr. mikroskop. Prüfg. durch Prof. Göppert in Breslau, dass dieselb. von ein. unserer heute noch lebd. Pinus strobus ähnl. Species herzuleit. sd, w. ders. vor ca. 12 J. unt. d. Nam. Pinus stroboides beschr. Sdtr. Helm Vortrag üb. d. Rieselanlagen. — Vorleg. v. Geschenken. [11561.] Sch. Die Sammlgn. d. Naturforsch. Gesellsch. z. Danz. [Ebd. 1878. 11260.] O. M. Die **philharmon. Gesellsch.** in Danz. [Ebd. 11195.] Bezirks-Verein d. Ges. **f. Rettung Schiffbrüchiger** z. Danz. Vsmlg. 25. Apr. 1878. Jahres-Rchng. pr. 1877/78. Einn.: 4469,67 M. Ausg.: 3683 M. D. Vorsitzde Cons. Brinckmann theilt unt. and. mit: in d. Elbing. Local-Verein hat Comm.-R. Grunau d. Vorsitz übnomm. D. Stationsbetrieb war i. letzt. Jahr eine sehr geordn. D. Bootsstation Pasewark ist nunmehr vollstdg. eingericht. u. es sd alle neueren Station. m. Böt. nach d. Modell der an d. hies. Küste gebräuchl. Fischerböte, die dch geeign. Vorrichtg. zu Rettungsböt. umgewand. wd., ausgestatt. [Ebd. 10926.] Vsmlg. 8. Mai 1879. An Stelle des verstorb. Bezirksinsp. Capit. Nöhlssen ist Capit. Borschke gewählt. Die nicht unerhebl. Kosten d. Unthltg. unsr. 10 Rettungsstation. v. Leba bis Neukrug hb. aus d. Mitteln uns. Bez.-V. bestritten werd. könn. Uns. benachb. Küste ist von verheerd. Stürmen vschont geblieb., kein Menschenleb. dch Schiffbr. vlor. geg. Einn.: 5050,21 M. Ausg.: 3115,41 M. [Ebd. 11554 (Beil.)]

Ldw. **Wiedwald**, d. **Elbing**. Territorial-Streit. Vortr. geh. i. kaufm. Vein 17. Dec. 1878. [Altpr. Ztg. 300. 301 (Beil.)] Die Pest. Rückblicke auf Elbings Vggh. [Ebd. 1879. 23.] Dir. Dr. **Brunnemann**, d. St. Georgen-Brüderschaft in Elb. Vortr. in d. Vsmlg. d. Bildgsveins 24. Febr. 1879. [Ebd. 52.] Eine Reminiscenz a. bess. Zt. (Rob. Peel's Antworschr. v. 6. Aug. 1846 an d. Stadt Elb. auf ihre Adresse in Betreff d. Aufhebg. d. landesvderbl. Kornzölle. [Danz. Ztg. 1879. 11521.] **Giede**, uns. Wasserleitg. [Altpr. Z. 1878. 231 (Beil.)] A. B. Voagelsang. (bei Elbing) (Ged. in plattdtsch. Elbing. Mundart.) [Elbing. Post. 1878. 111 (B.)] Elb. Redensart. Von e. Albing. [Westpr. Z. 1878. 184.]

Otto Reinsdorf, Bilder aus Altpr. II. Die Stadt d. Copernicus (**Frauenburg**) [Altpr. Z. 1878. 158. 162. 164. 168. 170. 173. 175. 181—183.]

Von d. **Freudenthaler** Fischbrutanstalt. (Bericht d. Oberförst. Liebenciner, Forsthaus Oliva.) [Danz. Z. 1878. 10892. cf. Ld.-u. forstw. Z. 16.]

Die Festung **Graudenz**. [Archiv f. Artill.- u. Ingen.-Offic. Bd. 81. Hft. 3.]

D. ldwsch. Winterschule zu **Gumbinnen**. [Bürg.- u. Bauernfreund 1878. 23.]

D. Ldwschftsschule in **Heiligenbeil**. [Ostpr. Z. 1879. 86 (B.)]

Insterburg u. die Baugewerk-Schule. [Bürg.- u. Bauernfr. 1878. 23. 24. 26.]

Otto Reinsdorf, Bilder a. Altpr. I. Eine Perle d. Ostseestrandes. (**Kahlberg**.) [Altpr. Z. 1878. 145. 146. 148. 149.]

Ueb. d. Untergrund v. **Königsberg** (nach e. Bohrung auf d. Weidendamm ausgef. v. Seit. d. kgl. Fortification durch Bohrmeist. Quäck.) [Ostpr. Ztg. 1878. 284.] Z. Gesch. d. Kgsbg. Fleischerinng. [Kgb. Allg. Z. 1879. 56 (B.)] Uebsicht d. Geburts- u. Sterblktsvhltnisse d. Stdt. K. im J. 1877. (mittlere Einwohnerzahl 124885) [Veröfftlchgn d. ks. dtsch. Gesdhtsamtes. 1878. 46.] Notiz üb. d. Haberberger Kirche (bei Gelegh. d. Reparatur d. Kugel auf d. Haberberg. Kirchthurm). [Kbg. Hartg. Ztg. 1878. 161 (B.)] D. Kgsbg. Gewerbemuseum. [Gewerbe-Bl. d. Prov. Ost- u. Westpr. 1879. 3. 4.] H. **Klein**, Chronik d. Kbg. Volksschulen, währd. ihres 50jähr. Bestehens v. 1828—1878. [Lehrerztg. f. d. Prov. Preuss. 9. Jahrg. No. 2—16.] Vortr. d. Dr. **Krosta** üb. d. städt. Schuletat. [Communalbl. 1878. 72.] **Physik.-ökonom. Ges.** 1. März 1878. Dr. Klien üb. Vfälschgsmittel. — O. Tischler, Vortr. üb. d. Culturzstd. Dänemarks in den erst. Jahrhh. n. Chr., wie er sich nach d. Ausgrabgn. darst. [Kbg. Hartg. Z. 77 (2. B.)] 5. Apr. Geschenke. — Dr. Franz üb. d. auf d. hies. Sternwarte im vor. Jahre gemacht. Beobachtungen d. Mars z. Bestimmung d. Parallaxe. — App.-Ger.-R. Passarge-Insterburg ber. üb. s. Reise nach Norweg. im Som. 1877. [Ebd. 98 (B.)] 3. Mai. Geschenke. — Dr. Krosta, Vortr. üb. d. klimat. Vhltnsse in Ost- u. Westpr. [129 (B.)] 7. Juni. Dr. Jentzsch legt d. Probedr. d. Sect. Friedland vor. — Oberl. Czwalina ber. als Beitr. z. Darwinsch. Theorie üb. A. Weismann's Arbeit d. Entstehg. der Zeichng. bei d. Schmetterlingsraupen. — Prof. Dr. Wagner ber. üb. d. 50j. Jubil. d. Berlin. Ges. f. Erdkde u. spr. üb. v. Richthofen's China. — Generalversammlg. [? ? ?] 4. Oct. Prof. Caspary üb. fasciirte Wurzeln. — Prof. Zaddach, Vortr. üb. d. Thiere v. Madagascar u. d. Mascarenen. — Dr. Anger (Elbing) legt Grabfunde vor v. Neustädt. Feld, Spittelhöfer Feld bei Elbing u. d. Stadt Elbing selbst. [252 (A.)] 1. Nov. Prof. Caspary, Mittheilg. üb. d. Ursache d. Kropfkrankheit der Kohlart. nach Woronins Arbeit darüb. — Ders. üb. d. Vorkomm. d. schwed. Hängefichte im Walde v. Gneisenau bei Trausen. — Dr. Franz üb. die Planeten zw. Sonne u. Mercur. — Dr. Jentzsch üb. geolog. Kart. auf d. Paris. Ausstellg. [286 (B.)] 6. Dec. Dr. Jentzsch üb. geol. Specialkart. Dtschlds. — Prof. Dr. Saalschütz, Vortr. üb. d. Grundzüge d. kinetisch. Theorie d. Gase. — Dr. Jentzsch legt Gescl. nke vor. [1879. 2 (B.)] 3. Jan. 1879. Prof. Caspary ber. üb. d. Erfolg sr. Bitte in d. ld.- u. forstw. Ztg. um Einsendg. v. Stück- od. Schmierbrand (Kullerbrand) im Sommerweizen. — Dr. Jentzsch üb. d. Projekt e. detailirten Höhenschichtenkarte Ost- u. Westpr. — O. Tischler üb. 2 grosse Gräberfelder zu Wackern bei Landsberg u. zu Eisselbitten bei Rudau im Samld. [32 (B.) 33 (B.)] 7. Febr. Prof. Kupffer üb. d. Gasträatheorie u. ihre Anwendg. auf d. Wirbelthiere. — Dr. Seidlitz, Vortr. üb. künstl. Fischzucht. — Prof. Benecke zeigt ein neues Planetarium. — Stud. Benecke zeigt e. Sammlg. stereometr. Modelle vor. [61 (2. B.)] 7. März. Prof. Dr. Berthold stellt akust.-optische

Vsuche mit d. Telephon an u. erläut. dies. — Prof. Wagner ford. z. Gründg. e. Zweigvereins d. afrikan. Gesellsch. auf. — Prof. Kupffer bericht. üb. d. dem im Nov. 1876 vstorb. Prof. v. Baer in Dorpat zu errichtde Denkmal. — Dr. Zencker führt s. Phonographen vor. — Prof. Benecke demonstr. e. neuen v. Ducrotay in Paris construirten Apparat z. Stud. d. Wellenbewegg. — Ders. zeigt künstl. anatom. Präparate des Zahntechnikers Claass. [79 (2. B.)] 4. Apr. Prof. Hirschfeld, Vortr. üb. d. Ausgrabgn. in Olympia. — Vorlegg. v. Geschenk. durch Dr. Jentzsch. [114 (B.)] 2. Mai. Prosect. Dr. Albrecht, Vortr. üb. d. Stammbaum d. Raubthiere. — Prof. Caspary üb. d. Frage: wonach ist z. entscheid., ob e. gegeb. organisch. Wesen Art od. Spielart ist? [122 (A.)] Zur Gesch. d. physik.-ökon. Ges. Rede d. Vorsitzd. Sanit.-R. Schiefferdecker bei Eröffnung d. neu. Prov.-Museums am 29. Mai 1879. [Ebd. Abd.-Ausg. zu 127. 128. 130. 131.] **Gesellsch. z. Rettg. Schiffbrüchiger.** 12. Jahresber. Die Mitgl.-Zahl stieg v. 897 auf 988, hpts. dch. Zutritt neu. Mitgl. in Kgsbg. u. Pillau. Die diesseit. Stationen htt. k. Gelght. Schiffbrüchig. Hülfe zu leist.; es kam. 5 Strandg. vor, bei w. die Fahrzeuge vlor. ging, d. Mannschft gerett. wd. ɛc. Einn.: 4122,16 M. Ausg.: 2193,93 M. [Ostpr. Ztg. 1878. 103.] Gen.-Vsmlg. 2. Mai 1879. 13. Jahresber. Mitgl. 26 wenig., als im Vorj. Einn.: 3980,40 M. Ausg.: 2887,59 M. D. schwere u. unlenks. Rettgsboot in Cranz ist durch ein neu. leicht. ersetzt. D. Vwltg. d. Station Rossitten seit 1. Febr. c. dem kgl. Fischmeist. Fiedler übertrag. Auch in dies. Jahre war keine Gelght., Schiffbrüchig. Hülfe zu leist.; 4 Strandgn., in 3 Fäll. ging. d. Fahrzeuge, in einem leider 4 Menschenleben vlor. [Ebd. 1879. 103.]

(Fortsetzung folgt.) ♁

Nachricht.

Petition der „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung" an den Kultusminister, die Wiederherstellung des Hochschlosses zu Marienburg betreffend,
d. d. Marienburg, den 11. Juni 1879.

„Euer Excellenz beehren sich die Unterzeichneten folgende Bitte ganz gehorsamst vorzutragen: Das Hochschloss zu Marienburg hat sechs Jahrhunderte überdauert. Dasselbe enthielt neben den eigentlichen Wohnräumen für die Ritter den Kapitelsaal und die Ordenskirche. Es ist fest und sicher gebaut, so dass drei unwissende und rauhe Jahrhunderte dasselbe nicht eigentlich zur Ruine haben machen können. Nun steht es da in Deutschlands Osten zur Erinnerung an diejenigen, welche das Panier deutscher Cultur und Sitte zuerst in diesem Lande hochhielten und zur Mahnung an das deutsche Volk, ein Denkmal seiner Grösse nicht untergehen zu lassen, sondern getreu deutscher Tradition, mit deutscher Ausdauer an die Wiederherstellung zu gehen. Zu dieser Wiederherstellung liegen bereits auf Anordnung Euer Excellenz die Gesammt-Entwürfe von Blanckenstein und die speciellen Entwürfe für die Ordenskirche vor. Unsere gehorsamste Bitte geht dahin, Eure Excellenz möchten hochgeneigtest zu Gunsten der Wiederherstellung des Hochschlosses auftreten und für die Beschaffung der Geldmittel gütigst mitwirken. Bei Gelegenheit des westpreussischen Säcularfestes im Jahre 1872 wurde von allerhöchstem Munde dem Vorsitzenden des Fest-Comités, dem Hrn. Oberbürgermeister v. Winter, allergnädigst in Aussicht gestellt, dass nach Vollendung des Domes zu Köln die dorthin fliessenden Gelder dem Ausbau des Marienburger Hochschlosses zugewendet werden sollten. Ew. Excellenz gestatten wohl gütigst, dass wir jetzt bei dem voraussichtlichen Abschluss des genannten Kirchenbaues im Westen Deutschlands mit der Bitte herantreten, jene Baugelder jetzt der Marienburg zukommen zu lassen, und den Betrag auf einen der nächsten Etats bringen zu wollen." [Danz. Ztg. v. 14. Juni 1879. No. 11611.]

Gedruckt in der Albert Rosbach'schen Buchdruckerei in Königsberg.

Das Tagebuch des Franzosen Charles Ogier.

(Caroli Ogerii Ephemerides sive iter Danicum, Suecicum, Polonicum. Lutetiae Parisiorum 1656.)

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des nördlichen Europas, speziell Danzigs im 17. Jahrhundert

von

Dr. Strebitzki-Neustadt i. Westpr.

Des Franzosen Charles Ogier Ephemeriden, sonst bekannt als eine wichtige Quelle für die Geschichte des Waffenstillstandes zu Stuhmsdorf im Jahre 1635 während des schwedisch-polnischen Krieges, haben aber eine weit wichtigere Bedeutung bezüglich ihrer kulturhistorischen Nachrichten, welche der Verfasser aus eigener Anschauung über die damaligen Zustände in Dänemark, Schweden und Polen bringt. Unter diesen Nachrichten erregen unser Interesse noch ganz besonders die Mittheilungen über Polnisch-Preussen, das heutige Westpreussen, speziell über Danzig.

Das Buch selbst „Caroli Ogerii Ephemerides, sive iter Danicvm, Svecicvm, Polonicvm. Cum esset in comitatu Illustriss. Clavdii Memmii Comitis Auauxii, ad Septentrionis Reges Extraordinarij Legati. Accedunt Nicolai Borbonii ad eumdem Legatum Epistolæ hactenus ineditæ. Lutetiæ Parisiorum, Apud Petrvm le Petit, Regis Typographum, via Iacobæa, sub signo Crucis aureæ. M. DC. LVI. Cvm Privilegio Regis.“ ist in seiner echten Ausgabe ausserordentlich selten. Das bestätigen Bücherkenner wie Voigt, Freytag, Janocki, Schlegel und Hollberg. Letzterer sagt, es sei wegen seiner Seltenheit so kostbar, dass es dem Golde gleich geschätzt werde. Diese Seltenheit ist aber durch einen Nachdruck vermindert worden, welcher im Anfang unseres

Jahrhunderts in Hamburg veranstaltet worden ist.[1] Ein unzweifelhaft echtes Exemplar besitzt die Danziger Stadtbibliothek (V. o. 89), dagegen scheint mir das von mir eingesehene Exemplar der Königsberger Stadtbibliothek (N 553) der Hamburger Nachdruck zu sein, denn das letztere entbehrt des Eindruckes eines so alten Buches und zeigt in seinem Drucke durchaus nicht die Eleganz le Petit'scher Drucke aus jener Zeit. Soviel mir bekannt, sind einige Theile des Werkes ins Deutsche übersetzt worden, das iter Danicum vom Justizrath Schlegel,[2] das iter Polonicum, soweit es sich auf Danzig bezieht von Löschin.[3] Sonst ist das Buch wenig benutzt worden, so dass es wohl gerechtfertigt erscheint, die darin gemeldeten culturhistorischen Nachrichten, namentlich diejenigen über unsere Gegenden zu einem Gesammtbilde zu vereinigen. Ich werde daher im Folgenden nach einer kurzen Biographie Ogiers und einer Besprechung seiner Ephemeriden im ersten Theile der folgenden Abhandlung einen Ueberblick über die Nachrichten seines iter Danicum und Suecicum geben, und im zweiten Theile die einzelnen Nachrichten des iter Polonicum zu einer Darstellung der damaligen Culturverhältnisse Danzigs und Westpreussens verbinden.

Charles Ogier[4] wurde im Jahre 1595 zu Paris geboren, wo sein Vater Prokurator des Gerichtshofes war. Nachdem er in Bourges auf einer gelehrten Schule sich die Kenntnisse für die akademischen Studien erworben hatte, begab er sich zuerst auf die Universität Paris und machte hier classische, rhetorische und philosophische Studien, indem er die ausgezeichnetsten Professoren seiner Zeit zu Lehrern hatte. Von Paris ging er nach Valence, erlangte hier schon nach einem Jahr die juristische Doctorwürde und versuchte sich darauf in Paris als Advokat. Aber Ogier war in dieser Beschäftigung nicht glücklich, besonders, weil es ihm an der nöthigen Beredsamkeit fehlte. Er bot sich daher dem

---

[1] Vgl. Beckmann, Litteratur der Reisen Thl. II. S. 669 ff.

[2] Im zweiten Band seiner Sammlungen zur dänischen Geschichte, Münzkenntniss, Oekonomie und Sprache. Kopenhagen 1774. Vgl. Friedrich Gotthilf Freitag in seinen „Nachrichten von seltenen und merkwürdigen Büchern." Bd. I. Gotha 1776. S. 134—137.

[3] Im zweiten Hefte seiner Beiträge zur Geschichte Danzigs. S. 18 ff.

[4] Vgl. den den Ephemeriden vorgesetzten Bericht des François Ogier S. 15 ff.

für Venedig bestimmten Gesandten Frankreichs Henri des Mesmes als Sekretair an. Trotzdem Ogier von diesem als ein für diese Stelle höchst passender Mann befunden wurde, gelangte er doch zu diesem Amte nicht, vielmehr trat er in eine ähnliche Stellung bei dem Bruder jenes Henri, bei Claude de Mesmes, der als ausserordentlicher Gesandter an die Königreiche des nördlichen Europas im Jahre 1634 abgesandt wurde. Auf diesen Gesandschaftsreisen verfasste Ogier sein oben genanntes Tagebuch; 1636 kehrte er mit seinem Gesandten nach Paris zurück, konnte aber wegen fortwährender Kränklichkeit Geschäfte nicht führen und starb 1654, 59 Jahre alt, 20 Jahre nach seiner Rückkehr von der Gesandtschaftsreise, einsam, krank und unter dürftigen Verhältnissen in einer Vorstadt von Paris. Da er dem Grafen d'Avaux das Versprechen gegeben hatte, sein Tagebuch erst 20 Jahre nach Beendigung jener Reise drucken zu lassen, so ereilte ihn der Tod gerade, als er im Begriffe war, dasselbe herauszugeben. Daher übernahm sein Bruder Franz Ogier, ein bedeutender französischer Redner, dessen actions publiques zu Paris bei le Petit 1656 in zwei Quartbänden herausgekommen sind, die Herausgabe jenes Tagebuches, welches, wie oben erwähnt, ebenfalls 1656 bei le Petit im Druck erschienen ist und zwar mit einem Privilegium des Königs, nach welchem Niemand dieses Buch innerhalb 15 Jahren nachdrucken durfte.[5]) Die Darstellung der Stuhmsdorfer Waffenstillstandsverhandlungen finden wir auf S. 267—413. Auf diese bezieht sich, was der Herausgeber Franz Ogier (S. 13 des Vorwortes) sagt: „Subsunt tamen arcana rerum haud temere vulganda ab interioris admissionis comite.“ Die andern Mittheilungen, allgemein culturhistorischen Interesses, hatte der Gesandte wohl keinen Grund so lange der Oeffentlichkeit zu entziehen.

I.

Die französische Gesandschaft des Jahres 1634 nach dem Norden Europas unter dem Grafen d'Avaux hatte einen dreifachen Zweck, einmal bei der Hochzeit des damaligen Kronprinzen von Dänemark Christian, die im Herbste des Jahres 1634 mit grossem Pomp in Kopenhagen

[5]) Vgl. Ephemeriden S. 15 des Vorworts: Pendant le temps et espace de quinze années consécutiues.“

gefeiert werden sollte, die Gratulationen des französischen Hofes zu überbringen, dann am schwedischen die Condolation über den Tod Gustav Adolph's abzustatten und der Königin Christine zu ihrem Regierungsantritte zu gratuliren, drittens, und das war der Hauptzweck, sollte zwischen Schweden und Polen, welche wegen der Nachfolge im Streite lagen und 1629 einen Waffenstillstand geschlossen hatten, ein längerer Friede vermittelt werden, damit, und deshalb war die Mission eine so wichtige, Schweden frei würde für den Krieg in Deutschland. Diese Zwecke bezeichneten die Reiserichtung. Am elften Juli 1634 brach der Graf d'Avaux, Ogier und ein zahlreiches Gefolge nach schmerzlicher Verabschiedung von Freunden und Verwandten, denen eine so weite Reise etwas ganz Ungewöhnliches war, und die kaum glaubten, je einen der Abreisenden wiederzusehen, zu Wagen von Paris nach dem Norden Frankreichs auf und gelangte über Abbeville und Monterole in die Nähe des den atlantischen Ocean mit der Nordsee verbindenden Canal la Manche. Von hier, wo unser Schriftsteller zum ersten Male die See erblickt, geht's dann, indem Boulogne links liegen bleibt, nach Calais, das man am Sonntag den 16. Juli erreicht. — Calais war damals nach Ogiers Schilderung eine durch eine starke Festung, in der 22 Compagnien Soldaten aus den verschiedensten Regimentern Frankreichs lagen, gut befestigte Stadt. Der Hafen wurde durch zwei Molen und ein auf einer derselben befindliches Castell geschützt. Mit blossem Auge kann man die weissen Gebirge Englands sehn, aber am anziehendsten ist für den äusserst kurzsichtigen Ogier das Getriebe am Hafen von Calais. Jene Schiffe dort bringen, wie er uns erzählt, aus Norwegen Latten und Dachschindeln, diese Weizen aus Danzig, jene wieder Kupfer aus Stockholm. Ihm imponirt namentlich das Schiffsvolk; das ist ein Menschengeschlecht, sagt er, das von dem gewöhnlichen ganz abweicht, wie die Erde vom Ocean, wie die Vierfüssler von den Fischen, ihre Hände, ihre Füsse, ihr Gesicht ist mit einer schwieligen Haut überzogen, die Gesichtsfarbe gebräunt, Bart und Haupthaar ist stark, dazu duften sie zum Ekel der feinen Franzosen durch und durch nach Tabak (olet continuo tabaci foetore atque suffitu), so dass Ogier keine Zuneigung zu ihnen fassen kann.

Die folgenden Tage, die der Gesandte mit seinem Gefolge in Calais verweilt, werden zur Ausrüstung für die Seereise verwandt, die von hier nach Kopenhagen angetreten werden soll. Das Gepäck wird auf das von den Holländern gestellte Reiseschiff gebracht, Schiffskleider angeschafft, das Abendmahl empfangen und ein günstiger Wind abgewartet. Da dieser aber nicht sofort eintrat, so hatte Ogier noch einige Tage Zeit, sich mit der Umgegend der Stadt Calais bekannt zu machen, er besuchte die Festung, die Pfarrkirche und den Pfarrer derselben und der bei dieser Gelegenheit erwähnte gelehrte Streit, ob Calais oder Boulogne der alte portus Itius des Caesar gewesen, zeigt besonders von der damals in Frankreich verbreiteten, guten classischen Bildung.

Am 26. Juli, also zehn Tage nach ihrer Ankunft in Calais trat endlich der ersehnte Wind ein, und die Einschiffung unserer Reisenden konnte beworkstelligt werden. Wie überhaupt Ogier den Gesandten Grafen d'Avaux als einen in jeder Beziehung vorzüglichen Mann darstellt, so kann er nun nicht genug Worte finden, die Ruhe desselben zu schildern, als er zum ersten Male dem aufgeregten Meere sich anvertraute. Auf einem Boote wurden sie bis an das auf der Rhede liegende grosse holländische Schiff gefahren, dann durch Seile, wie Ogier bemerkt (funambuli in morem), wie Seiltänzer, in die Höhe auf das andere Schiff gezogen. Sobald die Reise begann, trat bei den meisten des Gesandschaftspersonals Seekrankheit ein, und ergötzlich ist es, wie unser Reisender diese böse Krankheit mit all ihren Folgen in schreckenerregender Weise schildert. Das Gefolge bezieht einzelne der gemietheten Kajüten; Ogier und der Geistliche erhielten die Kajüte des Steuermanns angewiesen, werden aber sehr unangenehm berührt durch das übelriechende Frühstück desselben, das aus Butter, Stockfisch und Fischlacke besteht, dann aber auch durch den penetranten Tabaksgeruch. — Die Fahrt ging bei Grawelingen und Dünkirchen vorbei, und Ogier bewundert auf derselben vor allen Dingen die mächtigen Schiffe der Holländer, die nach der Angabe des Capitains so gerne einen Seekrieg führen, was ihm um so weniger verständlich ist, da er nicht begreifen kann, wie man neben der Macht des Meeres noch eine andere bekämpfen will. Am 28. Juli, zwei Tage nach ihrer Abreise von Calais, kamen sie bei der Rheinmündung und der Küste von Holland vorbei,

gelangten am zweiten August nach Jütland und bogen um das Vorgebirge Skagen. Hier im Kattegat war es Sitte, diejenigen, welche zum ersten Male diesen Meerestheil befahren, zu taufen. Die Reisegesellschaft des französischen Gesandten musste sich von dieser Sitte gegen Erlegung eines Reichsthalers (thaleri imperialis) loskaufen. — Am 4. August erreichten sie Helsingör, hatten also 8 Tage zu ihrer Reise von Calais gebraucht. — Unter einer Begrüssungssalve von 30 Kanonenschüssen, die von der dänischen Festung beantwortet wurden, verliess der Gesandte, nachdem er der Schiffsmannschaft 200 Reichsthaler geschenkt hatte, mit seinem Gefolge das Schiff und wurde auf einem Boote von sechs stattlichen, mit rothen Gewändern bekleideten Matrosen in den Hafen gefahren, während ein Trompeter an der Spitze des Bootes die Ankunft des Gesandten verkündete. Unter dem Zudrange einer grossen Menschenmenge gelangt der Gesandte in seine Wohnung. Die Stadt Helsingör, die Ogier noch an demselben Tage, am 5. August mustert, ist nach seiner Beschreibung klein, die Häuser von rothem Ziegelstein. Die Männer sind gross und stark, die Frauen hübsch und nett, mit blauen Augen, blondem Haar, hochgewachsen, aber männerscheu, wie Ogier sagt, den Nonnen in Frankreich ähnlich. Sie tragen meistens die Haare bedeckt durch eine Kopfbedeckung von Seide, aus gleichem Stoffe sind die Kleider der Vornehmeren. Wenn sie grüssen, machen sie weder eine Verbeugung noch einen sogenannten Knicks, sondern sie legen die Hand wie zum Kusse an den Mund.

Der Sund ist auf dänischer Seite durch die Festung Kronenburg, auf skandinavischer durch die Festung Elzenburg geschützt. Auch damals ist der Sundzoll eine gefürchtete Abgabe, und Ogier erzählt uns, dass viele Kaufleute deshalb die Elbe hinauf nach Hamburg fahren, um dann zu Lande ihre Waaren nach Lübeck zu schaffen. In dem Hause, das der Gesandschaft zur Wohnung angewiesen wird, musste diese mehrere Tage verweilen, nicht zur Freude Ogiers, der sich herb über die kurzen Betten in Dänemark beklagt, in denen man nur sitzend schlafen kann, und die so voller Federn sind, dass man darin nicht aushalten könne. Seinen längeren Aufenthalt in Helsingör sucht Ogier dazu zu benutzen, um die ihm als Katholik weniger geläufigen reli-

giösen Verhältnisse Dänemarks kennen zu lernen. Deshalb macht er in Helsingör, wie überhaupt in andern nordischen Städten gerne Besuche in den lutherischen Kirchen, obwohl sein Herr, der französische Gesandte, ihm sehr davon abräth, damit er nicht in eine Ketzerei verfalle. Doch Ogier hört nicht hierauf, da er sich, wie er sich ausdrückt, niemals von seinem Glauben werde abwendig machen lassen, und in der That zeigt er überall eine solche Wuth gegen jede freie Richtung in der christlichen Kirche, dass er die Reformation als eine „vesania lutherana" bezeichnet. So lässt denn auch am 6. August der Gesandte, da es in Dänemark keine katholischen Kirchen gab, wie noch oft später, in seiner Wohnung einen Altar errichten und die Messe dort celebriren. In Helsingör begrüssen der dänische Gesandte am französischen Hofe und der Gesandte der Holländer am dänischen Hofe unsern Gesandten. Die Tage bis zum 13. August sind der Besichtigung der Umgegend Helsingörs gewidmet. Aus den mancherlei Bemerkungen über die dortige Gegend hebe ich die für die damalige Zeit charakteristische Stelle über das Messerkämpfen hervor. Ogier ist Zeuge eines solchen Kampfes zwischen zwei Schiffern bei Helsingör, der eine erhält einen Stich in den Arm, der andere einen tödtlichen ins Auge. Gehet, sagt Ogier im Anschluss hieran, ihr Adligen Frankreichs und brüstet Euch nicht wegen Eurer Duelle, denn bei den Barbaren machen Euch Schiffer und Knechte diesen Ruhm streitig, da sie aus denselben Anlässen zur blanken Waffe greifen. In der Nähe von Helsingör befindet sich zur damaligen Zeit ein königlicher Garten, in dessen Gartenhause ein Bild des Königs Christian III. von Dänemark aufgestellt und eine Geschichte desselben ausgelegt ist.

Am 14. August endlich verliess die Gesandtschaft Helsingör, um sich auf dem Landwege durch Seeland nach Kopenhagen zu begeben. Beim Anfange ihrer Reise erblicken sie zu ihrer Rechten die jetzt zu Schweden gehörige Insel Hveen. Ogier macht bei dieser Gelegenheit namentlich die Mathematiker darauf aufmerksam, dass hier der berühmte Astronom Tycho de Brahe gelebt hat, bevor er nach Prag und darauf nach Neisse ging, hier hatte er eine Sternwarte Uranienburg, und Ogier weiss zu erzählen, dass er die 70jährige Schwester Tycho's de Brahe dort gesehen habe, die ebenfalls in der Mathematik ausserordentlich

beschlagen gewesen sei. — Als der Gesandte in die Nähe Kopenhagens gelangt, kommen ihm zur Begrüssung 300 Reiter, der königliche Wagen und zwei Männer des höchsten dänischen Adels Christoph und Cornfic Ulfeld, Leute von vorzüglicher Bildung (sie sprechen nach Ogier's Angabe sechs bis sieben Sprachen fertig) entgegen, der letztere war vom Könige für die Zeit der Anwesenheit des Gesandten in Kopenhagen zu dessen Hofmarschall ernannt. — Unter dem Andrange einer ungeheueren Menschenmenge zieht der Gesandte in Kopenhagen ein, der König, dessen Söhne, der Kanzler grüssen den Zug aus dem Fenster des Königlichen Schlosses, und hier wird auch in der obersten Etage dem Gesandten die Wohnung angewiesen. Zwölf Adlige, die der französischen Sprache mächtig waren, wurden zur besondern Bedienung des Gesandten bestimmt. Sein Aufenthalt in Kopenhagen währt drei Monate, vom 14. August bis zum 2. Novbr. 1634. Aus der Fülle der ca. hundert Seiten einnehmenden Notizen Ogiers über die dortigen Erlebnisse hebe ich nur die bedeutendsten und culturgeschichtlich wichtigsten hervor. Vor allem schenkt Ogier seinem Gesandten und denen der andern Staaten, die ebenfalls zu der Hochzeitsfeierlichkeit eintrafen, die grösste Aufmerksamkeit. Am 22. August hatte der französische Gesandte die erste Audienz beim Könige von Dänemark. Bei derselben fungiren die drei Reichskanzler, der Kanzler des Königs, der Reichskanzler und der Kanzler für Deutschland. Der Gesandte tritt unter dreimaliger Verbeugung in den Audienzsaal ein, diese entgegnet der König, geht dem Gesandten entgegen und reicht ihm die Hand, während dieser den König in der ihm beliebtesten fremden Sprache, der dänischen anredet. — Für den König anwortet der Kanzler für Deutschland, Rewenclaw; am Schlusse der Audienz wird das Gefolge des Gesandten zum Handkusse zugelassen. Einige Tage hierauf findet ein ähnlicher Empfang beim Kronprinzen statt, dem der Gesandte die Gratulationsbriefe seines Königs und seiner Königin überreicht.

Am 26. August kam der Gesandte Polens in Kopenhagen an. Es war Herr Nicolaus Korf, ein Litthauer, wie denn auch sein Gefolge grösstentheils aus Preussen und Litthauern bestand und in deutscher Tracht einherging. Der Gesandte selbst aber trug polnische Kleidung,

ein Gewand von violetter Seide mit Zobelfellen besetzt, einen sichelförmigen Säbel und Schuhe aus gelbem Leder, ihm folgen 2 Heiducken von martialischem Aussehn. Ogier kann sich nicht genug wundern über die eigenthümliche Art des Auftretens der Polen und ihre ceremoniellen Verbeugungen. Der Gesandte redet bei der Audienz den König deutsch an, in derselben Sprache entgegnet ihm im Namen des Königs Rewenclaw. Nun mehren sich die Gäste, es kommt der spanische Gesandte an, dann der schwedische. Vom schwedischen sagt Ogier, dass er nicht dieselbe Würde in seinem Auftreten hätte, wie der französische, denn er speise nach deutscher Sitte (more Germanico) mit entblösstem Haupte; der schwedische Gesandte wird wegen der Streitigkeiten in Folge des schwedisch-polnischen und des dreissigjährigen Krieges von den andern Gesandten mit Ausnahme des französischen gemieden, und er nimmt deshalb auch an den Hochzeitsfeierlichkeiten nicht Theil. Interessant ist der Rangstreit, der schon damals unter den Gesandten eintrat. Der polnische erklärt, er wolle nur dem französischen und dem des Kaisers, d. h. dem deutschen, nachstehn, in der Kapelle des Königs sitzt der deutsche Gesandte oben an, wie denn überhaupt der deutsche am Hofe zu Kopenhagen vor dem französischen den Vortritt hat. Ogier ärgert sich darüber und ist in Folge oft nicht gut auf die Deutschen zu sprechen, namentlich macht er ihnen das viele Trinken zum Vorwurfe. An einer andern Stelle bemerkt er es sehr übel, dass der französische Gesandte vom Herzoge von Oldenburg, der auch zu den Hochzeitsfeierlichkeiten erschienen war, ohne Verbeugung aufgenommen sei, er entschuldigt dies in satirischer Weise dadurch, dass der Herzog ja ein so untergeordneter Fürst sei, der, da schon seit langer Zeit keine französischen Gesandten an seinen Hof gekommen seien, sie nach ihrer Würde aufzunehmen verlernt hätte. Ein derartiges Gefühl der Ueberlegenheit wird von Ogier an manchen Stellen mit Selbstbewusstsein dokumentirt. Dem spanischen Gesandten gegenüber behauptet der französische mit solcher Energie das Vorrecht, vor ihm zu sitzen und bei den offiziellen Festlichkeiten vor ihm einherzugehn, dass jener Kopenhagen, ohne an den Hochzeitsfeierlichkeiten theilzunehmen, zu denen er doch eingetroffen war, verlässt. — Endlich

ist der ersehnte Tag der Ankunft der Braut da, am 10. Oktober 1634 hielt die Prinzessin Magdalena Sibylla, die Tochter des Herzogs von Sachsen ihren Einzug in Kopenhagen. Diesen schildert uns Ogier in folgender Weise. Den Zug eröffneten einige Schwadronen Cavallerie, dann kam der königliche Tross, die in rother Seide gekleideten Paukenschläger zu Pferde, dann 20—30 Trompeter ebenfalls in rothseidenen Gewändern mit silbernen Trompeten, eine Anzahl Pagen in Gewändern, die von Gold und Edelsteinen strotzten, hierauf folgten die schönsten königlichen Pferde mit den kostbarsten Decken und der Tross des Kronprinzen. Hieran schlossen sich Vertreter des gesammten Adels Dänemarks unter Führung von vier Hofmarschällen, der Tross des Herzogs von Holstein und des deutschen Gesandten, die Gesandten selbst nahmen am Zuge nicht Theil. Diesen folgten die Fürsten von Oldenburg, Sonderburg, der Bruder des Herzogs von Holstein und der zweite Sohn des Königs. Dann kam das sächsische Gefolge, eine Anzahl Reiter mit gestreckten Flinten, Vertreter des sächsischen Adels, zwei sächsische Prinzen, die Brüder der Braut und endlich der Triumphwagen, in dem die verlobte Prinzessin mit ihrer Mutter und Schwester sass, von sechs Pferden gezogen und von Schweizern umgeben. Den Schluss des Zuges bilden der Wagen der Prinzessin mit ihren Hofdamen und wieder eine Anzahl berittener Soldaten.

Nun beginnen die Festtage, an denen es sehr lustig hergeht. Ogier kann bei der Schilderung derselben nicht umhin, das gewaltige, wie er es nennt, von den Sachsen nun eingeführte Trinken besonders tadelnd zu bemerken und es als eine eigenthümliche, nicht schöne Eigenschaft der Deutschen zu geisseln. Deshalb spricht er auch seine Verwunderung darüber aus, dass an dem Festtage, an welchem das Volk bewirthet wurde für 100000 Thaler Wein ausgetrunken wurde. — Am Sonntag den 15. October fand die Hochzeit statt, zu der die Gesandten noch besondere Einladungen erhielten. Zur Feier dieses Tages wurden acht neue Ritter des Elephantenordens creiert, darunter der obengenannte Cornfic Ulfeld. Nachmittags fanden sich die Gäste im grossen Saale des Schlosses ein. Die Gesandten erschienen in folgender Reihenfolge, zuerst der deutsche, dann der französische und der polnische.

Der spanische und schwedische nahmen an der Feier nicht Theil, der erstere war, wie oben erwähnt, schon abgereist, der letztere nahm wegen seiner politischen Stellung zu den andern Gesandten, namentlich zum polnischen nicht Theil am Feste. In einem besonders dazu dekorirten Saale des Schlosses fand der Trauungsact statt. Der Bräutigam erschien in festlichem Gewande, die Krone auf dem Haupte, er trug ein mit Diamanten besetztes Schwert an der Seite, goldene ebenfalls mit Edelsteinen besetzte Sporen, ein Halsband von kostbaren Perlen, selbst die Halskrause war mit Perlen besetzt. Den Saal betrat zuerst der König, dann der Kronprinz, dann der Bruder des Königs Friedrich, die drei Gesandten in oben angegebener Reihenfolge, hierauf erst die übrigen Fürsten und Adligen. Der nun folgenden Braut gingen 24 Fackelträger voran, deren Fackeln mit rothseidenen oder gelbseidenen Bändern geziert waren, gleiche Bänder, die über den Rücken bis zum Boden reichten, trug jeder derselben um den Hals, dann folgten die übrigen fürstlichen Damen. — Unter dem Thronhimmel segnete ein lutherischer Geistlicher mit einer deutschen Rede die Ehe ein, dann ermahnte ein vom Könige von Sachsen besonders dazu deputirter adliger Sachse den Gatten, die eheliche Treue zu bewahren, darauf versicherte der Hofmarschall des Kronprinzen dies im Namen desselben. —

Nach einer Pause fand Abends sechs Uhr ein Diner statt, an dem alle königlichen und fürstlichen Hochzeitsgäste theilnehmen, nur der König nicht, weil er nicht sitzen konnte (ob sedendi dissidia) meldet Ogier. Die Speisen, so erzählt er weiter, hätten den Dänen sehr gut geschmeckt, doch dem französischen Gesandten nicht, der eine andere Art der Zubereitung gewöhnt war. In vier Abtheilungen wurden je sechs Gänge und die verschiedensten Sorten Wein verabreicht. Das Mahl dauerte 6 Stunden, die Toaste wurden durch ein Orchester unterstützt, und draussen liess man Kanonenschläge über Stadt und Land ertönen.

Nach dem Festmahle fand um 12 Uhr Nachts der Fackeltanz statt (tripudium von Ogier genannt), weil die Tanzenden in Dreiecksform antraten. Das erste Dreieck bildeten die vier Hofmarschälle, dann folgte das Brautpaar. Das zweite Dreieck wird angeführt vom deutschen Gesandten, das dritte von Könige, weil der französische Gesandte dem

deutschen nicht nachstehen wollte, das vierte vom polnischen Gesandten u. s. w. Einem, dessen Namen Ogier nicht nennen will, passirte dabei das Unglük, dass er, ehe er die Thür erreichen konnte sich übergeben musste. Uns Franzosen, fügt Ogier hinzu, erschien das damals ein schmachvolles Vergehen, aber nach zwei Jahren waren wir derartiges schon von den Deutschen gewöhnt!! Dieser Festtag endete mit einem Feuerwerk. Am nächsten Tage, an dem der französische Gesandte wegen der anstrengenden Feier des vorigen Tages das Bett hüten musste, fand wiederum Nachmittag ein Gottesdienst im Schlosse statt. Nach dem Gebete des Geistlichen für das neuvermählte Paar überreichten dann die verschiedenen Gäste ihre Geschenke, (der Gesandte Frankreichs, sagt Ogier, dieser Sitte unkundig, hatte überhaupt keins mitgebracht). Hieran schloss sich ein Festmahl und ein Fackeltanz, diesmal jedoch von 50 jungen Damen aufgeführt. Am dritten Festtage fand nach dem Diner ein Ballet statt; während desselben unterhält sich der französische Gesandte sehr angelegentlich mit den jungen dänischen Prinzessinen in französischer Sprache, und diese zeigen einen um so grösseren Eifer dabei, als der Kronprinz sie auffordert, nun eine Probe ihrer Ausbildung abzulegen. An diesem Abend fand ein grosses Trinkgelage statt, dem der König präsidirte; Ogier weiss von demselben zu erzählen, dass der König und der deutsche Gesandte jedem Bescheid thaten, der französiche aber beim Beginn desselben schon entschlüpfte. Als Nachspiel des Festes fand noch einige Tage darauf ein Wettlaufen zwischen den königlichen und fürstlichen Persönlichkeiten statt. —

Auch der schon 1479 in Kopenhagen gegründeten Universität gedenkt Ogier, er besucht das Colleg des Dr. Wormius, der den Hippokrates erklärte und über Hämorrhagia spricht, auch den bedeutendsten Juristen der Universität Claudius Plumbius lernt er bei der Gelegenheit, als er ihn über die Rechte der verschiedenen Gesandten consultirt, kennen. Vor andern Bildungsanstalten erwähnt Ogier das königliche Collegium, eine Art Gymnasium, in dem 100 Schüler auf öffentliche Kosten erzogen wurden, das öffentliche Gymnasium, dieses besitzt ein Planetarium von 18 Fuss Umfang und 6 Fuss Durchmesser, welches nach einer Aufschrift 1584 von Tycho de Brahe auf der Insel Hveen

angefertigt worden war; auf einer dazugehörigen Gedenktafel waren die Lebensschicksale Tychos, sein Aufenthalt in Uranienburg, in Prag und Neisse kurz geschildert. Der damalige Professor am Gymnasium Longomontanus zeigte Ogier noch verschiedene andere Apparate, darunter einen von ihm selbst erfundenen, die Bewegungen, den Aufgang und Untergang der Gestirne zu bestimmen.

Anfangs November bestieg die französiche Gesandtschaft das von der dänischen Regierung zur Reise gestellte Schiff. Aber es trat ein so widriger Wind ein, dass man mehrere Tage im Hafen liegen musste, ja der König schlug schon vor, die Reise weiter zu Lande nach Helsingör zu machen, doch der Gesandte ging hierauf nicht ein, er wollte die Reise zur See machen. Deshalb bestieg man ein anderes bequemeres Schiff, und zugleich mit dem Gesandten Polens, der nach Danzig abfuhr, verliess die französiche Gesandschaft am 12. November Dänemark.

Noch an demselben Tage aber, als man an der Küste des schwedischen Schonen entlang fuhr, entstand ein grosser Sturm, das Schiff wurde rückwärts getrieben und musste bei der Insel Bornholn Anker werfen. Bei dieser Gelegenheit macht uns Ogier einige Mittheilungen über die Fischeinkäufe des Schiffsökonomen. Dieser kauft auf Bornholn von den Fischern für einen halben Thaler zwei grosse Lachse, für die man in Paris nach Ogiers Schätzung gern 15 Goldgulden bezahlen würde, ferner 70 Stockfische und 70 moreaux für einen halben Thaler. Auf ihrer weiteren Fahrt passiren sie zu ihrer Linken Christianopel (Christianstadt), zu ihrer Rechten Öland. Nachdem sie von Colmar einen allerdings, wie sich später herausstellte, sehr schlechten Lootsen mitgenommen hatten, erhob sich auf der weitern Fahrt am 19. November ein so heftiges Unwetter, dass das Schiff an die finnländische Küste verschlagen wurde. Erst am zweiten Tage gelangte man wieder nach Öland, wo man in der Nähe von Barkholm Anker werfen konnte.*) — Nach dieser ausserordentlich gefährlichen und fruchtlosen Seefahrt (Ogier hatte achtzehn Tage lang die Kleider nicht vom Körper gehabt) entschloss sich der Gesandte sobald als möglich an der schwedischen

---

*) Schluss des iter Danicum. Ogier Eph. S. 1—123.

Küste zu landen und von dort zu Lande nach Stockholm, dem zweiten Zielpunkte, zu gelangen. — In Colmar, wo man wieder landete, wurde der Capitain mit einer goldenen Schaale, die Schiffsmannschaft mit 100 Reichsthalern beschenkt und die Vorbereitungen zur Landreise getroffen. Zu dieser erhalten die Reisenden die Pferde, nicht aber die Sättel auf Staatskosten geliefert, die letzteren müssen sie daher hier, das Stück für vier Thaler, jeder erstehn. Nach der ersten Tagereise von drei Meilen (sie machen gewöhnlich fünf Meilen) gelangen sie nach Ohlem, hier kehren sie beim Geistlichen ein, wie oft auf ihrer weiteren Reise, weil diesen die Verpflichtung oblag, den im Auftrage des Staates Reisenden Aufenthalt zu gewähren. Selbst der König und die Königin von Schweden kehren auf ihren Reisen bei ihnen ein. Die Gebäude dieses Ortes waren aus Eichenholz gebaut, die Dächer mit grünender Erde bedeckt, um den Schnee abzuhalten, auch im Innern nicht übel eingerichtet. Als Mahlzeit erhalten sie hier Gänsebraten, ein Gericht, das Ogier nicht genug loben kann, auf der ganzen Reise ist ihm nichts von so schönem Geschmacke vorgesetzt. Am nächsten Tage gelangten sie nach Hogby, am 28. Novbr. nach Aby, am 29. Novbr. jedesmal nach 5 Meilen nach Wimmerby, sie hatten also in 4 Tagen 18 Meilen gemacht. Am ersten December verliessen sie Smaland, kamen nach Ostgothland, übernachteten in Guiza. Von dort weiter gehend passirten sie die kleine vom Wasser umgebene Festung Broquin und kamen am 2. December in Linköping. Hier befand sich damals eine Akademie mit geringer Schülerzahl; auch des schönen, noch jetzt dort stehenden Domes gedenkt Ogier. — Ihre nächste Reisestation war Norköping. Weil diese Stadt, wie noch heute, zu den bedeutendsten Schwedens gehört, so wollte der Gesandte wenigstens einen Tag dort bleiben. Die Stadt, an der reissenden Motala gelegen, war schon damals eine nicht unwichtige Fabrikstadt, und in ihren Werkstätten arbeiteten nicht nur Schweden, sondern auch Belgier und Holländer. Nach einem kurzen Aufenthalte daselbst gelangen sie am nächsten Tage nach Ostrobetzby, mussten aber hier, da es keine Betten im Gasthause gab, auf der Erde schlafen. Von dort gingen sie an die Mündung der Motala; den Meerbusen, in den sie einmündet, nennt Ogier Brunvic,

von da nach Thuna und feierten hier im Hause des protestantischen Pfarrers das Fest Mariä Empfängniss am 8. December. — In der Nähe dieses Ortes befand sich eine grosse Schmiede, in der Kanonen gemacht wurden. — Nachdem zwei Abgesandte der schwedischen Königin die Gesandtschaft hier begrüsst hatten, um sie nach Stockholm zu geleiten, erreichten sie Niköping, eine Stadt, die einige Jahre vorher nach Ogier's Angabe zur Hälfte verbrannt war. Auf dem Wege von dort nach Oby trafen sie den schwedischen Baron Skut, der als Gesandter Schwedens nach Dänemark eilte. Hier in Oby kehrten sie beim „Landsmann“ ein, d. h. beim Richter des Ortes, da auch die Richter zur Aufnahme der Staatsreisenden verpflichtet waren.

Als sie am 12. December Telga passirt hatten (auch Talje genannt) ganz in der Nähe Stockholms, kamen ihnen noch zwei Abgesandte entgegen, Banner, der Bruder des schwedischen Feldherrn gleichen Namens im 30jährigen Kriege und Horn. Unter diesem Geleite betreten sie Stockholm, die Hauptstadt Schwedens. Doch das Klima war sehr ungünstig, es herrschte nicht nur damals, sondern während ihres ganzen fünfmonatlichen Aufenthaltes eine für die Franzosen unerträgliche Kälte. Der Gesandte wird hier aber seitens des Hofes in viel grösserem Maasse, als dies in Kopenhagen der Fall gewesen war, geehrt. Das beweist, dass ihm 15 edle Schweden zu fortwährender Bedienung überwiesen wurden, das die Audienz, welche die Königin Christine dem Gesandten gleich nach seiner Ankunft gewährt. Die lateinische Rede desselben an die Königin wurde durch ihren Kanzler mit ausserordentlicher Anerkennung für Frankreich erwidert, namentlich mit sehr schmeichelnden Worten darauf hingedeutet, dass Frankreichs Gesandter den Frieden zwischen Polen und Schweden wohl durchsetzen werde. — Bald darauf übersendet denn auch der Gesandte einen langen Brief an den König von Polen, den der von Danzig nach Stockholm herübergekommene französische Consul zu Danzig Canasilhes über Colmar und Danzig nach Warschau selbst zu überbringen hatte. —

Ueber die Wahl der Königin Christine erzählt uns Ogier folgendes: Die nach dem Tode zur Wahl des neuen Herrschers zusammengekommenen 4 Stände Schwedens: Die Adligen, die Städte, die Geistlichen

und Landleute wären uneinig in Bezug der zu wählenden gewesen, namentlich hätte ein Landmann gegen die Wahl Christinens gesprochen, da man sie nicht kenne. Da habe der Truchsess das schöne Mädchen sofort vorgeführt und von der Schönheit ebenso wie auch von der Aehnlichkeit mit ihrem verstorbenen Vater Gustav Adolph erstaunt, hätten nun alle in die Wahl eingestimmt. Auch die fünf ernannten Vormünder der jungen Königin lernt Ogier kennen: Axel Orenstierna, den allmächtigen Kanzler, den Seneschal Gabriel Oxenstierna, des vorigen jungen Bruder, den Marschall de la Garde, den Grossschatzmeister Gabriel Oxenstierna und den Admiral Gyldenhielm, den Ogier kurz Carl Carlssohn nennt, da er ein natürlicher Sohn des Königs Carl IX von Schweden war. Von andern hohen Persönlichkeiten ist damals in Stockholm der Pfalzgraf am Rhein und der Herzog von Pfalz-Zweibrücken. Ogier selbst sieht in den ersten Monaten wenig von Stockholm; war doch die Kälte so gross, dass der Consul Henri Canasilhes nach einem Briefe, den er einsandte, wegen der grossen Kälte nicht über die Ostsee nach Danzig kommen konnte. Ueber die Gründung der Stadt Stockholm weiss Ogier folgende Sage zu erzählen: Sie hätte zuerst mehr im Lande gelegen, nicht von allen Seiten vom Wasser umgeben, da sei sie aber durch fortwährende Feuersbrünste zum Theil zerstört worden und die Einwohner hätten beschlossen, sie dahin zu verlegen, wohin das Loos entscheiden würde, so sei sie auf all die Inseln gekommen. — Ab und zu machte Ogier kleine Spaziergänge, besuchte die warmen Badstuben, machte aber, weil er die schwedische Sprache nicht verstand, wenig neue Bekanntschaften. Anfangs Februar unternimmt ein Theil des Gesandschaftspersonals eine Reise nach Fahlun in die Kupferbergwerke unter der Leitung eines Schweden. Zu diesem Zwecke erhielten die Beamten des ganzen Landestheils, den sie zu durchreisen hatten, die Anweisung, dieser Reisegesellschaft in jeder Weise behilflich zu sein, Pferde und Wagen ihnen zu stellen. Am ersten Tage ihrer Reise erreichten sie Ereby, aber in der darauffolgenden Nacht sieht sich Ogier mit seinem finnländischen Führer auf dem Marsche plötzlich von den Andern verlassen, und nach langem Herumirren müssen sie in einem unbekannten Dorfe einkehren. Doch, wo Ogier hier auch anklopft, man

öffnet ihm nicht. Da in seiner grössten Noth und Erschöpfung, so erzählt Ogier weiter, kommt ihm ein gleichsam von Gott eingegebner Gedanke, dass nämlich Geld jedes Hinderniss besiege. Deshalb ruft er, der in der deutschen Sprache noch wenig vorgeschritten war, in das Haus hinein: Ich gieb euch viel reichsdal. Nun wird die Thür geöffnet und erstaunt sieht man dem Eintretenden entgegen. Aber als man an seinem langen Schwerte einen Mann von höherer Stellung erkannt hatte, wird der Herr des Hauses, ein Geistlicher und ein hier übernachtender Arzt aus Upsala herbeigeholt. Ogier vergisst darüber seine Mühen, er ist glücklich, dass er mit dem Pfarrer lateinisch sprechen kann, bei einem Becher Weines erzählt er sein Ungemach, und erst zu später Stunde trennen sie sich. Am nächsten Morgen zieht dann der Geistliche schleunigst Erkundigungen über den Aufenthalt von Ogiers Gefährten ein, und, nachdem diese in der Nähe des Dorfes ermittelt sind, wird er zu ihnen gesandt. Am folgenden Tage gelangen sie nach Ruclin, werden hier von dem Hauptmann Johannes Axel empfangen und auch Ogier muss mit seinen Reisegefährten einige Becher der Begrüssung trinken; hiebei wurde das Wohl der schwedischen Königin unter Kniebeugungen ausgebracht. Schon am nächsten Tage passirt Ogier wiederum das Unglück, von seinen Gefährten unterwegs abzukommen, vielleicht nicht ohne den Muthwillen derselben. Wiederum muss er, nachdem er 4—5 Stunden umhergeirrt war, bei einem Bauer übernachten. Die Mahlzeit besteht hier aus dicker Milch nnd Fischen, die Ogier nur aus Angst vor seinem Wirth verzehrt. Schon schickt er sich an in einer kalten Kammer, unter der Furcht von dem Barbaren erschlagen zu werden, zu übernachten, als sein Stockholmer Freund ihn noch zu später Abendstunde erlöste und zu den Gefährten zurückführt. — An diesem Tage erreichten sie Hemora, das jetzige Hedemora, wo sie vom ersten Bürgermeister empfangen wurden und in dessen Hause gastliche Aufnahme fanden. Am nächsten Morgen noch vor Grauen des Tages wurden sie von ihrem Gastgeber geweckt und mussten sich zu einem Festmahle vor der Abreise entschliessen, bei dem zum Schrecken Ogier's dem Becher tüchtig zugesprochen wurde, da der Wirth eine reiche Fülle spanischer, französischer und rheinischer Weine vorsetzte. — He-

demora liegt im Lande der Dalecarier. Ogier findet es bewohnter, als die übrigen Landestheile Schwedens. Die Einwohner schildert er von grosser Gestalt, tapfer und selbstbewusst, es sind jene Stützen der schwedischen Freiheit unter Gustav Vasa und Gustav Adolph. Von Hedemora gelangten sie am 18. Februar über Setra und Wtica nach dem heutigen Falun, das Ogier Falhonium oder Koperberg nennt. Hier erhielten die Reisenden ihre Wohnungen bei dem Executor juris, d. h. bei dem Manne, der die vom Richter bestimmten Strafen einzuziehen hatte und den man auch „Probst" nannte. In dieser Gegend giebt es viele Wölfe, sie werden von den Einwohnern durch Schlingen gefangen und die Felle derselben das Stück für 4 Thaler verkauft. Am Tage darauf besuchen sie unter der Leitung des Präsidenten dieser Landschaft die Bergwerke, steigen, selbst der ängstliche Ogier in eine der Gruben 400 Fuss tief hinunter und verweilen etwa zwei Stunden dort, am folgenden Tage werden die Schmelzöfen besichtigt. Hier wohnt Ogier auch einer Gerichtssitzung bei, die er so schildert: „An der Spitze des Tisches sitzt der Präsident der Provinz, einen hölzernen Hammer in der Hand haltend, um Silentium zu gebieten, zur Rechten desselben die Richter des Ortes und der Gerichtsschreiber, zur Linken der Bürgermeister und eine Anzahl Beisitzer von grosser Figur, langem Barte, sehr erfahren in der Sitte und dem Gesetz der Gegend, zur weiteren Unterststützung des Gedächtnisses liegt das grosse Gesetzbuch vor ihnen auf dem Tische. Wird das Urtheil gefällt, so sagt jeder der Assessores sein Votum dem Richter ins Ohr und auf Grund derselben verkündet dieser den Urtheilsspruch. Die Strafe besteht entweder in Erlegung einer Geldsumme oder Kerker." Am 21. Februar, dem Aschermittwochstage findet ein grosses Trinkgelage statt, an dem der Präsident der Provinz und die Geistlichen theilnehmen. Ogier sitzt neben einem der letzteren und erzählt, wie er von diesem zum Trinken genöthigt sei. Hast Du, so fragt der Pfarrer Laurentius Blackstead den Ogier, noch Eltern? Nein, antwortet dieser ohne zu wissen, woher diese plötzliche Frage. Hast Du noch Brüder oder Schwestern? fragte jener nun weiter. Ja, musste Ogier antworten. Nun denn trinke ich Dir, sagte der Pfarrer, auf deren Wohl eines vor. Ogier musste, wenn auch widerwillig natürlich folgen. Als

Zeichen der neugeschlossenen Freundschaft tauschten sie darauf Geschenke aus. Der Pfarrer gab Ogier einen Stock mit einem Kalender, wie sich ihn die Bauern in denselben hineinschneiden, Ogier ihm eine von ihm verfasste Elegie auf die Ankunft der Gesellschaft in Dänemark. Auf dem Rückwege gelangten die Reisenden über Setra nach der alten Universitätsstadt Upsala. Hier besucht Ogier den Erzbischof Peter Kemnitz, den Metropolitan von ganz Schweden, einen achtzigjährigen Greis, der in äusserst bescheidenen Verhältnissen lebte, so dass Ogier erstaunt ist über die grosse Anspruchslosigkeit dieses Bischofs gegenüber den katholischen. Auch die Söhne Gabriel und Axel Oxenstierna's, die in Upsala studiren, sucht Ogier auf. — Von hier machen die Reisenden einen Ausflug nach Salberg, und besuchen dort unter Leitung des Präfecten die Silbergruben, dann geht's noch nach Arausia, einer der ältesten Städte Schwedens, dann nach Nyköping und von hier wieder nach Stockholm zurück; auf dem Wege hatten sie am 31. März das Schauspiel einer vollständigen Mondfinsterniss.

Unterdessen war in Stockholm der Gesandte der moski d. h. Russlands eingetroffen, nach Ogiers Angabe ist damals ein russischer Gesandter am schwedischen Hofe und ein schwedischer zu Moskau, jeder erhält 70 Thaler monatliches Gehalt. — Mit dem Herannahen des Frühlings musste der französische Gesandte aber an die Abfahrt nach Preussen denken, die schwedische Regierung hatte deshalb der Gesandschaft zwei Schiffe, eins im Barsund an der Küste Ostgothlands und eines an der Küste Ölands zur Disposition gestellt, doch die Kälte war so gross, dass der Gesandte davon keinen Gebrauch machen konnte, ja im April starb an den Folgen des Klimas ein Sekretair der Gesandschaft Pierre Gros. Nachdem der Gesandte anfangs Mai noch die Flotte inspizirt, die von den verschiedensten Völkern erbeuteten Schiffskanonen bewundert hatte, macht er seine Abschiedsbesuche und am 11. Mai besteigt die Gesandschaft mit Gustav Oxenstierna das Schiff. An der Küste bei dem Orte Daler gehen sie dann auf ein grösseres über und gelangen in schneller Fahrt bald an ihr Ziel, Danzig.*)

---

*) Schluss des iter Suecicum. Ogier a. a. O. S. 124—258.

II.

Danzig gehörte nach dem Zeugnisse Ogiers im siebzehnten Jahrhundert zu den bedeutendsten Städten Europas und war im Nordosten ohne Zweifel die bedeutendste.[6]) Diese Bedeutung verdankte sie vorzugsweise ihrer günstigen Lage an der Mündung der Weichsel,[7]) einer Wasserstrasse, welche mit Leichtigkeit Getreide und Holz namentlich von Polen aus dieser Stadt zuführte. Allerdings wurde gerade um die damalige Zeit die Schifffahrt durch die Versandung dieses Flusses an seiner Mündung sehr behindert.[8]) Das Innere der Stadt hat auf Ogier einen höchst vortheilhaften Eindruck gemacht. Sie ist, wie er sagt, mit den schönsten Brunnen versehen und namentlich rühmt er den vor dem Artushofe.[9]) Die Bauart der Häuser ist so eingerichtet, dass man zuerst in ein hohes Vorhaus tritt (vestibulum magnum altumque), dessen Wände mit Stuckarbeit und Bildwerk geziert sind.[10]) Rings herum stehen lange Bänke, von den hohen Decken hinab hängen Laternen und Kronleuchter, an denen Hirschgeweihe und Ochsenhörner von ungewöhnlicher Grösse angebracht sind. Aus dem Vorhause tritt man in den Saal (in cubiculum vel auleam), quer über die eine Seite des Hauses

---

[6]) Ogier nennt es S. 259 lat. Gedanum sive Dantiscum und sagt dann weiter „urbs illa est inter Europae principuas, certe universae illius plagae longe princeps." Die Einwohnerzahl betrug damals nach Löschin, Gesch. Danzigs Bd. I. S. 416 77000 E.

[7]) Ogier irrt also, wenn er S. 259 sagt „alluitur et intersecatur fluvio Vistula", denn der Fluss, der Danzig durchschneidet, ist die Motlau.

[8]) Ueber diese Versandung der Weichsel spricht eingehender Wuttstrack, Kammersekretair zu Bialystock, in seinen Danziger Nachrichten S. 385 (Msc. d. Danz. Archivs). Die östliche Mündung der Weichsel, das Nordergatt wurde besonders durch die Nordwinde und die Landwinde, welche den Sand von den sich verlängs der Nehrung erstreckenden Dünen losreissen und in die Ostsee treiben, nach und nach sehr versandet. Durch diese Sandbänke waren bald zwei bald drei Durchfahrten und diese wurden öfters so zugeschlagen, dass von 1594—1607 selten 10, gewöhnlich aber nur 5 Fuss Wasser waren. Diese Durchfahrten waren auch einer immerwährenden Veränderung in Ansehung ihres Ausganges gegen die Windstriche ausgesetzt, so dass sie im Jahre 1594 Nordost und Südost, im Jahre 1599 dagegen Nordnordost ausgingen, mithin auch daran der Schifffahrt eine grosse Beschwerlichkeit verursachen mussten, ungeachtet sie, um die Fahrt nur einigermassen zu erhalten, jährlich öfters gebaggert wurden. — Von dem Arm der Weichsel, den wir heute die alte Weichsel nennen, sagt Ogier S. 259 „alio etiam alveo in mare se exonerat ad oppidum Kobelgrube".

[9]) S. 261 „Ante basilicam, in qua habetur senatus".

[10]) Vgl. a. a. O.

erstreckt sich ein schmales Gebäude, welches Speisekammer und Küche enthält, im hintersten Theile des Hauses befinden sich die Stallungen und die Ausfahrt. Zu den Häusern selbst steigt man auf Stufen hinauf und kommt zunächst auf einen „Beischlag" mit Bänken und Fussboden von geglättetem, nach Art des Marmors polirtem Steine. Die Thüren der Häuser sind kunstreich gearbeitet und mit Schnitzwerk und Sentenzen in deutscher oder lateinischer Sprache verziert. Als besonders hervorragende Gebäude rühmt Ogier den Artushof und die Marienkirche. Den Artushof vergleicht er mit der Pariser Hospitalskirche St. Gervais [11]) und ist voll Bewunderung über die dort befindlichen Gemälde. Die Marienkirche macht auf ihn einen grossartigen Eindruck; [12]) Ogier erzählt, dass für das Gemälde „Das jüngste Gericht" Kaiser Rudolf vierzigtausend Thaler geboten habe, den Preis der metallenen Taufe giebt er mit siebzehntausend Thaler an.

Ueber die Verfassung der Stadt bringt Ogier nur wenige dürftige Angaben. Der Stadt wird, sagt Ogier, obgleich sie ihre eignen Rechte hat, alljährlich vom König von Polen ein Burggraf vorgesetzt, den er aber aus dem Rathscollegium entnehmen musste. Er führt im Rathe den Vorsitz, aber Ogier bemerkt für die damalige Zeit richtig, er werde nur dem Namen nach und nur zum Scheine erwählt. [13]) Die Stadt unterhält auch eine eigene Militairmacht zu ihrem Schutze; Ogier schildert uns namentlich den damaligen Oberstcommandirenden der Danziger Truppen, Huwald, als einen in Deutschland durch seine Tapferkeit rühmlich bekannten Mann, der bei vorzüglicher Befähigung sich so sehr in der Kriegskunst auszeichnete, dass selbst der deutsche Kaiser ihn kürzlich aufgefordert hätte unter ausserordentlich günstigen Verhältnissen in seine Dienste zu treten. Der schwedische Heerführer Graf de la Garde habe über diesen Huwald die Aeusserung gemacht, dass er ihm zur

---

[11]) S. 226 Non absimilis Xenodochio sancti Gervasii Parisiis.

[12]) S. 266 Vidi majorem ecclesiam amplam illam quidem ac multis magnisque organis, epitaphiis ac altaribus decoratam.

[13]) Ueber diese vom König von Polen aus den acht Rathmannen erwählten Burggrafen, sowie überhaupt über die Verfassung der Stadt Danzig vgl. Scr. r. pr. IV, S. 303 ff.

Zeit des Krieges mehr Beschwerde machen werde, als eine ganze Armee, ja mehr als die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg. [14])

Für die Befestigung der Stadt war schon damals Vieles geschehen, so dass sie von Ogier für eine sehr bedeutende Festung gehalten wird; denn sie werde sowohl durch das Land und das Meer, als auch durch regelrechte Werke, die unten mit Backsteinen, oben mit grünen Rasen bekleidet waren, geschützt. Ogier bemerkt dabei, dass ein in der Nähe der Stadt liegender Berg (der Bischofsberg), der damals noch nicht in die Befestigungswerke der Stadt aufgenommen war, bei einem feindlichen Angriffe derselben sehr gefährlich werden könne, er giebt aber an einer späteren Stelle an, dass die Danziger die Absicht hätten, ihre Mauern bis zur Höhe jener Berge zu erhöhen. [15]) Die Mündung der Weichsel wurde durch die Festung Weichselmünde geschützt, die auch schon zu Zeiten Ogier's mit Wällen und Mauern versichert und mit einer Garnison besetzt war. [16]) In Danzig hielten sich damals ausser dem französischen Gesandten noch eine Reihe von Gesandten der verschiedenen europäischen Staaten auf, so der polnische Gesandte Fourbez, der päpstliche Nuntius Viceconti, der französische Gesandte am polnischen Hofe Baron Avaugour, der Gesandte Englands, der englische Botschafter Gordon, der kurfürstlich-brandenburgische Rath Bergmann und dessen Sekretair Eurebeck, die letzteren sprachkundige und gelehrte Leute. Von Seiten des Rathes und der Stadt kam man den fremden Gesandten sehr ehrenvoll entgegen. So wurde z. B. der französische Gesandte, als er nach Danzig kam, schon bei seiner Einfahrt in die Weichsel von einem Danziger Rathssekretair empfangen und mit einer lateinischen Rede begrüsst. In der Festung Weichselmünde traten beim Vorüberfahren des Gesandten die Soldaten unters Gewehr und bezeigten ihre Ehrerbietung durch Trommelgewirbel, als auch durch Abschiessung von Kanonen und Gewehren, am Stadtthore wurde der Gesandte mit

---

[14]) s. S. 445, wo Ogier ihn lateinisch Ubaldus nennt.

[15]) s. S. 417. In die Befestigungswerke der Stadt wurde der Bischofsberg erst 1650 aufgenommen.

[16]) s. S. 257. Hier verspricht Ogier über die Festung Weichselmünde später noch mehr zu sagen, er erfüllt aber dieses Versprechen nicht.

seinem Gefolge in die dazu bereitgehaltenen Wagen aufgenommen, und so geht der Zug, Reiter voran, in die Stadt. In der für den Gesandten bestimmten Wohnung angekommen, wurde derselbe nochmals von Danziger Rathsherren in lateinischer Anrede begrüsst und als Geschenk der Stadt ihm ein Vorrath von Wein und Esswaaren geliefert.[17]) In die Rathsversammlung wurden die Gesandten mit ihrem Sekretair von zwei Rathsherren abgeholt und von den übrigen Rathsherren auf der Treppe des Rathhauses erwartet. Auf dem Rathhause selbst war ein bestimmtes Zimmer für den Empfang der Abgesandten reservirt. In der Sitzung nahm der Gesandte auf einem erhöhten Sitze allein (in majore subsellio solus) Platz, die Rathsherren ihm zur Linken. Nun wurde das Verlangen des Gesandten vorgetragen, und dann zogen sich die Rathsherren in ein anderes Zimmer zur Berathung zurück. Nach derselben theilt einer der Rathsherren, der Syndikus, in lateinischer Sprache den Beschluss mit, während alle mit entblösstem Haupte dastehn. Die Vertreter des Gesandten, sein Sekretair u. s. w. wurden in ähnlicher Weise empfangen, nehmen aber an der Sitzung auf denselben Bänken Platz, wie die Vertreter des Rathes. Wie sehr der Rath den Wünschen des französischen Gesandten nachkam, geht aus den von Ogier erzählten Thatsachen hervor.[18]) Denn als man einmal zu Ungunsten des Königs von Frankreich verfälschte Abdrücke des Stuhmsdorfer Vertrages verbreitete, und ein anderes Mal ein Zeitungsbericht ungünstige Nachrichten über den französischen Cardinal Richelieu brachte, wurden die betreffenden Blätter sofort confiscirt, ja der Buchdrucker, obgleich er jenen Zeitungsbericht aus einem Stettiner Blatte entnommen haben wollte, zur Verantwortung gezogen.

Ueber den Handel der Stadt Danzig giebt Ogier nur einige all-

---

[17]) An einer anderen Stelle S. 418 erwähnt Ogier, dass ein Geschenk der Stadt Elbing, ein goldener Becher für den französischen Gesandten nicht angenommen wurde. So wird auch nach einer Notiz des auf dem Danziger Archive befindlichen und von dem Sekretair Friedr. Fabricius verfassten, handschriftlichen ceremoniale Gedanense, ein vom Rathe der Stadt Danzig dem Grafen d'Avaux zugedachtes Geschenk von 1000 Thlr. für seine Mühewaltung bei den Stuhmsdorfer Verhandlungen dankend abgelehnt.

[18]) Vgl. S. 415 u. 443.

gemeine Notizen. Der Weizen ist der Hauptausfuhrartikel der Stadt, der besonders nach Holland geschickt wird, ferner Holz, Felle und Leder. Die kaufmännische Thätigkeit in Danzig muss auf Ogier einen bedeutenden Eindruck gemacht haben, denn er sagt, dass die Kaufleute in Danzig sich in grosser Anzahl vor dem Artushofe versammeln und sich über ihre Geschäfte so besprechen, wie dies auf der Börse zu Paris oder London zu geschehen pflegt. [19]) Die Kaufleute werden zu der damaligen Zeit besonders durch die Zölle bedrückt, welche die Schweden durch eine Blockade des Danziger Hafens erzwangen; Ogier giebt deren Höhe auf 1400000 Thaler jährlich an. [20]) Auch Wechselgeschäfte wurden in Danzig damals betrieben und zwar in bedeutender Ausdehnung, wie das aus der Notiz Ogier's hervorgeht, dass der französische Gesandte am polnischen Hofe Baron Avaugour bis nach Danzig kam, um sich von dem reichen Kaufmann Uphagen Geld gegen Wechsel zu leihen. [21]) Indessen wurde der Handel Danzigs damals durch die schon oben erwähnte Versandung der Weichsel sehr beeinträchtigt. Eingehender als diese Angaben sind die über Nationalität und Religionsverhältnisse. Die Bevölkerung der Stadt bestand zum grössten Theil aus Deutschen, doch gab es auch eine nicht geringe Anzahl Polen. Die Polen unterscheiden sich nach Ogier von den Deutschen sehr durch die Kleidung. Die vornehmen Polen und Polinnen sind mit prächtigen Halsbändern und Ketten geschmückt. Die Polinnen, die Ogier sehr genau schildert, [22]) sind von dunklem Teint (colore oleagino), der so glänzend ist, dass sie mit Oel oder mit einer andern Flüssigkeit gesalbt zu sein scheinen. Der Kopfputz ist fast bei allen verschieden und mit Gold und Perlen besetzt nach Art des Brautschmuckes der französischen Bauern. Von den Haaren lassen sie sonst nichts sehen, als dass sie an der Stirne und dem Vorderhaupte nach der den Frauen eigenen natürlichen Art der Scheitelung und nach beiden Seiten auseinander gekämmt sind. Obwohl

[19]) S. 263. Conveniunt magno numero aguntque de suis negotiis ac commerciis, quemadmodum fit in Cambio Parisiensi vel Lugdunensi.

[20]) S. 256 u. 260. Sie wurden erhoben seit dem Jahre 1626, und Ogier erwähnt, dass dieser Gegenstand einen Hauptpunkt auf den Stuhmsdorfer Verhandlungen bilden werde.

[21]) S. 424. [22]) S. 425.

die Polen von den Deutschen sich so schroff in der Tracht unterscheiden, so nehmen sie doch an dem Gottesdienste mit den deutschen Katholiken gemeinschaftlich Theil (so in der Jesuitenkirche in Alt-Schottland).

Die kirchlichen Verhältnisse der Katholiken stellt Ogier besonders genau dar, da er als Katholik für sie besonders Interesse hatte. Er erwähnt drei katholische Kirchen, die Klosterkirchen der Dominikanermönche, der Carmelitermönche und der Brigittinernonnen, ausserhalb der Stadt die Kirche der Jesuiten in Alt-Schottland. Zu den Dominikanern fühlte sich der französische Gesandte und Ogier besonders hingezogen, hier nehmen sie vorzugsweise an dem Gottesdienste Theil, legen die Beichte ab und empfangen das Abendmahl. Diese Mönche werden von Ogier als fromme und kenntnissreiche Männer geschildert, sie sprechen polnisch, deutsch, italienisch und lateinisch, allerdings nicht französisch, was Ogier bei Gelegenheit der Beichte dort bemerkte. Er erzählt auch, dass sie in religiöser Beziehung sehr strenge wären, da einer der Patres Anstand nahm, ihm die Absolution zu ertheilen, weil er eine lutherische Bibelübersetzung gelesen hätte, trotzdem er versicherte, dass er sie nur zur Erlernung der deutschen Sprache benutzt hätte.[23]) Die Andächtigen singen je nach ihrer Nationalität polnisch und deutsch in der Kirche, aber an verschiedenen Orten. Die Dominikanermönche behaupteten damals auch, dass der Boden, auf dem Danzig stehe, ihnen von den Herzögen von Pommern geschenkt sei, dass ihr Kloster älter sei als die Stadt, dass diese aber mächtig geworden, die Mönche unterdrückt hätte. Ogier meint, dass diese Behauptung bewiesen werde durch die Alterthümlichkeit der Klostergebäude und deren Ruinen. Indess ist diese Behauptung nach den bezüglichen Urkunden[24]) nicht richtig.

Von der Klosterkirche der Carmeliter theilt Ogier mit, dass hier Vormittags polnisch und Nachmittags deutsch gepredigt werde.[25]) — Das dritte Kloster ist das der Brigittiner-Nonnen. Die Bemerkung Ogiers, dass dasselbe von der heiligen Brigitta selbst gestiftet sei, ist nicht genau, denn die heilige Brigitta ist nie selbst in Danzig gewesen,

[23]) Vgl. S. 427 u. 428.
[24]) Vgl. Cod. Pom. dipl. die Urkunden 160 u. 161.
[25]) s. S. 265.

sondern ihre Leiche wurde, als man sie von Schweden nach Rom brachte, einige Tage in dem Kloster der Magdalenenbüsserinnen ausgestellt, was Veranlassung gab, diese kleine Stiftung zu erweitern und in ein Brigittiner-Kloster umzuwandeln.[26]) Auch die Bemerkung, dass die Katharinenkirche von der Tochter Brigittas gestiftet sei, ist falsch, da die Katharinenkirche am Ende des zwölften Jahrhunderts schon gegründet worden ist. Zuverlässiger sind dagegen seine aus Autopsie geflossenen Nachrichten, dass zwei Cisterziensermönche die Beichtväter der Nonnen gewesen seien, dass zwei Jesuiten hier deutsch predigten, und dass es hier Sitte sei, die Predigt zwischen die Messe einzuschalten.[27]) Die Nonnen tragen auf dem Kopfe eine Krone mit fünf Flecken, welche die Wundmale Christi anzeigen, die sich auch bei der heiligen Brigitta nach der Legende gezeigt haben sollen.

Zu diesen drei Klöstern in der Stadt kommt das Collegium der Jesuiten in Alt-Schottland. Ihre Kirche stand damals auf der niedern Seite der Radaune und wurde erst 1676 auf der entgegengesetzten aufgebaut. Ogier hört bei ihnen eine Predigt, in welcher der Prediger gegen die Juden, Lutheraner und Calvinisten eiferte. In ihrer Kirche geht während der Predigt Jemand herum, welcher für den betreffenden Prediger etwas einsammelt. Die Messe wird mit Musik und Orgelbegleitung gehalten. Ihr Collegium lag auf der höhern Seite der Radaune, der alten Kirche gegenüber am Abhange der Berge, von denen man, wie Ogier sagt, eine sehr schöne Aussicht hat. Ihr Garten war voll von Fruchtbäumen und an einer Mauer waren auch Weinreben gepflanzt, die aber nach Ogiers Urtheil fast ungeniessbar waren, dagegen rühmt er die Güte der Birnen, Aepfel und Pflaumen. Zwei der Patres halten sich in Danzig auf und leisten den dortigen Katholiken geistlichen Beistand, sie wohnen bei dem Danziger Offizial in der Nähe der Oberpfarrkirche.

Auch des nahe gelegenen Klosters Oliva gedenkt Ogier in seinem Berichte. Der französische Gesandte fuhr dahin mit dem apostolischen Nuntius, sämmtliche Cisterziensermönche mit ihrem Abte erwarteten

---

[26]) Vgl. Löschin, Beiträge zur Geschichte Danzigs. Zweites Heft. S. 25 Anm.

[27]) S. 417. Intermissae solemnia praedicant . . . quod alibi fieri non vidi.

den Nuntius vor der Kirchthüre. Nach einer kurzen Beschreibung der Kirche bemerkt Ogier, dass hier 72 pommerellische Herzöge begraben wären, eine Angabe, die völlig falsch ist, da dem Geschlechte Sambors nur ca. zehn männliche Nachkommen angehörten.[28]) Auch die Notizen Ogiers über die Zerstörung und Plünderung des Klosters sind ungenau. Ogier rühmt, dass sie von dem Abte — es war Johannes Grabinski — aufs stattlichste bewirthet wurden.

Auch der Verhältnisse der lutherischen Kirche gedenkt Ogier, wenn auch weniger genau, aber er hat doch Interesse für die Einrichtungen derselben. So nimmt er an einer gelehrten theologischen Disputation im Gymnasium Theil, bei der ein lutherischer Theologe mit Dominikanern zuerst über die kanonischen Bücher, dann über die durch den Glauben allein zu erlangende Gerechtigkeit streitet. Hiebei rügt es Ogier, dass der lutherische Doctor die Katholiken „noctuas et lucifugas" nennt, aber zum höchsten Zorne wird er getrieben, als der Lutheraner es sogar zu erklären wagt, der Papst sei nichts als ein „Monstrum". Ogier kann bei der späteren Erwähnung dieses Theologen nicht umhin, ihn mit dem Schimpfnamen Schurke — incestus scurra — und an einer andern Stelle mit dem eines Schweinetreibers — subulcus — zu belegen. Doch verkehrt Ogier freundschaftlich mit andern lutherischen Geistlichen und rühmt besonders die feinen Sitten eines gewissen Mochinger, Prediger an der St. Katharinenkirche, der zugleich Professor der Beredtsamkeit am Danziger Gymnasium war. Bei ihm sah Ogier eine hebräische Bibel in einer sehr kleinen, schönen und saubern Edition, welche jener aus England mitgebracht hatte.

Am stärksten sind nach Ogiers Angaben die Lutherischen in Danzig vertreten, nach diesen die Calvinisten, dann die Katholiken.[29]) Auch Wiedertäufer und Socinianer oder Arianer gab es in Danzig oder vielmehr in der Vorstadt Alt-Schottland. Von den Arianern sagt Ogier, wisse der Rath der Stadt nichts oder wolle nichts wissen,[30]) von den

[28]) Vgl. die Stammtafel Scr. rer. pruss. I, S. 796.

[29]) s. S. 260. Sunt et ibi catholici ad septem millia; ad plures multo sunt calvinistae, longe plures lutherani potentioresque.

[30]) Der Prediger derselben hiess Ruar(d)us, ihn lernte Ogier als einen sehr

Wiedertäufern, dass sie geheime Zusammenkünfte hätten, denn öffentliche Gotteshäuser besässen sie nicht.

Recht interessante Notizen liefert uns Ogier über die Sitten der damaligen Zeit. Einen characteristischen Zug findet er namentlich in den grossen Trinkgelagen sowohl im Artushofe, als auch bei Privatfestlichkeiten, und da er dergleichen als Franzose garnicht gewohnt ist, schildert er dieselben in sehr grellen Farben. Ueber die Versammlung im Artushofe sagt er: „Da giebt es nichts als ein beständiges, unermüdliches Trinken, aber nicht das Mindeste zu essen. Dazu ist vor alter Zeit eine Bruderschaft gestiftet, und wer in dieselbe aufgenommen oder aufgeschrieben werden will, zahlt für die Aufnahme und den Eintritt einen Reichsthaler. Nach einmaliger Erlegung dieses Betrages hat man das Recht sich täglich, wenns beliebt, in diesem Hause einzufinden und den ganzen Tag auch die Nacht hindurch, wenn man nicht fortgehen will, Bier zu trinken, welches einer dem andern zutrinkt. Zur Bedienung und Beaufsichtigung sind in diesem Dionysostempel Wächter und gleichsam Sakristane angestellt, Leute mit leinenen Gewändern bekleidet, von ernstem Aussehn, gefälliger Miene und mit breitem Barte, welche die silbernen Humpen nach Art der Danaiden füllen, denn sie werden gleich wieder geleert. Damit jedoch die Genossen der Bruderschaft nicht zu viel zumuthen, und die Trinkquellen nicht einmal versiegen könnten, zahlt jeder beim Eintritte und Weggange drei Schillinge in die gemeinschaftliche Vereinskasse.[31]) In diesem

sprachgewandten Mann kennen. Von den Arianern sagt Ogier: Sunt quippe Gedani hujus modi homines, qui clam congregantur, inscio et dissimulante Senatu.

[31]) Ogier übertreibt bei dieser Schilderung einerseits, andererseits ist er nicht ganz genau; es ist unrichtig, dass die Mitglieder der Artusbrüderschaft die Nacht hindurch dort bleiben durften. Nach der Hofordnung musste der Saal pünktlich um 9 Uhr Abends geschlossen werden, und die sogenannte Nachcollation im Keller oder zur Sommerzeit auf dem Beischlage war auch nur bis 10 Uhr gestattet. Auch die silbernen Humpen sind nur zinnerne Bierkannen gewesen. In die Brüderschaft wurden nur aufgenommen die Kaufleute, Gewandschneider, d. h. Tuchhändler, die Seeschiffer und die Brauer. Die ganze Brüderschaft theilte sich in zwei Höfe, den kleinen und den grossen Hof. Der kleine Hof diente den Zusammenkünften der Schöppen und der Junker, oder, was gleichbedeutend ist, der St. Georgenbrüderschaft. Der grosse Hof zerfiel in Bänke, die holländische Bank, die Schifferbank, die Marienburgerbank, die Christopher-, die Reinholds- und die Dreikönigsbank. Im Allgemeinen sollte nach

Gebäude sind auch Bücher feil, bei welchen die Vorübergehenden verweilen und dann Gelegenheit haben, ihre Genossen zu beobachten. Diese lassen sich jedoch durch kein Schamgefühl verlegen machen, weil sie glauben, dass sie zu dem, was sie thun, da es auf völlig erlaubte Weise und unter öffentlicher Billigung geschieht, ein Recht haben.

Die Feier einer Hochzeit in Danzig schildert Ogier mit folgenden Worten: Gegen Mittag kommen die Matronen im Hochzeitshause zusammen. Die Männer führen dann alle paarweise einhergehend den Bräutigam hinein und bleiben im Vorhause stehen. Es wird dann eine Bank in die Mitte gestellt, der Prediger tritt in das Vorhaus und nimmt mit entblösstem Haupt auf derselben Platz. Zwischen den aus dem Innern des Hauses herbeigerufenen in verschiedenen Farben gekleideten Jungfrauen kommt nun die Braut im schwarzen Kleide zu stehen. Man stellt sich nun auf, Braut und Bräutigam erhält den Platz gegenüber dem Prediger, welcher darauf die Trauungsformel liest und eine kleine Erbauungsrede hält. Nun ertönen musikalische Instrumente und Gesänge, die Braut aber stellt sich an die Thüre und erhält von den Kommenden oder schon Gekommenen Geschenke. Der Gesandte schenkt ein Silbergeschirr, Avaugour und Ogier Goldmünzen in Papier gelegt mit schönen Glückwünschen. Darauf beginnt 2 Uhr Nachmittags das Mahl an sehr breiten Tischen, das mehrere Stunden ungefähr bis 7 Uhr dauert und bei dem namentlich viel getrunken wird. Ogier hebt besonders hervor, dass, wenn das Trinken etwas hitziger von Statten gehe, man den, der gegenüber sitze, so wenig hören könne, als wenn zwischen den Personen ein Strom sich ergösse. Frauen und Männer trinken sich dabei gegenseitig zu, namentlich aber trinken die Bräutigamsführer mit zierlich gesetzten Worten auf das Wohl der neugeschlossenen Ehe. Nachher vertheilen sie Verse auf die Vornehmsten der Gäste und Lieder, in denen das Brautpaar besungen wird und worin dann die Braut, wie hässlich sie auch sein möge, noch schöner

---

der Artushofordnung grosse Frugalität im Genusse herrschen und gewöhnlich nur Bier, Brot, Heringe und Rettig vorgesetzt werden. Vgl. Hirsch, Handels- u. Gewerbsgeschichte S. 202 ff. und ebenda Beilage IX zum zweiten Buch (Danziger Artushofordnung vom Jahre 1421.)

als Venus und Helena genannt, der Bräutigam für noch erleuchteter und weiser als Apollo, Merkur und Sokrates gepriesen wird, und dieser ist oft nur ein Schankwirth, ein Stallmeister oder Kleinhändler, der für gelbe Schwefelfäden Glasscherben eintauscht.[32]) Nach der Tafel findet Tanz statt bis Mitternacht. — Auch die Begräbnisse geschehen mit grossem Pompe, dem Sarge voran gehen Schüler mit ihren Lehrern, namentlich der ärmeren Classe Angehörige und singen. Darauf folgt die Leiche von acht Männern getragen, welche Kränze von Gold- und Silberfäden gemacht in der Hand halten, wie man sie in Frankreich an den Säulen der Ruhestätten aufhängt, dann folgen die Söhne dem Alter nach mit heruntergeschlagenen Hüten und langen Mänteln, nun kommt der noch lebende Ehetheil, bei dem von Ogier geschilderten Zuge der Ehegatte, der das Gesicht mit den Falten des Mantels verhüllte. Diesem folgen die übrigen männlichen Anverwandten und etwaige angesehene Personen, nach einem grossen Zwischenraume dann die anverwandten Frauen, zuerst die Töchter von Dienstbotinnen geführt, dann die übrigen Frauen paarweise. Jungfrauen werden zu dergleichen Feierlichkeiten nicht zugelassen.[33]) Auch der Gebräuche bei dem nach deutscher Sitte gefeierten Weihnachtsfeste gedenkt Ogier und wundert sich höchlichst über die Art und Weise, wie man die Kleinen auf das Weihnachtsfest in Spannung zu erhalten versucht. Am 17. December, so erzählt Ogier, und an den drei folgenden Tagen wird rings um die Oberpfarrkirche ein Jahrmarkt gehalten und dabei allerlei Spielzeug für Kinder feilgeboten. Da strömen denn nun Frauen und Mädchen aus vornehmen und geringen Ständen zusammen und kaufen Geschenke für die ihnen selbst oder ihren Verwandten angehörenden Kleinen, denen sie dann einreden, dass, wenn sie gegen Weihnacht recht fromm sich gezeigt haben, ihnen viel Spielzeug und Naschwerk zu Theil werden solle. Dadurch angelockt lassen sich die Kinder dazu bereden, am Abende vor dem Christtage zu fasten und setzen dann, bevor sie schlafen gehen, eine Schüssel oder einen Korb auf den Tisch oder irgendwo anders hin, damit Christus seine Gaben während der Nacht hineinlegen könne.

[32]) Vgl. S. 421 u. 422.
[33]) Vgl. S. 417, 418 und 426, 427.

Nun werden einem Diener oder einer Wärterin Glöckchen an die Füsse gebunden, und damit klingelnd schleichen diese Personen in das Schlafzimmer der Kleinen, welche schon sehnlichst darauf warten und nun glauben, Christus sei zu ihnen gekommen. Bricht nun endlich der Tag an, so staunen sie mit Freude und Jubel die Geschenke, gleichsam als wären sie vom Himmel gekommen, an, machen sich darüber her und haben sie meistens ehe noch der Tag zu Ende geht, schon zerbrochen. Dieses sinnreiche Erwerbsmittel brachten auch die Diener in Anwendung, indem sie nämlich den Herrschaften und auch deren Gästen ihre Schüssel darboten, um ihren heiligen Christ, wie sie es nannten, in Empfang zu nehmen.[34])

Was die Trachten angeht, so unterscheiden sich, wie schon oben angedeutet, Polen und Deutsche ganz besonders von einander. Der sonstige Unterschied, der zwischen den Honoratioren und der niedrigeren Volksklasse bestand, war der, dass die Vornehmen Handkrausen[35]) zu tragen pflegten, die anderen dies unterliessen. Bei den Frauen herrschte damals in der Tracht ein bedeutender Luxus. Alle Frauen, auch die weniger vornehmen, gehen bei feierlichen Gelegenheiten in schwarzen seidenen Kleidern einher. Ogier sagt:[36]) „Von ihrer Kleidung werden eher die Maler als die Schriftsteller ein treffendes Bild zu entwerfen vermögend sein, denn ich wüsste weder im Lateinischen noch im Französischen die Namen für diese Kleidungsstücke anzuführen. Damen zweiten Ranges schreiten fast in der Gestalt der Doctoren der Sorbonne einher, wenn diese sich in ihre Pelze hüllen. Sie sind mit langen und unbequemen, jedoch reichen Kleidern angethan, womit sie die Erde kehren.“ Diesen in der Heimath gebräuchlichen Luxus erhöhte noch die Mode fremder Länder, namentlich die der Engländerinnen, deren Kleidertracht in dieser Zeit eine sehr üppige und bei den deutschen Völkern anstössige war.[37])

---

[34]) Vgl. S. 448.

[35]) Vgl. S. 423 manicellae lineae — manchettes. [36]) Vgl. S. 426.

[37]) Vgl. S. 440. Hier erzählt Ogier von der Gemahlin des englischen Gesandten Gordon, einer geborenen Danzigerin, dass sie nach englischer Sitte gekleidet war: Brust und Arme entblösst, das Haar gelockt und flatternd in einem kostbaren, in die Augen fallenden und üppigen Kleide.

Aber nicht nur in der Tracht, sondern auch in der Ausschmückung der Häuser liebte man Luxusgegenstände. So berichtet Ogier namentlich von der Anfertigung ausgezeichneter Teppiche in Danzig, die so abgeglättet, so sauber und richtig schattirt waren, dass man sie den schönsten Gemälden an die Seite stellen konnte. Dass besonders die wohlhabende und reiche Klasse in Danzig mit werthvollen und berühmten Gemälden die Zimmer zu schmücken suchte, sehen wir aus dem Bericht über das Haus des Wechselkaufmanns Uphagen, in dessen Vorhause sich sehr schöne Gemälde befanden [38]). Auch vom Schöppen Schwarzwald erfahren wir, dass er nicht nur Vorliebe für schöne Gemälde, sondern auch für Sculpturarbeiten aus Silber und Gold gehabt habe [39]).

Dass auch für Kunst und Wissenschaft schon damals in Danzig ein reger Sinn vorhanden war, können wir gleichfalls aus den Ogier'schen Nachrichten entnehmen. Das 1558 gegründete Gymnasium, welches 1580 den Ehrennamen: „Gymnasium academicum seu illustre" erhielt, stand damals in voller Blüthe. An demselben wirkte als Professor der Beredsamkeit jener oben erwähnte Johann Mochinger, ein vir *πολύγνωτος,* [40]) der Frankreich und England bereist hatte, und Peter Krüger [41]) aus Königsberg, der von Wittenberg, wo er studirt hatte, als Professor der Mathematik und Dichtkunst an das Gymnasium zu Danzig berufen wurde. Der letztere war nach Ogier's Angaben im Besitze zweier nach kopernikanischem System eingerichteter Globen. Das Gymnasium und sogenannte lateinische Schulen verbreiteten besonders die Kenntniss der lateinischen Sprache, deren man sich bei allen wichtigeren, amtlichen Verhandlungen bediente. Dies überraschte Ogier so, dass er im Anfange seines iter polonicum erklärt, von dem Augenblicke, dass sie nach Preussen gelangt seien, käme es ihnen so vor, als hätten sie das alte Latium betreten [42]). Aber auch die Kenntniss anderer Sprachen, namentlich der französischen und der polnischen war in Danzig

---

[38]) Vgl. S. 424.

[39]) Vgl. S. 437. Ogier erwähnt besonders zwei Gemälde, eins die heilige Magdalena, das andere das der Judith, die den Kopf des Holophernes an den Haaren hält.

[40]) Vgl. S. 442. [41]) Vgl. S. 449.

[42]) Vgl. S. 257 „Quasi Latium vetus usurparemus, latine peracta sunt omnia."

damals in hohem Grade verbreitet. [43]) Dass man Bildung auch an den berühmtesten Culturorten der damaligen Zeit suchte, geht aus dem Berichte Ogiers über den jungen Rosenberg, den Sohn eines Rathsherrn hervor, der Studien halber nach Paris geschickt war. [44]) Die Buchdruckereien leisteten damals in Danzig schon recht tüchtiges. So erscheinen z. B. gleich nach Abschliessung des Stuhmsdorfer Vertrages (1635) falsche Abdrücke desselben, die ganz plötzlich ans Licht traten. [45]) Einen Beweis, dass Danziger Zeitungen auch schon Berichte aus andern Blättern aufnahmen, bietet der oben erwähnte Fall. Nicht nur im Artushofe, sondern auch sonst in der Stadt hatten sich damals schon Buchhändler niedergelassen [46]) und fanden guten Absatz.

Wie die Wissenschaft zu dieser Zeit in Danzig vielfach gepflegt wurde, so war das auch mit künstlerischen Bestrebungen schon hie und da der Fall.

Die Ornamentik fand besonders bei den Bauten der Häuser Verwendung. So rühmt Ogier als etwas ganz Eigenthümliches, dass die Hausthüren in Danzig sehr kunstreich gemacht seien und mit Schnitzwerk aller Art verziert wären. Auch Maler finden wir zu jener Zeit in Danzig, die wenn auch nicht berühmte Meister, so doch nicht unbedeutende Künstler waren und sich wenigstens nach dem Vorbilde der berühmtesten Meister zu bilden suchten. [47]) Ebenso gab es schon damals Künstler, welche den Bernstein bearbeiteten, und Ogier hebt bei Erwähnung dieser es als eine schon damals gesuchte und theuer bezahlte Naturseltenheit hervor, wenn in den Bernsteingegenständen Fliegen, Frösche und ähnliche Thiere eingeschlossen waren. Auch kunstvolle Stickereien wurden schon damals von den Damen Danzigs verfertigt. [48])

---

[43]) Vgl. S. 499. Hier feiert Ogier die Tochter des damaligen Bürgermeisters Czirenberg, Constantia, wegen ihrer Sprachkenntniss in folgenden Versen:

„At tu materna non es contenta loquela
Addita Teutonicae lingua Polona tibi est.
Hetruscum possis intelexisse Petrarcham
Tu possis prisco cum Cicerone loqui."

[44]) Vgl. S. 436. Diesen Bericht Ogier's bestätigt Georg Donza in seinem dieselbe Zeit behandelnden Werke: „De itinere suo Constantinopolitano."

[45]) Vgl. S. 415. [46]) Vgl. S. 418. [47]) Vgl. S. 437 u. 447. [48]) Vgl. S. 436.

Vor Allem blühte zu jener Zeit Musik und Gesang in Danzig. Bei dem Gottesdienste in den Kirchen, sowohl in den lutherischen, als in den katholischen wurde der Gesang von Musik begleitet; auch bei öffentlichen Festlichkeiten, bei Hochzeiten und Begräbnissen durfte Musik nicht fehlen. Als bedeutende Gesangs- und Musikkünstlerin tritt zu dieser Zeit jene schon durch ihre Sprachkenntniss ausgezeichnete Dame Constantia Czirenberg hervor. Wie Ogier ihres Lobes voll ist und auf sie ein Gedicht: Sireni Balthicae Constantia Sirenbergiae, überschrieben, verfasst hat [49]) so hatten auch andere Autoritäten in Sache der Musik ihre Tüchtigkeit anerkannt. Der Ruf dieser Dame, die ausgezeichnet Klavier spielte und dazu nach italienischer Weise sang, drang bis nach Italien und die bedeutendsten Mailändischen Musiker hielten sie der Auszeichnung werth, ihr ein Buch zu dediciren, welches den Titel „Flores praestantissimorum virorum a Philippo Lomatio delibati“ führte, und welchem sie eine sehr schmeichelhafte Epistel auf Constantia Czirenberg vorsetzten. Ein gewisser Neran, der sich damals in Danzig aufhielt, dichtete ebenfalls zu ihrem Lobe sehr schöne elegische Verse. [50])

Auch Dichtkunst, wie das natürlich war, wurde durch solche künstlerischen Bestrebungen angeregt und selbst bei gewöhnlichen Festlichkeiten, wie bei Hochzeiten dichtete man auf das Lob des Bräutigams und der Braut Lieder. Auffallend ist es aber, dass Ogier des Dichters Opitz, der sich von 1634 bis zu seinem im Jahre 1639 erfolgten Tode in Danzig aufhielt, nirgends erwähnt.

Doch trotz dieser umfassenden und hohen Bildung finden wir damals unter den Danziger Ständen, ja unter den hohen und höchsten, noch mancherlei groben Aberglauben verbreitet. Das beweist zur Genüge die Art und Weise, in der Ogier über die wundersamen Erzählungen des Bürgermeisters der Stadt Danzig, Czirenberg berichtet. Diesen Erzählungen, die den vollkommen festen Glauben an Zaubereien und Hexen dokumentiren [51]) scheint Ogier selbst Glauben geschenkt zu haben, denn er sagt, er habe diese Erzählungen sich um so genauer gemerkt,

[49]) Vgl. den Anhang zu Ogiers Ephemeriden S. 498—509.
[50]) Vgl. S. 448.
[51]) Vgl. S. 429—443.

da sie ihm von einem einsichtsvollen und dazu noch von einem Kalvinisten d. h. von einem Nichts weniger als Leichtgläubigen mitgetheilt waren[52]).

Soviel der Nachrichten Ogier's über Danzig. Bei Gelegenheit seines Aufenthaltes in Stuhmsdorf hat er aber auch noch einige andere Städte und Orte Westpreussens besucht. So schildert er das Danziger und Marienburger Werder als sehr fruchtbare Gegenden. Nirgends sagt er, sieht man so viele Gänse und so fette, mit so starken Eutern versehene Kühe, als hier; niederländische Kolonisten haben diese Landstriche trocken gelegt und die nutzlosen Sümpfe durch Ausgrabung langer Canäle und Bäche in Ackerland, Wiesen und fruchtbare Gärten verwandelt. Aus dem Werder kam er nach der Stadt Dirschau, wo er über die Weichsel setzte, von dort nach Marienburg und dann Stuhmsdorf. Nach kürzerem Aufenthalte hieselbst reiste der französische Gesandte mit Ogier am 21sten Juni 1635 über Marienwerder, welches damals schon zu Ostpreussen gehörig, unter brandenburgischer Oberhoheit stand, und wo sie auf Bänken schlafen mussten, weil ihnen als Fremden keine Betten gegeben wurden, und Garensee nach Graudenz und von dort nach Thorn, wo sie am 24. Juni ankamen.[53]) Ogier besucht in Thorn die Johanniskirche und das Denkmal des Copernikus. Hier in Thorn tragen die vornehmen Frauen nach Ogiers Beschreibung Sterne von Perlen auf dem Kopfe, sehr kurze Mäntel, die faltenreich und sehr kraus waren. Die Jungfrauen schmücken ihren Kopf mit Blumenkränzen, die reichen Frauen tragen seidene Netze, die mit Gold durchwirkt sind. Nach einer Ueberfahrt über die Grenze nach Polen reist der französische Gesandte mit Ogier am 5. Juli nach Riesenburg. Der Gesandte wohnte hier bei einem Herrn Heyselmeier, welcher sehr sprachkundig war, und dessen Gattin der Gesandte beim Abzuge eine silberne Uhr schenkte. Von hier kamen sie nach einem Orte Rasen und von

---

[52]) Vgl. S. 418. Quas quidem eo diligentius notavi, quod ab homine sagaci et Calvinista, hoc est durioris fidei, recitabantur. und S. 433: Haec omnia se ab ipsis, quibus acciderant vel ab hominibus fide dignis, quos nominabat, se accepisse Joannes Cirembergius, vir gravis, Illustrissimo Legato mihique referebat.

[53]) Vgl. S. 299.

dort nach Lesen, Orte, welche von den Schweden kurz vorher zerstört waren. Am 23. Juli reist Ogier mit seinem Gesandten nach Elbing, welches Ogier als eine sehr schöne Stadt mit breiten Strassen und Gassen und hübschen Häusern schildert.[54])

Mit diesen Nachrichten über einzelne Orte unserer Provinz schliesse ich das Bild, welches ich an der Hand der Ogier'schen Nachrichten dem Leser über die Culturverhältnisse unserer Gegenden in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts entrollt habe. Zwar bringt Ogier nur zufällig Gesehenes und Erlebtes, aber die Unmittelbarkeit seiner Nachrichten interessiren lebhaft den Leser und bieten wenigstens einen Beitrag zur Culturgeschichte der nördlichen Gegenden Europas in jener Zeit.

---

[54]) Vgl. S. 323.

Eine historische daina?

von

Ed. Gisevius, Anderson und

Hugo Weber

nebst nachtrag mit bemerkungen von C. Jaunjus.

A. Bezzenberger hat im 15. bande dieser zeitschrift s. 642—646 „eine historische daina“ abdrucken lassen und besprochen. Er legt derselben einen hohen wert bei, einen um so höhern, „als sie ihrem ganzen tone nach die meisten der bisher veröffentlichten litauischen volkslieder weit übertrifft und zugleich die erste wirklich historische daina ist, welche bekannt wird“. Ich kann weder diesem urteil noch seiner sprachlichen behandlung des textes beistimmen, die grundanschauung scheint mir in beiderlei hinsicht unrichtig zu sein.

Da die mir zu gebote stehende abschrift, über die ich nachher das nöthige mittheilen werde, in vielen stücken, in kleinigkeiten ebenso wie in wichtigeren dingen von der abschrift, welche B. vorlag, abweicht, so ist es nöthig, noch einmal die ganze daina abdrucken zu lassen, eine blosse angabe der zahlreichen varianten würde für den leser wenig übersichtlich und lästig sein. Ausserdem habe ich die daina gleich strophisch abgetheilt. B. hat „aus bestimmten gründen“ dies unterlassen, aber die daina zwingt mit ihren durchgehenden reimen von selbst dazu. Der reim erscheint bei B. nur in v. 50 gestört karėjwis : ateyes, ihn stellt meine abschrift her durch ihre lesart karejwis : atejwes, welche das ursprüngliche bietet, ateyes ist das glossem derselben.

Dass der hier gebotene text, der im folgenden mit G. bezeichnet wird, in vielen stellen das ächtere bietet, ergiebt sich ohne weiteres.

O tu sesele mano, kur tu pasydejej?
kur tawo žodelej, kuriuas man kalbejej, kurias man kalbejej?

Ach tay žynome žynome, kur tu dabar esy:
bet tu pas tewelu*) namuase nebesy, namuase nebesy.

Tu sesele mano Kamilia brangiause,
tu tewelu tawo palieka mieliause, palieka mieliause.

Tawe mums iszplesze tyronis pagonis,
kurys ten wadynams Pilakalnio ponas, Pilakalnio ponas.

Szyrdyta**) (szyrdyte) Kamilia tu mano sesele,
tawo motyneles, tewucio szyrdele, tewucio szyrdele.

Trokszta musu szyrdys tawe pamatiti,
o nors wien' žodeli ten taw pasakiti, ten taw pasakiti.

O sesel Kamilia, kur tu pasydejej?
kur tawo žodelej, kur su mumis kalbejej, kur su mumis kalbejej?

Žynom, tawe tury Kurytys pagonas,
tas tyronas bajsus, Pilakalnio ponas, Pilakalnio ponas.

Asz tawe — sesele, kožna wakareli,
troksztu pamatiti, ties Skersnemuneli, pas pat Nemuneli.

O tu Kamilia, tu mano seseli,
tu trokszti tejpogi regiet (matit) broleli, regiet teweli, regiet motyneli.

Bet Pilakalnio muraj tai mums nedalejda
sesele Kamilia regiet (matit) tawo wejda, regiet tawo wejda.

Geležynej tyltaj, auksztyn pakelti,
mumis nedalejdo prie tawes priejte, prie tawes priejti.

Ach! — sztaj iu Skirsnemun isz Wokietiu ponas
wed' lajme pagirta fon Beier Ottonas, fon Beier Ottonas,

Su szymtu karejwiu ant krutu (krutines) su žnoku
najkinti pagonis, po wardu Kryžoku, po wardu Kryžoku.

Tas Ottonas togus (toks) tejsus didej ponas
Gird': jog (kat) ant Pilakalnio ir tyronis pagonas, ir tyronis pagonas.

Gird': jog (kat) ira wisu (wisiems) tyroniu pažyntas,
jog ir wisiems bajsus Kurytys wadintas, Kurytys wadintas.

*) tewełu die hdschr. **) szyrdytu die hdschr.

Idant (norint) isznajkinti toki neprieteli,
greit Ottonas ejna pats per Nemuneli, pats per Nemuneli.

Su szymtu karejwiu apistow*) (apsto) Pilakalna
O tian niekam buwu inejti (iejti) newalna, inejti newalna.

Bet smarkus Ottonas su karejweis sawo
sułaužu tus tyltus ir dwaran ingawo, ir dwaran ingawo.

Kurytys szok prieszais rankose su kardu,
bet Ottono kardas Kuryt krutys (krutinne) ardu, Kuryt krutys ardu.

Rand' daug newalniku, łaužu tu žabangus,
szytaj — ten olose, didej skarbas brangus, didej skarbas brangus.

Kur surubawojo Kurytys tyronas,
tas bajsus wisiemis Pilakalnio ponas, Pilakalnio ponas.

Prisako Ottonas tan (ta) dwara deginti (degite)
ir Kurytio buste (namus) wisaj isznajkinti, wisaj isznajkinti.

O nog tos walandos Pilakaln wadintas,
Tasaj kalnas ira Beierburg pramintas, Beierburg pramintas.

O tad sunus lajmeis, tas smarkus karejwis
isz Wokietiu žemes fon Beier atejwes (atejes), fon Beier atejwes.

Isz ranku tyronies iszwalnin dukriele,**)
dukriele Kamilia Kamilia sesele, Kamilia sesele.

Tas Otton fon Beier wedo pas teweli,
atyduad dukriele tewelams***) Kajmeli, tewelems Kajmeli.

Der abdruck gibt genau die orthographie der abschrift wieder; nur hat diese bald ž bald z, einmal in v. 27 auch ź(noku), wo ich überall ž gesetzt habe.

Vielleicht ist manchem eine übersetzung des textes erwünscht, ich lasse dieselbe in prosa folgen. Sie reicht vollkommen dazu aus, um für den des litauischen nicht kundigen leser den ganzen ton der daina erkennen zu lassen.

Du meine liebe schwester, wohin bist du verschwunden?
wohin sind deine lieben worte, die du zu mir sprachst?

Ach das wissen wir nun, wo du jetzt bist,
aber bei den eltern zu hause bist du nicht.

---

*) apostow **) iszwałnin, dukriełe ***) tewełams die hdschr.

Du meine liebe schwester, theuerste Kamilia,
du warst deiner eltern liebstes gut.

Dich hat uns entrissen der heidnische tyrann,
der dort heisst der herr des schlossbergs.

Theures herz Kamilia, du meine liebe schwester,
das herzblatt deiner mutter, deines lieben vaters.

Unser herz dürstet dich zu sehen,
und nur ein wörtlein dort dir zu sagen.

Du meine liebe schwester Kamilia, wohin bist du verschwunden?
wohin sind deine lieben worte, die du mit uns redetest?

Wir wissen, dich hält fest der heide Korytis,
dieser schreckliche tyrann, der herr des schlossbergs.

Dich liebe schwester dürste ich jeden abend
zu sehen, gegenüber von Skersnemunele, dicht am Nemenstrande.

Auch du Kamilia, du meine liebe schwester,
du sehnst dich ebenso zu sehen den bruder, vater, die liebe mutter.

Doch des schlossbergs mauern gestatten uns das nicht,
die liebe schwester Kamilia zu sehen, dein antlitz zu sehen.

Die eisernen brücken, hoch aufgezogen,
gestatten uns nicht zu dir zu kommen.

Ach! siehe nach Skirsnemun fürt aus Deutschland
ein herr das gepriesene glück, Otto von Beier.

Mit hundert kriegern, auf der brust mit dem zeichen,
die heiden zu vernichten, im namen der kreuzritter.

Dieser Otto der treffliche (?) sehr gerechte herr
hört, dass auf dem schlossberg ein heidnischer tyrann ist.

Hört, dass er von allen als tyrann gekannt ist,
dass er bei allen der schreckliche Korytis genannt.

Damit er einen solchen feind vernichte,
Geht Otto selbst schnell über den Nemun.

Mit hundert kriegern belagert er den schlossberg,
und da war es keinem möglich hineinzugehen.

Aber der kühne Otto mit seinen kriegern
zertrümmert die brücken und drang in den hof ein.

Kurytis springt entgegen, mit dem schwerte in den händen,
aber Otto's schwert durchbohrte des Kurytis brust.

Er findet viel gefangene, zerbricht ihre fesseln,
siehe! dort in gewölben ein sehr kostbarer schatz,

den zusammengeraubt hatte der tyrann Kurytis,
der allen schreckliche herr des schlossbergs.

Otto befiehlt diese burg in brand zu stecken
und des Kurytis wohnung gänzlich zu zerstören.

Und von dieser zeit an wurde der schlossberg genannte
berg Beierburg genannt.

Und dann befreit der siegreiche sohn (?), der kühne krieger,
aus deutschem lande der fremde, von Beier

Aus den händen des tyrannen die tochter,
die tochter Kamilia, die schwester Kamilia;

Dieser Otto von Beier fürt sie zum vater,
gibt die tochter zurück den eltern in Kaimeblen.

Einige stellen des textes erfordern hier sogleich eine besprechung. In v. 6 bietet die abschrift B. *tu tejweli tawo paliekaj mieliause.* Höchst merkwürdig ist die lesart in G.: *tu tewelu tawo palieka mieliause.* B. sieht *paliekaj* als eine besondere form für *palikai* an, ohne nur irgend ein bedenken gegen eine solche anomalie zu äussern; sehr bald ergibt sich, dass die lesart seiner handschrift nichts anderes ist als eine schlechte correctur aus G., die unvollständig geblieben ist. Denn *palieka mieliause* gehört zusammen und ist prädicat zu *tu*, von ihm hängt der genetiv *tewelu* ab. *Palieka* aber findet seine erklärung durch *atlěkas -a* bei Ness. = übrig, übrig geblieben; *atlěkai* = abgänge, abgängsel. Demgemäss bedeutet ein bisher noch nicht belegtes *palěkas -a* etwa „das, was einer hat; gut, besitz", ich habe es durch „gut" übersetzt. In B. ist trotz des *paliekaj* daneben *mieliause* stehen geblieben. — In v. 27 *su žnoku* — ž, nicht z steht in G. — ist *žnokas* in seiner bedeutung als „zeichen" klar. B. erklärt es aus **žinoks*, ich glaube aber das wort ist entlehnt und mit lautlichem anklang an lit. *žinó -ti* lituanisiert; poln. *znak*, russ. *znakŭ* = „zeichen" haben den stammvokal unterdrückt. Auch ins lettische ist lettisiert eine ähnliche entlehnung übergegangen

ʃnakums = russ. *znakómyj* (St. *znakomŭ) = „bekannter“, während auch hier das verbum *ʃinát* seinen stammvokal erhalten hat. — In v. 29 erfordert das metrum ein zweisilbiges wort, wie *togus*. Dieses ist glossirt durch *toks*, die abschrift B. hat auch hier wie an andern stellen nur das glossem. Die erklärung erscheint mir aber zweifelhaft; ich glaube eher, ohne es aus der sprache belegen zu können, dass *togus* das simplex ist zu dem bekannten lit. *patogùs* = „artig, ehrbar, geschickt“, vgl. Ness. s. v. Dass *patogus* mit *pa* zusammengesetzt ist, ist klar; das wort ist etymologisch noch nicht erklärt, eine anknüpfung an got. *thag(g)kjan* lat. *tongēre*, also die wurzel tang — erscheint mir möglich. — Auffallend ist in v. 38 *ir dwaran ingawo* d. h. *dwara -n* = „in den hof hinein“, aber *ingawo* ist bisher wenigstens in der intrans. bedeutung noch nicht nachgewiesen, man würde erwarten *dwara ingawo*, wie in B. steht *dwara igawo*. — In v. 49 bieten beide abschriften dasselbe: *sunus lajmejs* B., *s. lajmeis* G. Bezzenberger nimmt *lajmejs* für *laimės*, „mit ej für ė“. Aber *lajmeis* bedeutet *laimėjis* nach der polnischen Orthographie des litauischen, welche hier zu grunde liegt d. h. das nomen agentis zu *laimėti* = *gewinnen, siegen*, also *der sieger*. Was aber der *sohn* dabei bezeichnen soll, ist mir nicht ganz deutlich; Bezzenberger spricht kein solches bedenken aus. Am natürlichsten erscheint es sowol *sunus laimeis* als *atejwes* mit *isz Wokietiu žemes* in zusammenhang zu bringen: *der siegreiche sohn aus Deutschland, der fremde*. Dass aber eine solche ausdrucksweise: *ein sohn Deutschlands* eine nicht volksthümliche ist, die phrase eines büchermenschen, nicht der natürliche ausdruck eines volksliedes, ist wohl jedem einleuchtend. Das würde mit dem urteil, das ich sonst über die daina glaube fällen zu müssen, übereinstimmen; ich gebe aber bereitwillig die möglichkeit zu, dass *sunus* auf einem lese- oder schreibfehler beruht — kurz dass es verdorben ist und ein adjectivum mit der bedeutung tapfer, glücklich u. s. w. an seiner stelle gestanden hat. — Ueber *Kajmeli* v. 54 nachher.

Eine abschrift des gedichtes erhielt ich vorigen sommer von meinem theuren freunde, dem in ganz Litauen wohlbekannten oberlehrer a. d. Ed. Gisevius in Tilsit. Zu anfang dieses jahres sandte mir in seiner

gewohnten güte, für die ich ihm auch an dieser stelle danke, herr dr. Reicke den aufsatz Bezzenbergers zu; der von diesem gebotene text wich von dem meinigen ab. Ich wandte mich daher an Gisevius und bat ihn, mir doch die ihm selbst zugekommene abschrift zu übersenden. Das geschah, zugleich erhielt ich von ihm einen aufsatz über diese daina, der für die altpr. monatsschrift bestimmt gewesen war, und der auch eine längere erörterung des präcentor Anderson in Popelken enthält, eines kenners der lit. sprache und der preussischen geschichte. Die bemerkungen beider werden im folgenden unter angabe ihres namens, wo sie benutzt sind, mit angeführt werden, und zwar mit ihren eigenen worten. —

Was das lokal anbetrifft, auf dem sich der inhalt der daina bewegt, so schreibt Gisevius aus eigner anschauung oder nach den mitteilungen des nachher genannten herrn Claassen darüber folgendes: „auf dem linken ufer des Memelstromes, drei meilen weit von der preussischen grenze liegt das wegen seiner landschaftlichen anmut wohlbekannte Gielgudischken, besitzthum des herrn baron v. Keudell (eines jüngeren neffen des deutschen botschafters am italienischen hofe). Ungefähr $^1/_8$ meile unterhalb des schlossartigen gutshauses bildet das hier steilaufsteigende, tiefdurchschluchtete ufer drei getrennte anhöhen, von denen die mittlere mehr hervortritt und den Namen Baierburg führt." Die briefliche mitteilung aus jener gegend bei Voigt preuss. gesch. IV, s. 545, 1 sagt: „die burg lag eine halbe meile von Gielgudiski am linken ufer der Memel auf der höchsten anhöhe neben dem flussbette", und zwar gerade gegenüber Christmemel = Skirstnemonie, auf einer karte mit der polnischen namensform Skrystomana bezeichnet. Voigts berichterstatter fährt fort: „jetzt sind von der Baierburg keine ruinen mehr vorhanden; theils aber sind unter der erde noch die unverkennbarsten spuren einer einst dagewesenen burg vorhanden, theils weiset auch der name dieser anhöhe Pilkalnes (schlossberg) noch auf die burg hin. Wall und graben deuten auf eine ehemalige starke befestigung." Ebenso weit wie die Baierburg von Gielgudischken, liegt nach der karte von der ersteren stromabwärts auf demselben ufer das dorf Keimehlen, welches in v. 54 genannt wird als heimat des ge-

raubten mädchens. Herr Claassen in seiner übersetzung, die Gisevius fast unverändert gelassen hat, gibt natürlich auch diesen namen. Bezzenberger hat dieses wort als eine „wunderbare verdrehung des namens Kamilia“ angesehen. Weder diese annahme noch die warnung an den leser: „Pilkalnes — nicht zu verwechseln mit der stadt Pilkallen“ waren irgendwie nöthig, denn Pilkallen liegt weder an der Memel noch in der nähe jener örtlichkeit.

Beim ordnen alter papiere fand herr baron v. Keudell jene daina. „Zur zeit der entdeckung befand sich gerade — schreibt Gisevius — herr vermessungsrevisor Claassen von hier [d. h. von Tilsit] in Gielgudischken und bat meiner freundlich gedenkend, also mehr für mich, als für sich selbst, um eine abschrift der daina, die auch aufs bereitwilligste gestattet wurde. Gleich nach seiner rückkehr von Gielgudischken war herr Claassen so überaus gütig, mir den text nebst einer metrischen übersetzung einzuhändigen, wobei er bemerkte, der herr baron beabsichtige die daina bei seiner anwesenheit in Berlin einer gelehrten gesellschaft zur näheren prüfung vorzulegen.“ Die abschrift muss ich für treu ansehen; dafür spricht die nicht geringe anzal von solchen wörtern und formen, die durch ein bereits im originale beigesetztes glossem erklärt werden und die der des litauischen kundige abschreiber offenbar vollständig widergibt; dafür spricht ferner die in preussisch Litauen völlig unerhörte unterscheidung der schrift von ł und l, die an einigen stellen vorkömmt, zum teil unrichtig. Um aber über die treue der abschrift eine authentische gewissheit zu erlangen, habe ich inzwischen mich brieflich an den herrn baron von Keudell gewendet und werde später das resultat dieser nachforschung mitteilen. An sich ist es für die beurteilung der daina und für die entscheidung der frage, ob sie eine historische daina genannt werden darf, völlig gleichgültig jenes schriftstück näher zu untersuchen, die antwort auf diese frage lässt sich ohnedem mit bestimmtheit geben.

Welches sind nun diese geschichtlichen ereignisse, auf die die daina bezogen wird?

Zur zeit des hochmeisters Dietrich von Aldenburg kam ein herzog von Baiern an, mit ihm zog Dietrich gegen die Litauer und sie bauten

im lande derselben bei Willun, dem jetzigen Wileny, eine burg, die zum andenken an den herzog die Beyrsburg genannt wurde. So erzählt die ältere chronik von Oliva (scr. rer. Pruss. I, s. 717), mit ihr stimmt die urkunde kaiser Ludwigs 15. nov. 1337 (s. Th. Hirsch a. o. II s. 492 anm. 280. s. 494 anm. 292). Ganz unbestimmt ohne angabe des ortes ist die erwähnung in der kurzen reimchronik von Preussen (II s. 7 v. 226—233) und in der schlussrede einer übersetzung des buches Hiob (I s. 646 v. 35—38). Ergänzt und genauer bestimmt wird jene nachricht durch canonici Samb. epit. gest. Pruss. (I, s. 281) dahin, dass der herzog Heinrich hiess und diese burg sich befand „in quadam insula ex opposito Welov„ (l. Welon oder Welun) und Beyern genannt wurde. Diese Baierburg wurde vom herzog Heinrich „nach einer aus dem j. 1415 (Kgb. archiv foliant A 144, f. 147) vorliegenden erklärung in der entfernung einer viertelmeile von Wielun erbaut“ (Th. Hirsch a. o. II. s. 493 anm. 284, den wortlaut jener notiz gibt Voigt IV. s. 545 anm. 1: cum adiutorio et potentia ordinis prope castrum Welune ad quartale unius miliaris, a quo eciam dictum castrum Welune fuit ab infidelibus expugnatum et per ordinem emptum). Unbestimmt ist also hier gelassen, ob auf einer insel oder — wie man bei unbefangener deutung der stelle annehmen muss und wie auch Th. Hirsch a. a. o. annimmt — am südufer des Memelstromes gegenüber Wielun.

Die genauesten angaben finden sich in dem auszuge aus der chronik Wigands von Marburg, den ein geistlicher in lat. sprache für den Krakauer domherrn Długosz auf dessen bitten anfertigte, als dieser — etwa zwischen 1460 und 1480 — seine polnische geschichte schrieb (vgl. Th. Hirsch a. o. II, s. 437). Aus ihnen geht hervor, dass jene Baierburg nicht auf einer insel lag, dass jene angabe vielmehr auf einer nahe liegenden verwechselung beruht.[1]) Es heisst dort cap. 23 (a. o. II, s. 492 f.): intrante anno 1338 (vielmehr 1337 vgl. Th. Hirsch in

---

[1]) eine verwechselung anderer art deutet die anm. 326 a. o. II, s. 501 an; die annal. Thorun. aber haben nur die tatsachen verschoben (denn der bau von Georgenburg fällt auch in diese zeit) und dann, wie es scheint, den irrtum wieder ausgleichen wollen. —

anm. 280) frater Theodericus de Aldenburg, dux Bavarie Hinricus et alii multi navigio in magna copia veniunt in Lithwaniam in quandam insulam prope Welyni, ubi circumsepiunt se, duas domos ibidem erigunt, de quibus se defendunt, et aliam fortem domum erexit prope, in cuius propugnaculo 100 bellicosos statuit,[2]) sed et 40 animosos fratres cum totidem sagittariis ordinavit ad utilitatem domus. Multos quoque wytingos pro custodia et vigilia circumordinavit preter Nathangos et Sambienses. Tandem (= „hierauf" vgl. Th. Hirsch z. d. st.) duo maligni wytingenses cum aliis descenderunt castrum volentes ipsum tradere in manus regis, de quibus unus mansit in malo proposito in castro vulgariter Beyorn vel Beyeren, quod regi tradere voluit. Idem dixit regi Lithwanorum, quomodo eadem domus esset lignea, minus bene compactata cum argilla etc., quam posset faciliter vincere usw. Durchweg ist in dieser ganzen erzählung, die mit aliam fortem domum beginnt, nur von der alten Bayerburg die rede. Th. Hirsch hat den satz multos quoque — Sambienses nicht richtig gedeutet, er hält ihn für eine an dieser stelle eigentlich ungehörige einschaltung, die sich auf ein anderes jahr bezieht und versteht eine befestigung des gebietes von Natangen (oder vielmehr von Brandenburg) und Samland (vgl. anm. 286. 287. s. 493, anm. 300. s. 497). Der grund des irrtums liegt in der deutung von preter. Er übersetzt nämlich — das zeigt hier seine erklärung — preter Nathangos et Sambienses mit ausserhab d. h. an der grenze von Natangen und Samland, und ist dann genöthigt den ganzen satz für eine an die unrechte stelle geschobene notiz anzusehen. Die gleiche verschiebung nimmt er dann natürlich für das im inhalte mit dem lateinischen auszuge übereinstimmende, aber von diesem unabhängige excerpt des danziger secretars Caspar Schütz aus Wigands chronik an und setzt weiter demgemäss voraus, dass Wigand eben dasselbe bereits gemeint habe. Schütz aber lässt gar keinen zweifel darüber, dass auch dieser satz des lateinischen excerptes sich auf die Beierburg bezieht (vgl. a. o. s. 494), und die

---

[2]) an dieser stelle bricht Bezzenberger sein excerpt ab, aber erst das folgende beweist, dass die Baierburg gemeint ist. Er ist Th. Hirsch gefolgt, dessen anm. 284 eine nicht ganz philologisch exacte fassung hat.

richtige erklärung jenes preter bestätigt das: die alia fortis domus erhielt als besatzung 100 kriegsleute, vierzig ordensritter, ebenso viel schützen; viele witinge wurden zur sicherheit und beobachtung ausser Natangen und Samen noch ringsherum gelegt. Mit dem hause ist die burg Beyeren gemeint, wie nun gleich das folgende, die erzählung unmittelbar fortsetzende stück zeigt. Voigt hat a. a. o. bis auf eine kleine ungenauigkeit die stelle schon richtig gedeutet. — Durch den mund dieser zwei zeugen also ergibt sich, dass auch Wigands chronik die sache so erzählt hat.

Diese Beierburg wurde nun im j. 1344 verlegt, wie der lateinische auszug und Schütz übereinstimmend berichten cap. 30 (a. o. s. 501): „ceterum in eodem tempore magister Luterus cum accessu suorum preceptorum maturo sonsilio castrum Beyerborg vulgariter dictum exustum et continuo ad 1 miliare inferius aliud erectum, quod eodem vocabulo, Beyersburg sc., est vocatum, sytu duntaxat variato. Nam et Hinricus dux Bavarie petiit, ut tali vocabulo denominaretur, sc. Beyeren, quod factum est.“ Geordneter als der lat. excerptor in seiner etwas schief gewordenen darstellung, wie dergleichen bei ihm vielfach vorkömmt, erzählt Schütz: „in demselben jare ist auch aus beveel des hochmeisters das haus Beiern, weil es an einem vnbequemen orte ersten angelegt war, niddergeriszen vnd nicht weit darvon auf eine bessere vnd festere stelle verleget vnd bevestigt, hatt doch den alten namen Beyern der Beiersburg behalten.“

Wo lag diese neue Beierburg? das lateinische excerpt sagt: etwa eine meile unterhalb der alten. Die alte aber lag gegenüber Welun, dessen heutiger name polnisch Wileny ist,[3]) eine viertelmeile davon entfernt (vgl. oben die stellen). Jene höhe aber unterhalb Gielgudischken, welche als die stätte der Beierburg angesehen wird, liegt von dem heutigen Wileny $3\frac{1}{2}$ meile entfernt. Diesen widerspruch sucht Th. Hirsch a. o. s. 493 anm. 284 auszugleichen, indem er sagt: „wenn nach den mittheilungen bei Voigt (s. oben s. 427) jetzt spuren einer

[3]) žemaitisch heisst der ort Wielona in Wołonczewski's Wiskupiste, welches nach der dort befolgten schreibung lit. Vėlona oder Vėlona ist.

weitläufigen burg am südufer des Memels auf einer anhöhe, welche jetzt Pilkalnes d. h. schlossberg heisst, dem dorfe Skirstnemonie (Christmemel) gegenüber, freilich 3½ meilen unterhalb des j. Wielona gefunden werden, so werden sie wahrscheinlich der Baierburg angehört haben; denn dass das j. Wielona genau an der stelle des alten Wielun gelegen habe, ist nicht nothwendig anzunehmen."

Aber umgekehrt frage ich: ist es denn erwiesen, dass jene höhe den namen Beierburg gehabt hat oder — wirklich hat? Die frage wird sehr auffallend sein, weil sie das scheinbar offenkundigste und sicherste bezweifelt. Und doch ist sie vollkommen berechtigt. Man lese den bericht bei Voigt, wie er bereits s. 427 mitgetheilt ist; hier steht kein wort davon, dass jene höhe die Baierburg heisst, sie trägt den litauischen namen pilkalnes = "schlossberg", wie solcher "schlossberge" viele im Juragebiet vorkommen; Gisevius hat in einem aufsatze in den Preuss. Provinzial-Blättern (in dem mir vorliegenden exemplar ist der band nicht angegeben) die volkssagen von diesen "schlossbergen" mitgetheilt. Der name Beierburg ist durch geschichtskundige und geschichtsfreunde aufgekommen und durch alle, welche den anmutigen aussichtspunkt besuchen, populär geworden. Zu einem andern Resultate führen die zeugnisse nicht, als zu dem, welches sich mit den allbekannten worten des märchens ausdrücken lässt: "disse geschicht is lögenhaft to vertellen, aver wahr mutt se doch sien, anners kunn man se jo nich vertellen."

Die daina aber ist das aetiologische product der übertragung des namens Baierburg auf den schlossberg bei Gielgudischken. Zu ihr kehren wir jetzt zurück.

Das gedicht beginnt mit der klage des bruders um die geraubte schwester, an die sich die erzählung von der befreiung derselben durch erstürmung des raubschlosses und tödung des räubers anschliesst. Der retter ist Otto von Baiern, er zerstört das raubschloss und nach ihm wird der berg, auf dem dasselbe gelegen hat, seit der zeit nicht mehr "schlossberg", sondern "beierburg" genannt.

"Dichterischen werth — sagt Gisevius — kann man der daina nicht absprechen; in ungekünstelter, einfachster weise spricht sich um

so eindringlicher ein tiefes gefühl der bruderliebe aus.“ Ich füge hinzu: klagen um bruder und schwester, um mutter und vater bilden einen glanzpunkt der litauischen poesie, wie sie in den zahlreichen dainos uns bekannt ist; daher kann einem Litauer, der in diesen dichterischen traditionen aufgewachsen oder mit ihnen vertraut ist, die darstellung von empfindungen aus diesem kreise ganz wohl gelingen. — Der eingang nun ist an diesem gedichte das beste: o tu sesele u. s. w. (v. 1. 2) mit jenem charakteristischen o, „welches im litauischen nicht eine interjection ist“ (G.), aber auch nicht blos „und“ bedeutet, sondern immer mehr oder weniger einen gegensatz andeutet und wie das lateinische at zum ausdrucke erregter lebhaftigkeit, eines gefühlspathos verwendet wird, auch so im anfange mancher daina bei Rhesa begegnet. Aber auch bereits in diesem ersten gelungenern teile der daina kommen einige einzelheiten des ausdruckes vor von der art, wie sie namentlich der zweite längere teil in menge enthält. Ich hebe jene nicht besonders hervor, denn gelingt es mir, für den zweiten teil den charakter der dichtung dem leser zu klarem bewusstsein zu bringen, so ist das ziel meiner kritik erreicht.

„Bei der schilderung der aufeinanderfolgenden thatsachen — sagt G. — ist zu rühmen, dass dieselben ohne wortschwall schlag auf schlag aufs lebendigste vor augen gestellt werden.“ Damit dürfte meines erachtens dieses stück nicht ausreichend charakterisirt sein; ich glaube, das wird die oben mitgetheilte prosaische übersetzung jedem, der sich in den gefühls- und gedankenkreis der litauischen volkslieder eingelebt hat, klar machen — und mein freund Gisevius wird mir, wie ich hoffe, hier zu allererst beistimmen, dass eine solche platte gründlichkeit im ausdrucke, wie sie diese „historische daina“ hat, eine solche — ich möchte sagen — geschichtlichkeit der in substantiven und adjectiven rhetorisirenden darstellung, so ungeschichtlich die daina sonst in ihrem inhalte ist, dem ächten litauischen volksliede fremd ist. Und nun gar die eisernen brücken, die hoch aufgezogen sind, die gefangenen und die schätze in den gewölben erinnern an landläufige historische vorstellungen von raubrittern. Ich will gar nicht in abrede stellen, dass nicht gelegentlich auch in volkssagen solche motive übergegangen sind und

ihrer erzählung anhaften — ich gebe das bereitwillig zu, aber ich glaube, es lässt sich vollständig deutlich und fassbar derjenige charakter des gedichtes in seinem grössten und hauptsächlichsten teile darlegen, der die künstliche entstehung desselben verräth.

Der daina hier kommt es besonders darauf an, zu erklären, wie die burg gegenüber von Skersnemunie zu dem namen Beierburg gekommen ist. Dergleichen mag in einer volkssage vorkommen, der volkstümlichen daina aber ist eine solche scharfe absichtlichkeit, wie sie hier zu tage tritt, vollkommen fremd. Man beachte nur folgende motive des gedichtes: wie sorgfältig ist für diesen zweck der standpunkt nicht blos gewählt, sondern erklärt und dargelegt. „Dich hat in seiner Gewalt — klagt der bruder — der heide Kurytis, der schreckliche tyrann, der herr von Pilakalnes“ (v. 15 f.), „ich sehne mich dich zu sehen gegenüber von Skersnemunie,[1]) dicht am Nemunas“ (v. 18). „Da kommt aus Deutschland nach Skirsnemun zum grossen glücke Otto von Beier mit hundert kriegern, die auf der brust das zeichen haben, im namen (des ordens) der kreuzritter die heiden zu vernichten“ (v. 25—28) „er hört, dass auf Pilakalnes ein heidnischer tyrann ist, dass er bei allen als tyrann bekannt ist, Kurytis genannt“ (v. 29-32), er setzt schnell über den Nemunas, schliesst mit hundert kriegern Pilakalnes ein, aber niemand konnte eindringen“ (v. 34—36). — Die hundert krieger werden also nicht einmal, sondern zweimal erwähnt. — Otto von Beiern aber zerbricht die brücke, dringt ein, tödtet den Kurytis und befiehlt das raubschloss zu zerstören. „Und von der zeit an wurde der bisher Pilakalnes genannte berg die Beierburg benannt (v. 47 f.). Dieses motiv drängt sich vor den eigentlichen abschluss der ganzen handlung — die befreiung und rückgabe der tochter an ihre eltern — in auffallender weise vor, macht sich so aufdringlich, dass man die absicht erkennt und — verstimmt wird. „Mag im anfange — sagt G. — der volkston vorherrschend gehalten sein, die ganze form der zusammenstellung, wie manche einzelheiten zeugen dafür, dass die dichtung ihr dasein der

[1]) B. hat isz Skersnemuneliu in seiner abschrift, G bietet ties Skersnemuneli (d. h. instrum. von -ėlė).

studirstube zu danken hat. So z. b. kommt in der daina der reim in anwendung, der in den litauischen volksliedern nicht gebräuchlich ist. Ferner das bei einem volksliede befremdende wort „tyrann" (tyronis, tyronas), obgleich im litauischen der begriff vollständig entsprechend durch smarkininkas, pasiùtėlis, padūkėlis wiedergegeben werden kann."

Wie sich diese daina zur geschichte verhält, ist nach alledem klar. Mit welchem rechte der name Beierburg dem „schlossberge" bei Gielgudischken gegeben wird, haben wir oben gesehen. Die daina übernimmt das geschäft, diese benennung, welche sich dafür erst in neueren zeiten eingefunden hat, zu erklären, sie verfolgt also einen aetiologischen zweck — sie will die gegenwart aus der vergangenheit erklären und dichtet das in die vergangenheit hinein, was sie braucht. „Es ist klar — sagt Bezzenberger — dass, insofern der name derselben direct auf einen herrn von Beiern zurückgeführt wird, die geschichte ihrer entstehung mit der der alten Baierburg, die schon frühzeitig in vergessenheit geraten sein mag, verwechselt ist. In diesem umstande liegt, wie sich nicht verkennen lässt, der beweis dafür, dass unsere daina ein echtes historisches volkslied und nicht das poetische product eines geschichtskundigen ist." Ich brauche hierüber kein wort mehr zu sagen und will an dieser stelle die briefliche mitteilung Andersons an Gisevius einfügen, welche letzterer in seinen aufsatz aufgenommen hat. Anderson schreibt: „die daina ist, wie auch Deine bedenken wegen tyronas u. aa. andeuten, ein machwerk neuerer zeit. In dürre worte gekleidet, erzählt die daina: Kamilia u. s. w. Als Heinrich herzog von Niederbaiern im anfange des jahres 1337 nach Litauen zog, kann auf der stelle, wo jetzt die Beierburg liegt, kein tyrann gewohnt haben, denn der orden besass schon das land Sudauen d. h. den teil südlich von der Memel. Ein bergschloss mit mauern und eisernen zugbrücken kann 1337 an der Memel nicht gelegen haben. Denn die burgen (auch die des ordens) waren sehr einfach aus füllholz in gersasz aufgesetzt [über diesen ausdruck vgl. Nesselmann, lit. wtb. s. v. renczìu s. 428], hatten nur ein tor, resp. zugbrücke, die sicher nicht von Eisen war. Von wem soll denn der heide, der tyrann Korytis, die schätze geraubt haben? von den unterthanen des ordens vielleicht? die mussten sich im westen neben

den ordensburgen anbauen und werden wol armselig genug gewesen sein. Heinrich erbaut die Beierburg auf einer Memelinsel [s. jedoch oben]; da kann kein bergschloss mit mauern und gräben gestanden haben; die insel wird wol so flach gewesen sein, wie alle Memelinseln. Die niedrige lage wird wol hauptsächlich die ursache gewesen sein, dass die burg einige jahre später verlegt wurde. Historischen werth hat also die daina gar keinen."

Woher nun die übrige „sagenhafte zutat" stammt, wie weit irgend welche umgehenden vorstellungen von burgen oder sogar auch erzählungen dabei in betracht kommen, das lässt sich höchstens erraten. Eine gewissheit aber gilt in der kritik mehr als zehn möglichkeiten. Ein sicherer und unumstösslicher beweis für die entstehung des gedichtes, ein kennzeichen des fabrikates, so zu sagen seine marke, ist der reim. Keine ächte litauische daina ist gereimt. Mag es sich sonst verhalten mit diesem gedichte, wie es will, dieser allein bezeugt schon, dass es gemacht, nicht entstanden ist. „Der reim, der der daina fremd ist — sagt Nesselmann in der vorr. zu den lit. volksl. s. X —, die regelmässige anlage und der mangel an naiver lebensanschauung verraten solche lieder meistens sehr leicht." Bei der leichtigkeit, mit der im litauischen gereimt werden kann, ist es nicht zu verwundern, wenn gelerte und des litauischen kundige männer eine fertigkeit litauische gereimte verse zu machen haben; ja auch ächte volkslieder habe ich schon in reimende poesie umgegossen gefunden, die nötigen veränderungen sind leicht hergestellt.

Sehr auffallend ist aber noch ein umstand, der schon oben gelegentlich hervorgehoben ist. In dem lateinischen auszuge aus Wigands chronik heisst es: „er legte hundert krieger in die Baierburg." Der excerptor hat nach seiner gewohnten lässigkeit vorher gesagt: circumsepiunt, erigunt, defendunt und meint mit diesem pluralis den hochmeister Dietrich von Aldenburg und Heinrich von Baiern, dann fährt er mit et fort und sagt: erexit, statuit, ordinavit. Hier ist nur einer von beiden gemeint, und weil von hier ab in längerer erzählung nur von dem castrum Beyeren die rede ist, muss man annehmen, dass der schreiber hier von Heinrich von Bayern gesprochen hat und dass Wi-

gand ebenso von dessen burg und ihm hier geredet hatte. — In dem gedichte werden zweimal bald nach einander v. 27 und 35 hundert krieger genannt, an ersterer stelle noch ausserdem als kreuzritter bezeichnet, im lateinischen excerptor werden die kreuzritter unmittelbar nach den hundert bellicosos als vierzig animosos fratres erwähnt. In der geschichte Polens von Długosz, für den jene excerpte gemacht sind, sind jene oben angezogenen kapitel nicht aufgenommen (vgl. Th. Hirsch a. o. II s. 431 anm. 2); jene excerpte sind zuerst im jahre 1842 in Posen gedruckt worden (vgl. a. o. II s. 430 anm. 2), aber aufgenommen ist diese erzälung mit allen einzelheiten in das geschichtswerk von Joh. Voigt IV s. 544 f. Dieser band ist 1830 erschienen.

Und zweitens, ebenso seltsam ist folgender Umstand: „nach einer brieflichen mittheilung — sagt Voigt a. a. o. in der anmerkung — eines freundes aus jener gegend lag die burg ... geradeüber dem dorfe Skirstnemonie (Christmemel)“, ties Skersnemunelį, wie meine abschrift hat. Die lokalitäten aber sind, wie die obige analyse des gedichtes gezeigt hat — in demselben in einer geradezu auffälligen und tendenziösen weise hervorgehoben.

Ist das zufall? oder absicht? die frage ist nun wohl fast überflüssig. Ihre beantwortung ergibt sich von selbst. Ich habe die kritik bis zu diesem punkte hingeführt; die richtung haben mir einige äusserungen von Anderson gegeben, die ich deshalb hier im wortlaute folgen lasse. „Aus dem volke — schreibt er an G. — scheint die daina nach Deiner meinung auch nicht entstanden zu sein. Wer hat sie aber gefertigt, da doch die klage des bruders sehr hübsch zum ausdruck gebracht ist. In einem buche (ich habe vergessen, ob in Ruhig, Krause oder anderen)[5]) habe ich gelesen, dass die litauische sprache vor 200

[5]) bei Ph. Ruhig, Betrachtung der Littauischen Sprache, Königsberg 1745. s. 75: „vor fünfzig Jahren waren in Gross-Littauen viel von Adel, die nur Littauisch sprachen, und vornehmes Frauenzimmer in der Stadt Kauen, welches nichts als Littauisch mit einer sonderlichen Höfflichkeit redeten“. s. 79: „diese Gedichte [von Gelehrten gemachte dainos] scheinen aus Gross-Littauen herzustammen; wie denn allda in meiner Jugend eines auf den Hopfen gesehen habe: o apwynéli źallukiéli, welches einem ansehnlichen Bürgermeister in Kauen zugeschrieben wurde.“

jahren in Kowno unter den gebildeten in gesellschaften gesprochen wurde und damals ein daselbst lebender bürgermeister artige gedichte in littauischer sprache gefertigt haben soll. Wenn Du willst kannst Du ihm die daina zuschreiben. — Dieser annahme steht aber der umstand entgegen, dass die Beierburg in verbindung von 100 mit dem kreuz bezeichneten kriegern genannt wird. In den quellen, die damals den gebildeten zugänglich waren, steht davon nicht ein wort. Der erste, der die 100 nennt, ist Voigt. Ich glaube also nicht zu irren, wenn ich die daina jemandem zuschreibe, der Voigt einmal gelesen hat und erklären wollte, weshalb die burg „Beierburg" genannt wurde. — Dass die daina unter alten papieren vorgefunden ist, darf uns weiter nicht irre machen, altes papier ist ein relativer begriff und Voigt schrieb sein werk vor fünfzig jahren."

Die abschrift B. stammt von einer handschrift, die „im besitze eines in der nähe der Baierburg wohnenden alten bauern ist, der dieselbe aus alter zeit ererbt habe und sehr in ehren halte", die abschrift G. aus einer „alten" handschrift vom gute bei Gielgudischken. Dass das original zu B. entweder direkt aus dem originale zu G. abgeschrieben ist oder beide aus einer gemeinsamen vorlage stammen, ist unmittelbar aus der vergleichung der texte klar; G. stellt einen durchweg ächteren text als B. dar.

Endlich wäre noch über den dialekt und einzelne wörter anlass etwas zu sagen. Bezzenberger hat die „bemerkenswerthen formen desselben" zusammengestellt, darunter rechnet er solche „formen" seiner abschrift, wie te*j*weli, te*j*wucio, te*j*welms, iszpl*ei*sze, wakar*ei*li, žeme*j*s u. aa. „ohne jedoch für ihre richtigkeit eine garantie zu übernehmen." Es ist das ganz dasselbe verfahren, welches er zum grossen nachteil für seine beiträge zur gesch. der lit. sprache bereits in diesen angewendet hat. Druckfehler und schreibfehler werden dort in ziemlicher anzal als besondere formen behandelt, nicht selten verfärt er auch so, dass er eine solche „form" — wie er hier sagt — zunächst als eine abweichende und bemerkenswerte registrirt, dann aber den nachsatz beifügt wie: „wahrscheinlich ist aber ein druckfehler anzunehmen" und dergl. Jene *ei* für *ė* sind nur schreibfehler, daraus wie es mir scheint

entstanden, dass in der vorlage *ie* geschrieben war. Denn z. b. *tèvas* erscheint — abgesehen davon, dass dialektisch auch *tavas* gesagt wird — im ganzen bereich des lit. nur als *té*(vas) oder *tiė*(vas), wobei zunächst die zweite silbe ausser betracht bleibt. Dass die vorlage *ie* darbot, schliesse ich unter anderem daraus, dass z. b. in meinem texte reg*ie*t v. 20 geschrieben ist. Dann folgt, dass auch G. nicht unmittelbar das original für B. gewesen ist, sondern beide aus einer gemeinsamen vorlage stammen.

Es würde in gar keinem verhältnisse zum gegenstande stehen, wenn ich dieses künstliche product dazu benutzen wollte, um über die in demselben erscheinenden dialektischen formen eingehender zu reden oder über diese und jene auffallendere construction und schreibung das zu sagen, was ich etwa sagen könnte. Der dialekt ist so widersprechend, dass sich nichts darüber ausmachen lässt. Der vorstehende aufsatz hatte den rein kritischen zweck zu zeigen, dass die daina ein künstliches machwerk ist. Will man das gedicht eine daina nennen, mag es sein; will man es historisch nennen, weil wenigstens die spur der geschichte in ihm zu finden ist, so mag auch das sein, aber deshalb ist es noch immer nicht „eine historische daina".

Weimar, 9. april 1879.

Nachtrag.

Der obige aufsatz war in der vorliegenden form eben abgeschlossen[6]) und lag zur einsendung an die redaction bereit, als ich durch die güte des staatsrats und akademikers dr. A. v. Schiefner eine anzal trefflicher bemerkungen des herrn studiosus Jaunjus zu dem gedichte erhielt, das ich im abdrucke B. herrn Schiefner zugesendet hatte. Beiden sage ich auch an dieser stelle herzlichen dank für ihre freundlichkeit.

Wenn man — sagt herr J. — ohne vorurteil das gedicht betrachtet, bemerkt man bald, dass es kein volkslied ist. Die litauischen volks-

---

[6]) nur die an sich gleichgültige bemerkung über die orthographie auf s. 423 ist später hinzugefügt wegen des im folgenden besprochenen wortes *znokas*.

lieder meiden zwar nicht den reim, wenn er sich zufällig einstellt, aber sie suchen ihn nicht, wie das der verfasser dieses gedichtes getan hat. Den nomin. sg. *tyronis* v. 7. 30 bis [16 hat G. *tyronas*], dem der gen. *tyronies* v. 51 entspricht, also das thema *tyroni-* verändert er in *tyronas*, um darauf *ponas* zu reimen (str. 22). — Ebenso schreibt er v. 28 *pagonis* acc. plur. vom thema *pagoni-* verändert es aber in *pagonas* des reimes wegen zu *ponas* str. 8. 30. [in str. 4 hat G. pagonis : ponas]. Die ächten volkslieder besitzen eine natürliche anmut und eine reinheit des ausdrucks, wie man sie in gemachten gedichten, in solchen, deren verfasser bekannt sind, vergebens sucht. Gewöhnlich fehlen sie gegen die genuine sprache und wenden namentlich auch fremdworte an. Von der art ist auch das vorliegende gedicht.

Unlitauisch ist v. 28 der ausdruck *po wardu* kryžoku, [welcher auch bereits Gisevius bedenklich vorgekommen war] v. 29 *toks tejsus didej ponas* ist ganz verkehrt, es musste heissen *toks teisus ponas* oder *teip teisus ponas* oder *teip didei teisus ponas* [in G. steht *togus* für *toks*]. Ferner kommen unverhältnissmässig viel fremdwörter vor: *ba* (= poln. bo) [G. hat bet], *skarbas* (= poln. skarb), *surubawoju* (= poln. rabować), *newalna* (= poln. niewolno), *iszwalino* (= poln. uwolnić) [G. iszwalnin], *newalniku* (= poln. niewolnik), der ausdruck aber *Otton fon Beier* ist dem Litauer unverständlich. Wäre das gedicht so geschrieben, dass es die formen eines bestimmten dialektes hätte, so könnte man *žnoku* vielleicht aus **žin -oks* erklären, wie es B. thut; da aber in allen bekannten dialekten *znokas* vorkömmt, das sicher aus dem poln. *znak* entlehnt ist, so ist auch *žnoku* entlehnt = „erkennungszeichen“ = lit. žén -kla -s. [Ich habe oben das ž von *žnokas* auf anähnlichung an den echt litauischen anlaut zurückgeführt, etwa so wie umgekehrt das aus dem deutschen entlehnte *žėgliů̊ti* = „segeln“ an das früher aus dem polnischen entlehnte *žėglavóti* angeglichen ist vgl. Jagić archiv III, s. 197; aber da auch G. nicht das original ist, wie auch die ziemlich zahlreichen in parenthesi zugefügten erklärungen zeigen, so kann leicht das ž anstatt z auf einer willkür oder einem versehen der handschrift resp. der abschrift beruhen]. Mir fielen beim lesen jene trivialen verse ein, die vor siebzig jahren Bohusz

gebraucht hat, um den reichtum der lit. sprache zu beweisen: *Wanda buwa graža merga, Łanku karalaytė.* Und das gedicht ist jedenfalls nicht besser, als andere, welche nicht im volke selbst entstanden sind, wie z. b. das gedicht von Keistutis und Birute [von Dowkont unter no. 101 mit aufgenommen vgl. Nesselmann lit. volksl. vorr. s. X].

Die grosse ungleichheit in der schreibweise hindert es — sagt herr J. — bestimmte dialektische formen des gedichtes aufzustellen. So kommen formen mit finalem u statt o neben denen auf o vor (*manu* neben *tawo* u. aa.) Herr J. hebt ausserdem noch die ungleichmässigkeit in der schreibung der infinitivformen hervor, die in B. bald auf -te, bald auf -t, bald des reimes zu pakielti wegen str. 12 auf -ti endigten und noch anderes, von dem vieles jetzt durch den text G. beseitigt worden ist. Aber auch in diesem letzteren bleiben noch solche ungleichheiten, wie Wokietiu v. 25. 50, Kurytio v. 46 und tewucio v. 10 u. aa. — Ich hatte mir sämmtliche formen, die in betracht kommen, zusammengestellt, namentlich auch die dialektischen verschiedenheiten der beiden texte B. und G., ich habe aber darauf verzichtet, diese dinge ausführlicher zu besprechen, weil es mir unnöthig schien und habe deshalb auch manche bemerkung des herrn J. nicht wiedergegeben, welche durch G. erledigt ist oder in einem andern zusammenhange füglicher ihren platz verdient. Die geschichte der überlieferung ist durch die obigen auseinandersetzungen natürlich noch nicht in allen stücken aufgeklärt, hier kann nur ein zufall helfen, der auch über den verfasser oder den ort, die gegend, wo das gedicht entstanden ist, vielleicht belehrt. Nach den merkmalen, die bei der obigen analyse hervorgetreten sind, muss man annehmen, dass es in derselben gegend entstanden ist, die so deutlich in ihm hervortritt. Ich füge nichts mehr hinzu, denn wenn ich es frei heraussagen darf, ich fürchte fast schon zu viel mühe an dieses gedicht verschwendet zu haben.

den 12. april.

Als weiteren nachtrag zu dem vorstehenden aufsatze erlaube ich mir noch eine notiz mitzutheilen, die ich der güte des dr. A. Brückner in Lemberg verdanke. Er schreibt mir: „Leonard Chodźko in seinen

Podania litewskie II 177 (Wilno 1870) gibt eine historische daina: es ist die Stanewiczische nr. 24 = Schleicher leseb. s. 25—27 von z. 13 (eykeme sesers etc.) an. Der sonst höchst fehlerhaft überlieferte text bei L. Ch. bietet für *Rigos miestelie* (z. 21 St.) *Kircholm m.*, für *Rigos miestelie* (z. 22 St.) *Kursziu m.*, für *Rigos miestely* (z. 23 St.) *Kurszu žemety*. So sollen die verse (z. 13 — ende) noch heute als gedicht auf die schlacht von Kirchholm (27. sept. 1605) cursiren. Ich habe es der curiosität halber erwähnt: gewicht ist dem keines beizulegen."

Die fränkischen Rundschilde des 6. Jahrh. n. Chr.

Von

Th. Blell-Tüngen.

Eine an mich ergangene ehrenvolle Aufforderung, auf Grund der in Rheinischen Museen aufbewahrten Ueberreste fränkischer Schilde und unter Verwendung von Original-Schildtheilen, einen fränkischen Rundschild reconstruiren zu lassen, hat mir Veranlassung gegeben, meine im Jahre 1873 unternommenen Untersuchungen über Einrichtung und Construction des germanischen Rundschildes der Eisenzeit, deren Ergebnisse in der Altpr. Monatsschr. Bd. X, Hft. 5 u. 6, S. 468—479 abgedruckt sind, wieder aufzunehmen. Meine damaligen Untersuchungen bezogen sich jedoch vornehmlich auf die Schilde der nördlich gelegenen Stämme Germaniens, besonders der Gothen, von welchen viele Schildüberreste nicht nur in den Mooren Schleswigs, sondern auch in Grabstätten unserer heimathlichen Provinz gefunden werden. Aus der merkwürdigen Gesandtschaft der Aestier an Theodorich könnte man allein schon schliessen, dass Ende des fünften Jahrhunderts n. Chr. die Gothen ihre Wohnsitze in unserer Provinz aufgegeben haben. Die Münzfunde berechtigen sogar zur Annahme, dass dies bereits um die Mitte des dritten Jahrhunderts geschehen sei. Darnach werden auch die in unserer Provinz in so grosser Menge vorkommenden Alterthümer, welche man dem älteren Eisenalter zurechnet, also nach bisheriger Abgrenzung, etwa von 100 bis 450 n. Chr., einer früheren Zeit angehören. Da nun aber Schildbuckel sowohl in unserer Provinz, als auch in den russischen Ostseeprovinzen und Schweden unter Alterthümern des jüngeren Eisenalters bisher kaum vorgekommen sein dürften, vielmehr nur unter solchen des älteren, so dürften auch diese Alterthümer

einer früheren Zeit angehören. — Die mir zur Reconstruction eines fränkischen Schildes übergebenen Ueberreste von einem solchen, sind in Erbenheim 4 Km S.-O. von Wiesbaden in einem fränkischen Grabe gefunden worden und stimmen mit den bei Selzen in der Provinz Rheinhessen gefundenen im Wesentlichen überein. Der Umstand, dass hier, wie dort diese Ueberreste bei Skeletten gefunden worden sind, weist allein schon auf eine spätere Zeit hin, auf die Zeit nämlich, in welcher die Germanen die römische Sitte annahmen, die Leichen zu begraben, statt zu verbrennen. Münzen Justinians, welche bei Skeletten in den Gräbern bei Selzen gefunden worden sind, geben einen festen Anhalt dafür, dass die Schildüberreste bei Selzen und die mit denselben übereinstimmenden bei Erbenheim nicht aus früherer Zeit, als aus dem Zeitraum von 527—65 n. Chr. herstammen können. Die Erbenheimer Schildüberreste gehören also als fränkische nicht nur einem wesentlich anders nationalisirten germanischen Volke an, als es die Gothen waren, sondern auch einer viel späteren Zeit. Die Untersuchung der Erbenheimer und auch vieler anderer Ueberreste von fränkischen Schilden, haben daher manches Abweichende von demjenigen ergeben, was ich früher über die germanischen Rundschilde, wobei ich, wie schon gesagt, besonders die der Gothen im Auge hatte, angeführt habe.

Was zunächst die fränkischen Schildbuckel im Allgemeinen betrifft, so unterscheiden sich solche von den gothischen in folgenden Dingen.

Die fränkischen Schildbuckel sind grösser und schwerer in Eisen gearbeitet und besonders stark auf der Höhe des Buckels. Dieselben sind am Rande auf die hölzerne Schildwandung mit fünf bis zehn Nägeln aufgenagelt. Bei den gewöhnlichen Schilden haben die Schildnägel grosse runde platte Köpfe, nur bei den besser ausgestatteten Schilden findet man aus Kupfer geschmiedete Nägel, deren Köpfe gross und hohl getrieben mit „Punzen"-Arbeit verziert und sogar vergoldet sind. Eine besondere Eigenthümlichkeit der fränkischen Schildbuckel ist auch der öfters vorkommende, im Mittelpunkt desselben eingenietete abstehende Knopf. Nietnägel mit kleinen runden hohl getriebenen Köpfen, welche für die gothischen Schildbuckel und Schmuckgegenstände ein so charakteristisches Merkmal sind, kommen bei den fränkischen Schild-

buckeln seltener vor. Während die fränkischen Schildnägel mit ihren Spitzen auf der inneren Seite der Schildwandung, dicht an derselben einmal, und dicht an der Spitze noch einmal umgelegt und dann versenkt sind, sind die Nieten der gothischen Schilde im Innern des Schildes auf kleinen eisernen Plättchen vernietet. Die letztere Befestigungsart ist eine solidere und gestattet daher auch, dass bei den gothischen Schilden zur Befestigung des Schildbuckels, einschliesslich des Griffes, oft nur drei höchstens zehn Nieten gehören, während hierzu bei den fränkischen Schilden immer eine grössere Anzahl von Nägeln nothwendig ist. Eine weitere Abweichung bietet der Schildgriff. Während bei den gothischen Schilden derselbe durchschnittlich nur wenig länger ist, als der Durchmesser des äusseren Schildbuckelrandes und mit zwei, höchstens vier Nietungen auf der Schildwandung genügend befestigt ist, geht der fränkische Schildgriff an seinen Enden immer wenigstens in eine, mitunter sogar auch in drei spangenartige Fortsetzungen über, von denen jede besonders genagelt ist. Wenn auch Griffe ohne diese Spangen gefunden werden, so dürfte bei näherer Untersuchung ebenso, wie bei dem mir vorliegenden Griffe sich ergeben, dass die Spangen nur deshalb fehlen, weil sie wegen ihrer Dünnheit eher vom Rost, als der eigentliche Griff, zerstört sind. Ein nur mit zwei Nägeln an die Schildwandung genagelter Griff, wie dies bei dem vorliegenden im ersten Augenblick der Fall gewesen zu sein scheint, kann unmöglich bei der Handhabung des Schildes genügende Festigkeit gegeben haben.

Nachdem im Vorigen die wesentlichsten unterscheidenden Merkmale bezüglich der eisernen Schildtheile bei den gothischen und fränkischen Schilden im Allgemeinen hervorgehoben worden sind, wollen wir uns nunmehr der Reconstruction des fränkischen Schildes zuwenden.

Obwohl die Franken auch ovale Schilde geführt haben sollen, so musste doch für den Erbenheimer Schildbuckel eine kreisrunde gleichmässig gewölbte Schildwandung schon aus dem Grunde gewählt werden, weil hierauf die ringsum gleichmässige Neigung des Buckelrandes schliessen liess, indem doch die Annahme gewiss berechtigt ist, dass der Rand in seiner ganzen Breite auf der Wandung überall aufgelegen habe. Ueberdiess findet sich bei Sid. Apoll. epist. lib. IV, 20 der Schild

der Franken mit clipeum (ἀσπίς) bezeichnet. Darunter verstanden aber die Römer nur den vollständig runden[1]) und gewölbten[2]) Schild. Umso mehr musste daher auch für unsere Schildreconstruction die kreisrunde Schildform gewählt werden. Für die Grösse wurde aber wiederum der Umstand massgebend, dass der Schildbuckel auf den Beinknochen des Skeletts mit seinem Mittelpunkt etwa 32 cm ab von den Füssen lag. Es konnte daher der Durchmesser der ursprünglichen Wandung, in der Ebene gemessen, füglich nicht mehr als 65 cm betragen haben. Aus der Neigung des Schildbuckelrandes ergab sich aber auch weiter noch, wenn man, wie gesagt, von der sehr wahrscheinlichen Voraussetzung ausgeht, dass der auf die Schildwandung genagelte Rand überall gleichmässig aufgelegen habe, dass die Höhe des Bogens über dem in der Ebene gemessenen Durchmesser des Schildes, einschliesslich der Stärke der Schildwandung, 6 cm betragen haben muss. Endlich ergab die Entfernung der Nägelköpfe bis zu der Biegung des ins Holz versenkten Dornes ziemlich genau die ursprüngliche Stärke der Schildwandung am Schildbuckel auf 1 cm, wobei man allerdings berücksichtigen muss, dass beim Versenken des Nageldornes, wie Jeder aus Erfahrung weiss, besonders in weiches Holz derselbe sich tief eindrückt, folglich die ursprüngliche Dicke der Schildwandung etwas mehr betragen hat, als der aufrecht stehende Theil des Dornes des im Schildgriff noch steckenden Nagels lang ist. Als selbstverständlich ist zu betrachten, dass der kreisrunde Ausschnitt in der Schildwandung der lichten Weite des Buckels entsprechen muss.

Hiernach hat sich die Grösse, Form und Stärke der ehemaligen Schildwandung mit einer gewissen Sicherheit feststellen lassen.

Dass der Hauptkörper der Schildwandung aus Holz bestanden hat, und zwar aus Lindenholz, das war aus den Holzüberresten, welche sich noch unter dem einen kupfernen Schildnagel befanden, gut zu erkennen. Solche Holzspuren fanden sich auch an den Spangen der grossen mit Bronceknöpfen verzierten Buckel vor, welche bei Selzen

---

[1]) Daher orbis genannt, Virg. Aen. II, 227. III, 637. X, 546 und Paul Diac. h. v. p. 56 M. vergl. Ovid. Met. XIII, 851. XV, 192.

[2]) Cavum clipeum, Varro LV, 19.

gefunden wurden. (Lindenschmit, Germanisches Todtenlager zu Selzen S. 13). Auch die Römer verwandten zu Schilden das Holz von Feigenbäumen, Weiden, Linden, Birken, Hollunder und beide Arten Pappeln, weil wie Plinius sagt, diese Hölzer nach Hieb und Stich sich leicht wieder von selbst schliessen, das Eisen schwer durchdringen lässt und weil die Schilde leicht von Gewicht sind (Plin. Hist. nat. lib. XVI). Da die Rundschilde mit der linken Hand geführt, und mit demselben die Geschosse aufgefangen wurden, während die Rechte mit dem Schwerte kämpfte, wie uns dies Procop in seinen gothischen Denkwürdigkeiten lib. IV, c. 35 von dem Ostgothenkönig Tegas des Ausführlicheren berichtet, so musste bei der Herstellung von Schilden vornehmlich darauf geachtet werden, Widerstandsfähigkeit mit möglichst geringstem Gewicht zu vereinigen.

Um dies zu ermöglichen, verwandte man zu den Schilden der Hauptsache nach nur Stoffe von leichtem Gewicht und beschränkte sich darauf, nur die dem Anprall der Waffen am meisten ausgesetzten Schildtheile mit Metall noch zu verstärken, nämlich die Mitte durch den Buckel und den Rand durch eine metallische Einfassung. Wenn man die geringe Dicke der Schildwandung in Betracht zieht, die dennoch Pfeile und Wurfspeere nicht durchdringen liess, so dass dieselben nur stecken blieben, wie wir dies nicht nur aus der vorhin angeführten Stelle bei Procop, sondern auch aus noch vielen anderen Mittheilungen ersehen; wenn wir ferner erwägen, wie häufig die Franken und andere Germanen die Schilde benutzten, um mit Hilfe derselben über Ströme zu schwimmen (Gregor v. Tours, lib. IV, c. 30. lib. III, c. 15, Ammianus Marcellinus lib. XVI, c. 11 und c. 12), was sicherlich in der Weise geschah, dass sie sich mit der Brust und dem Leibe auf die hohle Seite des Schildes legten und durch entsprechende Bewegungen mit Händen und Füssen sich über dem Wasser zu halten suchten; wenn wir ferner erwägen, wie die Schilde oft den Würfen mit schweren Steinen zu widerstehen hatten und auch dazu benutzt wurden, um einen Heerführer durch Erheben auf den Schild zum König auszurufen (Greg. v. Tours IV, 52 u. VII, 10), so ergiebt sich daraus, dass die Wandung nicht aus einem Stück Holz, also über Span geschnitten, bestanden haben

kann, weil sonst bei dem geringsten Anlass der Schild hätte auseinander spalten müssen. Es kann daher der hölzerne Theil der Wandung fränkischer Schilde nur so hergestellt gewesen sein, wie ich dies bezüglich der gothischen Schilde schon früher nachgewiesen habe. Die Wandung bestand darnach aus zwei mit den Holzfasern sich kreuzenden Lagen aus 4 cm 6 mm breiten und schwach 3½ mm dicken Brettchen, welche durch Verleimung unter sich innig verbunden waren, und zwar liegen die Brettchen, welche der äussern Schildseite zugekehrt sind, horizontal, um gegen die mehr senkrecht fallenden Schwerthiebe grösseren Widerstand zu leisten, während die Brettchen der nach Innen zugekehrten Lage die lothrechte Richtung haben.

Die Verleimung kann aber nicht mit gewöhnlichem Rinderleim bewirkt sein, denn sonst hätten die Schilde anhaltende Märsche bei Regenzeit und besonders nicht das Schwimmen auf denselben ertragen, ohne dass ihr Gefüge sich löste. Es ist dies ein Punkt, den ich bei meiner früheren Untersuchung germanischer Schilde der sogenannten Eisenzeit ausser Acht gelassen habe. — Offenbar hat man schon damals noch andere Klebestoffe, als Rinderleim gekannt. Beim Suchen darnach kam ich auf die weisse Kittmasse, welche man so häufig in den Tüllen der eisernen Speerspitzen von steinharter Konsistenz vorfindet, trotzdem die Speerspitzen Jahrhunderte hindurch in feuchter Erde gelegen haben. Dieser Kitt diente unzweifelhaft dazu, die Schäfte in die Tülle einzukitten, worauf erst diese mittelst eines Dornes auf den Schaft genagelt wurde. Schon Preusker macht in seinem bereits etwas veralteten, aber noch immer recht werthvollen Buche „Blicke in die vaterländische Vorzeit", Leipzig 1841, S. 152, 154 und 155, auf den kalkartigen Kitt aufmerksam, welcher häufig im Innern broncener Kelte gefunden wird. Es liegt nahe, dass wenn es einen solchen Kitt gegeben hat, der die verschiedenartigen Stoffe, Metall und Holz, verband, dass derselbe auch geeignet gewesen sein muss, die gleichartigen Stoffe, Holz mit Holz, noch besser zu verbinden und zwar so, dass Feuchtigkeit diese Verbindung mindestens nicht so leicht, als die mittelst Leim löste. Bei der Untersuchung dieses Holzkittes, schien mir derselbe aus Kalk und einem käse- oder eiweissartigen Stoffe zu

bestehen. In dem für die ältere Technik so unschätzbaren und von mir schon wiederholt angeführten Buche, der Schedula des Mönches Theophilus, aus dem Ende des 11. Jahrh. n. Chr. fand ich das Ergebniss meiner Untersuchung bestätigt. In lib. I, cap. XVII. De tabulis altarium et ostiorum et de glutine casei, wird für das Verleimen von Altarflügeln, offenbar wegen der in Kirchen meistens vorhandenen feuchten Luft, „Käseleim“ empfohlen, eine Vermischung von gemahlenem Kuhkäse mit ungelöschtem Kalk. Am Schluss dieses Capitels sagt Theophilus, dass auch Schilde (scuta) mittelst Käseleim zusammengeleimt werden sollen. Von einem alten Tischler erfuhr ich später, dass man sich dieses Holzkittes noch in seinen Lehrjahren, besonders auch zum Zusammenfügen der im Freien befindlichen hölzernen Geschäftsschilder, bediente. Mit der zunehmenden Unsolidität des grösseren Theiles unserer heutigen Industrie, hat man auch dieses dauerhaftere Bindemittel, nebst so vielen anderen werthvollen technischen Mitteln aufgegeben, offenbar, weil die Bereitung desselben umständlicher als die des Leimes ist. Wie sorgfältig man in früheren Zeiten beim Verleimen der Hölzer verfuhr, darüber findet man weitern Aufschluss in der für die ältere Technik ebenso wichtigen als umfangreichen „Kunst und Werkschule“, Nürmberg 1707, Band II, Buch 5. c. 4. Es werden hier unter vielen anderen Recepten für Leim- und Kittbereitung auch fünf Recepte für Holzleim „der Wasser hält“ aufgeführt. Nach dem einen Recept soll man Rinderleim mit 1/4 Gewichtstheil alten Leinöls oder Firnis vermischen; nach einem anderen Recept soll man Leim aus grossen dürren Fischgräten, oder aus Hausenblasen, Rinderleim und Kreide bereiten. Aus diesen beiden letzteren Recepten geht hervor, dass, wenn Plinius in seiner Historia naturalis, lib. VII, dem Daidalos die Erfindung des Leims (glutinum) und des Fischleims (Ichthyocolla) zuschreibt, wohl schon auch die Römer den Fischleim zu einer wasserbeständigen Holzverbindung angewendet haben dürften.

Im Hinblick darauf, dass man den Käseleim sowohl in der sogenannten Broncezeit, als auch im Eisenzeitalter so oft in Anwendung gebracht findet, ist es wohl am wahrscheinlichsten, dass auch die Franken ihre Schilde mittelst dieses Bindemittels zusammenfügten; sie werden

aber wohl auch den Fischleim gekannt, oder doch von den Römern kennen gelernt haben. Leider wollte es mir trotz wiederholter Versuche, nicht gelingen, den Käseleim mit voller bindender Kraft herzustellen; und doch muss dies möglich sein, da über die Vorzüglichkeit desselben, nach dem von mir Angeführten, gar kein Zweifel aufkommen kann. Ich musste mich daher begnügen, einen anderen wasserbeständigen Leim älterer Zeit bei der Reconstruction des Frankenschildes in Anwendung zu bringen, nämlich Rinderleim mit einem Zusatz von $1/4$ Gewichtstheil Oelfirniss. Dieser Leim erfordert zwar eine längere Zeit zum vollständigen Erhärten, er wird aber dann sehr fest. Nur muss man bei allen Bindemitteln nicht den Anspruch erheben, dass die damit verbundenen Holztheile, selbst im Wasser längere Zeit liegend, sich nicht von einander lösen; daran ist aber ebenso sehr die Veränderlichkeit des Holzes als des Bindemittels schuld. Es darf uns daher auch nicht Wunder nehmen, dass die in den Schleswigschen Mooren gefundenen gothischen Schilde sich sämmtlich in die sie bildenden Brettchen aufgelöst haben.

Tacitus (Annales lib. II, c. 14) erzählt, dass die Germanen in den Kämpfen gegen Germanicus a. 16 n. Chr. nur Schilde hatten, die aus Flechtwerk oder dünnen bemalten Brettern bestanden, nicht einmal mit Eisen oder Leder verstärkt. Dass die Germanen in den folgenden Jahrhunderten in ihren langjährigen Kämpfen mit den Römern auch von deren Kriegswesen Vieles annahmen und besonders auch ihre Schilde verbesserten, das kann man als selbstverständlich annehmen, wenn auch keine Nachrichten darüber vorlägen und die Alterthümer es nicht bezeugten. Schon zur Zeit des Polybius, also in der Zeit von 220—157 v. Chr., hatten die Römischen scuta ausser dem Buckel eiserne Randeinfassungen. Auch in den Schleswigschen Mooren hat man broncene Schildrand-Einfassungen gothischer Schilde aufgefunden; in Ostpreussen aber noch nicht. Man wird daher nicht fehl greifen, wenn man von den fränkischen Schilden des sechsten Jahrhunderts annimmt, dass sie bereits Metallbeschläge zur Verstärkung des Schildrandes hatten. Nur darf man sich diese Randverstärkungen nicht in der Breite vorstellen, wie man solche auf den älteren bildlichen Darstellungen bemerkt, wie z. B. auch bei den Schilden, welche auf der äusserst merkwürdigen emaillirten

Goldplatte mit einer Darstellung von Christus am Kreuze aus dem neunten Jahrhundert dargestellt sind. Diese Platte wird in München in einer Kapelle aufbewahrt und befindet sich auf Tafel XL des v. Hefner-Altenek'schen Prachtwerkes „Kunstwerke und Geräthschaften des Mittelalters“ in trefflicher Weise abgebildet. Augenscheinlich sind hier die Randeinfassungen der Schilde der drei fränkischen Krieger nur aufgemalt. Würde man sich diese Einfassungen in der dargestellten Breite aus Metall denken, dann müssten sie auch verhältnissmässige Stärke haben, um die Festigkeit des Schildes zu erhöhen. Dann würden aber die Randeinfassungen den Schild in einer Weise belasten, dass die Linke während eines längeren Gefechts in der Führung des Schildes bald ermatten würde. Die metallischen Randverstärkungen können also nur entweder aus einem dünnen Blechstreifen bestanden haben, der beide Schildkanten des äusseren Schildumfanges umfasst, und mittelst hervortretenden Läppchen aufgenietet war, wie derartige Fragmente von Randeinfassungen in den Schleswigschen Mooren und auch in Oeland gefunden worden sind (Engelhardt, Denmark in the early iron age Th. Pl. Fig. 19. 20. 21. Montelius Antiquités suédoises, S. 92. Fig. 291), oder was noch zweckmässiger ist, sie bestanden aus einem nur schmalen, verhältnissmässig aber dicken, auf die äussere Schildfläche dicht an der äusseren Schildkante platt aufgenieteten Eisenreifen. Eine derartige Randverstärkung zeigt auch ein alter Schild meiner Sammlung, der ebenfalls aus zwei sich kreuzenden Lagen schmaler Brettchen zusammengesetzt ist. Trotzdem der eiserne Rand nur 9 mm breit und 3½ mm stark ist, so wird doch die Festigkeit des Schildes dadurch sehr bedeutend erhöht, dass derselbe in Entfernungen von 10 cm auf die Wandung aufgenietet ist, und zwar mit Nieten, deren platte Köpfe auf der innern Schildseite aufliegen während die Vernietung auf dem eisernen Rande erfolgt ist. Dadurch, dass auch der Buckelrand auf die Wandung genagelt ist, würden also die Brettchen selbst dann noch zusammengehalten werden, wenn die Leimung nachgeben sollte. Eine solche oder ähnliche Randverstärkung werden sicherlich auch die fränkischen Schilde des 6. Jahrh. n. Chr. gehabt haben; es ist daher eine solche auch bei der vorliegenden Schildreconstruction in Anwendung gebracht worden.

Wir kommen nun zur Bekleidung der so hergestellten hölzernen Schildwandung. — Während aus der Zeit des Germanicus von Tacitus ausdrücklich erwähnt wird, dass die Schilde der Germanen nicht mit Leder bekleidet waren, so war dies in späterer Zeit, namentlich im 6. Jahrh. unzweifelhaft der Fall, indem um diese Zeit die Germanen schon längst die Vortheile der besseren Kriegs-Ausrüstung der Römer sich angeeignet hatten. Für einen Ueberzug der Schilde mit Leder dürfte auch die Mittheilung bei Paulus Diakonus (III, 31 ad ann. 590, übersetzt von Abel S. 70) sprechen, nach welcher Childeberts Heer aus Hunger Kleider und Schilde als Nahrung verwandte. Bezüglich der Letzteren kann wohl bloss der Lederüberzug gemeint sein. Mit Leder kann jedoch nur die äussere Schildfläche überzogen gewesen sein, und durfte hierzu nur Rindsleder verwendet werden, wie dies bereits in meiner früheren Abhandlung über die germanischen Schilde nachgewiesen ist. Das Leder auf der äusseren Schildseite diente nur dazu, den Schild undurchdringlich zu machen; im Innern hätte es diesen Zweck nicht gehabt, vielmehr das Gewicht des Schildes nur unnöthiger Weise erhöht. Höchstens hätte sich zur Bekleidung der innern Schildfläche ein dünnes leichtes Leder geeignet, wie wir solches auch bei Schilden des 13. Jahrh. angewendet finden. In der Regel dürfte jedoch zur innern Bekleidung ein Ueberzug aus grober Leinwand mit wasserdichtem Anstrich gedient haben, und mit diesem ist daher auch die vorliegende Reconstruction versehen worden. Beim Aufbringen des äusseren und inneren Ueberzuges wurde in folgender Weise verfahren.

Zuerst wurde die innere Schildseite mit fester Leinwand bekleidet, die so gross zugeschnitten wurde, dass dieselbe um beide äussere Schildkanten und noch etwas über den eisernen Reifen hinausreichte. Ebenso wurden auch die beiden Kanten des Ausschnittes für den Buckel bekleidet. Nächstdem wurde die äussere Schildseite mit noch stärkerer Leinwand bekleidet, welche ringsum genau an den eisernen Rand und bis an die Kante des Ausschnittes für den Schildbuckel reicht. Diese Ueberzüge, wie auch der nachfolgende Lederüberzug wurden mit dem vorhin angegebenen wasserbeständigen Leim aufgeklebt. Wäre die Bereitung des Käseleims gelungen, so wäre auch hierbei dieses Klebemittel

in Anwendung gebracht worden, wie es Theophilus in der schon erwähnten Stelle (lib. I. c. XVII) ausdrücklich auch für Schilde vorschreibt. Hiermit sind wir zugleich an einen Punkt angelangt, der für die Anfertigung von Schilden von grösster Wichtigkeit ist. Unter Leder, womit die Schilde bezogen waren, darf man sich nämlich nicht gegerbtes, sondern man muss sich darunter rohes Leder vorstellen. Theophilus sagt in Bezug hierauf: „Inde cooperiantur (scuta) corio crudo equi, sive asini, sive bovis, quod aqua madefactum, mox ut pili erasi fuerint, aqua aliquantum extorqueatur, et ita humidum cum glutine casei superponatur."

Von welcher Bedeutung die Verwendung von einfach enthaarter Thierhaut, statt des gegerbten Leders, für die Festigkeit des Schildes ist, das sieht man erst bei praktischen Versuchen. Nicht nur, dass sich die feuchte Haut viel leichter der Schildform anschliesst, als bearbeitetes Leder, so wird auch die Haut, nachdem sie auf dem Schilde ausgetrocknet ist, eine dem Horn gleich undurchdringliche Masse, während das Leder immer mehr schwammig bleibt und wegen des, behufs Bearbeitung aufgenommenen Fettes, keinen guten Untergrund zur Aufnahme der Schildbemalung darbietet. In dieser Beziehung erfährt also das, was ich in einem früheren Aufsatz über den Lederüberzug von Schilden bemerkt habe, ebenfalls eine sehr wesentliche Berichtigung. — Bevor jedoch dieser Ueberzug mit thierischer Haut auf den Schild gebracht wurde, erhielt der Leinwandüberzug auf der innern Seite einen dreimaligen wasserdichten Anstrich. Nächstdem wurde der vorhin schon erwähnte, den fränkischen Schilden eigenthümliche Schildgriff auf der innern Seite mit kupfernen plattköpfigen Nägeln aufgenagelt und zwar so weit ausserhalb der Mitte des Ausschnittes unter dem Buckel zur Aufnahme der linken Hand, dass der grössere Abschnitt gross genug ist, die Finger ausser dem Daumen bequem aufzunehmen, während der letztere beim Handhaben des Schildes gegen den Rand des Ausschnittes gestemmt wird. So findet man auch bei den gothischen Schilden die Griffe angebracht; dies ergiebt sich aber auch schon bei dem Versuch, den Schild zu handhaben. Das mir zur Reconstruction des Handgriffs vorliegende Fragment eines solchen, reichte vollkommen dazu aus, einen neuen Griff nachzubilden. Der daran noch befindliche Nagel, mit welchem

der Griff auf die Schildwandung genagelt war, liess über das zu demselben verwandte Material, seine Form und Grösse, sowie vor Allem darüber keinen Zweifel, dass die offene Seite des rinnenartig geformten eigentlichen Handgriffs nach dem Innern des Schildbuckels zugekehrt und mit einem Holzfutter derartig ausgefüttert war, dass der Griff dadurch annähernd die Form eines Schwertgriffes erhielt und deshalb bequem in der Hand liegt. Nur die spangenartigen Ausläufe von den beiden Enden des eigentlichen Griffes wurden nach einer Zeichnung eines zu Londinières aufgefundenen Schildbuckels und Handgriffs eines fränkischen Schildes nachgebildet. Der so reconstruirte Handgriff wurde, wie schon gesagt, auf die fertige innere Schildseite aufgenagelt und die Nageldorne auf der Vorderseite umgelegt und mit den Spitzen versenkt. Nächstdem wurden auf der inneren Seite, zu beiden Seiten des Handgriffs, zwei an Riemen mittelst Lederstreifchen genähte ovale eiserne Ringe, ebenfalls mit Kupfernägeln befestigt. Zwei solche Ringe hat man bei Selzen im Grabe No. 7 der bereits citirten Schrift des Dr. Lindenschmit zu beiden Seiten eines Schildbuckels, nebst anderen Ueberresten von Schildbehörigkeiten gefunden. Offenbar haben dieselben gedient, die „Schildfessel", also den Riemen aufzunehmen, an welchem der Schild beim Nichtgebrauch um den Hals getragen wurde. Ohne Schildfessel hätte der Krieger auf der Flucht sich durch den Schild den Rücken nicht decken können. Wahrscheinlich befestigten sich auch mit diesem Riemen die Krieger den Schild an den Körper, wenn sie denselben, ähnlich einem Schwimmgürtel benutzen wollten, um Ströme zu durchschwimmen. Schildfessel sehen wir auch an den fränkischen Schilden auf der bereits erwähnten emaillirten Goldplatte. Mit schmalen Bändchen aus Leder sind diese Ringe deshalb an die zur Befestigung dienenden Riemen genäht, weil diese Nähweise bei Leder noch bis tief ins vorige Jahrhundert sowohl in Asien wie in Europa üblich war. Alte Schuhmacher wissen noch zu erzählen, dass selbst die Sohlen der Fussbekleidungen in dieser Weise noch im Anfange dieses Jahrhunderts an das „Oberleder" genäht wurden.

Nachdem das Innere des Schildes in der angegebenen Weise hergestellt worden war, wurde die genau ringsum bis an den eisernen,

nunmehr mit Leinwand bekleideten Reifen reichende Rindshaut aufgeklebt und dicht an demselben ausserdem mit versteckten Stichen auf die Schildwand aufgenäht. Die Haut im vollkommen trockenen Zustande wurde alsdann abgeglichen und nächstdem rauh und zur Aufnahme der Bemalung geeignet gemacht. — Der so hergestellte Schild verbindet die für jeden Schild erforderlichen zwei, mit einander sonst nicht leicht zu vereinbarenden Eigenschaften, nämlich Widerstandsfähigkeit und leichtes Gewicht, denn das Gesammtgewicht desselben in allen seinen Theilen beträgt nur 7½ Pfund.

Was nun die Bemalung betrifft, so habe ich auch in dieser Beziehung meine frühere Beschreibung gothischer Schilde in etwas zu berichtigen. Es war früher die herrschende Meinung, dass die Oelmalerei erst 1402 erfunden wäre. Das ist ein Irrthum. Schon Leber macht in seiner Beschreibung der Ritterburgen Rauheneck ꝛc., Wien 1844, S. 243. Anm. 99 auf das schon seit 1003 bekannte Christusbild in der Kirche zu Trinita zu Florenz aufmerksam, auf welchem Spuren von Oelfarben zu erkennen sind. Das Capitel XXVII des ersten Buches der Schedula des Theophilus hebt jeden Zweifel darüber, dass die Oelmalerei schon im 11. Jahrhundert geübt wurde. Es ist eine bekannte Sache, dass die Oelfarben mit den Jahren meistens so austrocknen, dass aller Glanz verschwindet und die Farben das Aussehen von Temperafarben erhalten. Wegen der viel grösseren Dauerhaftigkeit der Oelfarben, besonders bei Nässe, sind daher wohl schon in sehr frühen Zeiten diese Farben, besonders zur Bemalung von Schilden, in Anwendung gebracht worden und hierbei viel weniger, vielleicht garnicht die mit Eiweiss oder Harz bereiteten Temperafarben, welche in Nässe wenig haltbar sind. Ein Volk, welches, wie die Franken, nach den von ihnen hinterlassenen Alterthümern in industrieller Beziehung auf so hoher Stufe stand, dass es Gegenstände mit farbiger Emaille geschmackvoll zu verzieren verstand, von diesem kann kaum angenommen werden, dass es nicht verstanden haben sollte, die viel einfachere Oelfarbe herzustellen. Unzweifelhaft verwendeten sie bei ihren Schildbemalungen entweder von vornherein mit Oel oder mit einem anderen wasserbeständigen Bindemittel angeriebene Farben, oder sie benutzten

zwar Farben, welche mit Eiweiss oder Harz (von Kirschbäumen) angerieben waren, gaben aber der Bemalung nachher einen gegen Nässe schützenden Harz- oder ölhaltigen Ueberzug, wie solchen Theophilus für derartige Malerei im lib. I, c. XXI seiner Schedula, mit der Ueberschrift: De glutine vernition des Näheren angiebt. Wie sollten sonst anders die bunten Malereien der Schilde anhaltende Regengüsse und das Passiren von Gewässern bestanden haben! — Es dürfte daher wohl gerechtfertigt erscheinen, wenn zur Bemalung der vorliegenden Schildreconstruction Oelfarbe zur Anwendung gekommen ist.

Für die Art und Weise der Bemalung der Schilde giebt für die ältere Zeit die Stelle in der Germania des Tacitus cap. 6 einen Anhalt, in der es heisst: Nulla cultus jactatio: scuta tantum lectissimis coloribus distinguunt. Es herrschte also bei den Germanen kein Prunken mit Kleidern; nur die Schilde verzierten sie mit ausgesuchten Farben in mannigfaltiger Weise.

Einen weiteren Anhalt gewährt ferner das, was von den fränkischen Schilden des 5. Jahrh. bei Sidonius Apollinaris, epist. lib. IV, 20 gesagt ist: clipeis laevam partem adumbrantibus, quorum lux in orbibus nivea, fulva in umbonibus etc. Die hier beschriebenen fränkischen Schilde waren darnach goldgelb um den Schildbuckel herum, und glänzend weiss am Umfange. Diese Stelle dürfte aber ferner auch im Allgemeinen feststellen, dass den Franken des 5. Jahrh. in ihrem ganzen äusseren Erscheinen ein orientalischer Farbenreichthum eigen war. Wegen der grossen Wichtigkeit der Stelle mag hier der Wortlaut derselben in Uebersetzung folgen.

„Du, dem es angenehm ist, häufig Waffen und einen oder mehrere „Bewaffnete zu schauen, hättest, glaube ich, eine grosse Freude daran „gehabt, wenn es Dir vergönnt gewesen wäre, den königlichen Jüng-„ling Sigismer zu schauen, als er in seiner volksmässigen Art und Weise „geschmückt, wie ein Bräutigam oder Freier, nach dem Zelte seines „Schwiegervaters eilte. Ihm selbst nämlich ging ein Ross mit blankem „Stirn- und Brustschmuck voran, ja sogar einige Rosse mit strahlenden „Edelsteinen beladen, schritten voraus, andere folgten ihm nach. „Dieser Umstand jedoch erschien dort noch vornehmer, weil er auch

„selbst in Mitten seines ihm voranschreitenden und nachfolgenden Ge-„folges zu Fusse einherschritt, flammend von Scharlach, glänzend in „Gold, blendweiss von serischer Seide; auch stimmte mit einem so „prächtigen Schmuck die Farbe seines Haares und die Frische seiner „Gesichtsfarbe überein. — Das Aussehn der Fürsten und ihres Gefolges „war aber auch im Frieden schreckenerregend. Ihre Füsse sind nur „unten bis an die Knöchel in niedrige Stiefel von Pelzwerk geschürt, „dagegen sind Schenkel, Wade und Knie ohne Bekleidung. Ausserdem „tragen sie einen hoch hinauf reichenden zusammengegürteten Rock in „bunt gewürfelter Farbe, der kaum bis an die nackten Knie reicht; die „Aermel verhüllen nur den obersten Theil der Arme; die Mäntel von „grünlicher Farbe sind mit Purpurbordure eingefasst. Die von der „Schulter, an darüberlaufenden Wehrgehängen herabhängenden Schwerter „berührten die Hüften, welche von einer mit Buckeln besetzten Wild-„schur (Pelz) umgeben waren. Dieses Gewandstück, womit sie sich putzten, „diente ihnen zugleich auch als Schutz. Von Lanzen, welche an ihren „Spitzen Widerhaken hatten und Wurfbeilen starrten ihre Rechten, „die linke Seite deckte ein runder Schild, dessen Farbe am Rande „reinweiss war, goldgelb dagegen an den Buckeln; so zeigten sie ebenso „ihren Reichthum als ihre Vorliebe für Waffen. Ueberhaupt war alles „der Art, dass bei dieser Brautfahrt die Pracht des Kriegsgottes ebenso „gross erschien als die der Liebesgöttin. Doch was braucht's des „Weiteren? Diesem Schauspiele fehlte allein deine Gegenwart. Denn „als ich sah, dass du das, was für dich prächtig ist, nicht schautest, „habe ich damals selbst die Ungeduld deines sehnsüchtigen Verlangens „schmerzlich empfunden. Lebe wohl!"

Eine der ältesten farbig ausgeführten Darstellungen von fränkischen Schildmalereien, und zwar aus dem 9. Jahrh. n. Chr., sehen wir auf der wiederholt hier angeführten, bei v. Hefner abgebildeten, für unsere Schildreconstruction in mehrfacher Beziehung so wichtigen Goldplatte. Dass die hier abgebildeten vier Krieger Franken sind, erkennt man schon aus dem vor dem mittleren Krieger ausgebreiteten nationalen fränkischen ringsum geschlossenen Leibrock und den mit ellenlangen Bändern versehenen Schuhen. Obwohl namentlich der zur Seite des

Kreuzes stehende Anführer an den ringsum den Leib herabhängenden Zeugstreifen, welche bei den Römern den Befehlshaber kennzeichneten, römischen Einfluss erkennen lässt, so zeigt doch im Ganzen das Kostüm sämmtlicher Figuren noch viel Nationales und besonders einen grossen Farbenreichthum. Es spricht Vieles dafür, dass die Germanen zugleich mit einer nicht unbedeutenden Industrie den ganzen Farbenreichthum des Orients nach Europa mitbrachten und lange daran festhielten. Es wird die Zeit kommen, dass man davon absteht, unsere Vorfahren so geringschätzig zu betrachten, wie die Römer sie betrachteten. Freilich aus den schriftlichen Ueberlieferungen des Alterthums allein wird man von den alten Germanen nie ein besseres Bild bekommen, als wie es uns der gelehrte Clüver im Jahre 1616 in seinen wahrhaft kindlichen Abbildungen seiner berühmten Germania hinterlassen hat. Erst die Alterthumskunde wird berufen sein, die alten Germanen bei ihren Nachkommen zu Ehren zu bringen.

Doch kehren wir zu unserer bildlichen Darstellung von fränkischen Kriegern aus dem 9. Jahrhundert zurück. Wir sehen bei den seitwärts befindlichen Kriegern Schilde in ovaler, nach unten zu spitz auslaufender Form. Auf dem Schilde zur Linken ist ein fabelhaftes Thier mit langem Schwanze in bunten Farben auf weissem Grunde aufgemalt. Ein ähnliches Thier ist auf dem kreisrunden Faustschilde des Befehlshabers dargestellt. Derartige fabelhafte Thiergestalten waren den Galliern und den Germanen eigen. Der dritte Schild zeigt eine in weisser und rother Farbe ausgeführte flügelartige Verzierung auf blauem Grunde. Alle drei Schilde haben aufgemalte breite buntfarbige Randeinfassungen. Die eine Schildfessel ist blau, die andere roth, die dritte grün.

Um für die Farbenzusammenstellung bei den Franken einen wesentlichen Anhalt zu gewinnen, darf man nur broncene emaillirte Schmuckgegenstände aufmerksam betrachten, von welchen uns die 40 colorirten Abbildungen zu der sehr instructiven Abhandlung des Oberst v. Cohausen über Römisches Schmelzwerk, im 12. Bande der Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde, eine vortreffliche Anschauung gewähren. Wir ersehen hieraus zugleich, welcher Farbenreichthum den Franken eigenthümlich war, denn nur ihnen kann ich

nach meinen Beobachtungen den grösseren Theil der hier abgebildeten emaillirten Gegenstände zuschreiben und nicht den Römern.

Ich sollte meinen, dass dies hier vorliegende Material für den mit einigem Farbensinn Begabten und den mit dem Farbenreichthum des Orients Vertrauten genügt, um das Colorit der Bemalung unserer Schildreconstruction für hinreichend motivirt zu finden. Es sind dabei nur die in den Emaillen vorkommenden Farben roth, blau, grün, gelb, orange und das selten vorkommende Schwarz nur wenig angewendet worden. Die Farben sind in ungebrochenen Tönen und ohne Schattirung, wie in den fränkischen Emaillen und noch heute in orientalischen Malereien harmonisch zusammengestellt worden.

Es bleibt nun noch hinsichtlich der Schildbemalung der Gegenstand der Darstellung und der Stil der Ausführung in Betracht zu ziehen. Man hätte gewiss keinen grossen Fehler gemacht, wenn eine der Schildmalereien der drei Schilde, besonders des Faustschildes, auf der wiederholt erwähnten Goldplatte auf unsere Schildreconstruction in vergrössertem Massstabe übertragen worden wäre. Es empfahl sich aber, da die erwähnten Malereien doch schon den Geschmack einer neueren Zeit erkennen lassen, auf Vorbilder zurückzugreifen, die zuverlässig Zeitgenossen der zur Reconstruction verwendeten Original-Schildtheile gewesen sind, und daran ist kein Mangel. Es sind besonders die häufig in fränkischen Gräbern vorkommenden kreisrunden broncenen Zierscheiben (phalerae) durchschnittlich 9 cm im Durchmesser haltend, welche für Bemalung von Rundschilden durchaus geeignete Verzierungen enthalten. Für unsern Zweck erschien aber besonders eine Zierscheibe geeignet, welche auf dem Grabfelde von Pfullingen gefunden und bei Lindenschmit, Unsere heidnische Vorzeit Band III. Heft I. Taf. 6 Fig. 4 abgebildet worden ist. Das darin dargestellte viermal sich wiederholende fabelhafte Thier ist in Bezug auf Erfindung und Darstellung so originell und für den fränkischen Geschmack so charakteristisch, dass diese Zierscheibe schon dieserhalb besonders als Vorlage für unsere Schildbemalung passend erscheint. Dazu kommt, dass dieselbe zuverlässig als ein Zeitgenosse unserer Originalschildtheile betrachtet werden muss. Dieselbe zeigt nämlich dieselbe Technik, wie eine andere zu

Erbenheim 4 Km S. O. von Wiesbaden gefundene, woher unsere Schildfragmente stammen. Beide Zierscheiben haben mir zur genauesten Prüfung im Original vorgelegen. Nicht nur, dass die äussere Randverzierung bei beiden Scheiben dieselbe ist, auch die „Punze", womit die Verzierung gemacht ist, ist bezüglich der Zeichnung dieselbe; nur sind bei letzterer Scheibe die mit drei Punkten versehenen Dreiecke etwas kleiner. Es konnte daher mit vollem Grund der Pfullinger Zierscheibe als Vorlage für unsere Schildbemalung der Vorzug eingeräumt werden.

Bei der Uebertragung der Zeichnung auf den Schild ist möglichst streng an der Zeichnung des Originals festgehalten worden, nur die mittlere Ringverzierung musste fortgelassen werden, weil ihren Platz der Rand des Schildbuckels in Anspruch nahm, und dann empfahl sich beim Aufmalen der Randverzierung, des bessern Effects wegen, in die Dreiecke, welche die Verzierung bilden, nur einen statt drei runde Punkte aufzunehmen und die Rückenmähne des Thieres fortzulassen. Dagegen ist der Schwanz des Thieres mit der im Original an dem einen Thiere sehr gut erkennbaren Zickzackverzierung versehen worden, während dieselbe in der Abbildung des vorhin erwähnten Werkes durch aufrecht stehende Striche ersetzt ist.

Das hier über die Bemalung der Schildreconstruction Gesagte dürfte genügen, um darüber ein Urtheil zu fällen, in wie weit es gelungen ist, im Geist und im Geschmack der Franken des 6. Jahrhunderts n. Chr. die Schildbemalung herzustellen.

Wir kommen jetzt an einen Bestandtheil der Reconstruction, der auch noch einer Rechtfertigung bedarf; es ist der an dem Knopf des Schildbuckels herabhängende Zierbüschel aus rothgefärbten Rosshaaren. Schon am Eingange des vorliegenden Aufsatzes wurde des bei fränkischen Schildbuckeln öfters vorkommenden Knopfes gedacht. Schon der Umstand, dass der Knopf nicht mit dem Schildbuckel zusammen aus einem Stück gearbeitet ist, was sehr gut angänglich gewesen wäre, sondern besonders eingenietet ist, und eine zum Anhängen eines Gegenstandes sehr geeignete Form hat, brachte mich auf den Gedanken, dass derselbe zur Befestigung einer büschelartigen Schildverzierung gedient haben möchte. Haarbüschel wurden zu allen Zeiten, von cultivirten

und uncultivirten Völkern zur Verzierung von Waffen benutzt. Bei vielen Völkern Asiens herrscht die Sitte noch bis zur Gegenwart und herrscht sie nicht auch bei uns noch? — Die Rosshaarbüsche der heutigen Helme, die Rossschweife an dem Schellenbaum der Militairmusiken und den Schlittengeläuten sind doch wohl nur als Ueberbleibsel einer früheren allgemeiner herrschenden Verzierungsweise zu betrachten. Dass die Franken an ihren Schilden derartige Büschel getragen haben, dafür weiss ich aus den alten Autoren keinen Belag zu geben, wohl aber sind die beiden, auf der wiederholt erwähnten Goldplatte dargestellten fränkischen Schwerter an ihren Knäufen mit herabhängenden rothen Büscheln verziert; dieser Umstand, und das vorhin Angeführte hinzugenommen, dürfte für diese Zuthat zu der Schildreconstruction sprechen. Sollte jedoch dieser Haarbüschel die Kritik nicht genügend bestehen, so lässt er sich ja leicht durch Abknöpfeln beseitigen. Bei Anfertigung desselben hat namentlich bezüglich der Form und des Geflechtes ein Haarbüschel in meiner Sammlung aus Afghanistan gedient. Die den Einwohnern dieses Landes noch heute eigenthümlichen Waffen lassen deutlich den asiatischen Ursprung vieler Waffen der vorhistorischen Zeit erkennen.

Hiermit will ich die vorliegende kleine Abhandlung über die fränkischen Schilde des 6. Jahrhunderts n. Chr. schliessen. Ich hoffe, dass es mir durch dieselbe gelungen sein dürfte, der unter meiner Leitung angefertigten Schildreconstruction eine wissenschaftliche Unterlage gegeben zu haben. Nur in diesem Falle, und wenn eine Reconstruction nicht nur dem Aussehen nach, sondern auch ihrem innersten Kerne nach bis in die unbedeutendsten Details der Einrichtung und Technik ein volles Bild der Vergangenheit wieder giebt, oder doch wenigstens ein gewissenhaftes Streben darnach erkennen lässt, nur dann kann eine Reconstruction ihren Zweck erfüllen. Welche Bedeutung aber gediegene Reconstructionen für die Geschichte und Alterthumskunde haben, das erkennt man am besten, wenn man das Museum zu Wiesbaden und besonders das römisch-germanische Centralmuseum zu Mainz besucht; beide Museen haben in dieser Beziehung vorzügliche Leistungen aufzuweisen.

Kritiken und Referate.

Suphan's neue Herder-Ausgabe.

Herders sämmtliche Werke. Herausgegeben von Bernhard Suphan. Bd. I. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung. 1877. (XLIV, 548 S. gr. 8.) Bd. II. 1877. (XVI, 386 S.) Bd. III. 1878. (XX, 499 S.) Bd IV. 1878. (XXII, 509 S.) Bd. X. 1879. (402 S.)

Dass das beste und würdigste Denkmal, welches eine Nation ihren grossen ruhmvollen Schriftstellern errichten kann, neben gründlichen und tüchtigen Biographien in einer möglichst sorgsamen Ausgabe ihrer Schriften besteht, ist ebenso sicher, als dass von unseren grossen classischen Dichtern Herder am schmerzlichsten beides hat entbehren müssen, so sehr er auch gerade es verdient hätte. Auch für manche der andern, so namentlich Klopstock und Wieland, muss noch so gut wie Alles geschehen. Aber Herder steht uns ohne Frage näher, als diese beiden. Seine Gedanken bilden einen wichtigen Bestandteil der Weltanschauung, wie sie in den gebildeten Kreisen unserer Nation herrscht, die Fülle seiner Ideen, die er in so manchen seiner Schriften ausgestreut hat, ist weithin verbreitet und so sehr mit dem allgemeinen Gedankenschatze verwachsen, dass man dieselben als currente Münze gebraucht, ohne sich auf sein Eigentumsrecht zu besinnen. Der Begriff der Humanität z. B. in dem modernen Sinne des Wortes, ist in dieser Prägung geradezu als von Herder stammend zu bezeichnen und doch giebt es neuere, viel gelesene Literaturgeschichten, so die von Robert König, die dessen auch mit keiner Sylbe erwähnen. Es ist wirklich ein riesiges Capital von Anschauungen und Meinungen, das in Herder's Schriften niedergelegt ist und mit dem wir immer noch einen nicht unbeträchtlichen Teil der Kosten unseres geistigen Lebens bestreiten und darum ist es in hohem Masse verdienstlich, den vortrefflichen Mann endlich einmal

in die richtige Beleuchtung gerückt zu sehen. Das geschieht nun in neuester Zeit in ausgezeichnetster Weise, einmal durch die gründliche Biographie von Robert Haym, von der ja wol bald die zweite Abteilung des ersten Bandes zu erwarten ist und durch die nicht minder rühmenswerte Ausgabe seiner Werke von Bernhard Suphan, von der uns bis jetzt fünf Bände, nämlich Band I—IV und Band X vorliegen.

Diese Ausgabe entspricht in der Tat allen Ansprüchen, die man an eine solche Arbeit zu stellen berechtigt ist. Schon die äussere Erscheinung ist eine ihres grossen Zweckes würdige. Man ist bei uns daran gewöhnt gewesen, die äussere Gestalt der Bücher in Papier, Druck u. s. w. dem, was andere Nationen, z. B. die Engländer, leisten, nachzustellen und hat nicht genug an der Mangelhaftigkeit unserer Erzeugnisse zu tadeln gewusst. Es wird Zeit, dass wir davon nun auch zurückkommen. Wir wüssten wenigstens nicht, was man von einem Buche in dieser Beziehung mehr verlangen könnte, als Suphan's Herder bietet. Der klare schöne Druck, das solide Papier lassen nichts zu wünschen übrig. Und damit verbindet sich eine Correctheit des Druckes, die ebenfalls für annähernd vollständig erklärt werden kann. Aber was wollen diese doch bloss äusserlichen Vorzüge bedeuten gegenüber dem inneren Werte, den der Herausgeber seinem Werke zu verleihen gewusst hat.

Zunächst durch die consequenteste Anwendung der philologisch-kritischen Methode. Man hat öfters darüber gespottet und es für eine Aeusserung gelehrten Dünkels erklärt, die Ausgaben deutscher Schriftsteller mit der Bezeichnung der verschiedenen Lesarten zu versehen. Und doch mit welchem Unrecht! Wie viel wichtiger im Gegenteil, kann man sagen, ist es, die Werke unserer grossen Autoren mit solchen Noten zu bereichern, da es sich hier nicht nur darum handelt, die richtige, von dem Schriftsteller selbst gebilligte Lesart herzustellen, wie das bei den antiken der einzige Zweck sein kann, sondern gerade das Vergleichen der einzelnen Stellen oft die wichtigsten Aufschlüsse über die zunehmende geistige Reife des Dichters oder über sich in ihm vollziehende bedeutsame geistige Aenderungen gewährt. Goethe, über den M. Bernays so interessante Mitteilungen gemacht hat, Klopstock in der

Umarbeitung seiner Oden bieten die lehrreichsten Beispiele hierfür. Und für Herder ist dieses Verfahren fast unerlässlich. Die erste Gesammtausgabe seiner Schriften, die in Cotta's Verlage erschien, ist gar nicht scharf genug zu verurteilen. Mit welcher Willkür ist da ausgeschieden, geändert, mit welcher Nachlässigkeit sind die sinnstörendsten Fehler getreu conserviert, sind die verschiedenen Ausgaben durcheinander geworfen, so bei den Fragmenten zur deutschen Literatur z. B. Man hat für Vieles derselben den Göttinger Heyne verantwortlich gemacht, der z. B. die Ausgabe der kritischen Wälder besorgte, nachdem anfangs Wieland damit beauftragt gewesen war. Suphan in der Einleitung des dritten Bandes p. XVI ff. vollzieht eine schöne Rettung an jenem, indem er darauf hinweist, mit welch ungeheuren Schwierigkeiten derselbe zu tun hatte, die besonders in dem Einflusse von Caroline Herder lagen. Gerade dieses Buch in seinem so schroffen polemischen Tone, der gegen literarische Zustände sich richtete, die bei dem Tode ihres Verfassers das unmittelbare Interesse schon eingebüsst hatten, schien dem Andenken desselben eher gefährlich, als förderlich und nun sollte gemildert, gesänftigt werden, was Niemand heut der Gattin mehr danken kann. Und so ward Heyne's Tätigkeit ausserordentlich gelähmt. Aber ihm ist keine Schuld an der verunglückten Gestalt dieses Buches beizumessen. Mit Caroline Hand in Hand ging ihr Vertrauensmann Joh. Georg Müller, der Bruder des berühmten Historikers Johannes v. Müller. In Bezug auf ihn führt Suphan z. B. an IV p. VI, dass schon Friedr. Heinrich Jacobi nach Herder's Tode auf eine Sammlung seiner Recensionen aus der Nicolai'schen Allgemeinen Deutschen Bibliothek aufmerksam gemacht habe; indess geschah fast nichts dafür; zur Recension des Gerstenberg'schen Ugolino bemerkt Georg Müller z. B.: zweifelhaft (ob aufzunehmen), „das Stück ist ja ganz vergessen“. Wo mit so kurzsichtigem Blick gewählt und gemessen wurde, was konnte da anderes herauskommen, als ein verkümmertes, jämmerliches Missgeschöpf und doch hat die Kenntniss Herder's lange Zeit auf jener Cotta'schen Ausgabe allein geruht. Und als 1846 ein Lebensbild Herder's erschien, von seinem Sohne Emil Gottfried herausgegeben, in welches man eine grosse Menge früherer kleiner Schriften hineinstopfte, ward auch damit

wenig genützt, denn man verfuhr dabei ebenfalls sehr unkritisch und oberflächlich.

War schon nach diesem Sachverhalt ein kritisches Durcharbeiten des vorhandenen sehr reichlichen, allerdings durch die Herausgabe des Lebensbildes vielfach verwüsteten (vgl. Suphan IV p. XVII note 2) Aktenmaterials, vor allem des Handschriftenschatzes, der grösstenteils von der Preussischen Regierung angekauft ist, dringendst geboten und ein Feststellen der einzelnen Lesarten zur Sicherung des eigentlichen Textes notwendig, so leuchtet die Schätzbarkeit des gebotenen kritischen Apparates durch die Beobachtung besonders ein, dass Herder in der ersten Periode seiner schriftstellerischen Tätigkeit, die man mit dem Antritt der grossen Reise 1769 im Wesentlichen beendigt nehmen kann, und in diese fallen die Schriften von Band I—IV sämmtlich, in einer innern Gährung sich befand, welche ihn in einem wahrhaft verzehrenden Schöpfungsdrang, aber auch einem immer erneuten Durcheinanderwälzen des in ihm vorhandenen Ideengehaltes begriffen zeigt. Er kann sich nie genug tun; er schleudert Band auf Band in die Leserwelt seiner Zeit hinein, aber kaum ist einer erschienen, so wird er schon wieder zu neuer Durcharbeit vorgenommen und wird zu einem in vieler Beziehung wesentlich andern, reifern, tiefern, als er vorher war. Die Beobachtung dieses innern Prozesses, den man gar nicht genug bis in seine einzelnsten Stadien hinein verfolgen kann, ist eine so interessante und für den ganzen Mann so lehrreiche, dass man Suphan für die genaue Pünktlichkeit und Sorgfalt, mit der er sich dieser Aufgabe unterzogen, und bei den Fragmenten z. B. die verschiedenen gedruckten und zum Teil noch ungedruckten Quellen mit verschiedenen Buchstaben bezeichnet und in ihrer Nebeneinanderstellung und Durcheinanderwirkung anschaulich gemacht hat, den allgemeinsten Dank wissen muss. Nun lernt man das Verhältniss der einzelnen Redactionen begreifen und das ganze in seiner Zeit so äusserst bedeutsame und tief eingreifende Buch tritt in seinem Werden und Wachsen dem aufmerksamen Leser lebendig vor Augen. In diesem Sinne ist es auch durchaus zu billigen, dass die Orthographie und der ganze sprachliche Ausdruck getreu beibehalten sind. Die erste ist in vieler Beziehung ganz abweichend von der jetzt

gebräuchlichen, Formen wie dreust (dreist), dörfen (dürfen), wie schon die grossen Anfangsbuchstaben aller von Hauptwörtern abgeleiteten oder von Fremdwörtern stammenden Adjectiva u. s. w. schauen uns vielfach seltsam an. Auch an Provincialismen (z. B. lassen mit dem Nominativ des Objects construiert) fehlt es nicht. Und dazu kommt nun auch sonst manches Eigentümliche. Das leidenschaftliche Ringen des Herderschen Geistes drückt sich auch in seiner Sprache aus. Es liegt eine oft geradezu fortreissende Energie in dem nicht endenden Strome seiner Sätze, die freilich uneben genug dahin wogen, in kühnen Inversionen sich gefallen, durch eingefügte Fragen, Anreden, durch Einschiebungen aller Art auf alles, was Regelmässigkeit, Harmonie heisst, verzichten, aber den Feuerkopf verraten, der die Feder führt. In seinen frühern Schriften tritt freilich oft genug auch eine absichtlich dunkle, fast orakelhafte Ausdrucksweise hervor, die an Hamann erinnert und von diesem eigentlich stammt. Aber in allen diesen Zügen zusammengenommen bietet sich doch erst der ganze echte Herder und darum ehren wir Suphan's verständnissvolle Hand auch hierin, der selbst lieber ein unklares Wort beibehält, als vorwitzig zu ändern oder den ursprünglichen Sinn zu ändern. Wie nahe liegt z. B. III, 164 Z. 16 die Aenderung von „seine“ in „feine“ und doch vergleiche man die dazu gehörige Anmerkung, wo aus der Möglichkeit eines Irrtums Herder's die Beibehaltung des „seine“ gerechtfertigt wird. Hie und da freilich möchte man eine kleine Aenderung vorzuschlagen wagen, so I p. 41 Z. 4 v. u., wo durch die Umstellung von „etwas überall“ in „überall etwas“ ein richtigerer Sinn gewonnen zu werden scheint, als durch die in der Note angedeutete Aenderung in „über alle“. Aehnlich könnte vielleicht I p. 103 Z. 7 v. o. statt Straise, das Suphan durch Streife zu erklären sucht, „Straffe“ gelesen werden, das dem Sinne durchaus angemessen und trotz der Kühnheit, die sein Gebrauch statt Straffheit verraten würde, dem Herder'schen Stil nicht unangemessen erscheint.

Um aber noch einen letzten nicht minder wichtigen Vorzug des Suphan'schen Herder anzuführen, so muss die genaue historische Reihenfolge, in der die Schriften geordnet sind, rühmend hervorgehoben werden. Allerdings geht damit Hand in Hand eine sachliche Scheidung der Werke.

Man vermisst in dem ersten Bande vielleicht die Rigaer Schulrede: von der Grazie in der Schule, aber man ersieht aus der Einleitung, dass dieselbe in der Reihe der amtlichen Arbeiten erfolgen wird und dass ebenso viele Entwürfe, Skizzen u. s. w. einem Supplementbande überwiesen werden sollen. Man erhält also Band I—IV nur die im Wesentlichen kritischen und frei entstandenen Schriften, aber diese auch in einem vollendeten Zusammenhange und jede Schrift mit allem dazu gehörigen, neuen Entwürfen, Aenderungen u. s. w., so dass jede in sich ein volles abgerundetes Ganzes bildet und nichts zu ihrer Physiognomie gehöriges dabei vermisst wird. Die kleinen Recensionen sind dem Jahr ihres Entstehens gemäss in Band I und Band IV zusammen eingerückt. Die Arbeit, dieselben aus den Blätttern, in denen sie erschienen, den Königsbergischen Gelehrten und Politischen Zeitungen und der Allgemeinen Deutschen Bibliothek zusammen zu suchen, da sie meistens anonym oder mit einem beliebigen Buchstaben, z. B. C., erst später mit Hr. bezeichnet waren, ist äusserst schwierig gewesen. Gelegentlich halfen Andeutungen in den Briefen auf die Spur, öfters war die Ausscheidung nach sicher ausgebildetem Stilgefühl möglich, oft aber musste das Resultat zweifelhaft scheinen. Deshalb konnte auch bei verschiedenen Forschern das Ergebniss in manchen Fällen ein verschiedenes sein und so giebt Suphan Band I Einleitung p. XXI selbst eine Zusammenstellung der Resultate seiner Arbeit mit der etwa gleichzeitig und selbständig unternommenen R. Haym's, die nicht in allen Fällen die gleichen waren. Besonders schwierig war ein richtiges Verfahren bei der Recension von Ramler's Oden IV, p. 261—271 aus der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, weil diese eigentlich nur stückweise auf Herder's Rechnung kommt. Dem Redacteur Nicolai war der Ton der Herder'schen Besprechung nicht durchweg günstig genug und so ward sie von Moses Mendelssohn in einer solchen Weise umgearbeitet, dass eben eine ganz neue daraus wurde, von der Suphan nur die zweite Hälfte ganz aufnahm und die sicher nicht Herder'schen Stellen durch Klammern auszuscheiden versuchte (IV Einleitung p. XII). Aber so findet man überall die sichere geschickte Hand, die schonsam festhält, was sich festhalten lässt und das Bild des Mannes, welches seine

Schriften entrollen, möglichst rein von jeder Entstellung und ganz getreu zu zeichnen sucht und so kann man dem Herausgeber überall nur die wärmste Anerkennung zollen.

Allerdings ist Suphan nicht der Einzige, der uns in neuer Zeit mit einer neuen Herder-Ausgabe beschenkt hat. In dem grossen Sammelwerk der National-Bibliothek sämmtlicher Deutscher Classiker, das von der Hempel'schen Verlagshandlung ausgeht, durfte natürlich auch Herder nicht fehlen. Die Herausgabe desselben wurde Heinrich Düntzer übertragen. Indess wird man nicht leugnen können, dass derselbe nicht doch Suphan einen weiten Vorsprung lassen musste. Selbstverständlich kann er nicht für dasjenige verantwortlich gemacht werden, was den äusseren Habitus betrifft, denn das war nicht von ihm abhängig und das kleine hässliche Format und der sehr kleine Druck werden aus dem äusserst billigen Preise der gesammten Ausgabe wol erklärlich und durch die Reichhaltigkeit des Gebotenen aufgewogen. Aber wir vermissen bei Düntzer zunächst eine consequent durchgeführte Anordnung der Werke und auch ein richtiges Princip in der Auswahl dessen, was zu geben und was zu unterdrücken sei. Was das erste anlangt, so muss man bei Düntzer gewaltig herumsuchen, um die einzelnen Schriften zu finden und noch viel mehr, um das Zusammengehörige zu entdecken. Düntzer stellt erst alles Poetische zusammen Band I—VIII, dann IX—XII die Ideen, XIII die Humanitätsbriefe, XIV die Adrastea, dann kommen XV die zerstreuten Blätter, XVI die Schulreden und pädagogischen Schriften und nun kommen erst in den folgenden Bänden diejenigen Schriften, die gerade dem jungen Herder angehören. Also irgend welcher Zusammenhang ist nicht zu erkennen, darum wird auch keine Uebersicht gewonnen. Aber auch bei diesen Werken, die sich unmittelbar zur Parallele mit Suphan bieten, wie weit steht er dahinter zurück. Band XIX enthält die Fragmente. An den Abdruck der drei Sammlungen derselben nach der ersten Ausgabe schliesst sich dann zwar von Seite 329 an der Abdruck der Zusätze und Abänderungen der zweiten Ausgabe, die nicht erschien, weil Herder selbst sie unterdrückte und die nur in wenigen Exemplaren vorhanden ist. Aber einmal fehlt die genaue Nebeneinanderstellung der verschiedenen Lesarten und dann ver-

misst man Alles, was über die erste Sammlung hinausgeht, die wichtigen Parallelen zwischen antiken und modernen Dichtern, Homer und Bodmer ꝛc. Suphan II, p. 163 ff., und die Abhandlungen, die als zur dritten Sammlung gehörig, Suphan von p. 203 an giebt. Man findet sie zwar später, aber wieder an ganz anderm Ort, nämlich in Band XXIV, wo nun alle diese Stücke zusammengestoppelt sind. Ebenso auch den zweiten Teil des Torso über Abbt, so weit er vorhanden ist, der sich bei Suphan naturgemäss an den ersten anschliesst. Auch im Einzelnen, wie viel weniger sicher und klar ist da das Urteil Düntzer's. Sei nur auf Weniges hier aufmerksam gemacht. Band XIX p. 20 Z. 19 findet man z. B. bei den Worten: Namen der Begriffe, die Note: Sollte wol „Nuancen“ heissen, eine Bemerkung, die dem Geiste der citierten Stelle aus einem Briefe Abbt's ganz zuwiderläuft. Und p. 329 desselben Bandes findet man Z. 17 v. o. meine Nachbarschaft, mit der Note: So verbessert Heyne den Druckfehler „meinen Nachbarn“, während Suphan II, p. 3 an derselben Stelle „mein Nachbarn“ giebt, eine Verbesserung, die entschieden dem Sinne Herder's angemessener ist, worüber die Note zu derselben Stelle Auskunft giebt.

Eine ähnliche Loslösung zusammengehöriger Bestandteile von einander findet man in Bezug auf das Reisejournal von 1769, dieses sehr merkwürdige Document des hohen und kühnen Ideenschwunges, der Herders Geist damals erfüllte. Band XVI nämlich unter den pädagogischen Aufsätzen taucht p. 245 plötzlich auch „der Plan einer livländischen Vaterlandsschule“ auf, der ganz aus dem Reisejournal herausgerissen ist. Dieses selbst kommt dann Band XXIV p. 395 ff. zum Abdruck und nun findet sich p. 421 Note 1 die Bemerkung, dass jene Stelle im XVI. Teile hier einzuschieben sei. Düntzer fügt hinzu, dass ihm damals nur die Abdrücke jener Schrift in den Werken und im Lebensbilde vorgelegen habe. Dasselbe gilt auch von seiner Ausgabe der kritischen Wälder, namentlich betreffs des vierten während auch hier Suphan über die Werke und das Lebensbild hinausgehend das Manuscript der letzten Bearbeitung und die erhaltenen Blätter der älteren Niederschrift benutzt (IV p. VI). Aber hat Düntzer, wenn er sich so beschränkte, demnach das Recht, seine Ausgabe als „nach den

besten Quellen revidiert" zu bezeichnen. Das stand doch eigentlich schon längst fest, dass jene beiden Quellen sozusagen die schlechtesten waren, insofern sie durch Unverstand und Willkür zu Stande gekommen waren und dass nur aus dem handschriftlichen Material zu helfen war und so ist der Schein hier besser als das Sein. Es unterliegt kaum einem Zweifel, dass die Nachlese der spätern Bände von Band XX an im Wesentlichen auf Suphan ruht und dass Herr Düntzer sich von den Früchten eines andern nährt, was aber unmöglich das Vertrauen rechtfertigen kann, dass gerade bei ihm die wichtige Arbeit in die rechten Hände gelegt war. Allerdings wird er als Vorzug für sich vielleicht seine langen Vorreden und Einleitungen in Anspruch nehmen. Man weiss, Herr Düntzer ist sehr belesen und nun wird in diese immer eine Unmasse des verschiedensten Stoffes hineingearbeitet. Hier mag das individuelle Urteil im einzelnen Falle anders lauten, aber wir können nicht umhin, den äusserst sachlich klaren und kurzen Einleitungen Suphan's bei weitem den Vorzug zu geben. Denn wie wenig ist bei Düntzer die Grenzlinie dessen gewahrt, was dem Herausgeber als solchem zukommt. Er usurpiert einen sehr grossen Teil des Stoffes, der dem Biographen eignen sollte, und Haym wird die grösste Masse dessen, was Düntzer in denselben angehäuft hat, sicher ausser Cours setzen. In Bezug auf die Anmerkungen aber ist Suphan Düntzer wieder reichlich überlegen. Jener bemerkt, dass das, was er davon biete, weit davon entfernt sei, als ein wirklicher Commentar zu gelten, denn ein solcher erfordere wieder eine eigne volle Arbeit. Man wird indess finden, dass er bei den meisten Stellen, unter Mitarbeit namentlich Redlich's in Hamburg, das Wissensnötige enthält, während man bei Düntzer sich über viele der vorkommenden Namen und Angaben ohne jede Orientierung findet.

Wenn Düntzer oben auch noch ein Tadel daraus erwachsen sollte, dass er in manchem Betracht zu freigiebig mit Resten des Herder'schen Schrifttums gewesen sei, so bezieht sich das namentlich auf die poetischen Reliquien seines Autors. Je mehr man diesen kennen lernt, um so allgemeiner wird sich die Ueberzeugung befestigen, dass er als Dichter von verhältnissmässig geringer Bedeutung ist. Es kann wahrlich nichts

nützen, jedes Verschen oder jedes Gedicht, jedes übersetzte Epigramm u. s. w. mitzuteilen. Wenn man den dicken ersten Band der Düntzerschen Ausgabe, der die „Gedichte" Herder's. enthält, durchnimmt, wie selten wird man von einer wirklich poetischen Stimmung und einem freien harmonischen Ausklingen derselben erquickt. Die Lektüre ist hier oftmals genug eine langweilige, freudlose Arbeit. Suphan wird die Gedichte später bringen, aber er hat über Düntzer's Sammelwut auf diesem Gebiete selbst schon sein Verdict gesprochen in dem Schlusswort der lehrreichen Aufsätze, die unter dem Titel Goethe und Herder in den Preussischen Jahrbüchern erschienen sind (das. Bd. 43, Hft. 4 p. 436).

Der X. Band Suphan's enthält die schönen Briefe, das Studium der Theologie betreffend. Warum derselbe aus der Reihe herausgegriffen ist, vermögen wir nicht abzusehen, da die Erörterungen und Notizen dazu auf den XI. Band aufgeschoben sind. Der Abdruck erfolgte nach der zweiten Auflage, doch so, dass die Varianten der ersten sorgsam unten angegeben sind. Da Düntzer die theologischen Schriften den fernern Bänden noch sämmtlich aufgespart hat, so ist hier eine jede Vergleichung noch ausgeschlossen. Jedenfalls aber gewinnt man den Eindruck, dass eine wirklich gründliche Erkenntniss des gesammten Herder erst durch Suphan möglich geworden ist und wir können diesen kurzen Versuch einer Würdigung von dessen Arbeit nicht besser schliessen, als mit dem aufrichtigen Wunsche, dass seinem Werke jederzeit die günstigsten Sterne leuchten mögen.

Brenning.

Beheim-Schwarzbach, Dr. Max, Friedrich Wilhelm's I. Colonisationswerk in Lithauen, vornehmlich die Salzburger Colonie. Königsberg. Hartungsche Verlags-Druckerei. 1879. X S., 1 Bl. u. 423 S. 8°. 8 Mk.

Zu denjenigen Partien der Geschichte, in welchen die Forschung der letzten Jahre nicht bloss gründlich aufgeräumt, sondern geradezu die herkömmlichen Vorstellungen in ihr Gegentheil umgekehrt hat, gehört die Person des zweiten preussischen Königs Friedrich Wilhelm I. Wol wusste man auch früher, dass unter ihm eine grosse Reorganisation der

inneren Verwaltung vor sich gegangen, dass ein Anfang mit einer Vernichtung der ständischen Misswirthschaft und der Einführung eines streng monarchischen Regimentes gemacht sei, aber nicht davon wussten die Geschichtsbücher zu erzählen, ob und wie weit etwa der Fürst selbst an der Sache mitgewirkt hatte, sondern viel mehr davon, wie er sich in dem Kreise seiner Generale und Staatsmänner Abends bei der Pfeife Taback und dem Kruge Bier über gute und schlechte Witze zu amüsieren liebte. Im Uebrigen sah und schilderte man in ihm immer nur den despotischen Hausherrn, den tyrannischen Vater, den eigensinnigen, launenhaften, polternden Korporal, der nur für die kleinlichsten Einzelnheiten Sinn und Verständniss hatte und wol gar, wenn seinem Willen nicht schnell und genau genug nachgekommen wurde, höchsteigenhändig mit dem Stocke zwischenfuhr. Dass es aber doch in Wahrheit so ganz anders mit der Sache bestellt war, davon hatten früher nur sehr Wenige eine Ahnung, wie etwa der ostpreussische Oberpräsident v. Schön, den eine Einsicht in die Akten seiner eigenen Regierung zu der Erkenntniss geführt hatte, dass Friedrich Wilhelm I. „Preussens grösster innerer König" gewesen sei. Von Geschichtsschreibern haben im Wesentlichen zuerst Ranke und Droysen die hohe Bedeutung dieses Königs für die innere Entwickelung seines Staates voll erkannt und gewürdigt, aber sie Beide — auch Droysen, der in seinem eingehenden und grundlegenden Werke über „die Geschichte der preussischen Politik" die inneren Verhältnisse nur so weit berührt, als sie in merkbare Wechselbeziehung zu der äusseren Politik treten — haben diesen Punkt nur andeutungsweise und mehr in grossen Umrissen behandelt. Die Einzelforschung, die, weil allerdings die Thätigkeit des Königs nach allen Richtungen hin bis in die scheinbar unbedeutendsten Einzelnheiten hinein eingriff, allein volle Klarheit über sein Mitwirken zu schaffen vermag, ist da noch zu wenig eingetreten. Wenn wir uns von dem im vorliegenden Buche behandelten Gegenstande nicht zu weit entfernen wollen, so wüsste ich, natürlich mit Ausnahme solcher Werke, deren Verfasser gelegentlich auch jene Zeit berühren, als Arbeiten, die auf amtlichen Akten beruhen, nur zu nennen: die Aufsätze Schmollers über „den preussischen Beamtenstand unter Friedrich Wilhelm I." in den Preussi-

schen Jahrbüchern (Bd. 26), über „das Städtewesen unter Friedrich Wilhelm I.“ in der Zeitschrift für preussische Geschichte (Jahrg. 1871) und über „die Verwaltung Ostpreussens unter Friedrich Wilhelm I.“ in der Historischen Zeitschrift (Jahrg. 1873) und dazu den eben erschienenen zweiten Band der „Publicationen aus den K. preussischen Staatsarchiven“, in welchem Dr. R. Stadelmann „Friedrich Wilhelm I. in seiner Thätigkeit für die Landescultur Preussens“ darstellt.

Dr. Max Beheim-Schwarzbach, Lehrer an dem von seinem Vater geleiteten Pädagogium Ostrowo bei Filehne, hat sich, von der durch Friedrich den Grossen nach der ersten Theilung Polens ausgeführten Besiedelung seiner engeren Heimat, des Netzedistriktes, ausgehend, die für die Kulturentwickelung des preussischen Staates so hoch wichtigen zahlreichen Kolonisationen zum Gegenstande seiner quellenmässigen Studien gewählt und über dieselben bereits eine stattliche Reihe grösserer und kleinerer, allgemeiner und specieller Arbeiten veröffentlicht. Die jetzt vorliegende Arbeit ist nun zwar nur eine Monographie, aber wegen ihres umfangreichen Gegenstandes ist sie zu einem nicht mehr ganz kleinen Buche angewachsen. Während sich die auf die Landeskultur gerichtete Thätigkeit Friedrich Wilhelms I. in den anderen Theilen seiner Monarchie doch immer nur auf einzelne Punkte beschränken durfte — es sei hier nur die Entwässerung und Urbarmachung des Rhin- und Havelländischen Bruchs, durch welche ein werthloser, zum Theile sogar schädlicher Sumpf von fast 22 Quadratmeilen Ausdehnung in Acker- und Wiesenland verwandelt ist, als eine der bedeutenderen Arbeiten dieser Art erwähnt —, musste des Königs Thätigkeit für Ostpreussen eine örtlich und zeitlich gewaltig umfangreichere werden, denn sie betraf hier die ganze Provinz und durchzog vollständig und gleichmässig seine fast dreissigjährige Regierung. Auch Stadelmann, der in dem erwähnten Buche den preussischen Staat in seinem gesammten damaligen Bestande behandelt, kommt dazu sich über dieses Verhältniss folgendermassen auszusprechen: „Immer wieder ist auf das Riesenwerk der Wiederaufrichtung Ostpreussens zurück zu kommen, auf welches vor Allem sich die Culturthätigkeit des Königs richtet. Dort tritt neben und in Verbindung mit den Maassregeln für die Wiederbevölkerung,

der Einrichtung von Wohn- und Arbeitsstätten für die Einwanderer eine durchgreifende Veranstaltung nach der anderen auf." Und dem ganz entsprechend nimmt denn auch das „Retablissement Ostpreussens" in allen Abschnitten seines höchst dankenswerthen Buches den grössten Raum ein.

Wenn man von dem unbeschreiblichen Elend, welches im Anfange des vorigen Jahrhunderts unsere Provinz heimsuchte, eben von der Ursache für die bedeutendste kolonisatorische Thätigkeit Friedrich Wilhelms I., spricht, so pflegt man gewöhnlich nur die grosse Pest, die in den Jahren 1708 ff. etwa ein Drittel der Bevölkerung von ganz Ostpreussen hinwegraffte, in Littauen allein aber kaum ein Viertel der Bewohner übrigliess, als die Veranlassung davon ins Auge zu fassen. Aber schon der Tartareneinfall, den die Polen im Winter 1656—57, da der Kurfürst von Brandenburg Schwedens Verbündeter war, über Preussen hatten hereinbrechen lassen, hatte 13 Städte und 250 kleinere Ortschaften in Asche gelegt und einen Menschenverlust von 140000 Köpfen herbeigeführt; von 113000 Hufen Ackerland konnten 1660 nur 20000 als urbar angegeben werden. Die Bemühungen des Grossen Kurfürsten und seines Nachfolgers um die Wiederbevölkerung Ostpreussens, wohin der Letztere in seiner kurfürstlichen Zeit besonders viele Schweizer zog, hatten doch nicht vermocht, die grosse Lücke ganz auszufüllen. Daneben war durch die allgemeine Missregierung, die unter dem ersten Könige mehr und mehr um sich griff, insbesondere durch den Steuerdruck, die ungleiche und ungerechte Vertheilung der Steuern eine vollständige Verarmung der Bevölkerung hervorgerufen; wie sich später herausstellte, hatte sich — um nur ein Beispiel anzuführen — ein volles Drittel des ackerfähigen Bodens der Steuerzahlung zu entziehen und die ganze Last den übrigen Hufen aufzuwälzen gewusst. Erst als der Kronprinz Friedrich Wilhelm das Vertrauen des Königs gewann und selbst in die Regierung einzugreifen anfing, begann man den unzähligen Uebelständen etwas gründlicher entgegenzutreten. Wie man die unglückselige Vererbpachtung der Domänen, welche zehn Jahre vorher eingeführt war, wieder abschaffte und je nach den Umständen zur eigenen Bewirthschaftung oder zur Zeitpacht zurückkehrte, so erschienen seit dem Aus-

gange des Jahres 1710 auch von Neuem Patente, welche Inländer und Ausländer zum Anzuge in die verlassenen Städte und zur Annahme wüster Hufen in Littauen einluden. Wieder kamen zumeist Schweizer, deren man in Littauen nur wenig später 356 Familien mit 1743 Köpfen zählte.

Während B.-Schw. die letzten zwei Regierungsjahre Friedrichs I. als die Einleitungsperiode bestimmt, ordnet er die littauische Kolonisation unter Friedrich Wilhelm I. selbst in fünf leicht erkennbare Perioden ein: die Vorbereitung 1713—21, die erste Hauptperiode grösserer Kolonisationen 1721—25, die Reaktionszeit 1726—31, die zweite Hauptperiode grösserer Kolonisation (die Salzburger) 1732—36, die Ausläufer der Kolonisationen unter Friedrich Wilhelm I. 1736—40; dazu fügt er endlich als Schlussabschnitt eine siebente Periode unter der Bezeichnung: die Vollendung des Werkes unter Friedrich II. 1740—73.

Es ist bekannt, dass Friedrich Wilhelm I. es für gut befand sich überall durch den eigenen Augenschein zu überzeugen, sowol was zu geschehen hätte, als auch ob das Verordnete richtig und gewissenhaft ausgeführt würde. Neunmal ist er selbst in Ostpreussen und Littauen gewesen um „nach dem Rechten zu sehen“, und man wird dem Verf. zustimmen dürfen, wenn er meint, es fiele nicht schwer nachzuweisen, dass jede dieser Reisen das „Werk“ mächtig fördern half. Die zahlreichen Kolonistenpatente der ersten Jahre wirkten trotz der grossen Zusagen, die darin den Anzöglingen gemacht wurden, nicht wesentlich mehr als die Aufrufe des Vaters; erst als der König, zum guten Theile infolge der drei ersten jener Reisen, zu der Ueberzeugung gekommen war, dass auch in Preussen, und hier mehr noch als in seinen anderen Provinzen, zu Radikalmitteln gegriffen, dass auch Preussen, wo eine eigene, fast selbstständige ständische Regierung seinen Neuerungen, welche vor Allem auf die Abschaffung und Vernichtung der missbräuchlichen und meist nur im eigenen Interesse gemissbrauchten Vorrechte des Adels gerichtet waren, den hartnäckigsten Widerstand entgegenzusetzen Miene machte, unbedingt in den Rahmen seines einigen, monarchischen Staates eingefügt werden müsse, schien auch anderwärts grösseres Vertrauen in die Sache zu erwachen. Auf seiner Huldigungsreise (1714) erkannte

der König in dem Sprecher der jüngeren, aufgeklärteren und einem Bruche mit dem alten Schlendrian der Verwaltung des Landes nicht mehr abgeneigten Adligen, dem jungen Karl Heinrich Grafen Truchsess zu Waldburg, dessen Mutter, eine geborne Gräfin Dohna, den Grossen und den Kleinen Friedrichsgraben auf ihre Kosten gebaut hatte, den „Mann der Situation“ und beauftragte ihn mit Umgehung seiner berliner Minister und der königsberger Regierung seine Gedanken über eine Reform aufzusetzen und nach Berlin nachzusenden. Waldburgs Vorschläge zur Beseitigung der Klassenherrschaft, der Bedrückung des kleinen Mannes und der verrotteten Verwaltung wurden in der That die Grundlagen der neuen Massregeln; nur in einem einzigen Punkte, freilich dem wichtigsten vielleicht, stimmte der König dem Grafen absolut nicht zu, denn während dieser alle höheren Beamtenstellen in Preussen dem eingeborenen Adel vorbehalten wissen wollte, da Fremde als Unkundige des Landes nur Schaden stiften könnten, weigerte sich der König durchaus „Böcke zu Gärtnern zu machen“ und tauschte gerade im Anfange mit Vorliebe preussische und andere Beamte untereinander aus. Graf Waldburg wurde selbst zum Präsidenten des Kriegskommissariats in Königsberg (nicht zum Oberpräsidenten von Ostpreussen, denn eine solche Centralstelle gab es noch garnicht) ernannt. Die „Hufenschoss-Commission“, welcher 1715, da statt der unzähligen kleinen und grossen Steuern eine einzige, nach der Bonität des Bodens bemessene Hufensteuer eingeführt werden sollte, die Einschätzung aller ländlichen Grundstücke aufgetragen war, beendete ihre Thätigkeit nach angestrengter vierjähriger Arbeit trotz aller Intriguen, die gegen sie ausgespielt wurden; sie war es, welche fand, dass sich bisher von 100000 steuerbaren Hufen 35000 steuerfrei erhalten hatten. Neben ihr arbeitete unmittelbar für die Kolonisation, wie in Berlin die „grosse Domänenkommission“, so in Königsberg eine besondere preussische, die aus einheimischen Beamten und besonderen Bevollmächtigten des Königs zusammengesetzt war. Es sollten (um Schmollers Worte zu gebrauchen) „die Domänen mit Einschluss aller in ihrem Bereiche liegenden Kölmer- und Freigüter untersucht, eine vollständige Neuvertheilung des Grund und Bodens vorgenommen, jedem Bauer sein Besitz bis auf mindestens

zwei Hufen mit vollständigem Viehbesatz vermehrt, jede die Bebauung erschwerende Parcellierung beseitigt, wo es nöthig, der Ausbau der Höfe oder der Neubau von Dörfern ausgeführt, die bäuerlichen Lasten alle möglichst in Geld verwandelt, auf eine feste Einheit reduciert und nach genauen Ertragsanschlägen in mässiger Höhe festgestellt, alle Hofdienste der Bauern auf zwei Tage wöchentlich reduciert, die Wirthschaft auf den Vorwerken möglichst mit eigenem Gespann eingerichtet werden.“ So einig alle Mitglieder der Kommission in dem festen Willen den Absichten des Königs nachzukommen waren, so traten doch hier sehr bald und zwar am Meisten zwischen den beiden Häuptern derselben, dem Grafen Waldburg und dem berliner Minister v. Görne, die Gegensätze so scharf zu Tage, dass man zu keinen endgültigen Beschlüssen kommen konnte. Erst als der König im Sommer 1721 wieder selbst nach Preussen kam und, wie er es auch bei der grossen Kommission in Berlin häufig that, an einigen Sitzungen in Königsberg und dann, da man in Masuren mit dem Werke selbst beginnen wollte, in Oletzko theilnahm, gelangte man zum Abschlusse der Vorberathungen. Von des Königs Aeusserungen, gegen welche, nachdem „zuvor jedem Mitgliede seine Meinung frei nach Eid und Gewissen zu entdecken unverwehrt“ war, „keineswegs freistehen sollte zu räsonniren“, seien hier die nachfolgenden als seine Grundgedanken angeführt. „Erstlich muss das Land besetzt werden“; es soll aber „der Kommission erste Sorge sein, das Land, so durch die Pest oder unter der Regierung Friedrich Wilhelms und Georg Wilhelms wüst geworden, zu besetzen“. „Wo ganz wüste Dörfer in Littauen sind, in selbigen sollen nicht die Nationen (der Kolonisten) untereinander konfundieret, sondern in einem Dorfe nur eine Nation angesetzt werden“. „Die Bauern sollen keine Windhufen, sondern wirkliche zwei Säehufen haben, ... es möge so viel Zeit und Unkosten darauf gehen, als es immer wolle“. Die Scharwerksdienste sollen „nach dem Unterschiede des Ortes“ eingerichtet werden, „den Bauer aber dürfe man durchaus nicht mit Diensten überlegen, weil es unmöglich, dass derselbe bei der bisherigen Gewohnheit, da er sonderlich in Littauen bis drei Tage die Woche über Dienste thun müssen, habe konserviert bleiben können, und soll er hinfür nicht

mehr als einen Tag die Woche über Dienste thun, aber den Abend zuvor in Dienst kommen". Die Kommission solle sich dabei erinnern, „dass sie nicht desswegen angeordnet wäre, um allein Vorwerke und Dörfer zu bauen, sondern die bisherigen Missbräuche abzuschaffen, dem Bauer zu helfen seinen bisherigen miserablen Zustand und Lebensart zu verbessern und auf seine Konservation bedacht zu sein, massen Er nur auf etwas Fixes Staat machen wolle. Würde man aber bei der neuen Einrichtung zu hoch gehen und es der Bauer nicht aushalten können, so wollte Er sich nicht an den Beamten (Domänenpächter), sondern an die Kommissarien, welche die Einrichtung gemacht und mit Hab und Gut auch ihrem Kopf (sonst war die geläufigste Drohung des Königs selbst gegen die höchsten Beamten „die Karre") davor haften müssten, halten". Endlich noch Folgendes: „Da bisher der preussische Bauer sowol von Beamten als Forstbedienten mit Schlägen und Postronken (wol dicken Stricken) so hart und sklavisch traktieret, auch ihm dadurch gänzlich aller Muth benommen worden, so sollen sowol die Oberforstmeister, als auch die Landkammerräthe auf ihre Subalternen genaue Aufsicht desswegen haben und ihnen Solches nochmals ernstlich inhibieren".

Es ist natürlich unmöglich, auch hier nicht der Ort die Durchführung des grossen Werkes im Einzelnen zu verfolgen und nachzuerzählen. Man wird vor Allem von staunender Bewunderung für den König erfasst, wenn man seiner Theilnahme daran nachgeht, vollends aber wenn man seine viel weitergehende, auf die Landeskultur des preussischen Staates im Allgemeinen gerichtete Thätigkeit mit ins Auge fasst, wie sie in dem erwähnten Buche von Stadelmann geschildert wird: da wird es so recht einleuchtend, wie unendlich wenig richtige Ahnung von dem Charakter und der Bedeutung dieses Fürsten diejenigen hatten, die nur von seiner Pedanterie, seinem Eigenwillen, seiner Kleinigkeitskrämerei zu sprechen wussten. Wie der König den grossartigen Plan der Organisation seiner neuen Centralbehörde für die gesammte Verwaltung, die aus 35 Kapiteln mit zusammen 297 Paragraphen bestehende „Instruction, wornach Unser verordnetes General-Ober-Finanz-Krieges- und Domainen-Directorium sich allerunterthänigst zu achten", mit eigener Hand aufgesetzt hat, so ist fast keine Verfügung aus seinem

Kabinet hervorgegangen, fast kein Bericht einer Behörde — und selbst bis zu den untersten Stellen herab konnte man ihm nicht oft und eingehend genug Rapporte einsenden — durch seine Hände gelaufen, an dem er nicht seine bald kürzeren, bald ausführlichen Randbemerkungen zugefügt hätte, Bemerkungen stets, die von dem tiefen Verständniss der Sache, von der wolwollendsten Gesinnung, zugleich aber auch von dem strengsten Pflichteifer zeugen. Neben den vielfachen in der Natur der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten hatte der König aber auch noch eine Unzahl von Hemmnissen zu überwinden, die ihm sowol von seinen Mitarbeitern, den Beamten, als auch von denjenigen, für welche er arbeitete, mit mehr oder weniger bewusster Absicht in den Weg gelegt wurden. Bald war es die Trägheit, Untauglichkeit, Eigennützigkeit oder Unredlichkeit der Beamten, die ihn „erzürnte, beleidigte und schmerzte", und gegen die er unerbittlich einschritt, bald hatte er den Widerwillen und die Abneigung der alten Einwohner gegen die neuen Anzöglinge zu bekämpfen, bald wieder waren die Kolonisten selbst mit den wahrlich nicht kärglich bemessenen Beneficien nicht zufrieden, sie stellten grössere, wol gar unerfüllbare Forderungen auf, und nicht selten blieben auch die Fälle der Desertion.

Es lässt sich, da die Rechnungen nicht vollständig vorhanden sind, der Betrag der Gesammtausgaben für die Kolonisation Littauens nicht mehr vollständig nachrechnen. Es sei daher hier nur auf folgende einzelne Angaben hingewiesen. Die Kolonisten, mit welchem Ausdrucke der Verfasser nur „die Zuzügler aus fremden Landen, selbst aus einer anderen entlegenen Provinz, wenn sie behufs irgend welcher Mitwirkung an dem Etablissementswerk in den Genuss der durch königliches Patent oder durch Specialkontrakt garantirten Beneficien gelangten", verstanden wissen will, zerfielen in drei Klassen: die wolhabendsten Anzöglinge bestritten selbst die Zehrungskosten der Reise und siedelten sich ganz aus eigenen Mitteln an, andere bestritten nur die Reisekosten und wurden unentgeltlich angesetzt, für die grösste Masse aber wurden sowol die Reiseentschädigung, als auch die Ansetzung aus königlichen Kassen bezahlt. Abgesehen von aussergewöhnlichen Verfügungen dürfen die Reisekosten im Durchschnitt für eine Familie auf 11 Thaler berechnet werden.

Zum Bau der Häuser und Ställe wurden im Allgemeinen 10—15 % der Kosten als Zuschuss gewährt. Der Besatz an Vieh und Acker- und Hausgeräth wurde auf zwei Hufen mit rund 150 Thalern, das Saatkorn und das Getreide zum ersten Unterhalt auf etwa 135 angesetzt. Rechnet man zu diesen Ausgaben noch die den Steuerkassen durch die Freijahre veranlassten Ausfälle hinzu, so darf die Ansetzung einer Kolonisten-Familie auf etwa 400 Thaler geschätzt werden. In den Städten, deren in Littauen bekanntlich acht ganz neu gegründet wurden, berechneten sich die Ausgaben auch noch vielfach anders. Die gewöhnliche Annahme einer Gesammtausgabe von 6 Millionen Thalern ist, wie auch Stadelmann bemerkt, nur eine Schätzung. Ebenso wenig wie die Ausgaben, lässt sich auch die Gesammtzahl der Einwanderer feststellen, doch darf von Schmoller mit Sicherheit behauptet werden, dass die Bevölkerung von ganz Ostpreussen, die 1713 etwa 440000 Seelen betragen hatte, so dass kaum 600 Menschen auf der Quadratmeile wohnten (jetzt 2700), im Jahre 1740 beinahe wieder die Zahl von 600000, welche sie vor der Pest schon überstiegen hatte, erreicht haben wird; und von B.-Schw. selbst wird als wahrscheinliche Zahl der eingewanderten Familien 3727 mit ca. 18000 Seelen angegeben und ferner berechnet, dass „von den etwa 14200 (nicht 60000, wie sonst behauptet wird) nach der Pest verlassenen Hufen bis zum Schlusse der Regierung Friedrich Wilhelms I. etwa 13200 wieder in Kultur gebracht worden“ seien. Um so dankbarer muss man dem Verfasser für die zahlreichen aus den Akten mitgetheilten Tabellen sein, in welchen vielfache Nachweise über einzelne Aemter und Ortschaften, über die Nationalität und Anzahl der darin angesiedelten Kolonisten sowie der alten Einwohner, über die besetzten und unbesetzten Hufen, ferner Anschläge, Kostenrechnungen u. s. w. enthalten sind.

Während der König, wie aus seinen zahlreichen Briefen an seinen Freund Leopold von Dessau, dessen Besitzungen in Norkitten und Bubainen als Musterwirthschaften für Preussen dienten, hervorgeht, oft genug nahe daran war an dem Gelingen seines Werkes zu verzweifeln, fasste er doch immer wieder neuen Muth; und über die grossen Ausgaben sich tröstend, schrieb er: „Dafür wird das Land bebaut sein und

ist dazu gut, wenn die Kinder erwachsen und mein Sohn Krieg bekommmt, dass ihn an Menschen nicht fehlet. Das ist auch ein Reichthum. Menschen halte vor den grössten Reichthum", und ein ander Mal: „Ich habe das feste Vertrauen, dass es wird in Preussen vor dem Lande und mir in Kurzem besser werden. Gott weiss, ob ich recht habe". — Das glänzendste Zeugniss hat dem Könige sein Sohn, der ihm gleichfalls in Ostpreussen durch eigene Thätigkeit mitgeholfen und später selbst das Werk eifrig fortgeführt hat, mit der Aeusserung ausgestellt, er pflege Verfügungen in Sachen der Verwaltung erst dann endgültig festzustellen und zu vollziehen, wenn er sich die Frage, ob sie wol sein Vater unterschrieben haben würde, habe bejahen können. —

Die zweite, ein Wenig grössere Hälfte des ganzen Werkes (S. 119 bis 256) füllen das dritte Buch, welches über „die Salzburger in Preussen bis zur Vollendung ihres Etablissements", und das vierte, welches über „die fertige Salzburger Colonie in Preussen" handelt. Wenngleich die bereits vorhandene Litteratur über die Einwanderung der aus dem Erzbisthum Salzburg vertriebenen Protestanten in Preussen eine so umfangreiche ist, dass das alphabetische Verzeichniss derselben, welches der Verfasser seinem Buche am Schlusse hinzufügt, nicht weniger als 15 Seiten füllt, so darf man diesem doch das Verdienst keineswegs absprechen sie wesentlich bereichert zu haben, da er eine Seite der Sache hervorgehoben hat, die bisher stets so gut wie ganz übersehen und vernachlässigt war. „Nicht die Emigration, so sagt er selbst, wollen wir schildern, sie ist schon oft und ausführlich beschrieben, uns interessirt vielmehr die Colonisation. Waren bis nach Lithauen die Salzburger Vertriebenen die Helden und die Märtyrer, so gewahren wir jetzt an ihnen lediglich die menschliche Seite. . . . . . Der Held des Nachfolgenden wird nicht sowohl der Salzburger sein, als vielmehr der Hohenzoller Friedrich Wilhelm I."

Jetzt erst, nach der hier vorliegenden Schilderung, tritt es ganz klar zu Tage, welche übergrosse Schwierigkeiten es hatte die unerwartet zahlreiche Menge der Einwanderer unterzubringen. Da der Hauptstrom erst im Spätsommer und im Herbste eintraf, so mussten die Leute mit einer verschwindend kleinen Ausnahme zunächst nur vorläufig unter-

gebracht und den ganzen Winter über auf Kosten der Regierung unterhalten werden. War nun schon während der langen Wanderschaft ein gewaltig unruhiger Geist in die Pilger gefahren, waren sie fast überall von der theilnehmenden Bevölkerung der durchzogenen Lande aufs Freundlichste aufgenommen und mit allem Nöthigen aufs Reichlichste versehen, so hatten vollends des Königs Worte in ihnen die Hoffnung erregt, dass es in ihrer neuen Heimat womöglich noch besser sein würde; und nun sollten sie sich mit dem Nothdürftigsten behelfen oder von ihren eigenen mitgebrachten Mitteln zehren oder gar durch Arbeit ihren Unterhalt suchen: Unruhen und Widersetzlichkeit waren nichts Seltenes, desertieren freilich konnten sie nicht gut, aber jeder wollte sich hinwenden wo es ihn gutdünkte, ununterbrochen gingen ihre Beschwerden nach Berlin, besonders beanspruchten sie weder jetzt noch später auseinandergerissen zu werden. Die Einwohner Littauens, die ihnen Anfangs gleichfalls mit inniger Herzlichkeit entgegengekommen waren, wurden mehr und mehr gegen sie eingenommen. Die Beamten, die für sie besonders zu sorgen hatten, erlagen fast der drückenden Ueberlast der Arbeit und fanden doch nirgends Dank. Dem Könige selbst wurden viele trübe und schmerzliche Stunden bereitet. Sehr allmählich gelang dann später die Ansiedelung, aber man kam doch endlich zu einem leidlich guten, Alle ziemlich befriedigenden Abschlusse, und zumeist durch das milde und besänftigende Auftreten des Königs selbst, der immer nur mahnte „die Salzburger gelinde und glimpflich zu traktieren". — In 32 Zügen wurden 20694 Salzburger in das Gebiet des preussischen Staates geschafft, und von diesen gelangten 15508 in das Königreich Preussen; von den 11155 Menschen, die in Littauen untergebracht wurden, haben sich 1059 in den Städten niedergelassen. An ländlichen Zuzöglingen kamen auf das Hauptamt Insterburg 6718, auf Ragnit 2002, auf Tilsit 338, auf Memel endlich nur 18 (auf die Stadt Memel 158); von den Städten siedelten sich die meisten Salzburger, 237, in Gumbinnen an, wo auch heute noch die eigentliche Centralstelle, die mit der Zeit aus dem Hospital hervorgegangene „Salzburger Anstalt", ihren Sitz hat, in Schirwind fand nur ein einziger Salzburger Aufnahme. Sehr grosse Mühe machte, diess sei hier nur

noch bemerkt, den preussischen Beamten und der preussischen Regierung die Beitreibung der „Ausstände“, welche die Salzburger in ihrer alten Heimat zurückgelassen hatten oder, wie man von der Mehrzahl richtiger sagen müsste, zurückgelassen haben wollten, denn von gar vielen wurden völlig illusorische Rechnungen aufgemacht.

Indem ich auch für diesen Theil in Betreff der interessanten und belehrenden Einzelnheiten auf das Buch selbst verweisen muss, darf ich nicht unterlassen es bereitwilligst anzuerkennen, dass sich der Verfasser durch seine Arbeit den vollsten Dank aller Bewohner unserer Provinz, zumeist aber der Nachkommen jener Kolonisten und vollends der Salzburger, die ihrerseits wiederum so Vieles dazu beigetragen haben, dass Littauen, in alten Zeiten als die „Schmalzgrube Preussens“ bezeichnet, wieder zu einer Kornkammer für viele Länder geworden ist, wol verdient hat. —

Wenn ich auch gern davon abstehe an dieser Stelle von dem Rechte des Recensenten sachliche und stilistische Einzelnheiten, mit denen ich nicht einverstanden sein kann, rügend herauszuheben, Gebrauch zu machen, so darf ich doch nicht unbemerkt lassen, dass, wer über Littauen schreibt, keinenfalls eine entschieden falsche, grundlose Schreibweise dieses Namens (Lithauen) in Anwendung bringen darf. Ebenso hätte der Verfasser auch sonst bei Wiedergabe der einheimischen Namen exakter zu Werke gehen müssen als es häufig geschehen ist; die Schreibweise zumal in den alten Akten ist doch gewöhnlich eine falsche, so dass man ihr heute nicht unbedingt folgen darf.

Die Ausstattung, welche die Verlagsanstalt dem Buche gegeben hat, ist eine durchaus zufriedenstellende und anständige.

Zoppot, im August 1879. **Karl Lohmeyer.**

Zur Begründung einer Lithauischen Gesellschaft.

Zunächst im Lithauischen Kränzchen hier angeregt, wurde der Gedanke, eine **Lithauische Gesellschaft** zu begründen, mit Männern der Wissenschaft, Kennern und Liebhabern der lithauischen Sprache, zum Theil geborenen Lithauern, erörtert. Der Präsident der „Lettischen literärischen Gesellschaft“, Herr Pastor Bielenstein zu Doblen in Kurland,

sandte freundlichst das Statut seiner Gesellschaft ein, und so konnte ein auf Grund desselben gearbeiteter Entwurf zu Ostern in Memel berathen und Auswärtigen zugesandt werden. Nachdem nun von verschiedenen Seiten theils Zustimmungen, theils Aenderungsvorschläge eingelaufen sind, beehrt sich der Unterzeichnete, die Angelegenheit an dieser Stelle zur öffentlichen Besprechung zu stellen, damit auf einer zum 7. October d. J. einzuberufenden Versammlung der Wortlaut endgültig festgestellt werde und die Gesellschaft als solche ins Leben trete. Es handelt sich darum, Angesichts des jetzt so schnell hinschwindenden Lithauischen, was noch möglich, durch Aufzeichnung und Sammlung, bevor es unwiederbringlich verloren ist, für die Wissenschaft zu retten. Nicht wird dabei einseitig nur Sprachliches ins Auge gefasst, sondern Alles, was auf Lithauen und Lithauer Bezug hat, als Historisches, Geographisches, Ethnographisches, Mythologisches, Musikalisches u. s. w. Es haben von jeher auf diesem Gebiete Männer gesammelt und geforscht, es thut aber noth, dass, was Liebhaberei oder Studium bei Einzelnen zu Tage gefördert hat, mit ihnen nicht verloren gehe, wie leider so vielfach geschehen ist, sondern Allen zu gute komme. Schreiber dieses hat sich auch davon überzeugt, dass hin und her seltene Drucke, ja sogar ältere Handschriften im Privatbesitze befindlich sind, die bei Todesfall des augenblicklichen Inhabers Gefahr laufen, von unverständigen Händen dem Trödler übergeben zu werden, anstatt, an Einer Stelle gesammelt, für die Wissenschaft erhalten zu bleiben. Sicher wird das Beispiel des Herrn Professor Dr. Adalbert Bezzenberger in Göttingen, welcher je ein Exemplar seiner Veröffentlichungen auf diesem Gebiete bereits der neuen Gesellschaft überwiesen hat, bei den Gelehrten Nachahmung finden und so der Grund zu einer Bibliothek bald gelegt sein. Möge die Angelegenheit hiermit der Beachtung in unserer Provinz und draussen empfohlen sein!

Statuten-Entwurf.

§. 1. Die **„Lithauische litterärische Gesellschaft“** bildet den Mittelpunkt für die Bestrebungen, alles auf Lithauen und die Lithauer Bezügliche, sei es sprachlicher, historischer, ethnographischer u. dergl. Art (wie Sitten, Gebräuche, Märchen, Sagen, Lieder) durch Sammlung und Aufzeichnung für die Wissenschaft zu erhalten.

§. 2. Die *Mitglieder* sind a) ordentliche, b) korrespondirende, c) Ehrenmitglieder.

§. 3. Die *Mitgliedschaft*, gleichviel welcher Art, wird durch Versammlungsbeschluss auf Vorschlag des Vorstandes erworben (ob Ballotage? vielleicht im Schosse des Vorstandes? Ehrenmitgliedschaft nur bei Stimmeneinheit im Vorstande verliehen?)

§. 4. Jedes Mitglied ist *stimmberechtigt*.

§. 5. Der *Jahresbeitrag* jedes ordentlichen Mitgliedes beträgt 3 (oder 5?) Mark, welche bis zum ...... an den Schatzmeister eingezahlt sein müssen, wenn nicht die Einziehung durch Postvorschuss gewünscht wird.

§. 6. *Austritt* steht jedem Mitgliede jederzeit frei; derselbe wird schriftlich bei einem Vorstandsmitgliede angemeldet. — Als ausgetreten gilt auch ein Mitglied, wenn es die Zahlung des durch Postvorschuss eingeforderten Beitrages verweigert.

§. 7. Alljährlich wählt die Gesellschaft auf ihrer Jahres-Versammlung in einmaligem Wahlgange durch einfache Stimmenmehrheit mittels Stimmzettel fünf (ordentliche) Mitglieder in den *Vorstand*. (Können Auswärtige ihre Stimmzettel versiegelt einliefern?)

§. 8. {Der Vorstand / Die Gesellschaft} vertheilt die Geschäfte {unter sich / des Vorstandes} indem {er / sie} ernennt a) einen Vorsitzenden, b) einen stellvertretenden Vorsitzenden, c) einen Sekretär, d) einen Schatzmeister, e) einen Bibliothekar.

§. 9. Der Vorstand versammelt sich nach Bedürfnis und fasst seine Beschlüsse nach Stimmenmehrheit.

§. 10. Der *Vorsitzende* hat die Oberleitung der ganzen Gesellschaft und vertritt sie nach aussen. Er beruft, leitet und schliesst die Vorstandssitzungen und sonstigen Versammlungen, erstattet in den Jahres-Versammlungen Bericht über die Thätigkeit der Gesellschaft im verflossenen Jahre.

§. 11. Der *Sekretär* führt die erforderlichen Schreibereien der Gesellschaft, wie Ausstellung der Mitgliedskarten und Diplome, versendet die Schriften (Jahresberichte), führt das Protokoll.

§. 12. Der *Schatzmeister* empfängt bezw. erhebt die Beiträge und verwaltet die Kasse. — Entlastung der Rechnung ertheilt die Jahresversammlung auf Grund der Prüfung zweier Mitglieder.

§. 13. Die Geldmittel der Gesellschaft erwachsen aus a) Beiträgen der Mitglieder, b) Verkauf der Schriften, c) besonderen Geschenken.

§. 14. Verwandt werden die *Geldmittel* im allgemeinen a) zur Bestreitung der Druckkosten für Jahresbericht etc. b) zu Zuschüssen bei Herausgabe geeigneter Schriften (die trotz ihrer Nützlichkeit vielleicht keinen Verleger finden) c) zur Vervollständigung der Bibliothek.

§. 15. Der Bibliothekar verwaltet die Bibliothek.

§. 16. Die *Einladung* zu den Versammlungen erfolgt durch die gelesensten Zeitungen der Provinz im allgemeinen und durch Zuschrift an jedes Mitglied insbesondere.

§. 17. Der Vorstand hat das Recht, Nichtmitglieder als Gäste zur Versammlung zuzulassen; dieselben sind vom Vorsitzenden als solche der Versammlung vorzustellen.

§. 18. Die Beschlüsse der Versammlung sind bindend auch für die nicht anwesenden Mitglieder.

§. 19. Organ der Gesellschaft ist die „Altpreussische Monatsschrift" von Reicke und Wichert in Königsberg.

§. 20. Statutenveränderungen können nur mit $^2/_3$ der Stimmen beschlossen werden, darauf zielende Anträge müssen vorher beim Vorstande schriftlich eingereicht und den Mitgliedern in der Zuschrift zur Einladung mitgetheilt sein.

Tilsit, im August 1879. **Maxim. J. A. Voelkel.**

Alterthumsgesellschaft Prussia in Königsberg 1879.

Sitzung den 24. Januar. Vortrag des Professor Heydeck:

I. Das Gräberfeld zu Korklack, Kreis Gerdauen.

Im vergangenen Frühjahr hatte Graf Klinckowström die Güte, die Bloslegung eines unberührten Grabes auf seinem Vorwerk Henriettenfeld zu melden und uns zur Aufdeckung desselben freundlichst einzuladen. Er hatte gelegentlich in der Nähe einen bedeutenden Fund an Alterthümern gemacht, war dabei auf eine seitwärts liegende regelmässige Steinpackung gestossen, hatte sie blosgelegt und erwartete nun unsere Ankunft, um den Fund sicher konstatiren zu lassen. Stud. rer. nat. Hennig und ich unterzogen uns dieser Aufgabe. Schon vor 2 Jahren hatte Dr. med. A. Hennig auf demselben Gräberfeld Untersuchungen angestellt und war dabei auf vielversprechende Funde gestossen. Das Vorwerk Henriettenfeld liegt südlich von dem Kirchdorf Assaunen auf dem linken Ufer des Flusses Schwarze; die Gräberstätte befindet sich dicht an Henriettenfeld nach Norden, die Strasse nach Assaunen führt unmittelbar darüber hinweg. Sie liegt auf dem wenig geneigten Abhang des Flussbettes, welches gerade dieser Stelle gegenüber eine grosse sumpfige Wiese bildet, woraus sich auf einen frühern kleinen See schliessen liesse. Die Gräber selbst haben kein äusseres Kennzeichen. Ob Hügel oder Marksteine früher vorhanden gewesen, lässt sich bei dem vielfach zu Kartoffelgruben benutzten Terrain nicht mehr ermitteln. Dr. Hennig hatte vor zwei Jahren auf der linken Seite des Weges gegraben. Das von Graf v. Klinkowström blosgelegte Grab, in dessen Nähe er den letzten Fund gemacht, lag an der rechten Seite des Weges. Es bildete ein horizontales, kreisförmiges Steinpflaster, 2,5 m im Durchmesser mit einem Ausbau nach Nordwest und lag 0,30 m unter dem Rasen. Die Peripherie bildeten grössere Steine, der innere Raum war mit Kopf- und kleineren Steinen pflasterartig gefüllt. Es wurde zunächst noch eine grössere Fläche, etwa fünfzehn Schritt im Quadrat abgedeckt; da zeigten sich denn eine Menge Gräber in ähnlicher Weise mit Steinen belegt, einige darunter, die auch nur durch wenige zusammengelegte Steine bezeichnet waren.

Vielfach liess sich erkennen, wie ein Begräbniss in das andere hinein oder sehr nahe heran gebaut war, wodurch dann das vorhergehende gestört wurde. Eilf unter ihnen konnten als unberührt gelten und als einzelne Grabfunde konstatirt werden. Der Thatbestand war folgender: Grab 1, das grösste, von Graf Klinkowström blosgelegt, enthielt: einen Bronzefingerring von dünnem, halbflachem Draht, nicht geschlossen und mit Einkerbungen an den Enden versehen; ein Eisenfragment (Gürtelbeschlag) sehr einfach und roh. Beide Gegenstände lagen am äussern Rande des Grabes unter den grossen Steinen. Im innern Raum fanden sich nur sehr geringe Spuren von Knochenasche und Kohlenreste. In der Nähe desselben lag ein Gefäss, zerbrochen auf der Seite, ohne Inhalt, welches nicht zu diesem, sondern wahrscheinlich zu einem früheren Grabe gehört haben mag und durch spätere Beisetzung zerstört worden ist; da es nicht erhalten werden konnte, habe ich es dort an Ort und Stelle gezeichnet und gemessen. — Grab 2. Aehnliche Kreisform, wie das vorige, nur bedeutend kleiner, enthielt ebenso unter den Steinen des äussern Randes drei Gegenstände: einen Spiralfingerring von Bronze in 2½ Windungen, beide Enden in lanzettartiger Blattform mit hervortretender Mittelrippe zierlich auslaufend; der mittlere Theil durch gewundene Canälirung verziert; eine gewöhnliche Thonkoralle, ferner eine nur zum Theil erhaltene Eisenfibel. — Grab 3, kleinere Steinsetzung, so wie Grab 4 auf meiner Zeichnung, enthielt eine Bronzeschnalle und eine Bronzearmbrustfibel gewöhnlicher Form. — Grab 4 befindet sich ebenso wie Grab 1 auf meiner Zeichnung, so wie ein kleineres Gefäss, welches unter einem der Steine lag. — Grab 5 enthielt ein kleines Gefäss, wovon nur einige Scherben vorhanden, und eine eiserne Armbrustfibula, welche beim Entfernen des Rostes zerfiel, die aber genau mit einer eben solchen dort gefundenen übereinstimmte. — Grab 6, halb unter dem vorerwähnten Wege, der über den Begräbnissplatz führt. Es gab von allen übrigen Gräbern die reichste Ausbeute, welche mit grosser Mühe durch Untergraben des Weges von Studiosus Hennig zu Tage gefördert wurde. Der Fund besteht aus einem kleinen, gut erhaltenen Gefäss, einer Thonkoralle, einer eisernen Messerklinge und folgenden Bronzegegenständen: 1 hier seltene Schnalle, leider zum Theil zerbrochen, 1 Armbrustfibel mit Filigranverzierung, 1 Kappenfibel, nur mit dem Stift in der Kappe, also mit einfachem Charniergelenk für die Nadel, 2 aus viereckigem, starken Draht gebogene Ringe mit fragmentarischen Anhängseln, 1 geschlossener Ring aus rundem Draht mit Anhängsel, 6 ziemlich gut erhaltene Bronze-Perlen, verschiedene Stücke Drahtgeröll und mehrere Theile vermuthlich von Armbändern, welche durch bandartige imitirte Filigranarbeit verziert sind; ferner eine Menge im Feuer zerstörter Bronze- oder Glasperlen und ein kleiner, zerbrochener Bernsteinring. — Grab 7, zwei kleine Gefässe. — Grab 8 nur Scherben, aus denen die Gefässformen nicht zusammengesetzt werden konnten. — Grab 9, zwei verschieden grosse Gefässe mit henkelartigen Ansätzen in Form einer senkrechten Reihe kleiner Erhöhungen ohne Durchbohrung, ein nicht geschlossener Bronzefingerring, dessen platterweiterte Enden in zwei nach

der Seite zierlich gebogene Hörnchen auslaufen. — Grab 10, ein Gefäss. — Grab 11, eine Thonkoralle wie Grab 2, eine Bronceschnalle und ein stiftartiges Eisenfragment. — Unter Nr. 12 befinden sich mehrere neben- und übereinander liegende Gräber, bei denen die Funde nicht mehr sicher zu trennen waren. Von diesen Stellen haben wir 5 grössere und kleinere Gefässe, welche aus kleinen Stücken von mir zusammengesetzt und gezeichnet worden sind. Hier fand sich in allen grössern Gefässen Knochenasche; in einem Fall waren zwei Schalen mit den Oeffnungen auf einandergedeckt; hier kam es vor, dass ein kleines Gefäss in ein grosses gesetzt war. Es schien überhaupt, als ob hier eine etwas andere, vielleicht spätere Zeit und Sitte des Begräbnisses vorlag, als in den vorher beschriebenen Gräbern. Auch fand sich in diesen Gräbern eine Fibel, radförmig, 0,04 m im Durchmesser, mit sieben Speichen, deren Enden über den Rand hervorragen, und von denen drei ausserhalb des Randes als Oesen geformt sind, an welchen sich ursprünglich wohl Hängewerk befunden haben mag. Die Nadel, mit einfachem Charniergelenk, biegt sich nach hinten in einen Winkel um und wurde bei dieser Fibel offenbar horizontal getragen. Wie schon vorhin bemerkt, setzen die Gräber sich unter der Landstrasse fort. Trotz der vorgerückten Tageszeit, wurden auf der andern, also auf der linken Seite der Strasse, wo Dr. Hennig vor zwei Jahren gegraben hatte, noch Versuchsgrabungen angestellt. Hier standen die Gefässe dicht unter dem Rasen. In ihnen befand sich Knochenasche und Bronze- und Eisenfragmente. Hier muss wohl beim Ausbessern des Weges Erde abgetragen sein, denn da der obere Theil der Gefässe gewöhnlich fehlte, hätten sie damals bei der Bestattung aus der Erde hervorragen müssen. Sie waren alle in der festgetretenen Erde in kleine Scherben gebrochen; nur von einem, Nr. 13, welches durch schräg rechtwinklig gelegte Linien mit einzelnstehenden Kreuzformen verziert war, konnte ich einen Theil zeichnen.

Graf Klinkowström übergab die von uns zu Tage geförderten Funde, so wie auch den von ihm entdeckten Fund der Sammlung. Der letztere Fund besteht aus einer sehr schönen Bronzearmbrustfibel, 0,10 m lang, wahrscheinlich früher versilbert; der Bügel ist abwechselnd mit viereckigen Platten und Facetten verziert und läuft in eine gezackte Platte aus. Der Charnierstift, früher von Eisen, ist von mir ergänzt und zum Herausziehen eingerichtet, so dass man an dieser Fibel, wie an keiner andern, die Konstruction einer Armbrustfibel erklären kann. Ferner gehört zu diesem Fund 1 kleinere Bronzearmbrustfibel und 1 ebensolche von Eisen, ähnlich wie in Grab 5, 1 einseitiger Kamm aus einzelnen Knochenstücken zusammengenietet und mit kleinen Kreisen verziert, 1 Bronzefiligranring; er ist zu gross, um als Fingerring getragen worden zu sein, 1 Eisenfragment, das als Schnalle und zugleich als Gürtelbeschlag gedient haben kann, 1 sehr ähnliches Stück aus Bronze, ferner verschiedene Eisenfragmente, darunter erkennbar 1 Messer, 1 Lanzenspitze, 1 grosse Scheere in bekannter alter Form, an einem Stück derselben befindet sich Eichenholz angerostet. Eine sichere Zeitbestimmung wage ich meiner heutigen Auffassung nach kaum zu geben;

der Form der Gefässe nach, welche alle ohne Töpferscheibe gefertigt sind, scheinen die Gräber zwar verschiedenen Zeitabschnitten anzugehören, aber nicht weit über den Anfang des jüngeren Eisenalters hinauszureichen.

II. Das Gräberfeld von Pietraschen.

An verschiedenen Orten Masurens war in Folge der Untersuchungen von Wallbergen die Aufgabe unserer Gesellschaft erwachsen, auch Grabstätten aufzudecken. Freiherr v. Bönigk, Bildhauer Eckart und ich unterzogen uns Ende August dieser Aufgabe. Zunächst begaben wir uns auf Veranlassung des Herrn von Pape-Wolfsee nach Klonn, südwestlich von Lötzen. Hier fanden wir 3 scheinbar unberührte Grabhügel. Mehrfach hat es sich gezeigt, dass sich in diesen Gegenden Ganggräber vorfinden, eine Specialität, die in Ostpreussen nur der Umgebung der masurischen Seen eigen zu sein scheint. Schon früher hatte ich Gelegenheit, ein solches bei Doben, Kreis Rastenburg, vor und nach der Eröffnung für unsere Sammlung zu zeichnen. Am Aryssee habe ich gleichfalls mehrere Ganggräber gefunden; in ihrer äussern Form unterscheiden sie sich durch nichts von gewöhnlichen Kisten- und Hügelgräbern. Es sind Hügelgräber, in denen sich eine aus grossen Steinplatten gebildete Kammer befindet, welche mit ebenso platten Steinen gedeckt ist und gewöhnlich in ihrer ganzen Breite in einen von platten, aber nicht ebenso hohen Steinen gebildeten Gang ausläuft, der unbedeckt sich bis an den äussern Rand des Grabhügels erstreckt. Der ganze Bau nimmt stets den grössten Theil des Hügels ein und liegt mit seiner Längenaxe von Norden nach Süden, der Eingang stets nach Süden. In der Hoffnung, auch hier unberührte Ganggräber zu finden und um ein recht anschauliches Bild vor und nach der Eröffnung geben zu können, zeichnete ich die 3 Gräber und erst dann machten wir uns an die Bloslegung derselben.

Grabhügel I. erwies sich denn auch als ein Ganggrab in vorher beschriebener Form, nur fehlten die Decksteine; dass sie überhaupt nie vorhanden gewesen sind, muss ich bezweifeln, doch fehlt darüber jede Sicherheit, da der Hügel unberührt schien. Ich habe die von Erde entblösste Steinsetzung in äusserer Ansicht von S. aus und eben so den Grundriss gezeichnet. Die Länge des Ganges bis zum nördlichen, geschlossenen Kammerende betrug 3,40 m, die Breite am N.-Ende 0,63 m, am S.-Ende 0,70 m, also die sogenannte Kammer etwas enger, die Höhe betrug 1,00 m. Von aussen waren an die Wände, so wie im Doben'schen Grabe, hohe und niedrige Steine angelehnt, welche ich vor dem Zeichnen entfernen liess, um den eigentlichen innern Bau übersehen zu können. — Im Grundriss sind sie angedeutet. — Der innere Raum der Kammer war mit Sand angefüllt; keine Spur einer Bodenfläche aus Lehm oder Steinpflaster, wie dergleichen sonst üblich ist, war zu erkennen. Ziemlich in der Mitte der Länge des innern Raumes fand sich ein kleines napfartiges Gefäss, dessen unterer Theil halb kugelförmig ohne Stehfläche auf eine sehr frühe Zeit schliessen lässt; sonst fand sich zu unserm grossen Bedauern nichts, was mehr Licht über diese so interessanten Grabformen und die Kultur des Volkes, dem sie

angehörten, verbreiten könnte. — Der zweite grösste Grabhügel, dem Anscheine nach noch ganz unberührt, bestand grösstentheils nur aus Kopf- und kleineren Steinen und Erde und ergab einige Kohlenspuren abgerechnet, gar kein Resultat. — Ebenso fanden sich in dem dritten sehr kleinen Hügel nur Spuren einer Brandschicht. Meines Erachtens gehören die beiden letztern Hügel einer spätern Zeit an als der erstere. Dem Besitzer von Klonn, Rittergutsbesitzer Kastner, spreche ich für die freundliche Erlaubniss zur Aufdeckung der Grabhügel den Dank der Gesellschaft aus. —

Von hier begaben wir uns nach Jucha und untersuchten dort drei kleine Grabhügel; Ganggräber konnten es zweifelsohne wegen ihrer Kleinheit nicht sein; wir fanden hier nur einige sehr dicke Urnenscherben, ein kleines Gefäss mit Stehfläche und der üblichen Knochenasche. Ziemlich niedergeschlagen, verliessen wir Jucha und begaben uns nach Pietraschen in der Nähe des Gablicker Sees, zu Herrn Reiter, auf dessen Gut schon früher beim Steinefahren Broncefunde gemacht worden sind. Auf seinem Felde befand sich eine Gräberstätte, die allerdings durch Steinefahren zum grossen Theil zerstört war, die aber doch noch recht ansehnliche Funde ergeben hat. Ein Grab war zum Glück noch unberührt; es war äusserlich durch eine leichte Bodenerhöhung und kreisförmige, wenn auch eine nicht ganz regelmässige Steinpflasterung kenntlich. Hauptmann v. Bönigk übernahm die Untersuchung dieses Grabes, während Eckart und ich die dicht nebenbei gelegenen, zum Theil schon zerstörten Gräber in Angriff nahmen. Sie unterschieden sich durch nichts in ihren Eigenthümlichkeiten vom ersteren. Das unberührte Grab A habe ich im Grundriss und Durchschnitt gezeichnet; auf derselben Tafel auch die darin und in den nebenliegenden Gräbern gefundenen Gefässe, welche sich nur irgend zusammensetzen liessen, so dass ihr Profil erkannt werden konnte. In dem Grabe A befanden sich ca. 14 Gefässe mit ihrer Stehfläche 0,60 m unter dem Rasen, dicht neben einander, einige auf einander gesetzt, alle durch die aufliegenden Stein- und Erdmassen zerdrückt; in allen fand sich Knochenasche. Auf und in denselben lagen Bronce- und Eisengegenstände; in mehreren obenauf unverbrannte Vogelknochen. Auch die Gefässe der andern, unter B. von mir bezeichneten Gräber zeigten dieselben Profile und dieselben Eigenthümlichkeiten ihres Inhalts. Auffallend ist, dass hier keine Waffen und keine kleinen Beigefässe gefunden worden sind. Die Urnen enthielten nur Schmuckgegenstände, höchstens eine Messerklinge. Ausserhalb derselben fand sich nichts. Die Gefässe dieser Grabstätte waren beinahe alle in ganz kleine Scherben gebrochen, einige von ihnen vielleicht auch schon damals bei neuen Beisetzungen zerstört worden, dadurch aber, dass sie immer noch, auch von oben zusammengedrückt, annähernd die ursprüngliche Form zeigten, war es möglich, die zu einem Gefäss gehörenden Scherben zu sammeln und in gesonderten Gruppen mitzunehmen. So wurde es mir auch nur möglich, zu Hause im ganzen 12 Gefässe für unsere Sammlung zusammenzusetzen und zu zeichnen. Gefässe dieser Periode und Bestattungsart werden wohl selten ganz erhalten gefunden. Nur beim Zusammensetzen kann man ihre Formen

kennen lernen und sie zur Zeitbestimmung brauchbar machen. Sämmtliche Gefässe von dieser Gräberstätte sind ohne Anwendung der Drehscheibe gemacht und haben ausgebildete Stehflächen. Ihre Profile und Verzierungen deuten auf eine jüngere Zeit, etwa die erste Hälfte des jüngern Eisenalters. Abweichend von sonst schon bekannten Formen sind unter den vorliegenden Gefässen einzelne mit kleinem, sehr hohen Fuss, welcher an das Gefäss angesetzt ist. Die Verzierungen bestehen in Zickzackornamenten zwischen geraden, horizontalumlaufenden Linien und eingedrückten Punkten. An einigen wenigen Scherben waren Fingernageleindrücke bemerkbar. Doch finden sich die Verzierungen nur an den schalenartigen Gefässen. Die in den Urnen (A) gefundenen Gegenstände sind folgende: Urne 1 mit Broncearmbrustfibel, Urne 2 enthält eine eiserne Armbrustfibel mit sehr kurzer Spirale und hohem Bogen, Urne 3 eine kleine Bronceschnalle, Urne 4 zwei ähnliche Bronceschnallen, Urne 6 eine eiserne und eine Broncearmbrustfibel, und Urne 10 einen kleinen lang gestreckten Gürtelbeschlag mit darin hängendem Ring, beides von Bronce, und ein eisernes Messerfragment. Urne 11 eine kleine Schnalle, verbunden mit einem Gürtelbeschlag von Bronce und einen kleinen Broncering. In den übrigen Gräbern, die mit B. bezeichnet sind, fanden sich in 3 Gefässen je eine Broncefibel, 2 davon sind Armbrustfibeln gewöhnlicher Form, ohne wesentliche Verzierungen. Nur die dritte ist für unsere Gegenden ganz aussergewöhnlich. Ihrer Konstruktion nach ist es eine Armbrustfibel, oder besser gesagt: sie hat Vorwärtsspannung, nur ist der Charnier- und Federmechanismus durch eine kleeblattartige Form des untern Bügelendes vollständig verdeckt. Es ist eine Fibelform, wie sie sich nur unter den nordischen Typen in ähnlicher Weise vorfindet.

III. Ein Skelet-Fund mit Beigaben bei Wiskiauten (Kreis Fischhausen).

Ein im Jahre 1873 von mir in dem zur Batocki'schen Begüterung gehörigen Wäldchen Kaup aufgedecktes Skelett befand sich unter einem mässigen Hügel von ca. 0,6 m Höhe und einem Durchmesser von 6 m in der Grundfläche. Es lag in einem mit Kopf- und etwas grösseren Steinen viereckig ausgesetzten Grabe von 2,7 m Länge und 1,11 m Breite, 0,71 m tief unter der Basis des Hügels. Dieser in seiner Grundfläche kreisförmig befand sich über dem Kopfende des Skelets. Ich habe damals nach sorgfältiger Bloslegung des letzteren und seiner Beigaben eine genaue Zeichnung angefertigt und die Masse an Ort und Stelle eingetragen. Erst heute habe ich die Freude, eine mich seit 5 Jahren schwerdrückende Pflicht erfüllen zu können, indem ich das in der gefundenen Lage aufgestellte Skelet unserer Sammlung übergebe. Es war in seinem Grabe auf weissen, losen Sand gebettet und mit schwarzer, sandiger Erde bedeckt, welche den ganzen übrigen viereckigen Raum des Grabes ausfüllte. Wenige kleinere Steine fanden sich unregelmässig in der obersten Schicht und dem zu Kopfende aufgeschütteten Hügel. Das Skelett lag auf dem Rücken, mit dem Kopfe nach NW., mit den Füssen nach SO. Die linke Hand lag unter dem Rücken in der Gegend der Lendenwirbel, der rechte Unterarm über der Brust, die

Hand in der Gegend der oberen Brusthälfte. Die Beine waren gestreckt. Am linken Fuss in der Ecke des Grabes fanden sich die eisernen Bände und der Bügel eines hölzernen Eimers, am rechten Fuss unten in der Ecke eine Bronceschale. Nicht weit von der rechten Schulter ein Kamm und an der rechten Seite 3 eiserne Nägel. Das Skelett, vom Scheitel bis zur Ferse 1,60 m lang, ist sicher das eines alten Mannes. Es fehlen schon viele Zähne, nicht nur die Zahnalveolen, sondern auch der obere Rand des Unterkiefers erscheinen aufgesogen, und viele Gelenke zeigen Verknöcherungen der Zwischenknorpelbänder und Sehnenansätze. Der ganze Knochenbau ist der eines feinknochigen Menschen, bei dem auch die Schädeldecke dünn, und die Gesichtsknochen fein und proportionirt sind. Die Muskelansätze, wenig bemerkbar, deuten auf nicht übermässig entwickelte Muskeln hin. Da der obere Theil der Wirbelsäule nicht erhalten ist, konnte nicht konstatirt werden, ob der etwas kurze Oberkörper an krankhafter oder an Altersverkrümmung gelitten. Der Schädel, mehr lang als kurz, zeigte eine normale Gesichtsbildung. An den eisernen Reifen des Eimers erkennt man deutlich angerostete Holzspuren, die auf senkrechte Stäbe schliessen lassen. Als ich dies damals beim Bloslegen und Zeichnen noch nicht näher untersuchen konnte, glaubte ich, die eisernen Reifen seien Reste eines Panzers, eine Ansicht, die sich später als irrig erwies und von mir auf meiner Zeichnung durch einen Zusatz berichtigt worden ist. Die Reifen sind von dreieckigen Eisenstäben verfertigt und haben in Zwischenräumen von 0,02 m das Gefäss umgeben. An einigen Stellen fanden sich zwischen je 2 Bänden Eisenplatten, deren Zweck aber nicht ermittelt werden konnte. Die lichte Weite des Gefässes betrug, dort an Ort und Stelle gemessen: 0,32 und 0,29 m also nicht kreisrund, sondern oval. Ob diese Form nach dem Verfaulen des Eimerbodens durch einseitigen Druck von Steinen und Erdreich erzeugt worden ist, muss dahingestellt bleiben. Der Bügel ist von viereckigem 0,006 m starkem Eisen und hat an einem Ende noch die rechtwinklige Biegung zur Axe nach aussen hin, und am Ende derselben eine Niete, sehr ähnlich wie bei unsern heutigen Eimern. Die ursprüngliche, ganze Höhe des Gefässes ist schwer zu ermitteln, da ein Zusammensinken nach dem Verfaulen des Holzes angenommen werden muss. Im Grabe war nur eine Höhe von 0,25 m festzustellen. Die runde Bronceschale, besonders in ihrem untern Theil sehr dünn und durch den Druck der Erde in mehrere Stücke gebrochen, hat einen obern Durchmesser von 0,25 m, eine Höhe von 0,07 m und eine ausgebildete Stehfläche. Sie ist nicht verziert; offenbar zuerst getrieben und dann auf der Drehbank abgedreht. Sie war auf eine Lage Stroh und Heu gesetzt, unter welchem sich noch ein Stück brettähnliches Eichenholz befand. Von Beidem ist einiges durch das eingedrungene Bronceoxyd erhalten und noch kenntlich. — Der einseitige Kamm besteht aus Knochenstücken, die durch eiserne Nieten verbunden sind; derselbe ist erst nach dem Zusammensetzen gesägt worden. Die drei eisernen Nägel, 0,06—0,08 m lang, haben 0,025 m grosse Köpfe und zeigen angerostetes Eichenholz. Sie lagen etwas tiefer als das Skelet, so dass sie beim

Bloslegen desselben noch nicht zu sehen waren, daher auch auf meiner Zeichnung nicht vorhanden sind. Erst beim Wegräumen der unter dem Skelet befindlichen Sandschicht kamen sie zu Tage. Welchem Zweck diese Nägel gedient haben können, ist kaum zu errathen. Würde man annehmen, dass sie einem hölzernen Boden oder einer solchen Decke des Grabes angehört hätten, so wäre dem entgegen, dass sie in so geringer Zahl und ohne bestimmte Ordnung gefunden worden sind. In unserer Sammlung besitzen wir eine Schale, angeblich aus dem 13. Jahrhundert, von entfernt ähnlichem Profil; doch ist dieselbe aus Kupfer getrieben, ohne Drehbank gefertigt, und hat keine erhaben ausgetriebene Stehfläche, auch ist sie innen mit Figuren und Inschriften verziert, also doch so verschieden, dass man kaum durch einen Vergleich zwischen dieser Schale und unserm Funde auf eine bestimmte Zeit des Begräbnisses unseres vorliegenden Skelets schliessen kann. Wir werden es sicher nicht früher, als in das jüngere Eisenalter setzen dürfen. Dass es noch der heidnischen Zeit angehört, ist nicht zu bezweifeln, da der Grabhügel sich mitten unter anderen viel besprochenen heidnischen Gräbern der Kaup befand. Wenn ich nun, nachdem alle Thatsachen über unseren vorliegenden Grabfund besprochen sind, auch über die Lebensstellung unseres hier bestatteten Altpreussen eine Vermuthung auszusprechen wage, so ist das nur meine persönliche Annahme, welche durchaus nicht massgebend sein soll. Da sich gar keine Waffen in dem Grabe gefunden haben, auch sonst nichts, was auf eine kriegerische Thätigkeit hindeutet auch nicht einmal ein Messer, Zaum oder dergleichen Dinge, die sich auf häusliche Thätigkeit beziehen, der schwächliche Körper ohnehin auf keine grössere physische Anstrengung schliessen lässt, dennoch offenbar ein sorgfältiges Begräbniss mit ausserordentlichen Beigaben vorliegt, so scheint es mir wahrscheinlich, dass der Verstorbene ein Mann gewesen ist, der im Leben nicht durch körperliche, sondern nur durch seine geistigen Vorzüge hervorragte und bei seinem Volke in besonderem Ansehen stand, vielleicht auch eine gewisse Verehrung genoss. Demnach könnten wir auf einen Priester schliessen, dem etwa die Gefässe, welche ihm im Leben zur Ausführung seiner heiligen Handlungen dienten, mit ins Grab gegeben wurden.

Mittheilung des stud. phil. Scherbring.

Im Juni vergangenen Jahres besuchte Prof. Heydeck die Memeler Umgegend und entdeckte nahe an der russischen Grenze bei dem Dorfe Szlaszen (Postamt Dtsch. Crottingen) 5 Hügelgräber, von denen mindestens 2 unberührt waren. Im September untersuchte ich in Gemeinschaft mit Direktor Grosse und meinem Studiengenossen Frölich dieselben. Das Dorf Szlaszen ist unmittelbar an der Chaussee gelegen, welche von Memel in direckt nördlicher Richtung nach Russland führt und ihren Endpunkt in dem preussischen Grenzdorfe Bajohr-Gerge hat, von welchem Szlaszen etwa $\frac{1}{8}$ Meile südlicher liegt und rechts von der Chaussee die Dange fliesst. Zwischen diesen beiden Grenzen unmittelbar hinter Szlaszen befindet sich ein ödes Haideterrain, auf welchem sich 5, mehr oder minder bemerkbare Hügel erheben, welche zum Theil

hie und da mit Kiefern besetzt sind. Diese Hügel sind von der Chaussee aus leicht zu bemerken und unterscheiden sich von andern wesentlich durch eine kleine Erhebung auf dem sonst abgeplatteten Rücken. Mindestens drei der Hügel waren von den littauischen Bauern bereits angebohrt zum Zweck der Herstellung von Kartoffelkellern; die dabei zu Tage geförderten Steine lagen als traurige Ueberbleibsel im Kranze um den Hügel herum. Bei näherer Besichtigung der aus den Gruben herausgeworfenen Erde konnte man kleine Urnenscherben entdecken. Wir nahmen zuerst einen Hügel in Angriff, der fast gar keine Spuren einer derartigen Verwüstung aufzuweisen hatte, dicht daneben befindet sich ein anderer, welcher völlig intakt zu sein schien; da er aber mit grossen Kiefern besetzt ist und unsere beschränkte Zeit es nicht erlaubte, die langwierige Arbeit einer Rodung zu beginnen, so dürfte er auch vielleicht noch jetzt unberührt sein. In den vorerwähnten Hügel wurde nun an der Südseite von oben aus hineingegraben, wir hofften auf Steine zu stossen, die uns durch ihre Lage oder durch Spuren von Bearbeitung als Wegweiser dienen konnten, allein, wie es schien, mangelten dieselben hier. Doch fanden sich sehr bald unmittelbar unter dem Rasen eine Broncenadel, ein einem Ohrgehänge ähnlich bearbeitetes Stückchen Bronce und eine Anzahl kleinerer Stückchen, die auf Filigranarbeit schliessen liessen; daneben ein Stück eines Kinnbackens mit grün angelaufenen Zähnen. Etwa 2—3 Fuss tiefer entdeckten wir eine sehr dünne Schicht geschwärzter Erde, etwa 1 m im Quadrat, welche vielleicht auf eine Brandstätte hinweisen dürfte. Tiefer als 2 m wurde, da sich nichts weiter entdecken liess, überhaupt nicht gegraben; hier stiessen wir auf graue Thonerde. Wie es scheint, ist auch dieser Hügel bereits gestört gewesen, und die von uns aufgefundenen Gegenstände dürften bereits einmal an's Tageslicht gefördert, unbeachtet geblieben und später zur Ausfüllung der entstandenen Grube wieder in den Hügel versenkt sein, wobei sie dann ziemlich nahe der Oberfläche zu liegen kamen. Bei einem andern Hügel fand sich nichts, als eine Füllung sehr unregelmässig liegender Steine. Dass es jedoch mit diesem auch seine eigene Bewandtniss habe, darauf deuteten die Reden der anwohnenden Littauer, sie halten denselben für spukhaft und wussten manches von vergrabenem Gelde und hölzernen grossen Truhen zu erzählen. Leider ist es mir unmöglich, unsern Fund in effigie vorzulegen, da Professor Grosse die Originale für das Museum des Memeler Gymnasiums in Anspruch nahm.

Jahresbericht, Vorlage neuer Geschenke und Ankäufe. Der Vorsitzende, Dr. Bujack, gab zum Beginn der Sitzung den Jahresbericht. Die fortdauernde Gunst und Unterstützung der hohen Behörden, wie die Thätigkeit der Mitglieder (im November 1878: 255) und die Liberalität der Besitzer, auf deren Territorien Untersuchungen von längerer Dauer angestellt wurden, haben erfreuliche Resultate im verflossenen Jahre für den Verein gewinnen lassen. Die Subventionen eines hohen Kultusministeriums, erwirkt durch die Königl. Regierung, und die Bewilligungen eines hohen Provinzial-Landtages ermöglichten umfangreichere Unter-

suchungen in Bezug auf Zufluchtsorte, alte Befestigungen und Grabstätten, als es mit den Beiträgen der Mitglieder hätte geschehen können. In 9 Kreisen unserer Provinz wurden solche unternommen, von welchen diejenigen in den Kreisen Labiau (Löbertshof) und Gerdauen (Schloss Gerdauen) an 2 Grabstätten mehrere Wochen währten. Für die Aufstellung der reichen Ausbeute hatte der Oberpräsident die Geneigtheit, eine besondere Unterstützung von einem hohen Kultusministerium zu erwirken und machte es in Folge seiner gütigen Anerkennung für die Bestrebungen des Vereins möglich, dass die reichen Sammlungen, welche die anderer Vereine in Deutschland weit übertreffen, dem Publikum an öffentlichen Tagen zur Ansicht geboten werden konnten, indem er die zur Aufstellung seit Jahrzehnten gewährten Räumlichkeiten um einen wichtigen Nebenraum vergrösserte. Die werthvollen prähistorischen und historischen Alterthümer wie die interessanten osteologischen Schätze haben aber nicht als todtes Kapital in ihren Glaskästen gelegen, sondern sind der Wissenschaft zugänglich gemacht. Professor Heydeck hat 2 Skelette mit Beigaben, eines aus der Broncezeit und das andere aus dem jüngeren Eisenalter so zusammengesetzt, wie er sie im Grabe fand. Sechs solcher Skelette bringen jetzt in unsern Sammlungen die Sitten der Bestattung in der prähistorischen Zeit zur Anschauung. Die Beschreibungen der neuen Funde, über die in den Sitzungen des Vereins (9 im Laufe des Jahres) berichtet wurde, sind veröffentlicht. Auch Rittergutsbesitzer Blell-Tüngen hat durch sachgemässe Behandlung, die er kostbaren Waffenfunden der Gesellschaft angedeihen liess, und durch Reconstruction eines heidnischen Vorlegeschlosses, dessen Ueberreste sich in der Prussia-Sammlung befanden, einen werthvollen Beitrag für dieselbe geliefert. Freiherr von Bönigk hat durch Modellirung von Wallbergen, die er in Samland und im Bartener Lande aufnahm, ein Anschauungsmittel geschaffen, das nicht nur den Sammlungen des Vereins zur Zierde gereicht, sondern auch anderwärts, wie auf der Generalversammlung des deutschen anthropologischen Vereins zu Kiel, grosse Anerkennung gefunden. Nicht nur Gelehrte des Auslandes, welche die Sammlungen besuchten, sondern auch die Spitzen der Behörden, erkannten den wissenschaftlichen Werth derselben und die Aufstellung derselben an. Das starke Zuströmen des Publikums an den öffentlichen Tagen, wie der private Besuch von Vereinen und Versammlungen, die im verflossenen Jahre in unserer Stadt tagten, konnten als ein freudiges Zeichen der Theilnahme für die Interessen unserer Gesellschaft begrüsst werden. Für die Ausgrabungen und Bodenuntersuchungen in Bezug auf Grabstätten, Wohnsitze und Befestigungen waren besonders thätig Major Beckherrn in Rastenburg, Freiherr v. Bönigk, Dr. Bujack, Bildhauer Eckard, Dr. med. Arthur Hennig, stud. Joh. Hennig, Professor Heydeck, Kreisschulinspektor Heyse in Lötzen, Major von Sanden, der Königl. Buhnenmeister Seidler in Taplacken und Dr. Tribukait in Rastenburg. Die zur Vorlage kommenden Geschenke und Ankäufe waren für die archäologische Sammlung A. an einzeln gefundenen Steingeräthen: 1) Ein durchlochtes Beil aus Hornblende von 15 cm Länge mit concaver Schneide und verjüngtem

Bahnende, gefunden bei Blendowen, Kreis Gerdauen, und geschenkt vom Gymnasiasten Scott. 2) Ein durchlochtes Beil aus Hornblende von 15 cm Länge mit überhängender geradliniger Schneide und mit senkrecht abgeschliffenem Bahnende, dessen Rand ein Oval bildet, gefunden bei Heidelauken, Kreis Pillkallen, und geschenkt von stud. jur. Krahmer. Das Geräth ist in schönen Verhältnissen und Formen modellirt. 3) Der vordere und Haupttheil eines durchlochten Beiles, von der Bohrlochwandung bis zur Schneide aus Diorit, gefunden bei Ballethen, Kreis Darkehmen, und geschenkt von Rittergutsbesitzer Schröder auf Ballethen. B. An Geräthen und Schmuckgegenständen, die an Grabstätten gefunden sind: 4) Geschenk des Rittergutsbesitzer v. Montowt auf Kirpehnen, Kreis Fischhausen, aus dem Urnenfeld an der Schmiede daselbst, eine grosse eimerförmige Urne, 42,3 cm hoch, mit ihrem Inhalte, bestehend in einer eisernen Pferdeglocke, einem eisernen Messer und 2 eisernen Lanzenspitzen, von denen eine und das Messer nach den aufklebenden Resten in Zeug eingewickelt gewesen zu sein scheint, ferner eine kleine, 3,5 cm lange Armbrustfibula aus Bronce, ein eiserner Celt und ein eisernes Messer, wie eine sauber gearbeitete Bernsteinperle in Walzenform. 5) Aus einem zerstörten Grabe bei Rantau, Kreis Fischhausen, eine beschädigte Bernsteinperle und eine beschädigte bronzene Nadel mit einem Theil des Cylinders, wahrscheinlich von einer Hakenfibel herrührend, geschenkt von Stud. phil. Scherbring. 6) Ein durchlochtes Stück Bernstein in Form eines unregelmässigen Reckteck**s**, im Gewicht von 62 g, gefunden an der Stätte von zerstörten Heidengräbern bei Schupehnen, Kreis Fischhausen, gekauft. 7) Eine broncene Armbrustfibula, gefunden bei Asche und verbrannten Knochen aus einem Gräberfelde bei Popelken, Kreis Wehlau, geschenkt von Rittergutsbesitzer Loreck auf Popelken. C. An Geräthen und Gegenständen, die zum Schmuck und andern Zwecken gedient haben und der Angabe nach nicht bei verbrannten und bestatteten Leichen gefunden sind: 8) Der in der Septembersitzung v. J. beschriebene und zu Olschöwen, Kreis Marggrabowa, gemachte Fund von Silberbarren, die sich von modernen Silberbarren fast nur durch unregelmässig eingedrückte Kerben unterscheiden, gekauft. 9) Ein Fund von älteren Broncen aus der Umgegend von Skandau, Kreis Gerdauen, zugeführt durch cand. med. Hollstein. Es sind in dem Funde 4 Arten von Gegenständen vereinigt, von denen 3 in ihren Massen sich so ähnlich sind, dass sie sich auf je eine Gussform zurückführen lassen. Die erste Gattung, nicht einer Gussform angehörend, wird von 5 Zierscheiben mit Oese gebildet. Vier derselben sind aus nur dünnem Broncebleeh gebildet, eine Kreisform von 4,7 cm bis 6 cm im Gesammtdurchmesser und ein lichtes Centrum von 1,7 cm bis 2,2 cm Durchmesser zeigend. Die fünfte Zierscheibe ist auch mit einer Oese versehen in Form eines Rades mit vier Speichen, die aber nicht in einen Punkt in der Mitte, sondern in einen kleinen Ring, der das lichte Centrum umschliesst, auslaufen. Die übrigen 3 auf je eine Gussform zurückzuführenden Gattungen sind 1) 3 Hohlcelte 112 mm lang mit Oese und noch erhaltenen Gussnähten; 2) 2 noch in keiner Abbildung veröffentlichte Geräthe,

deren Zweck vollständig unbekannt ist, sie sind 17,3 cm lang, 7 mm hoch und 6 mm breit, fast gradlinig, aber haben in 2 Abständen von 1,9 cm 3 rechtwinklige Oeffnungen; sie lassen sich Kandarrenstangen vergleichen, in denen 3 Oeffnungen hergestellt sind. Die Endigungen dieser Stangen werden durch zierliche Köpfchen gebildet; 3) 3 Halsringe, gebildet durch einen 7 mm dicken, im Durchschnitt kreisförmigen Reif, in 3 verschiedenen Stadien der Arbeit. Die erste Stufe wird durch einen 13 cm langen gradlinigen Stab gebildet, die vollendete Stufe, ein Oval bildend mit den lichten Durchmessern von 12,2 cm und 11 cm, stellt einen Ring dar, dessen Endigungen an einander stossen. Die Mittelstufe ist aber für die Prähistorie unserer Provinz und unserer Nachbarländer die interessanteste, weil die Bronce zum Guss eines ovalen Ringes nicht auskam, nur die grössere Hälfte desselben hergestellt wurde und der Gusszapfen von 4 cm Länge noch daran sitzen geblieben und nicht abgeschnitten ist. Professor Heydeck weist darauf hin, dass die Gussformen aus Lehm und nicht aus Sand nach dem ungleichmässigen Guss hergestellt zu sein scheinen, Bildhauer Eckard, dass noch die Spuren der Blasen erkennbar sind, Dr. Bujack, dass bei einem scheibenartigen Anhängsel aus Bronceblech, die Nachahmung von Radspeichen durch eingeschlagene Reihen von Punkten in der rohesten Weise versucht ist. Es sind die ersten in unserer Provinz gefundenen Broncegegenstände, die hier, wenn auch sehr roh, gegossen sein könnten und darum einen um so höheren Werth haben. 10) Aus einem Funde von 6 silbernen Schmuckgegenständen zu Kl. Ottern, Kr. Rössel, 4 derselben zum Silberwerth von Rittergutsbesitzer Schultz Kl. Ottern, der Gesellschaft überlassen. Auf einer Kiesschicht, die auf einer Aschenschicht ohne irgend einen verbrannten Knochen sich befand, lagen sauber in einandergereiht folgende Gegenstände: 2 silberne Armbrustfibulen mit ihren Nadeln in einandergehakt in der Mitte und diese umschliessend 4 silberne Ringe. Die 3 grösseren Ringe von derselben Arbeit und wenig in ihrer Grösse von einander verschieden, haben die lichten Durchmesser von 21,7 cm, von 21,5 cm und der dritte, ein Oval bildend, die beiden Durchmesser von 20,2 cm und 18,5 cm. Sie sind aus je 3 silbernen Drähten zusammengewunden, von denen der mittelste als längster mit dem einem Ende den Haken, mit dem andern Ende die Oese bildet. Die Dicke der Drähte beträgt 5 und 6 mm. Der an Grösse zweite gewundene Drahtreifen wiegt 315 Gramm, der dritte 261 Gramm. Der vierte Reifen ist einfach, nur 3 mm dick und von ihm ein nur 25 cm langes Stück erhalten. Er war ursprünglich vierkantig und ist dann gedreht. Die Gewandhalter sind Armbrustfibulen von seltener Grösse. Der Bügel, welcher sich 3 cm über der 5 cm langen Nadel erhebt, hat eine Breite von 2 cm und das Ansehen eines breiten Bandes. Der silberne Stift, welcher durch den silbernen Cylinder durchgezogen ist, hat die Länge von 9 cm. 11) Zwei Bernsteinperlen, eine in Wirtelform, die andere in Paukenform, aus dem Stadtfelde bei Fischhausen, gekauft. 12) Knochen und auf der Drehscheibe gefertigte Topfscherben, gefunden auf dem Schlossberge bei Kukernese, Kreis Niederung, geschenkt von Studiosus Joh. Hennig. — D. Zur Sammlung von Alterthümern neuerer Zeit: 13) Als Geschenk des Magistrats der Stadt

Königsberg das bei der Grundsteinlegung der rothen Waage den 1. Mai 1717 deponirte Zinngefäss mit einem Theil der Bleihülse und vierzinkigem Fuss. Das Zinngefäss von cylindrischer Form, enthält auf einem Silberblech (21 cm lang und 9,3 cm breit) in lateinischen Lettern eingravirt die Nachricht über die Zeit und die Leitung des Baues, die Ausführung der Zimmerarbeiten, über den damaligen Bestand des Rathskollegiums, nach seinen Mitgliedern und Aemtern aufgezählt, und über den zeitigen Wäger und Braker, auf der andern den Segensspruch für diese neue Waage mit dem Namen des Baudirigenten, Stadtraths und Stadtkämmerers Casseburg vom 1. Mai 1717. Ausserdem lagen in der Zinnbüchse 8 preussische Münzen des verschiedensten Werthes, in den Jahren 1700, 1707, 1716, 1717 geprägt. — E. Zur Bibliothek: 14) Das Titelblatt zur Karte Preussens, von der Königlichen Berliner Akademie 1763 herausgegeben mit dem Kilian'schen Plan von Königsberg, geschenkt von einem Ungenannten. 15) Ein ziemlich gut erhaltenes Exemplar der Erklärung der preussischen Landtafel von Henneberg, bei welchem das Titelblatt fehlt, geschenkt von einem Ungenannten. 16) Der von Rect. Martin Gerss in Lötzen herausgegebene evangelische polnische Kalender pro 1879, geschenkt vom Verfasser.

[Vgl. Ostpr. Ztg. 1879. Beil. zu Nr. 44, 49, 50, 51].

Sitzung den 21. Februar 1879. Dr. Bujack berichtete in einem Vortrage „Antiquarische Untersuchungen in Sudauen, Galindien und demjenigen Theil des Bartener Landes, welches an Galindien grenzt“ über die Ergebnisse der vorjährigen Reise, welche er selbst während einer vierwöchentlichen Dauer, Hauptmann v. Bönigk während 14 Tage und Major Beckherrn in einem kürzeren Ausfluge von Rastenburg aus zur Untersuchung von Wallbergen und Längswällen unternommen hatten. An einer grösseren, dazu entworfenen Karte zeigte der Vortragende die von Töppen zwischen Galindien und Sudauen gezogene Grenze, welche etwa dem Lyck-Flusse entspricht und wies auf den Reichthum an Seen und Kuppen mit kreisförmigem und ovalem Plateau in Sudauen und Galindien im Vergleich zu der Bodengestaltung des Bartener Landes hin, das entweder eben ist oder lang gestreckte Höhenzüge hat und fast nur von den Neben- und Zuflüssen der Alle bewässert ist. Der Vortragende fand in der kuppenreichen Bodengestaltung Masurens den Grund, weshalb in Sudauen und Galindien die kreisrunde oder ovale Form der Wallberge häufiger vorkommt als im Bartener Lande. Von den 7 im vergangenen Sommer im Sudauer Lande aufgenommenen Schanzen haben 2 eine kreisrunde, 1 eine ovale Form. Alle drei sind auf natürlichen Kuppen errichtet, die Tartaren-Schanze bei Goreczitzen, fälschlich nach den um 1656 in Preussen eingefallenen Tartaren so benannt, zeigt in einem ringförmigen Wall eine Ebene in der Höhe des inneren Wallfusses, die Wirsbower auch eine kreisförmige Ebene, die aber noch durch einen Graben von dem ringförmigen Wall getrennt und von demselben überragt wird. Die Baitkower Schanze enthält zwei annähernd halbkreisförmige Plateaus in verschiedenem Niveau, die von einem Ringwall umgeben sind. Als Zufluchtsorte der heidnischen Zeit, zu denen der Vortragende die 3 eben genannten auch rechnet, die aber von anderer Form und auf

Höhenrücken errichtet sind, folgten in der Aufzählung und Beschreibung die Schwedenschanze bei Stobbenort und der Grodczisko bei Chelchen (beide Kr. Marggrabowa). Erstere ist gebildet, indem das Ende eines Höhenzuges durch Durchstechung isolirt wurde, letzterer bei Chelchen oder Griesen war nach Hauptmann von Bönigk's Meinung ganz ohne künstliche Erdarbeiten geblieben, indem die natürliche Steigung eines Höhenzuges, welcher sich plateauartig verbreiterte, nur durch eine Pallisadenumwehrung geschützt wurde, wie es die auf dem Sturzacker zu Tage liegenden grossen Kohlenreste kundthaten. Die Skomant-Stätte am Skomantner See, Kreis Lyck, ist eine natürliche Insel, welche auf einer Seite vom See, auf allen übrigen von einem breiten Bruch umgrenzt wird. Im Galindier Lande, westlich vom Lyck-Fluss zeigt der Schlossberg bei Werder am Arys-See, Kr. Lötzen, der auch eine natürliche Kuppe mit ovalem Plateau ist, etwas über dem Fuss des Berges eine Terrasse, auf der noch Holzkohlen von der ehemaligen Pallisadirung gefunden sind; der Schlossberg bei Jescziorken, zu dem auch eine Kuppe benutzt wurde (Kr. Lötzen), von Major Beckherrn aufgenommen, ist auf seinem Plateau durch seltene Erdarbeiten eigenthümlich umwehrt, indem hinter dem Wall in ovalem Grundriss, dessen innere Seite durch einen Graben begrenzt wird, ein abgestumpfter Kegel mit einem ovalen Plateau hervorragt. Der Grodczisko bei Rogallen, Kreis Lyck, und der Schlossberg bei Schöneberg, Kr. Lötzen, sind Endpunkte eines Höhenzuges, die durch einen Graben von dem Höhenzuge abgeschnitten sind. Der Kegel am Nordende des Orler Sees, Kr. Lötzen, erscheint als künstliche Aufschüttung und ist vielleicht erst in der Ordenszeit als Wachberg hergestellt. Auch diejenigen Berge, auf denen Topfscherben, die nicht mit Anwendung der Drehscheibe gearbeitet, gefunden sind und demnach der heidnischen Zeit angehören, mögen vom Orden, aber nur vorübergehend benutzt worden sein. Die Detailuntersuchungen des Pillberges bei Wolfshagen, Kreis Rastenburg, schon im Bartener Lande gelegen, welche Dr. Bujack und Rittergutsbesitzer Siegfried auf Jäglack im vorigen Herbste unternahmen, ergaben durch die zu Tage geförderten Funde die Form der Wachhäuser, die der Orden in der Nähe seiner Landwehren, der Längswälle, hatte. Eine Stelle des hohen Ufers des Ometflusses daselbst war durch einen tiefen, aber trockenen Graben so umgrenzt, dass der umschlossene Raum ungefähr ein Rechteck bildete. Das Gebäude stand an der dem Flusse abgewandten Seite und war nach dem aufgefundenen Fundament, das aber nicht aus Ziegeln, sondern aus formlos gebranntem Lehm bestand, schmal und lang. Trotz der Nachsuchungen eines schon verstorbenen Besitzers fanden sich noch von Schmucksachen eine Gürtelschnalle von Eisen, von Geräthen Topfscherben, die auf der Drehscheibe gearbeitet und gemustert sind, ein Feuerstahl und eine zweizinkige überaus kleine eiserne Forke, von Waffen eine kleine eiserne Lanzenspitze mit breitem und kurzem Blatt und mit einem Dorn zum Einsetzen in den Schaft, von Münzen ein Ordenspfennig (Bracteat) aus dem Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrhunderts (vgl. Vossberg Pl. II Nr. 41). Während das Fundament des Hauses aus gebrannten Lehmmassen mit Spuren von Stroheinschlüssen bestand, worin auch von der Hitze

bröckliche gewordene Steine eingeschlossen waren, scheinen die Wände nur aus Holz gewesen zu sein, wie es grosse verkohlte Holzstücke und eigenthümlich geformte Nägel mit gestrecktem rechteckigem Durchschnitt und ohne Ansatz zu einem kreisförmigen Kopf erweisen. Hauptmann von Bönigk hat auf dem grossen Hausen, Kr. Fischhausen, das Fundament eines ähnlichen Gebäudes, wenn auch in grössern Dimensionen, mit derselben eigenthümlichen Art von Nägeln gefunden. — Die Aussicht, zu der Pracher Liske, dem Begräbnissplatz des 14. Jahrhunderts vor Schloss Gerdauen, in den dortigen Waldungen auch Landwehren zu finden, erfüllte sich nicht. Wohl aber sind an der Grenze des Galindier und Bartener Landes wieder neue Landwehren, die bei Bosemb beginnen und sich über Budczisken, Kr. Rastenburg, weiter östlich erstrecken, nach freundlichen Mittheilungen der Besitzer gefunden worden. Die Untersuchung über die Fortsetzung dieser Wälle und Mauern bis nach Jesziorken hin ist im vorigen Herbst aber noch nicht geschlossen worden.

Den ersten auf der Tagesordnung stehenden Vortrag hielt Rittergutsbesitzer Lorek auf Popelken, Kr. Wehlau, „Ueber das Gräberfeld bei Popelken“ und übergab gleichzeitig als Geschenk eine grosse Reihe von Grabalterthümern. Auf einem tief gelegenen, sandigen Felde, dessen Höhe über dem Pregel und einem durch die Wiesen führenden Bach ca. 5 bis 6 Fuss betragen mag, fiel mir schon lange eine Stelle auf, die tief schwarz gefärbt war und augenscheinlich Kohle enthielt. Ich glaubte, dass sich an dieser Stelle in früherer Zeit ein Kohlenmeiler befunden hätte, wurde aber zu Nachgrabungen durch den Fund einer Perle veranlasst, die ich als heidnische erkannte. Nachdem ich die obere Ackererde entfernt hatte, lagen in der untern Schicht zahlreiche unverbrannte Thierknochen, Urnenscherben, Steine, Steigbügel, Gebisse, sonstige Beigaben und verbrannte Knochensplitter und zwar in einer ebenfalls dunkelschwarz gefärbten Erdschicht von ca. 1 m Mächtigkeit, die hin und wieder schwächer, dann aber wieder stärker wurde. Es zeigten sich demnach muldenförmige Vertiefungen, die mit schwarzer Erde gefüllt waren, aber in ihrer Grösse und Richtung keine Uebereinstimmung zeigten. In der schwarzen Erde waren, wie oben bemerkt, Massen von Thierknochen, die sämmtlich dem Pferde angehören, so wie Steine, Beigaben und verbrannte Knochensplitter vorhanden. In der nicht schwarz gefärbten, die Mulde umgebenden Erde lagen keine Urnenscherben noch gebrannte Knochen, sondern einzelne Pferdeskelette, die zu ihren Seiten Bügel, zwischen den Zähnen eine Trense und an den Rippen eine Schnalle hatten. Die Lage dieser Pferdeskelette, die ich mehrfach freigelegt habe, war stets eine mehr oder minder gekrümmte, die Füsse befanden sich stets unter dem Leibe eingezogen, so dass die vier Hufen nicht weit von einander entfernt waren. Der Kopf lag nicht zwischen die Vorderbeine gezwängt, sondern mehr seitlich, oder war auch vorgestreckt. Die Lage der Pferdeskelette in der schwarzen Erde ist schwer zu bestimmen, da mehrere Skelette sich immer zusammen befanden, jedoch konnte ich sehr gut beobachten, dass die Beine stets unter dem Leibe zusammengezogen waren. Die Köpfe der in einer solchen Mulde zusammenliegenden Pferdeskelette waren meistens nicht weit von einander entfernt und in der

Regel mit einem Stein bedeckt oder auch zwischen Steinen so eingepresst, dass die Kinnladen sich auf der einen Seite der Steine und die übrigen Theile des Schädels sich auf der andern Seite der Steine befanden. Jedes in der schwarzen Erde gebettete Pferdeskelett hatte auch eine Trense zwischen den Kiefern oder dicht vor denselben, oder, wie ich es bei drei zweijährigen Fohlen bemerkt habe, Reste eines Halfters zur Seite der Kiefern, ferner Steigbügel, die sich meistens am Schulterblatte befanden, und endlich in der Bauchgegend oder an den Rippen gewöhnlich noch eine Schnalle. Die Halswirbelknochen waren mit eisernen Glocken, Perlen von Stein und Thon, der Pferdeschädel mit Zaumbeschlag von Eisen und Bronze geschmückt. Sonstige Funde, wie Messer, Lanzen, Fibeln etc. fanden sich sehr zerstreut, meistens über den Skeletten oder zu gleicher Höhe. Die auf der Töpferscheibe gearbeiteten Urnenscherben lagen in keinem Zusammenhang, sondern vereinzelt, fünf ohne Anwendung der Drehscheibe gearbeitete kleine Thongefässe (ca. 3 cm hoch) fanden sich zwischen Skeletten in verschiedener Tiefe ganz regellos, so dass daraus auf keinen bestimmten Gebrauch geschlossen werden kann. Als im Herbst 1877 das Gräberfeld von mir aufgefunden war, hatte Professor Heydeck die Güte, sich auf mein Ersuchen herauszubemühen, konnte aber aus Mangel an Zeit und wegen früh einbrechender Dämmerung das Gräberfeld nicht weit genug öffnen, konstatirte aber ein heidnisches Pferdebegräbniss und sprach die Vermuthung aus, dass sich bei weiterer Durchgrabung auch menschliche Skelette in einer Grube finden würden. Diese Vermuthung hat sich aber bisher nur zum Theil bestätigt. Im südlichen Theil des Gräberfeldes fand ich zwischen Steinen ein menschliches Skelett 2 Fuss unter der Oberfläche ebenfalls in schwarzer Erde gebettet. Der Kopf lag nach Norden und etwas nach der rechten Seite geneigt. Der rechte Unterarm lag auf der Brust, der linke auf dem Becken. Die linke Hand hatte ein Messer gefasst, von dem noch ein Heft von Holz oder Horn kenntlich war. Die rechte Hand wurde beim Auffinden des Skeletts zerstört, doch scheint ein Finger derselben mit einem Ring geschmückt gewesen zu sein, da sich letzterer an dieser Stelle fand. Das Skelett, auf dem Rücken liegend, lag ausgestreckt, mass 1,62 m, an der inneren Seite des linken Oberschenkels lag ein Messer, in der Erdschicht über dem Skelett ein knopfartiger Gegenstand und ein Ende Draht, unter und neben dem Skelette Pferdegerippe, die mit Trense und Steigbügel ausgestattet waren. Das Menschen-Skelett war nun in der Art in Steine gebettet, dass einer derselben sich zur linken Seite des Kopfes befand, zwei Steine die beiden Oberarme belasteten und zwei längliche Steine zur Seite des linken Beines lagen. Im vergangenen Frühjahr hoffte ich durch die Aufnahme der einzelnen Steine ein besseres Bild des weiter aufgedeckten Grabes zu erhalten und zeichnete daher jeden Stein genau auf quadrirtes Papier ein, konnte aber kein System aus ihrer Niederlegung entdecken. Nach meiner Meinung haben die Steine zum Theil dazu gedient, den in schwarzer Erde bestatteten Thieren den Kopf zu belasten, dann aber auch dazu, um Feuerstellen herzurichten, auf denen Menschen verbrannt wurden. Da ich ausses dem einen bis jetzt gefundenen menschlichen Skelett keines mehr fand, so habe ich auf

die gebrannten Knochenstücke sehr geachtet und kann mit Bestimmtheit sagen, dass dieselben von Menschen herrühren. Ferner habe ich an einem Pferdeskelett einen zum Theil angebrannten Schulterblattknochen gefunden und glaube daraus schliessen zu dürfen, dass das Pferd bei dieser Bestattung zwar nicht verbrannt, wohl aber in die noch heisse Asche und Kohlen geschafft wurde und mit der noch glühenden Asche des verbrannten Todten und dessen Schmuckgegenständen und Waffen bedeckt wurde. Ob das Pferd in lebendem oder in todtem Zustande in diese Gruben geschafft wurde, ist wohl schwer zu konstatiren, doch spricht die Lage der Beine dafür, dass das Thier in lebendem Zustande gefesselt wurde, und die Lage der Steine, dass sie vielleicht schon bei der Bestattung den Schädel einiger Thiere zertrümmert haben. Von Bernsteinschmuck wurde in der oberen Erde nur eine Perle gefunden. — Professor Heydeck, dem von Rittergutsbesitzer Lorek die meisten Fundstücke zugesandt waren, hatte den Menschenschädel der einzig vorgekommenen Bestattung zusammengesetzt und einige der schon früher ihm zugesandten Grabalterthümer gereinigt. Er gab ferner folgendes Verzeichniss von Fundstücken: Aus Bronze: 2 Armbandfragmente mit Endigungen in Thierköpfen, 4 Fragmente von Armbändern in Spiralform, 7 Fingerringe, 5 andere Ringe, 5 Schnallen, 2 hufeisenförmige Fibeln, 2 ringförmige Gewandhalter, 4 Fragmente von Gewandhaltern, 6 Fragmente von Halsringen in Spiralform, diverse Fragmente von Gürtelbeschlägen. Aus Eisen: 33 Trensen, davon die meisten mit halbmondförmigen Seitenstangen, 3 derselben mit Seitenstangen aus verzierten Knochenstücken, 50 Gurtschnallen, 2 Sporne ohne Rad, 23 Messer, 5 Lanzenspitzen, 9 Harpunen, 60 Steigbügel, 2 derselben mit Silber tauschirt, 8 Pferdeglocken, 5 Hängewerk von Pferdegeschirr. 30 Steigbügel, noch in Popelken, wird Rittergutsbesitzer Lorek später nachsenden. Aus Stein und Thon: 7 grosse Perlen, 5 Fragmente von solchen, vier Schleifsteine und 1 Feuersteinsplitter. — Professor Heydeck setzt diese Funde nach analogen Funden in einer schwarzen Schicht in dem östlichen Theile der Kaup bei Wiskiauten, Kreis Fischhausen, in Löbertshof und Possritten, Kreis Labiau, und in Kirpehnen, Kreis Fischhausen, in das 10. bis Mitte des 13. Jahrhunderts n. Chr. — Die später von Rittergutsbesitzer Lorek dem Vorsitzenden übergebenen Gegenstände, nämlich 6 bronzene Armbrustfibulen, 1 silberner Armring, 1 fein abgedrehte Bernsteinperle, 4 bronzene Stangenperlen mit je 3 Gliedern, 2 bronzene Bommeln, 1 bronzene Schnalle, die an einer andern Stelle gefunden sind, gehören einem Gräberfeld des 3. bis 5. Jahrhunderts an, auf welchem Verbrennung der Todten mit Beifügung von Beigaben erfolgte. Der Vorsitzende spricht Rittergutsbesitzer Lorek auf Popelken den Dank der Gesellschaft für seine reichen Gaben und die Beobachtungen aus, die er bei Oeffnung des Gräberfeldes gemacht. — Eine Sibermünze des Kappadokischen Königs Ariobarzanes Philoromaios um die Zeit des ersten Mithridatischen Krieges 88 v. Chr., welche vom Gymnasiasten Michelli geschenkt war, aber nicht in Ostpreussen gefunden ist, wurde noch vorgezeigt. [Ebd. Beil. zu Nr. 69, 70.]

Mittheilungen und Anhang.

Accentuation im Preussischen.*)

Scherer zur gesch. d. deutschen spr. S. 78 erwähnt, dass der Accent im Lettischen und in gewissen litauischen Dialekten die Stammsilbe treffe, und fährt dann fort: „Ausserdem folgte — wenn es erlaubt ist einen so geringfügigen Rest von Poesie zu so weit gehenden Schlüssen zu benutzen — auch das Altpreussische einem ähnlichen Gesetze. Luther endigt seinen kleinen Katechismus mit den Versen: Ein jeder lerne seine Lection, | So wird es wohl im Hause stohn. Das übersetzt der preussische Katechismus: *Erains mukinsusin swaian mukinsnan | Tit wirst labbai stalliuns en stan buttan.* Zwei gleichgemessene elfsilbige Verse mit dem Schlusse — ◡ —, so viel wenigstens aus dem Reim zu entnehmen. Aber nach welchem Princip? Mit Ausnahme des einzigen *buttan*, in welchem versetzte Betonung zugelassen sein könnte, weil der Rhythmus am Versende hinlänglich deutlich, kommt bei regelmässiger trochäischer Vertheilung der Ictus der Ton stets auf die Stammsilben zu stehen (*er-ains* ist Compositum und wäre betont wie mhd. *ie-weder*.) Vielleicht haben wir also auf dem Wortaccent beruhende Verse und einen die Stammsilbe ausschliesslich bevorzugenden Accent vor uns wie im Germanischen?“ Von den beiden in diesem letzten Satz ausgesprochenen Vermuthungen halte ich die erste für richtig, die zweite dagegen trifft schwerlich das richtige. Scherers Scansion der angeführten preussischen Verse scheitert an dem Schluss des zweiten derselben, welcher sich trochäischer Messung eben so wenig fügt wie etwa die deutschen Worte *ging zu dem Hause*. Die entsprechenden deutschen Verse machen es, weil sie jambisch sind, von vornherein wahrscheinlich, dass jene jambisch zu messen seien; misst man sie so, so bemerkt man sofort zweierlei: 1) dass Abel Will den versus iambicus trimeter catalectus in syllabam zum Bau altpreussischer Verse verwendet hat, was eben nur ein Curiosum ist, 2) dass die Icten alle diejenigen Silben treffen, welche man bei Vergleichung der verwandten Sprachen mit dem Wortaccent versehen kann (mit *eraíns* vgl. lit. *nevẽns* (Donal. II. 329 Schl.) und *kĕkvẽns*; mit *mukínsu-sin* und *mukinsnan* vgl. lit. *mokʹti, mokįsiû̊s* (Kurschat Gram. SS. 344 f., 355); mit *swaián* skr. *svayám*; mit *labbaí* lit. *labaĩ*; mit *búttan* lit *bùtą*) —

*) Aus Gött. gel. Anz. 1879. Stück 29. S. 913—15.

und diese Bemerkung ist sehr zu beachten. Man halte ihr nicht entgegen, was Pauli K. Beitr. 7. 217 sagt: „Dass aber gerade das Preussische die logische Betonung hat, gleich dem Lettischen und entgegen dem Litauischen, das wird hoffentlich meine ganze Darstellung der Laut- und Flexionsgestaltung im Pomesanischen hinlänglich dargethan haben.“ Denn aus dieser Darstellung lassen sich zunächst doch nur für den Pomesanischen Dialekt Schlüsse ziehen, nicht für das Preussische schlechthin; ferner lässt sich nach meiner Meinung aus den Wortformen des Elbinger Vocabulars auch für den Pomesanischen Dialekt „logische Betonung“ nicht nachweisen; endlich spricht gegen die Ansicht, dass „das Preussische“ diese Betonung gehabt habe, der folgende Satz der Vorrede zu den Katechismen v. 1545: „Vnd ob wol die pfarhern derselbigen sprache nicht kündig, können sie doch von jhrem eygnen gesind daheim, wenn sie das vater vnser sprechen, denselbigen preussnischen accent, vnd die pronunciation, soviel den Catechismum betrifft, wol mercken vnd leychtlich fassen“ — insofern, als es nicht wohl denkbar ist, dass unter dem Accent, welcher hier erwähnt wird, ein im Wesentlichen gleichmässiger Accent, wie wir ihn im Deutschen und Lettischen finden, verstanden ist. Freilich heisst es in der erwähnten Vorrede weiter: „— den Preussen vmb Welaw, die jhre accent etwas nach dem Littawischen lencken“ — aber weiss man denn, dass sich diese Worte nicht auf blosse Accentmodulationen (man denke an den „gestossenen“ und an den „geschliffenen“ Ton) beziehen? und schliessen sie überhaupt die Meinung, dass „das Preussische“ und „das Litauische“ bezüglich der Accentuation wesentlich übereinstimmten, aus? Doch genug! Die vorstehenden Erörterungen machen die Annahme, dass „das Preussische“ die „logische Betonung“ hatte, zweifelhaft und legen die Vermuthung nahe, dass in ihm — dialektisch wenigstens — der Accent frei war und mit dem freien litauischen Accent zusammentraf. Ob sie richtig ist, werden weitere Forschungen lehren. —

Adalb. Bezzenberger.

Preuss. deiwadeiwūtskai.

Auf der letzten seite der preussischen übersetzung des Lutherschen enchiridions finden sich die worte *noſtan vcka iſarwiſkai bhe Deiwa deiwūtſkai.* Nesselmann hat in seiner ausgabe des enchiridions *vcka & iſarwiſkai**) und *Deiwa & deiwūtſkai* mit recht je vereinigt, mit unrecht aber übersetzt er *deiwadeiwūtskai* mit „gottselig“ (spr. d. a. Preussen s. 94, thesaurus l. Pr. p. 28). Das wort heisst vielmehr nach ausweis des deutschen textes (*trewlichſt vnd Gotſeligst*) „gottseligst“ und ist eine superlativform. Dieselbe lehrt, dass der Preusse den superlativ eines abgeleiteten

*) Mit *uckaiſarwiſkai* „treulichst“, dessen ersten teil ich in der altpr. monatsschr. XV. 280 besprochen habe, kann man füglich ahd. *burolang* Ludwigsl. v. 44 = *boralang* Otfr. II. 3. 13, mhd. *bormære* d. minnes. frühling 83. 16 u. s. w. vergleichen.

adjectivs, bez. adverbs in der weise bilden konnte, dass er diesem die aus ihm zu entnehmende ursprünglichste stammform präfigierte; dass im preussischen der superlativ auch durch gemination des positivs gebildet werden konnte, ist darnach nicht zweifelhaft.

Die beziehungen zwischen *deiwadeiwūtskai* und wendungen wie nhd. *arm-armes kind* (Grimm gram. II. [Berlin 1878] 657), russ. *skorymŭ skoro* (Miklosich vgl. gram. IV. 715), lat. *laete laetus* (Wölfflin lat. u. roman. compar. ss. 4, 13, 85), und weiter lit. *jaunìu jaunesnìóji* (Schleicher lit. I. 272, II, 42), avest. *yaçkanãm yaçkôtema* (yt. 3. 14, vgl. Harlez manuel p. 57) u. s. w. liegen auf der hand und bedürfen keiner besprechung.

Adalb. Bezzenberger.

Universitäts-Chronik 1879.

„**Acad. Alb. Regim. 1879. III.**" Index lect. . . . per hiemem Anno MDCCCLXXIX a. d. XIV. Oct. p. p. o. instituendarum. (16 S. 4.) [Praefatus es **Ludovicus Friedlaender** de Cod. Martialis T. (S. 3—4.)]

Verzeichniss der . . . im Winter-Halbj. v. 14. Oct. 1879 an zu haltend. Vorlesungen u. d. öffentl. academ. Anstalten. (4 Bl. 4.)

16. Juli. Med. Doctordiss. v. **Eduard Kahle** (aus Königsberg): Beiträge zur Kenntniss des Chloralhydrats. (52 S. 8.)

18. Juli. Phil. Doctordiss. v. **H. Mendthal** (aus Wehlau): Die Städtebünde u. Landfrieden in Westphalen bis zum Jahre 1371. Ein Beitrag zur Geschichte der Landfrieden in Deutschland. (60 S. 8.)

21. Juli. Lectiones cursorias quas ... Rudolphus **Schubert**, phil. Dr., de fabulae quam Herodotus de Cyro tradidit origine et compositione ad docendi facult. rite impetrand. ... habebit indicit Carol. Frider. Umpfenbach phil. et cameral. Dr. P. P. O. ord. phil. h. t. Decanus.

22. Juli. Med. Doctordiss. v. **Otto Hassenstein**, prakt. Arzt (aus Königsberg): Versuche über Quecksilberausscheidung durch die Galle. (40 S. 8.)

24. Juli. Lectiones cursorias quas . . . **Georg. Stetter**, med. Dr., über Fortschritt der praktischen Chirurgie ad docendi facult. rite impetrand. . . . habebit indicit Guilielm. de Wittich med. Dr. P. P. O. ord. med. h. t. Decanus.

25. Juli. Phil. Doctordiss. v. **Victor Posseldt** (aus Ostrowo in Posen): Quae Asiae minoris orae occidentalis sub Dareo, Hystaspis filio, fuerit condicio. (99 S. 8.)

31. Juli. Med. Doctordiss. v. **Léon Krawzoff** (aus Jekaterinoslaw): Zur Kenntniss der motorischen Wirksamkeit des Froschgehirns. (31 S. 8.)

5. Aug. Phil. Doctordiss. v. **Otto Kühl**, Realschullehrer (aus Löbau i. Westpr.): Der Verkehr Karls d. Gr. mit Papst Hadrian I. in Betreff der italienischen Angelegenheiten. (40 S. 8.)

ẟ

Lyceum Hosianum in Braunsberg 1879.

Index lection. . . . per hiemem a die XV. Octobris . . . instituendarum. [h. t. Rect. Dr. Jos. Bender, P. P. O.] Brunsbergae. (38 S. 4.) [Praecedit Prof. Dr. **Wilh. Weissbrodt** observationum in senatus consultum de Bacchanalibus particula I. (S. 3—36.)] ♁

Altpreussische Bibliographie 1878.

Nachtrag und Fortsetzung.

Behring, Emil (aus Hansdorf bei Dt. Eylau) Neuere Beobachtgn. üb. d. Neurotomia opticociliaris. I.-D. Berl. (31 S. 8.)

Bericht üb. d. 1. Vsmlg. d. westpr. botan.-zoolog. Vereins zu Danz. am 11. Juni 1878. [Aus „Schrift d. natf. Ges. zu Danzig".] Danzig. (Anhuth.) (124 S. Lex. 8. m. 1. Steintaf.) 1.—

Cenôva, Florjan, Sbjór pjesnj svjatovich, które lud słovjańskj v królestvje pruskjm spjevacj lubj. Sefit trzecj. V Sojecju. (96 S. 8.)

Cohn, Leop. (aus Zempelburg), Quaestiones Eustathianae Particula I. Diss. inaug. Vratisl. (36 S. gr. 8.)

Dahn, Felix, Welt-Anschauung. (Gedicht.) [Deutsche Revue. 3. Jahrg. S. 361—64.]

Dohna, Siegmar Ce., les Comtes Dona à Orange de 1630 à 1660, trad. de l'Allemand p. Bourgeois. Avec carte et plan. Berl. 1878. 4.—

Gaedecke, Arnold, Maria Stuart. [D. Grenzboten 49. 51. 52.]

Hielscher, Traugott (aus Guteherberge bei Danzig) Anatomie u. Biologie d. Gattung Streptocarpus. I.-D. Breslau. (24 S. 8.)

Hirschfeld, Dr. Gust. (Kbg.) D. heutige Griechenland. [Dtsche Rundschau. 4. Jahrg. April. S. 122—133.]

Jentsch, Dr. A., „Ber. üb. d. Moore d. Prov. Preußen, ihre Ausdehng., Beschffh. u. Verwendgsfähigk. z. techn. u. Kulturzweck." 1. Beil. z. Protokoll d. 5. Sitzg. d. Centralmoor-Commiss. am 11./13. Dez. 1877 in Berlin. (S. 31—47 Fol. m. 1 Profiltaf. u. 3 Analysentabell.)

Karte, geolog., der Prov. Preussen. Auf Kost. d. Prov. Preuss. im Auftr. der kgl. physik.-ökon. Ges. zu Kgsb. . . . aufgenomm. von Dr. A. Jentzsch. Sect. 15. Friedland. Berlin. Neumann. 3.—

Karte, topogr., v. preuss. Staate . . . bearb. in der topogr. Abthlg. des Kgl. Preuss. Generalstabes. 1: 100,000. Berl. Schropp. Sect. 81. Czersk. 99. Ratzebuhr. 120. Vandsburg. 40. Carthaus. 60. Bütow. 101. Tuchel. 140. Wirsitz. 118. Dt. Krone. à nn. 1.—

Kreiskarten vom preuss. Staate . . . Neidenburg — Rosenberg — Osterode — Allenstein — Graudenz. Ebd. à nn. 2.—

Kasiski, Maj. a. D., Ber. üb. die im J. 1876 fortgesetzt. Untsuchgn. von vaterländ. Altthüm. in d. Umggd. von Neustettin. Mit 1 lith. Taf. [Aus: „Schrift. der natf. Ges. in Danzig."] Danz. (Anhuth.) (59 S. Lex. 8.) —60.

Kayser, E., Beobachtgn. üb. Refraction d. Seehorizontes u. Leuchtthurmes von Hela angestellt auf d. Observator. d. natf. Ges. z. Danzig. (Danzig, Anhuth.) (50 S. Lex. 8. m. 2 (lith.) Taf.) 2.—

Kętrzyński, Dr. W. Kodeks dyplomatyczny klasztoru Tynieckiego. Część pierwsza obejmująca rzeczy od roku 1105 do roku 1399. Wydał Dr. Wojciech Kętrzyński. We Lwowie. Nakładem zakł. Nar. Im. Ossolinskich 1875. (XLI, 182 S. Lex. 8.)

— — Stanislai Górski Conciones in maximo totius regni Poloniae conventu apud Leopolim de republica habitae. A. D. MDXXXVII wydał Dr. Wojciech Kętrzyński. Odbicie z I tomu Archiwum Komisyi historycznéj Kraków. 1877. (87 S. Lex. 8.)

— — Monumenta Poloniae historica: Pomniki dziejowe Polski, tom III wydany nakładem Akademii umiejętności w Krakowie, opracowany przez lwowskie grono członków Komisyi historycznej téjże Akademii (pod przewodnictwem dra A.

Małeckiego a redakcyą drów W. Kętrzyńskiego i X. Liskiego.) Lwów, Gubrýnowicz i Schmidt 1878. (XI, 876 S. Lex. 8.)

Kętrzyński, Katalogi biskupów Krakowskich. Lwów 1877. (64 S. Lex. 8.) (Sep.-Abdr. aus d. vorig. S. 313—376.)

— — o Bażyńskich. Odbitka z tomu Xgo Roczinków Towarzystwa przyjaciół nauk poznańskiego 1878. (S. 111—131.) (21 S. gr. 8.)

— — o roczniku małopolskim, przyczynek do annalistyki polskiéj w XIII i XIV wieku, Odbitka z tomu X. Rocznikow Towarzystwa . . . (S. 201—42.) 1878. (42 S. gr. 8.)

— — o podrobionym przywileju Idziejo, Kardýnała z roku 1105. [Przewodnik naukowy i literacki. Jahrg. 1874. Bd. I. S. 81—97.] rec. Ewald, die Eroberg. Preuss. durch d. Deutsch. I. Bch. [Ebd. 153—160.] Podrobione dyplomata Tynieckie. [Ebd. S. 161—186.] rec. Perlbach d. ältest. preuss. Urkd. [Ebd. S. 235—240.] Tynecza księdza Stanisława Szczygielski. (Cracoviae 1668.) [Ebd. Bd. II. S. 47—56. 134—144.] rec. Sokołowski, Konrad książe na Mazowszu i zakon niemiecki. [Ebd. S. 399—400.] Stanisław Morawski. Przyczynek do historyi fałszerstw w Polsce. [Ebd. Jahrg. III. 1875. S. 657—69.] Szkice Prus wichodnich. [Ebd. Jahrg. IV. 1876. S. 52—62. 165—176. 251—265. 456—464.] o Jabłonowskich herbu Prus III. [Ebd. S. 979—1000.] Czy Aaron bzi arcybiskupem Krakowskim? [Ebd. 1877. S. 282—88.] Godysław Pasek. [Ebd. S. 461—74.] Petersburg w roku 1720. [Ebd. S. 603—616.] o przywileju kscęcia Mściwoja nadającym Pomorze Przemysławowi r 1282. [Ebd. S. 1131—38. (cf. Altpr. M. XIV, 567—571.)] Germanizacza beltyckich Słowian (m. Bez. auf Jos. Perwolf's russ. Werk üb. d. Germanisirung d. balt. Slawen. [Ebd. 1878. S. 367—374.] rec. Sadowskiego Drogi handlowe. [Ebd. S. 568—76.] rec. Sieniawskiego Biskupstwo warmińskie. [Ebd. S. 1136—48.]

— — rec. Boniecki, książeta szląscz w domu Piaslów. [Ateneum 1876. S. 674—83.] Zbigniew Ossoliński, wojewoda sandomierski († 1623.) [Ebd. 1878. S. 349—57.]

— — rec. Toeppen, Akten d. Ständetage Preuss. etc. [Przegląd Krytyczny. 1874. S. 302—305.] rec. Ewald, d. Eroberg. Preuss. II. Buch. [Ebd. S. 457—59.] rec. Kujot, opactwo Pelplińiski. [Ebd. 1875. S. 427—30.] rec. Lissauer, Beiträge z. westpr. Urgesch. [Ebd. S. 430—31.] rec. Curtze, d. Hdss. u. selt. alt. Drucke d. Gymnasialbibl. zu Thorn. [Ebd. 1876. S. 288—90.] rec. Kosinski, Przewodnik heraldyczny. [Ebd. S. 421—25.]

— — Żywot śp. Augusta Bielowskiego. [Sprawozdanie z czynności zakładu marodowego imienia Ossolińskich za rok 1877. S. 20—37.] Zbigniew Ossoliński, wojewoda sandomierski. [Ebd. za rok 1878. S. 22—23.]

Klebs. Archiv f. experiment. Pathol. u. Pharmakol. hrsg. v. Dr. Edwin Klebs, Dr. B. Naunyn, Dr. O. Schmiedeberg. 8. Bd. 6 Hfte. Lpz. Vogel. (1. u. 2. Hft. 176 S. gr. 8.) 15.—

— — Beitr. z. pathol. Anatomie. Mitthlgn a. d. k. k. pathol.-anatom. Instit. d. Univ. Prag hrsg. v. E. Klebs. 1. Hft. Prag. Dominicus. (V, 66 S. gr. 8.) 2.—

— — Zur Erinnerung an Carl v. Heine, weiland Prof. der Chir. in Prag . . . Ebd. (16 S. 4.) —48.

— — Prager medic. Wochenschrift . . . Red.: Prof. G. Ritter, Prof. Edwin Klebs, Dr. F. Ganghofer. 3. Jahrg. 52 Nrn. fol. Ebd. Halbj. 8.—

— — üb. Cellularpathol. u. Infectionskrankheiten. Vortrag geh. am 14. Spt. 1878 in d. 2. allg. Sitzg. d. 51. Vslg. dtsch. Natforsch. u. Aerzte zu Cassel. Prag. Ebd. (21 S. Lex. 8.) —60.

— — weitere Beiträge z. Entstehgsgesch. d. Endocarditis. [Arch. f. experim. Pathol. u. Pharm. 9. Bd. 1/2. Hft.] Schädl. Nahrgsmittel. Ein Beitr. z. Entstehgs.-gesch. d. Krankhten. [Nord u. Süd. IV. Bd. 2. Hft. S. 195—225.]

Klein, Jos., üb. d. Erythema multiforme od. exsudativum. I.-D. Kgsbg. (Hartung.) (41 S. gr. 8.) baar 1.50.

Klinggräff, Dr. C. J. v., z. Pflanzengeogr. d. nördl. u. arktisch. Europa's. 2. vm. u. vb. Aufl. Marienwerder. Lewysohn i. Comm. (V, 117 S. gr. 8.) 1.40.

Knorr, L. (Culm), Schreib. an d. Reichstags-Abgeordn. f. Thorn-Culm Hrn. Kreisger.-Rath Dr. Gerhardt, d. Entwurf e. Rechtsanwalts-Ordnung betr. Thorn. Lambeck. (10 S. gr. 8.) —40.

Knortz, Karl, Epigramme. Lpd. Wiebe. (47 S. kl. 8.)
Koenig, Rob., Deutsche Literaturgesch. Mit 160 Bildniss. u. erläut. Abbildgn. im Text u. 33 z. Theil farbig. Beil. außerh. d. Textes. Bielef. u. Lpz. Velhag. & Klasing. 1879(78). (VIII, 655 S. Lex. 8.) 12.— 2. Aufl. Ebenso.
— — Meister Schott u. seine Familie. Eine Gesch. aus d. Belagerung von Straßburg i. J. 1870 . . . 2. Aufl. Ebd. 1877(76). (364 S. gr. 16.) geb. 4.—
— — Daheim. Ein deutsch. Familienblatt m. Illustr. . . . Hrsg. Dr. Rob. König u. Th. H. Pantenius. 15. Jahrg. Lpz. Exped. Viertelj. 2.—
Kolkmann, Kreisricht. Dr. Jos., d. Charakterlosigk. in Deutschland. I. Löbau Westpr. Skrzeczek. (46 S. gr. 8.) 1.—
— — Das Recht der deutsch. Schenke u. d. Schanknovelle. Ebd. (44 S. gr. 8.) —75.
Kossmann, Prof. Dr. Robby, Elemente d. wissenschftl. Zoologie z. Zweck der ersten Orientirg., sow. d. Repetition. Münch. Bassermann. (VIII, 334 S. gr. 8.) 5.—
Kraffert, Oberl. Dr. (in Aurich) Ueb. einige Urkd. z. Schles. Gesch. [Ztschr. d. Vereins f. Gesch. u. Altth. Schles. 14. Bd. 1. Hft. S. 229—234.] Ueb. eine Historia Thebesiorum. [Ebd. S. 234—35.] Ueb. e. Samitzer Dreidingsordn. [S. 235—36.]
Kreuzweg, d. heilige, uns. Herrn u. Heilandes Jesu Christi . . . Neue Ausg. Braunsb. Ermld. Ztgs.- u. Vlgs.-Dr. (48 S. 16.) Dasselbe poln. (48 S. 16.)
Kreyssig, Fr., Zur Reform uns. höher. Schulwesens. [Deutsche Rundschau. 4. Jahrg. 12. Hft.] Recensionen. [Ebd.]
Krosta, Dr. Fr., Hilfsbuch für d. Untricht in d. Gesch. an höh. Töchterschul. 1. Thl.: Mythologie u. Gesch. d. Altths. 4. Aufl. Mit 2 hist. (lith.) Kart. Heidelb. Weiß. (V, 103 S. gr. 8.) 1.—
Krüger, Carl A., Bilder aus d. Weltgesch. u. Sage f. mittl. u. höh. Schul. Ein Lesebch. m. abgerund. Darstellgn. aus d. Gesch. u. Sage all. Ztalt. Für d. biogr. Gesch.-Unterr. bearb. u. hrsg. Mit 110 Abbildgn. Danzig. Kafemann. (2 Bl., VIII, 304 S. gr. 8.) geb. 2.50.
— — Geschichts-Bilder f. Volksschul. . . . 6. u. 7. verb. Aufl. Ebd. (104 S. gr. 8.) geb. —50.
— — Die Sedanfeier am 2. Sept. Gesch., Gesänge u. Gedichte f. Schul., Volk u. Heer. 2. Aufl. Ebd. (32 S. gr. 8.) —20.
— — Schul-Geographie in Abriss. u. Charakterbild. Ein Lehr- u. Lernbch. f. Volks- u. Mittelschul. Ebd. 1879(78). Gruihn. (IV, 112 S. gr. 8. m. 63 eingedruckt. Holzschn.) cart. —50.
Kübnast, Kreisricht. L., Untsuchg. des Grundschuldbegriffs. Civilist.-ökonom. Abhandlg. 2. erweit. Ausg. Berl. Guttentag. (IV, 114 S. gr. 8.) 2.—
Kupffer. Prof. Dr. C., Ueb. Laichen u. Entwicklg. des Herings in d. westl. Ostsee. [Jahresber. d. Comm. z. wissensch. Untsuchg. d. dtsch. Meere in Kiel für d. J. 1874—76. IV., V. u. VI. Jahrg. Berl. 1878. fol. S. 23—35.] Die Entwicklg. d. Herings im Ei. [Ebd. S. 175—226 m. 4 Taf., darunt. 3 photogr., gedr. nach Photogrammen des Dr. B. Benecke.]
— — Challenger-Briefe von Rud. v. Willemoes-Suhm Dr. phil. 1872—75. Nach d. Tode d. Verf. hrsg. v. sein. Mutter. Mit e. Vorw. von Prof. Kupffer . . . Lpz. 1877. Engelmann. (XII, 180 S. gr. 8.) 3.—
— — u. B. Benecke, d. erst. Entwicklgsvorgänge am Ei d. Reptilien. Kbg. Hartung. (11 S. gr. 8. m. eingedr. Holzschn.) baar 1.50.
— — u. B. Benecke, d. Vorgang d. Befruchtg. am Ei d. Neunaugen. Ebd. (22 S. gr. 4. m. 1 Steintaf.) baar 2.—
Laemmer, Prof. Dr. Hugo, de martyrologio romano. Parergon hist.-criticum. Regensb. Manz. (114 S. gr. 8.) 2.40.
Lagerström, Angelika v., d. ungleich. Schwestern. Eine Erzählg. f. d. reifere weibliche Jugd. 2. umgearb. Aufl. Lpz. Hirt & Sohn. (158 S. 8.) 1.60. geb. 2.50.
— — Campanella, d. kleine Geigerin. Frei nach d. Engl. der Mrs. Mercier. Autoris. deutsche Ausg. Mit Illustr. v. Wold. Friedrich. Ebd. 1879(78). (206 S. 8.) 3.50. geb. 5.—
Lange, Jul. (aus Culm), De sententiarum temporalium apud priscos scriptores latinos syntaxi. Part. I. Diss. inaug. Vratisl. (48 S. gr. 8.)
Langkusch, A. G., littauische Sagen. [Aus: „Altpr. Mschr.“] Kbg. (Braun & Weber.) (48 S. gr. 8.) 1.—

Lebiński, Casimir v. (aus Stążki i. Westpr.), die Declination der Substantiva in der Oïl-Sprache. I. Bis auf Crestiens de Troies. Breslauer I.-D. Posen. (2 Bl., 55 S. gr. 8.)

Lehmann, Gymn.-Dir. Prof. Dr. Aug., sprachliche Sünden der Gegenwart. 2. Aufl. Braunschw. Wreden. (X, 190 S. gr. 8.) 2.80.

— — Luthers Lieblingswörtchen Und. [Herrigs Archiv f. d. Stud. d. neu. Sprach. u. Lit. 59. Bd. 1. Hft. S. 61—70.]

Lehmann-Danzig, Dr. Bernh., d. Buch Wido's v. Ferrara „Ueb. d. Schisma d. Hildebrand" im Zusammhange d. Gregorianisch. Kirchenstreites. Innsbruck. Diss. Freiburg i. Br. Herder. (IV, 93 S. gr. 8.) 1.60.

Lehrs. Briefe von Carl Lehrs an einen Freund. Hrsg. v. Fritz v. Farenheid. Kbg. Hartungsche Buchdr. (VI, 121 S. Lex. 8.)

— — rec. Herm. Dunger, Diktys-Septimius. Ueb. d. ursprüngl. Abfssg. u. d. Quell. der Ephemeris belli Troiani. Progr. d. Vitzthumsch. Gymn. [Wissenschaftl. Monats-Blätt. VI. Jahrg. Nr. 9. S. 131—139.] Ueb. das Exordium der IV. Verrine (De signis). Aus seinem hdschr. Nachlass mitgeth. v. O. Pfundtner. [Ebd. No. 11. S. 166—167.]

Lentz, F. L., Lexicalisches über dare. [Ebd. No. 11. S. 167—172.]

Less, Emil, (aus Kgsbg. in Pr.) Ueb. d. Wärmeleitgsfähigk. schlechtleitend. Körper, insbes. die Gesteine u. Hölzer. Leipz. I.-D. Berlin. (42 S. 8.)

Leyden, Geh. Med.-R. Prof. Dr. E., üb. d. Entwickelg. d. med. Studiums. Rede ... Berl. Hirschwald. (40 S. gr. 8.) 1.—

— — Ueb. Tyrosin im Auswurf. [Virchow's Arch. f. pathol. Anatomie. 74. Bd. S. 414—19.] Ueb. progressive, amyotrophische Bulbärparalyse u. ihre Beziehgn. zur symmetr. Seitenstrangsklerose. (Taf. XII.) [Archiv f. Psychiatrie u. Nervenkrkhtn. VIII. Bd. S. 641—688.]

Licht, Baurath in Danz. (2 neue Denkschriften zur Frage der Weichsel-Nogat-Regulirung autograph.)

Liebenberg Dr. v. (Kgsbg.) Ueb. d. gegwärt. Stand der Bodenphysik. [Forschgn. auf d. Gebiete d. Agrikulturphysik. I. Bd. S. 1—42.]

Lieder, Katechismus u. Sprüche f. d. vierstufig. evangel. Schulen d. Stadt Danz. 3. Aufl. Danzig. Homann. (28 S. 16.) —15.

Lieder-Büchlein, kathol., f. Kirche, Schule u. Haus, insbesond. Textbüchl. z. Ermländ. Gesangbch. Kbg. Reimer. (XVI, 91 S. 16.) cart. —40.

Lissauer, Dr. (in Danz.), Crania Prussica. 2. Ser. Ein weiterer Beitrag z. Ethnologie d. preuss. Ostseeprovinzen. [Ztschr. f. Ethnol. X. Jahrg. 1. Hft. S. 1—16 m. 4 Taf. u. 1 Tab.] rec. 1) Public Health. — 2) Sixth annual report of the local government board 1876/77. [Vierteljahrschr. f. öfftl. Gesdhtspflege. X. Bd. S. 774—76.]

— — u. Insp. R. **Schück,** Führer durch d. anthropol. Sammlg. der naturf. Ges. in Danzig. [Aus „Schrift. der naturf. Gesellsch. in Danzig."] Danzig. (Anhuth.) (59 S. gr. 8.) —60.

Löfflad, Pfarr. Johs., die Kirche im Mannesalter. Studien u. Kritiken zur Kirchen- u. Culturfrage. 2. Hft. Berl. (Lpz. Böhme.) (62 S. Lex. 8.) —80. (1. u. 2.: 2.30.)

Löper, Postdir. in Markirch, die Fernsprechkunst angebl. schon vor 89 J. erfund. [Archiv f. Post u. Telegr. 1878. Nr. 5.]

Lowiński, A., Zu Aischylos Agamemnon [v. 289.] [Neue Jahrbb. f. Philol. 117. Bd. S. 701—2.] Zu Aischylos Sieben vor Theben. [v. 686 ff.] [Ebd. S. 746—48.]

Luchhau, Ernst, üb. d. Magen- u. Darmverdauung bei einig. Fischen. J.-D. Kgsbg. (Hartung.) (28 S. gr. 8.) baar 1.—

Ludwich, Arth., d. Psalter-Metaphrase des Apollinarios. [Hermes. 13. Bd. S. 334—50.] Zum epiker Musaios. [Neue Jahrbb. f. Philol. 117. Bd. S. 235—40.] Zu d. Sibyllinisch. orakeln. [Ebd. S. 240—45.] Aristarchisch-Homerische Aphorismen. VI. Theorie u. Praxis. [Wissenschftl. Monats-Blätt. VI. Jahrg. S. 162—66.] Ueb. d. Codex Hamburgensis der Odyssee-Scholien. [Rhein. Museum f. Philol. N. F. 33. Bd. S. 439—55.] Zur griech. Anthologie. [Ztschr. f. österr. Gymn. 29. Jahrg. S. 326—32. 481—88. 732—35.] Recensionen. [Jenaer Lit.-Ztg.]

Lüdtke, Dr. Clemens, Gesch. der Kirche Jesu Christi f. Studirende, zunächst f. d. ober. Klass. höh. Lehranstalt. Abth. 1 d. christl. Altth. Danz. Boenig. (XII, 144 S. 8.) — Abth. 2 d. christl. Mittelalt. (V, S. 145—292.)

Lukowitz, Dir. Th. v., ein Wort zur Hebung der natürl. Industrie in Ostpr. Kgsbg. Hartung. (20 S. 8.) —30.

Luther, Prof. Dr. E., Vergleichsterne des Hrn. Gill für Ariadne und Mars beobacht. am Repsoldsch. Meridiankreis zu Königsbg. von Hrn. Dr. J. Franz. Mitgeth. von . . . [Astron. Nachr. Bd. 91. Nr. 17.] Beobachtg. d. Mercurdurchganges. 1878, Mai 6 in Kgsbg. [Ebd. Bd. 92. Nr. 19.]

Maaß, Prorekt. Dr. M., Lessings Einfluß auf d. geist. Beweg. fr. Zt. u. d. Gegenw. (22 S. gr. 8.) [Gemeinfaßl. Vorträge z. Vorles. in Verein. hrsg. v. Rect. Dr. Carstädt. Als Mscr. gedr. 2. Serie. 5. Hft. Breslau. Köbner.] 2 M.

Mager, Bernh. (Referend. in Insterbg, aus Stralsund) d. Begr. der Bona fides bei d. Ersitzg. u. gegüb. d. Eigenth.- u. Erbschfts-Klage (hereditatis petitio). Nach röm. Rechte. I.-D. Greifsw. (95 S. 8.)

Mannhardt, Dr. W., die prakt. Folgen des Abglbs. m. besond. Berücks. d. Prov. Preuß. [Dtsche Zt.- u. Streit-Fragen . . . hrsg. v. Holtzendorff. Hft. 97/98 = Jahrg. VII. Hft. 1/2.] (88 S. 8.)

— — Formation de mythes dans les temps modernes. [Mélusine Recueil de mythol. littérat. popul., traditions et usages publ. par H. Gaidoz & E. Rolland. Par. Sp. 561—70.] Uebereinstimmungen dtsch. u. antik. Volksüberlieferg. [Ztschr. f. dtsch. Altth. u. dtsch. Lit. N. F. X. Bd. S. 1—18.]

Menge, A., preuss. Spinnen. 10—11. Forts. u. Schl. [Aus „Schrift d. natf. Ges. z. Danzig“.] Danz. (Anhuth.) (S. 495—571 m. 10 Taf. u. 10 Bl. Erkl.) 6.—

Meyer, Hans, Beitr. z. Ktniss d. Stoffwechsels im Organism. d. Hühner. I.-D. Kbg. 1877. (Beyer.) (33 S. gr. 8.) baar 1.—

Meyer, Sally, Referendar (aus Danzig) Beiträge z. Gesch. d. fideicommissar. Substitutionen insbes. d. bürgerl. Familienfideicommisse in Deutschl. I.-D. Bonn. (48 S. 8.)

Michelis, Prof. Dr. Fr., das Eine, was Bismarck nicht kann. Ein kirchl.-polit. Plaidoyer z. ggw. Lage Dtschlds u. d. Welt. Strassb. Schneider. (48 S. 8.) 1.—

— — unt. welch. Bedingg. kann d. Altkatholizism. seine ihm v. Gott gegeb. Aufg., die röm. Weltherrschft endgültig z. stürz., erfüll. Eine Gewissensfrage an d. Altkatholik. zunächst Badens gestellt. Ebd. (63 S. 8.) 1.—

Mittheilungen, Westpr. landwirthsch., Organ d. Centralvereins Westpr. Ldwirthe hrsg. v. Dr. Oemler, Generalsecret. I. Jahrg. Danzig. Kafemann. (Wöchentl. 1 Nr. à $^1/_2$ Bog. 4.) halbj. 1.50.

Mittheilungen des Coppernicus-Vereins für Wissenschft. u. Kunst zu Thorn. I. Hft.: Inedita Coppernicana. Aus d. Hdschrftn. zu Berl., Frauenburg, Upsala u. Wien hrsg. v. M. Curtze. Lpz. C. A. Koch. (4 Bl. 74 S. gr. 8 m. 1 Taf.) 1.60.

Mittheilungen aus d. Kgsberger physiolog. Laboratorium hrsg. v. **W. v. Wittich**, Prof. Mit 50 Abbildgn. Kbg. Hartung. (3 Bl., 119 S. gr. 8.) 6.—

Möller, Prof. Dr., Die Stellung d. Socialism. z. d. Parteien d. Gegenwart. Vortr. [Kbg. Hartg. Ztg. 1878. Nr. 302—304.]

Monats-Blätter, wisssehftl., hrsg. v. Prof. Dr. **Osk. Schade**. 6. Jahrg. Kbg. Hartung. (12 Nrn. à 1 Bog. gr. 8.) 4.—

Monatsschrift, Altpreussische. der neu. preuss. Prov.-Bl. 4. Folge hrsg. v. **R. Reicke** u. **E. Wichert**. Der Monatsschr. 15., d. Prov.-Bl. 81. Bd. Kbg. Beyer. (IV, 700 S. gr. 8.) 9.—

Mülverstedt, Geo. Adalb. v., z. Herkunftsfr. einig. Bischöfe v. Naumburg u. Merseburg. [Neue Mitthlgn. aus d. Gebiet hist.-antiquar. Forschgn. Bd. XIV, S. 256—68.] Ueb. das Regensteinsche Wapp., bes. m. Bez. auf dess. Darstellg. in der Vignette d. Harzvereins. [Ztschr. d. Harzvereins. 11. Jahrg. S. 232—246.] Die Münzen d. Graf. v. Regenstein im neueren Ztalt. u. die nach ihr. Erlösch. f. d. Grafschft. Regenstein geprägt. Münzen. [Ebd. S. 247—286.]

— — Siebmacher's gr. u. allgem. Wappenbuch . . . Lfg. 157 ff. — Nürnberg. Bauer & Raspe. à 6.— einz. 7.50.

Müttrich. Beobachtungs-Ergebnisse der im Königr. Preuss. u. in d. Reichsland. eingericht. forstl.-meteorol. Stationen hrsg. v. Prof. Dr. A. Müttrich. 4. Jahrg. 12 Nrn. (à $^1/_2$—$^3/_4$ Bg. gr. 8.) (Berlin. Springer.) baar 2.—

— — Jahresber. üb. d. Beobachtgs-Ergebn. . . . 3. Jahrg. Ebd. (2 Bl., 115 S. gr. 8.) 2.—

Nesselmann, R., Haus- u. Predigtbuch. Christl. Predigten auf alle Sonn- u. Festtage d. Jahr. Kbg. Akad. Bchh. 1879. (ersch. 1875—78 in 15 Hftn.) (X, 805 S gr. 8.)

Neumann, C., üb. d. v. Weber f. d. elektrisch. Kräfte aufgestellte Gesetz. [Abhdlgn. d. math.-phys. Cl. d. k. Sächs. Ges. d. Wiss. z. Lpz. XI. Bd. S. 77—200.] Das Weber'sche Gesetz bei Zugrundelegung d. unitarisch. Anschauungsweise. [Ebd. S. 621—39.] Untersuchgn. üb. d. Logarithmische u. Newton'sche Potential-Referat d. Verf. [Mathem. Annalen. XIII. Bd. S. 255—300.] Ueb. die Zusmstzg. d. nach d. Weber'sch. Gesetz sich ergebd. Beschleunigungen. [Ebd. S. 571—72.] Zur Theorie d. conform. Abbildg. ein. ebenen Fläche auf ein. Kreisfläche. [Ebd. S. 573—74.] Ueb. d. peripolaren Coordinaten. [Berichte üb. Vhdlgn. d. k. sächs. Gesellsch. d. W. z. Leipz. Math.-phys. Cl. 1877. II. S. 134—54.] Zur Theorie der conform. Abbildg. ein. ebenen Fläche auf ein. Kreisfläche. [Ebd. S. 154—55.]

Neumann, Prof. Dr. E., üb. myelogene Leukämie. [Aus: „Berl. klin. Wochenschrift."] Berlin. Hirschwald. (51 S. gr. 8.) 1.—

Neumann, Prof. Dr. F., Beiträge z. Theorie d. Kugelfunctionen. 1. u. 2. Abth. Lpz. Teubner. (156 S. gr. 4.) 8.—

Nitschmann, Heinr., Erinnerungen an Oliva. Mehr Gefühls- als Erdbeschreibg. Danz. Bertling. (23 S. 8.) —30.

Nowack, Alex., Hermann der Cherusker. Drama in 5 Acten. Den Bühnen ggüb. als Msc. gedr. Kbg. Hartung. (142 S. gr. 8.)

Nürnberger, Carl, Hdls- und Gewerbe-Adreßbuch von Kgsbg. in Pr. . . . Juli 1878. Kbg. Selbstverl. (64 S. gr. 8.) 2.—

Oelsnitz. Petscherski, A., in den Wäldern. Russisch. Volksroman aus dem Leben der Altgläubig. Nach dem Original frei bearb. v. L. v. d. Oelsnitz. Berl. Janke. (408 S. 8.) 3.—

Ohlert, Reg.- u. Schulr. Arnold, prakt. Lehrgang d. Geometrie f. Mittelschul. 6. Aufl. Kbg. Bon. (IX, 58 S. 8. m. 1 Taf.) —70.

Olck, Realschull. F., die neuest. Ansicht. üb. d. Ziele d. höh. Unterrichts. (Vortr.) Kbg. (Gräfe & Unzer.) (24 S. gr. 8.) nn. —50.

Ortschafts-Verzeichniß, Alphabetisches, der Provinzen Ost- u. Westpreuß. 2. vb. Aufl. Kbg. Hartung. (2 Bl., 272 S. gr. 4.) 6.—

Passarge, Louis, aus baltischen Landen. Studien und Bilder. Glogau. Flemming. (VIII, 551 S. 8.) 6.—

Passauer, Pfarr. L., Unterweisg. z. Seligk. Bibl. Auslegg. d. klein. Katechism. Luth. f. Schule u. Kirche. 3. A. Elbing. Neumann-Hartmann. (71 S. gr. 8.) —40.

Pawlowski, Hptl. J. N., d. Provinz Westpreuß. in ihr. geschichtl., culturhist. u. sprachl. Entwicklg. v. d. ältest. histor. Zeiten bis jetzt. Mit 2 histor. Kart. u. d. Wappen Westpr. Danzig. 1879(78). Bertling. (XIII, 297 S. gr. 8.) 3.—

Perlbach, Dr. M., Quellen-Beiträge zur Gesch. der Stadt Königsberg im Mittelalter. Götting. Peppmüller. (VI, 214 S. gr. 8.) 6.—

— — Daniel Manin u. Venedig 1848—49. Vortr. geh. am 5. März 1878 im Verein f. wissensch. Vorträge z. Greifswald. Greifsw. Bamberg. (47 S. 8.) —80.

— — Godis, Petri de, Vincentini, dyalogon de conjuratione Porcaria. Aus einer Königsberg. Handschr. hrsg. Ebd. 1879(78). (34 S. gr. 8.) 1.20.

Peurosch, Berthold, Beiträge z. Lehre üb. d. Entstehg. d. Indicans im Thierkörper. I.-D. Kbg. (Beyer.) (32 S. gr. 8.) baar 1.—

Pfitzer, E., Beobachtungen üb. Bau u. Entwicklg. d. Orchideen. Vorläuf. Mitthlgn. (4—6.) [Aus: „Vhdlgn. d. nathist.-med. Ver. zu Heidelb."] Heidelb. Winter. (14 S. gr. 8.) baar —30.

Pfuhl, Ingen.-Gewerbeschull. E., üb. d. Sortiren u. d. Wertbestimmg. d. Flachses u. Werges f. d. Handel u. f. d. Fabriken. (Kbg.) (Beyer.) (32 S. gr. 8.) baar —60.

— — d. Fach- u. Gewerbeschul. Preußens. Vortr. Ebd. (29 S. gr. 8.) baar —60.

Pierson, Prof. Dr. W., Leitfaden der preuß. Gesch. Nebst chronol. u. statist. Tabellen. 5. A. Berl. Peiser. (VI, 200 S. 8.) 1.—

Plasenberg, Nic., die Majestätsbeleidigungen u. d. preuss. Justiz. Löbau in Westpr. Skrzezek. (28 S. gr. 8.) —60. — 2. Aufl. Ebenso.

Plew, Lehr. Dr. J., Marius Maximus als direkte u. indirekte Quelle der Scriptores historiae Augustae. Strassb. 1878. Trübner i. Comm. (46 S. gr. 4.) 1.80.

Nachrichten.

Königsberg, Uns liegen die ersten 14 Bogen von **Karl Lohmeyer's** Geschichte von Ost- und Westpreussen vor, deren erster Band demnächst in dem rühmlichst bekannten Verlage von F. A. Perthes in Gotha erscheinen wird. Wenn wir schon hier, bevor eine ausführliche Besprechung des neuen Buches erfolgen kann, darauf aufmerksam machen, so wollten wir nur der grossen und wahren Freude Ausdruck geben, dass endlich einmal unsere Provinzialgeschichte im Zusammenhange von einem besonnenen Fachmanne in wahrhaft kritischer Weise vorgetragen wird, in einer Form, die sie nicht blos dem engen Kreise der Gelehrten, sondern auch dem weiteren der Gebildeten überhaupt zugänglich macht.

Aufruf
zur Bildung einer Lithauischen literärischen Gesellschaft.

Die lithauische Sprache, eine der für die Sprachwissenschaft wichtigsten, geht rasch ihrem Untergange entgegen; gleichzeitig bedrängt vom Deutschen, Polnischen, Russischen und Lettischen, wird sie ihr Dasein nur noch kurze Zeit fristen. Mit ihr schwindet die Eigenart eines Volkes, das zeitweise im europäischen Norden herrschend war, mit ihr dessen Sitten, Sagen und Mythen, mit ihr dessen Poesie, welche die Aufmerksamkeit eines Herder erregte, die Nachahmung eines Chamisso fand.

Die Wissenschaft, zu deren Aufgaben es gehört, das Bestehende zu pflegen, und, was nach den Gesetzen der Natur und der Entwicklung der Geschichte dem Untergange verfallen ist, wenigstens im Bilde festzuhalten, hat längst in dieser Frage Stellung genommen, schon seit geraumer Zeit haben Gelehrte, zum Theil ersten Ranges, wie Schleicher, ihre Kräfte Lithauen gewidmet und sich bemüht, jene Aufgaben an ihm zu lösen; noch ist aber das Bild, welches sie von Lithauen gezeichnet haben, vielfach schattenhaft und verschwommen, die Ausbeute auf diesem Gebiete ist eben zu reich, als dass die Schätze durch die Arbeit Einzelner gehoben und gestaltet werden könnten. Nur durch das planmässige und einmüthige Vorgehen einer Gesammtheit ist dies möglich, einer Gesammtheit, welche die Kräfte aller Betheiligten vereinigt, einen lebendigen Zusammenhang derselben und ihrer Arbeiten herstellt und im weitesten Umfange die Aufmerksamkeit für Lithauen zu erregen und zu beleben weiss.

Von diesen Erwägungen ausgehend fordern die Unterzeichneten zur Bildung einer Gesellschaft auf, die in der Weise der Lettischen literärischen Gesellschaft, des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung u. ä. thätig sein würde. Sie wenden sich dabei zunächst an alle diejenigen, welche nach Herkommen oder Beruf Sinn und Theilnahme für lithauisches Wesen haben, weiter aber an Alle, welchen daran gelegen ist, dass sich vor unseren Augen nicht wiederhole, was so oft zum Nachtheil historischer Forschung geschehen konnte: dass ein ganzes Volk, welches unsere Achtung und Theilnahme verdient, unwürdig und spurlos zu Grunde gehe.

Adalb. Bezzenberger, Professor in Göttingen. **Gisevius,** Gymnasiallehrer a. D. in Tilsit. **Hoppe,** Oberlehrer in Gumbinnen.
Jacoby, Pfarrer in Memel. **W. Mannhardt,** Univ.-Dozent, z. Z. in Danzig. **Fr. v. Miklosich,** Professor in Wien.
G. H. F. Nesselmann, Professor in Königsberg. **L. Passarge,** Tribunalsrath in Königsberg. **A. F. Pott,** Professor in Halle. **O. Schade,** Professor in Königsberg.
Joh. Schmidt, Professor in Berlin. **Sturies.** Pfarrer in Kaukehmen. **M. Töppen,** Gymnasialdirektor in Marienwerder.
M. Voelkel, Oberlehrer in Tilsit. **Ziegler,** Superintendent in Ragnit.

Eine **konstituirende Versammlung** ist auf den 14. Oktober l. J. nach **Tilsit** einberufen. Nähere Auskunft ertheilt Oberlehrer **Voelkel** daselbst.

Gedruckt in der Albert Rosbach'schen Buchdruckerei in Königsberg.

Königsberg's Kupferstecher und Formschneider
im 16. und 17. Jahrhundert.

Von

A. Hagen.

Zu einer Reihenfolge sollen Künstler zusammengestellt werden, die sich aus ihren Darstellungen nachweisen lassen, was bei den damals in Königsberg wirkenden Malern nicht möglich ist. Porträts und Haupt- und Staatsaktionen sind nur namhaft zu machen, Bilder, welche das Andenken an den Markgrafen Albrecht, an Johann Sigismund und den grossen Kurfürsten vorzugsweise zurückrufen. Was darüber hinausliegt, zieht uns nur dadurch an, dass mit allen Erzeugnissen sich ein gleichmässig heimatliches Interesse verwebt.

Die Blüte der Kunst, die zur Zeit des Stifters der Universität sich entfaltete, erstarb, ehe sie sich vollständig erschlossen hatte. Zur Herstellung einer Prachtbibel wandte er sich an fremde Künstler, da die einheimischen ihm nicht als genügend erschienen. Bei längerem Leben würde er, wie er zur Ausbildung in der Malerei einen Königsberger nach Wittenberg schickte, auch beflissen gewesen sein, aus Eingeborenen Kupferstecher und Formschneider zu erziehn. Unter seinem Nachfolger, der als „der blöde Herr" ein langes bedauernswerthes Leben führte, konnte die Kunst kein Gedeihen finden. Ein Knabe von fünfzehn Jahren nach dem Tode des Vaters ward er Anfangs von den Regimentsräthen und später von den Theologen in noch herberer Vormundschaft erhalten. Unzufrieden mit den Verhältnissen sah er sich um den heitern Muth und um den Verstand gebracht. Drei Statthalter nach einander übten auf die Provinz einen harten Druck aus. Albrecht Friedrich liess der

Kunst seine Pflege nur in so weit zu Theil werden, als er nach dem Beispiel seines Vaters für Prägung von Schaumünzen[1]) mit seinem Bildniss sorgte und als er den Malern wiederholt zum Porträt sass — ein solches schickte er der Braut und einem fremden Arzt, damit dieser danach den Krankheitszustand erkenne und erkenne, ob eine Vergiftung stattgefunden. Albrecht Friedrich erwies dadurch seine Huld, dass in Bücher bevorzugter Persönlichkeiten von einem Maler sein Wappen eingezeichnet wurde.[2])

Eine glücklichere Periode hub mit dem grossen Kurfürsten an. Wie um den Markgrafen Albrecht gruppirte sich um ihn die Künstlerwelt zu Verherrlichung seiner und seiner Zeit. Wie das Streben Simon Dach's und der mitlebenden Poeten in einem prunkvollen Ceremoniel gipfelt und die Breite und redselige Vollständigkeit es nicht zu dichterischen Erfindungen kommen lässt, so sind es Festzüge, die im Bilde einen dauernden Abglanz vorübergehender Herrlichkeit gewähren sollen. Im 17. Jahrhundert stehen vor- und nachher obenan die fürstlichen Begräbnisse. So viele Personen, als bei der Feier betheiligt waren, so viele werden bald in einer Folge von Blättern aufgeführt, bald auf einem Blatt mit erklärenden Beischriften in den kleinsten Figürchen als eine Kette abgebildet, die von links nach rechts und von rechts nach links durch kunstvolle Wendungen sich allmählich abhaspelt.

Unter den fremden Künstlern, die in die heimische Kunst als massgebend eingriffen, ist Lucas Kranach zu nennen, dem Luther den Namen Apelles beilegte. Die Verehrung für ihn, als dessen Geisteserben sich der jüngere Lucas Kranach darstellt, erhielt sich in lange währendem Ansehn. In Königsberg wurden unter dem Titel: „Doctor

---

[1]) Man nannte solche goldene Medaillen Schaupfennige, auch Contrafait-Münzen, da sie auf der Vorderseite das Bild des Bestellers enthielten, auch Gnadenpfennige, weil Personen, die sich das fürstliche Vertrauen erworben, mit ihnen begnadet wurden. Als Auszeichnung trug man sie an einer goldenen Kette.

[2]) Die sonderbare fürstliche Gunstbezeigung zeigt ein Exemplar von Ariae Montani „Humanae salutis monumenta" (mit Kupfern von P. Hus) Antv. 1571. 4°. Nach der Handschrift auf den weissen Blättern erhielt das Buch Dr. Johannes Papius von Ernst v. Wallenrodt zum Geschenk, in dem sein Wappen malen liess „Albertus Fridericus ex clementi contra suum medicum primarium Joannem Papium".

Martinus Lutherus" Porträts herausgegeben, zu denen von dem genialsten[3]) Maler die Originale gegeben sind. Von Kranach's Offenbarung Johannis erschienen in Königsberg verkleinerte Nachbildungen. Für eine These, die 1700 von den Jesuiten in Braunsberg vertheilt wurde, wählte man als Schmuck Kranach's Marienhilfbild. Ein Königsberger erlernte bei Lucas Kranach d. j. in Wittenberg die Malerei.

Albrecht Dürer wird durch zwei Schüler des Meisters vertreten Crispin Heranth und Jacob Binck im Dienst des Markgrafen Albrecht. Mit seinem Hintritt hörte der Schutz des Hofes so gut wie gänzlich auf.

Simon Dach sagt:

Muss gleich die Kunst nach Brod jetzt gehn.

Dies zeigte sich, als die Kupferstecher und Formschneider im Solde der Buchhändler arbeiteten. Aus der verschiedenen Weise der Arbeiten von derselben Künstlerhand glaubt man den verschiedenen Preis bestimmen zu können, der für die Platten gezahlt wurde. Das Publikum verlangte in den Büchern Bilder, gleichviel wie sie sich ausnahmen.

Die Geschicklichkeit der Künstler war oft einer Unterschätzung unterworfen. Wenn der Verleger die Ehre der Kunst wahrte, so hielt er es für angemessen, sich an Kupferstecher im Auslande zu wenden. Martin Hallervord, Buchhändler in Königsberg, auf dessen Kosten das „Chronicon Prussiae" von P. v. Dusburg 1679 4° gedruckt wurde, verschaffte sich ein Titelbild von J. E. Sartorius in Nürnberg und als derselbe Hartknoch's „Alt und Neues Preussen" 1684 fol. herausgab, nahm er die Geschicklichkeit des bekannten Johann Ulrich Kraus in Augsburg in Anspruch. Daneben auch die des unbedeutenden J. J. Vogel, der nicht Besseres lieferte als der Königsbergische Mitarbeiter. Samuel Donnet in Danzig stach ein heimisches Denkmal, der nicht höher stand, als Königsbergs Künstler. Als der Probst Helwing seine „Lithographia Angerburgensis" 1717 4° veröffentlichte, berief er einen Jacob Boydt (wie man etwa lesen kann) wo möglich den schlechtesten Kupferstecher in Leipzig, der sich zu der Reise verstand.

[3]) „ingenuosissimo".

Die Blätter mit den Fossilen sind so grob und ungeschickt ausgeführt, als die Ansicht von Angerburg. Der Verfasser klagt über die Kosten, die ihm der Aufenthalt des Gastes verursacht und darüber, dass zu den Platten sein kupfernes Kochgeschirr preisgegeben werden musste.[4])

Die Trennung der Künste, wie sie im 16. Jahrhundert nicht stattfand, vollzog sich in Deutschland in durchgreifender Weise. Der Maler, der Kupferstecher, der Schriftstecher waren verschiedene Personen. In Königsberg stach ein und derselbe Bild und Unterschrift und besorgte den Druck. Kupferstecher, die zugleich in Holz schnitten, wird es indessen nicht gegeben haben.

Gegenstand und Darstellung hält sich hier ungefähr die Wage. Bei Kunsterzeugnissen, die in beschränktem Kreise stille Thätigkeit zuwege brachte, ist es nicht das Effektvolle, sondern das Uebereinstimmende, das den Blättern Werth verleiht. Jene Zerspaltung in den Verfahrungsweisen ist bei der Abgeschlossenheit, in der Königsbergs Künstler wirkten, nicht sichtbar. Die Blätter erregen oft durch Nebenbeziehungen Interesse. Sie liefern Beiträge zur Kenntniss damaliger Sitten. Manche Vorstellung mit verunzierenden Beischriften giebt Aufschluss über alte Zeitzustände, besonders der Adelsgeschichte. Die Liebe zum Heimatlichen verflicht sich überall wohlthuend mit den Darstellungen. Wir finden Ansichten der Stadt in Büchern, wo wir sie nicht erwarten. Nicht ohne Genugthuung, wie es den Schein hat, setzt der Künstler seinem Namen Regiomonti, Regiomontanus bei.

I. Die Künstler und ihre Werke.

Jacob Binck (Pinck, Pinke)
und ein gleichzeitiger Kupferstecher.

Der Name eines bedeutenden Kupferstechers der Mark Anton'schen und Dürer'schen Schule stehe obenan, dessen Arbeiten Georg Vasari

[4]) Wieviel werden den Danzigern die Porträts gekostet haben, die nach saubern in Oelfarben auf Papier grau in grau gemalten Aufnahmen in Paris gestochen wurden, und zwar von den ersten Kupferstechern?

wegen ihrer Feinheit und Kleinheit rühmt,[5]) mag auch die künstlerische Fertigkeit des vielseitig gebildeten Jacob Binck aus Kupferstichen, die hier entstanden sind, mit Sicherheit nicht zu bestimmen sein. Nur an ein Marmorwerk, dessen Erfindung ihm angehört, knüpft sich in unserer Provinz sein Andenken. Es möge sein Gesammtwirken, insoweit es Königsberg betrifft, hier in Betracht gezogen werden.

In den Urkunden wird er stets als Porträtmaler („Contrafeyer" in verschiedener Schreibart) genannt. Ein über das andere Mal porträtirte er seinen Beschützer den Markgrafen Albrecht. Vergeblich spähen wir nach einem solchen, das seiner Kunst entspricht.[6]) Ein anonymer kleiner, kreisrunder Kupferstich mit dem Bildniss, ganz von vorn gesehn im vorgerückten Alter, angethan in stattlichem Pelzrock, mit Schaupfennigen an einer Kette, dürfte eine Nachbildung sein.[7])

Jacob Binck war in Cöln geboren. Auf einem Kupferstich von 1530 nennt er sich Coloniensis und in seinem Monogramm schaltet er zwischen die Buchstaben I und B ein C ein. Der Kanzler Christoph Schidlowitz hatte „einen Maler oder vielmehr Plastiker" rühmen gehört, der im Dienst des Markgrafen Albrecht „Bildnisse in Metalltafeln, Stein und Holz vorzüglich darzustellen und auszumalen verstehe."[8]) Dem Schreiber wurde nachmals Gelegenheit gegeben, Gemälde des trefflichen Künstlers zu sehn, indem ihm die lebensgetreuen Bildnisse Albrechts und seiner Gemahlin verehrt wurden. Von Bewunderung er-

---

[5]) „Sie sind, schreibt er, so klein, dass es fast unmöglich sie auszuführen scheint." Als Kupferstecher ist er einer der sogenannten Kleinmeister.

[6]) Das Porträt Albrechts und seiner Gemahlin Dorothea von Jacob Binck wurde bis 1859 im Schlosse Frederiksborg in Kopenhagen gefunden. Im genannten Jahr brannte dasselbe nieder mit ungefähr 600 historischen Porträts. Es existirt keine Copie. Das lebensgrosse Brustbild, einst in Oliva im Besitz des Fürstbischofs Joseph von Hohenzollern, konnte nicht als eine solche angesehen werden.

[7]) In „Sabini in diem natalem Chr. hymnus 1549". Der Kupferstich ist auch in der hiesigen Stadtbibliothek. Das Bild in „Acta Borussica" Königsberg u. Leipzig 1730. Fünftes Stück. stimmt in etwas damit überein. Ein Blatt von Hieronymus Cock († in Antwerpen 1570), das den Fürsten profilirt in der Rüstung darstellt, ist weniger beachtungswerth.

[8]) „Pictorem vel potius sculptorem, qui optime novit in tabellis aeneis, in lapidibus et in ligno facies hominum extrahere et expingere." Die Briefe im hiesigen Staatsarchiv.

füllt küsste er sie und an diesen verlautbarten Ausdruck des Dankes knüpfte er die Bitte, der Markgraf möge die Herüberkunft des Malers nach Polen freundlichst gestatten. Die Briefe sind in Marienburg und Petrikau 1526 und 1530 geschrieben.

Wenn der fehlende Name durch Jacob Binck zu ergänzen ist, so kam er schon am Johannistage 1526 nach Preussen in einem der Schiffe, die zur Ueberfahrt der fürstlichen Braut, der dänischen königlichen Prinzessin, ausgerüstet waren. Er war Hofmaler des Königs Christian III. von Dänemark, des Bruders der nachmaligen Markgräfin Dorothea. Zufolge der Annahme wären demnach Bincks zwanzig Kupferstiche mit den mythologischen Gottheiten und der Jahreszahl 1530[9]) hieselbst entstanden, auf denen er sich — nur hier allein — Coloniensis nennt, nachdem er die deutsche Heimat aufgegeben.

Da der Künstler dänischer Hofmaler war, so hatte der, an den jenes Gesuch gerichtet war, genügenden Grund zur Ablehnung. Aber nicht für den dänischen König, sondern für den preussischen Herzog bethätigte Binck sein vielseitiges Talent. Wenn in jenem Brief von Stein und Holz die Rede ist, so haben wir darum an keinen Bildhauer oder Formschneider zu denken.[10]) Im 16. Jahrhundert liebte man es, in Solenhofer Sandstein[11]) und in Buchsbaum Wappen und Porträts mit der Sauberkeit eines Münzgraveurs auszuarbeiten. Ein treffliches Holzgebilde, das dem Meister zugeschrieben werden kann, ist erhalten mit der Darstellung eines ehemaligen Ordensritters nach der Unterschrift Wolff v Weren-sdorff. Es ist im Dürer'schen Geschmack 1528 ausgeführt. Innerhalb der Ründung einer Mauer steht

---

[9]) A. Bartsch „Le peintre graveur“ VIII p. 273.

[10]) Derselbe VIII p. 298 führt nur einen Holzschnitt mit seinem Monogramm an. Frenzel „Ueberblick der Kupferstiche in Dresden“ Dresden 1838 nennt ein Blatt mit dem Bildniss Christians als vermeintliche Arbeit Binck's. Weigel „Kunstlager-Catalog“ Leipzig 1840 nennt unter Nr. 19,449 drei Holzschnitte zu Petrus Apianus' Instrumentenbuch.

[11]) Im Rathhaus in Würzburg befindet sich ein Tisch mit einer Solenhofer Steinplatte, in die in architektonischer Einfassung drei Wappen (sie sind bemalt) eingegraben sind. In Becker und Hefner Alteneck „Kunstwerke und Geräthschaften“ Frankfurt a. M. 1855 I S. 43 wird dessen Entstehungszeit zwischen 1496—1520 angegeben.

Wernsdorf in halber Gestalt. [12]) In bunter Tracht trägt er ein Barett und mit beiden Händen drückt er den Schwertknauf an sich. Ueber seinen Schultern sind zwei Tabletten, die eine giebt das Wappen, die andere das Lebensalter an. Darunter getrennt 15 — 28 und gleichfalls getrennt P und D. [13])

Jacob Binck verweilte fortwährend in Königsberg und führte bestellte Arbeiten aus. Von Kopenhagen erfolgte da eine dringende Mahnung, er möge endlich zurückkehren. Sie hatte keinen Erfolg. Die Herzogin Dorothea schrieb, 15. Mai 1544, man wolle bis zur Vollendung unternommener Kunstwerke gewogentlich warten. Der Zurückgerufene habe nicht gefeiert und als Probe sende sie zwei Schaupfennige, die zum Gedächtniss ihres Vaters und Gemahls geprägt seien.

In einem Metallblock mit dem Markgrafen Albrecht auf der Vorder- und mit dem zwölfjährigen, im Tempel lehrenden Heiland auf der Rückseite, mag sich Binck's Erfindung erhalten haben, die sich wahrscheinlich auf die Stiftung der Universität bezog. [14]) Die zweite Münze mit dem Bildniss Friedrichs I. von Dänemark mit der Jahreszahl 1530 wird die königliche Münzsammlung in Kopenhagen aufbewahren. Sie ist das Werk „eines deutschen Künstlers, der in der besten Schule, d. h. in Nürnberg sich gebildet hat". [15])

Der Künstler kam nicht nach Kopenhagen zurück, obwohl mit dem Verweis der Gewissenlosigkeit ihm der Befehl gegeben wurde, sofort seiner Pflicht zu genügen. Die Verabschiedung vom herzoglichen Hof zog sich hin und als Dorothea 1547 starb, war das Ereigniss eine

---

[12]) In Lucas David's Bericht über den geisteskranken Albrecht Friedrich kommt derselbe vor, der mit dem Hochmeister Albrecht von Deutschland nach Preussen kam.

[13]) Die Buchstaben sind schwerlich „Per Durerum" oder „Pinck Delineavit" zu deuten. Sie werden ein Symbolum bezeichnen, etwa „Pro Deo".

[14]) Dieses Alterthumstück besass F. A. Vossberg. Danach ist das Bildniss an der goldenen Kette gebildet, die der jedesmalige Prorektor der Albertina bei feierlichen Gelegenheiten trägt. Neue Provinzial-Bl. 1846 I S. 385.

[15]) H. Bolzenthal „Skizzen zur Kunstgeschichte der modernen Medaillen-Arbeit" Berlin 1840 S. 135. Hier eine Abbildung. Die Umschrift ist: Fridericus· von· G· G· zv· Den· Norwe· der· Wen· vnd· Got· Kunig· Die Jahrzahl 1530 kann als Bestätigung der Annahme gelten, dass der Verfertiger der Schaumünze sich schon damals in Königsberg verweilt habe.

gültige Veranlassung, den Künstler zurückzuhalten, denn der Dahingeschiedenen sollte im Dom in Königsberg ein würdiges Epitaphium aufgestellt werden, wozu kein anderer als er die Erfindung zu geben habe. In einem Brief vom 13. Juli 1547 heisst es, derselbe solle nach Besorgung des Denkmals fördersamst dem Wunsche des Königs sich fügen.

Nach weniger als einem halben Jahr nach der abgegebenen Erklärung ward er durch den Bestallungsbrief von 1547 förmlich in die Zahl der markgräflichen Dienstbeamten aufgenommen. Als solcher geniesst er ein Einkommen von 500 Mark,[16]) als Jahrgehalt 200 Mark mit freier Wohnung und einer Hofkleidung gleich den Räthen. Sein Gehülfe (Junge) wird bekleidet und beköstigt und Binck ist nicht gehalten „gemeine Malerei und andere grobe Arbeit“ auszuführen.[17]) Er verlor darum nicht die Gunst Christians III. Die Reise nach Antwerpen, wo das Epitaph der Markgräfin angefertigt wurde, gab erwünschte Gelegenheit, sie fortan zu erhalten.

In Holstein besuchte er die Stadt Crempen, die der König wollte befestigen lassen.[18]) Er nahm in den Niederlanden für ihn Festungen, Gebäude, Lustgärten und Springbrunnen u. s. w. auf. Er zeichnete auf eine ihm zugesandte Holzplatte Christians Porträt und Wappen 1549, um beides für die dänische Bibel schneiden zu lassen.

Eben so wenig als der Meister sich mit dem Formschneiden befassen wollte, wird er zu Meissel und Hammer gegriffen haben. Was das marmorne Epitaph anbetrifft, so sind die Urkunden belehrend, die sich über die Darstellung eines Denkmals in Freiberg in Sachsen erhalten haben. Es ward in Antwerpen gebildet nach einer gegebenen Visirung oder Chablone vom Bildhauer („Steinmetz“) Antonius von Seron.[19])

---

[16]) Etwa 516 Thlr.

[17]) In A. Hagen „Beschreibung der Domkirche in Königsberg“ 1833 sind dem Wortinhalt gemäss die Urkunden S. 157 und 173 gedruckt.

[18]) Er sollte mit dem Baumeister Martin Bussart darüber Rath pflegen. Das erste Werk, das Dürer schrieb, war: „Underricht zur Befestigung der Stett 1522“ fol. Um des Nützlichen willen sollten die Fürsten auch der Kunst des Schönen Theilnahme zuwenden. Die Maler befassten sich mit Waffenkunde und Fortification.

[19]) G. v. Berlepsch in „Deutsches Kunstblatt“ Berl. 1854. V S. 451. Beim Denkmal in Freiberg sind die Bildwerke von Alabaster, die Säulen (Pfeiler) von rothem und die Inschrifttafeln (Felder) von schwarzem Marmor. Das Uebrige von grauem und grünem.

Das Epitaph im Dom in Königsberg wurde 1549 in Angriff genommen, in zwei Jahren vollendet, aber erst 1552 von Lübeck an den Bestimmungsort gesandt und aufgestellt. Die Erfindung rührt von Binck her, der eine reiche geschmackvolle Einfassung für eine viereckige Inschrifttafel in edlem Renaissance-Styl anordnete mit kleiner Porträtbüste der Verewigten, mit antik gehaltenen Reliefstreifen und Karyatiden. Solche kommen seitdem häufig in Anwendung.[20]) Nach erhaltener Zeichnung führte vielleicht dies und das grössere Marmordenkmal im Dom Anton Seron aus, dessen Arbeit der Erfinder überwachte. Die Anfertigung von kostbaren Grabdenkmälern betrieb der Antwerpener Künstler mit einer Menge von Mitarbeitern in wahrhaft grandioser Weise.

Das Marmorwerk, dem Andenken Albrechts errichtet, mit der Jahreszahl 1570, das die ganze Ostwand der Domkirche einnimmt, haben wir als Jacob Binck's Meisterstück anzusehn, wenn auch keine Urkunde darüber aufzufinden ist. Als der Künstler nach Antwerpen geschickt wurde, erhielt er wahrscheinlich von seinem Herrn den Auftrag, auch ein Denkmal für ihn in grossartigem Massstab zu erfinden. Früher hatten über diesen Gegenstand Verhandlungen mit dem alten Lucas Kranach stattgefunden.[21])

Von erhabener Einfachheit ist das Monument als ein Prachtbau im Ganzen und im Einzelnen zu bezeichnen. Der Hapttheil besteht aus zwei Ordnungen mit korinthischen und römischen Pilastern. Die Getheiltheit verschwindet aber, indem eine imposante kapellenartige Vertiefung mit dem Bogen in die obere hineinragt. Hier steht der Sarkophag, auf dem der Markgraf mit fromm zusammengelegten Händen kniet. Zu den Seiten zwischen den Pilastern befinden sich Nischen mit vier alttestamentlichen Königen. Während sonst bei derartigen Werken Alles gleichsam in Inschriften und Wappen aufgeht, wird hier nur eine Inschrifttafel unten und oben in zwei Schildern der Attika das preussisch-

[20]) Man wird an die „Karyatidenhalle", einen Kupferstich von Mark Anton erinnert. Sie lernte der Meister vielleicht durch den Holzschnitt kennen in Rivius „Vitruvius Teutsch" Nürnberg 1548 fol. Blatt XIV^b. Das Epitaph wird in „Beschreibung der Domkirche" S. 176 geschildert.

[21]) Die Gestalt des fürstlichen Bestellers sollte auf dem Mausoleum zwischen Luther und Melanchthon zu stehen kommen. „Acta Borussica" I p. 706.

brandenburgische Wappen wahrgenommen. Karyatiden tragen den kostbar dekorirten Sarkophag und stützen den Giebelaufsatz. Zwei Reliefs sind hier und unter dem Bogen angebracht. Dadurch, dass der Erfinder bemüht war, dem Denkmal die grösstmögliche Höhe zu geben, scheint die Attika zum soliden Bau nicht wohl zu passen. Die Anwendung des verschiedenfarbigen Marmors zur Sonderung der verschiedenen Theile wird weniger zu tadeln sein. [22])

Der Meister behauptete sich in dauerndem Ansehn. Als Johann von Finnland, nachmaliger Johann III. König von Schweden, hierher kam und sich sur Hochzeit nach Kauen begab, im September 1562, liess er durch seinen Kanzler schriftlich den Wunsch aussprechen, der Markgraf möge Jacob Binck nach Kauen zu kommen erlauben, damit er „etliche Dinge" dort verfertige. Schon von Insterburg aus erfolgt der Dank für die gütige Genehmigung, am 4. September 1562.

Nicht gar lange nach dem Tode des Markgrafen im März 1568 wird sein grösster Künstler gestorben sein. Er hinterliess eine Wittwe. Eine Herzogin von Meklenburg, die nach der Todtenmaske Albrechts I. in Gyps Erkundigung einzog, erhielt am 26. August 1569 auf ihre Anfrage den Bescheid, dass Binck Gegenstände der Art in Händen gehabt, welcher „unlängst von diesem Jammerthal" abgeschieden sei.

Von der artistischen Verlassenschaft nahm 1569 der Zugschreiber ein Inventarium auf und verzeichnete „Conterfeys" und andere Dinge, die fürstlicher Durchlaucht zugehören. [23])

---

[22]) „Beschreibung der Domkirche" S. 182. Beachtungswerth ist die zum „Dom zu Königsberg" gehörige Abbildung des Denkmals, gezeichnet von J. W. Böhm und lithographirt von Ludwiger. In Röskild das Denkmal für den König Friedrich I. von Dänemark (von ihm heisst es: in Deutschland wird kaum ein ähnliches gefunden) mag auch nach einer Zeichnung Bincks gebildet sein. Es ist, wie das für den Kurfürsten Moritz von Sachsen, gleichfalls in Antwerpen entstanden. Dieses stellt sich als ein freistehendes Mausoleum mit dorischem Untersatz, mit Figuren zwischen Inschriften und dem Sarkophag darüber, auf dem Moritz mit dem Schwert in der Rechten vor einem Crucifix betet.

[23]) Um die in der „Beschreibung der Domkirche" mitgetheilten Urkunden (S. 160, 162, 165, 173, 174) zu vervollständigen, möge hinzugefügt werden das „Inventarium, so bei Jacob Pincken, Gottseligen Gedenken von Conterfey und andern befunden und durch den Zugschreiber geinventirt worden 69. 21 Teffelin (Täfelchen) Fürsten und Herrn Conterfey in Wachs possiret. Niederländsche Arbeit durch einen

Jacob Binck und Gregor Pencz sind zwei Künstler, die oft zusammen genannt werden. Beide sollten neben einander in Königsberg wirken. Die Bestallung, die sonst in Folge geleisteter Dienste ertheilt wurde, empfing er schon vor seiner beabsichtigten Uebersiedelung hieher. Neudörffer aus Nürnberg giebt an, dass sein Landsmann zu Breslau 1550 verstorben sei. Ein Brief im Staatsarchiv vom 6. December 1550 bestätigt das angeführte Todesjahr.[24])

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts arbeitete **Nicolas Andrea (?).** Das auf wenigen Kupferstichen befindliche Monogramm F NA[25]) deutet A. Bartsch als Nicolas Andrea Fecit nach einem Blatt mit einer Fortuna, auf dem Nicola Andrea nicht als Kupferstecher, sondern (wie anzunehmen ist) als Zeichner genannt ist, denn nach der Erfindung Melcher Lorich's stach es Philipp Galle. Das Monogramm kommt sonst auf einer alttestamentlichen Darstellung von 1585 und auf Porträts vor. Von ihnen ist eines in Konstantinopel 1580, ein anderes 1581 in Wien gestochen.

Derselbe Künstler ist in Danzig und in Königsberg gewesen. Dort stach er den Rathsherrn Constantin Ferber,[26]) hier den Professor Joachim Cimdarsus. Er war wohl ein Deutscher, der aus Oesterreich nach Preussen wanderte. Er verharrte noch bei der Weise des 16. Jahrhunderts.

Joachim Cimdarsus mit der Angabe des Lebensalters des Dargestellten, dem Monogramm und der Jahreszahl 1588 ist ein sauber aus-

---

andern — 2 Eisern Stocke Fürstl. Durchl. und Herzoge Contrafey mit S. Dl. Gotzes (ganzes?) wapen — 1 Thun (Tonne) voll Holzwerk durch einen andern. ein Muster zum Muntzwerk. Item es sollen etzlich eiserwergk bey Hans von Collen (Cöln) dem Kleinschmidt sein zum Münzwork, darauff er viel Geld aus der Rentkammer soll empfan haben. Sonst weiss die Fraw (Bincks Wittwe) nichts mehr das F. Dl. gehorigk oder zukommen soll. — Solches ist auf Befehl des H Burggraffen geinventiret worden durch Martin Zugschreiber. Nikel Oppeler. Hans Goldschwinn".

[24]) „Beschr. der Domkirche" S. 168. Neudörffer „Nachrichten von Künstlern in Nürnberg" Nürnberg 1828. S. 40.

[25]) N und A sind in einander gezogen und darüber ist F gesetzt. Le peintre graveur IX p. 512.

[26]) W. Seidel „Ueber Danziger Kupferstecher" Neue Prov.-Bl. Königsberg 1847. III S. 162. „Preussische Bildniss-Sammlung" Prov.-Bl. and. Folge. Kgsb. 1854. V S. 4. Die von W. Seidel angelegte Sammlung ist in viele Hände übergegangen. Das erwähnte Porträt dürfte nachweisbar sein.

geführtes Blättchen in der Stadtbibliothek. Der Gelehrte blickt ernst vor sich hin in bunter Tracht. In den Ecken des Medaillons sind als Verzierung Blumen und Früchte angebracht. Man glaubt in ihm mehr die Leistung eines Goldarbeiters als Malers zu entdecken.

Joch (Joheim, Joachim) Bering (Beringk).

Kupferstecher.

Aus Barth bei Stralsund kam Joachim Bering nach Königsberg, wo er 1605 sich in die Matrikel der Universität einschreiben liess. Vierzehn Jahre nachher nannte er sich: Bürger der kurfürstlichen Stadt Kneiphof Königsberg.

Seinen Namen finden wir auf zwei Werken von sehr verschiedenem Werth.

Eigentlicher Abriß der Weit Berumten Stadt Königsperg.
Wie die Selbe 1613 Gewesen.
Joch. Bering inven. et excu.

Der Stadtplan mit den Häusern in Vogelperspective erschien nicht im Verlage des Verfertigers, sondern in dem des Buchdruckers und Formschneiders Bartholomäus Koch. Er nennt sich Briefmaler und war vielleicht auch als Zeichner bei der Aufnahme der weitschichtigen Arbeit betheiligt. In einem Schreiben vom November 1611 wendet er sich an den Oberburggrafen Fabian Grafen zu Dohna, dem er einen Abdruck der Karte (vor der Vollendung, wie man annehmen muss) vorlegt, um sein Unternehmen dem Kurfürsten Johann Sigismund zu empfehlen. Nicht hier und nicht in einem Schreiben an den Kurfürsten wird der Künstler genannt. Zu dem Werk, wie Koch schreibt, habe er „Mühe und Fleiss“ aufgeboten und sei durch die Herstellung „in äusserste Armuth“ gerathen. Da ihm bis jetzt „keine Ergetzlichkeit“ zu Theil geworden, so bitte er, ihn „mit dem kleinen Häuslein (hinter der kurfürstlichen Buchdruckerei)“ erblich bedenken zu wollen.[27])

Die Karte ist 4 Fuss 3 Zoll 8 Linien lang und 2 Fuss 6 Zoll 4 Linien breit. Die Stadt ist mit ihren Thürmen und Brücken mit

[27]) A. Meckelburg „Neue Prov.-Bl.“ Kgsb. 1850. IX S. 454. Das erbetene Geschenk dürfte zu hoch gegriffen sein für einen etwaigen gedruckten Bericht zu dem Beringschen Plan, den er „in offenen Druck“ gebracht. Das Gesuch wurde abgelehnt.

Umsicht und Scharfsinn so vor Augen gestellt, dass kein bemerkenswerthes Gebäude durch ein anderes gedeckt wird und dass man kaum die sich ausgleichenden Fehler wahrnimmt. Mit Leichtigkeit findet sich der Königsberger oft in den engsten Strassen zurecht. Durch die Benennung nicht allein, sondern auch durch die zierliche Detailzeichnung ist uns erhalten, was im Lauf der Zeit verdunkelt und untergegangen ist.

Die Karte, dem Kurfürsten Johann Sigismund gewidmet, zeigt dessen Medaillon über dem Schlossgebäude. Der untere Rand ist benutzt zu Abbildung Königsbergischer Frauentrachten, wie der gleichzeitige Maler Anton Möller die Danzigerinnen darstellte. Man sieht je zwei Gestalten von den vornehmen Kirchengängerinnen bis herab zu den Weibern der Vorstadt in ihren charakteristischen Trachten, benannt: Matronae contionem adeuntes, Matronae nuptiales, Matronae viduae, Matronae plebejae opsonantes, Mulieres internuntiae, Virgines nuptiales, Virgines domesticae, Famulae domesticae und Ancillae suburbanae.

Das einzige Exemplar, lange im Besitz des verstorbenen Geheimen Regierungsbaurathes Müller, befindet sich im hiesigen Staatsarchiv. [28])

Processus Welcher gestalt der Dchl Herr Albrecht Friedrich († 1618 zu Fischhausen) in die Thumkirche ist gebracht worden.

Auch dieses Werk, ein Buch in Queroctav mit Abbildungen ist „Herrn Johann Sigismund offerirt durch Joachim Beringk". Das einzige Exemplar auf der v. Wallenrodt'schen Bibliothek ist defect 1696 gebunden und hat noch mehr durch den Buchbinder gelitten. Vorne eine handschriftliche Aufzählung der Trauerfeierlichkeiten vom 31. Aug. 1618. Auf dem ersten Blatt ist allein der Name des Stechers, auf dem die Leiche des Kurfürsten, in polnischer Weise im Sammetgewande gekleidet, im offenen Sarge liegt. Auf der Brust eine mit Edelsteinen

[28]) Zur Feier des Jahres 1855 wurde die Karte (nicht nach dem Original, sondern nach einer Durchzeichnung) lithographirt von A. v. Klüfer in Königsberg. Dem Kupferstecher in Zeiler „Topographia Prussiae" 1652 lag sie vor, als er den Stadtplan in der Verkleinerung arbeitete. Von einem ähnlichen Stadtplan von unbedeutenden Künstlern hat sich die Platte in Braunsberg erhalten: Vera delineatio veteris civitatis Brunsbergae A. D. 1635. Conradt Götke ſculpsit, Paul Sterzell excqde.

reiche Verzierung, in der man die Buchstaben I H S. erkennt. Darüber befindet sich der fünfseitige Sargdeckel mit dem Crucifix und Wappen zuoberst, zu Seiten mit fliegenden Engeln und Genien, die auf Todtenschädeln entschlummert sind; dazu kommen in einander gefasste Hände der Nachkommen. — Die folgenden Blätter mit den Personen des Leichenzuges sind colorirt. Alles ist schwarz oder weiss bis auf die buntfarbigen Wappen und den Ritter unmittelbar vor dem Sarge. Die Männer, die dem Verstorbenen der Würde nach nahe standen, tragen schwarzen Flor vor dem Gesicht. Die hässlichen, im Uebermass angewandten Verhüllungen steigern wie nur immer möglich das langweilige Ceremoniel. Bei den weiss gekleideten Frauen ist zwischen Kopfhülle und Mundtuch eine Lücke, aus der die Augen hervorblicken. Um des Zeichners Mühe zu vereinfachen, sind etliche Platten zweimal in Anwendung gebracht mit verschiedener Deutung, laut der darunter gedruckten Schrift. Durch abweichende Colorirung konnte hier, wie es sonst geschah, das Verfahren nicht unscheinbar gemacht werden. Adlige eröffnen die Prozession, es folgen Rectores und Praeceptores sammt der Schuljugend aus den drei Städten, die Studenten aus dem Collegio, Kapellmeister und Musikanten, fürstliche Leibdiener und der Heerpauker mit den schwarzen Trommelschlägeln, dem voraus gebückt derjenige schreitet, der die schwarz behängte Pauke trägt, ferner die Trommeler mit schwarzen Instrumenten, der Untermarschall, Hofjunker und Hofleute. Dieser lange Zug ist der Vortritt vor den Pferden, die wie die nachgetragenen Fahnen darthun, zur Bezeichnung der verschiedenen Provinzen vorbeigeführt werden, es erscheint die Hauptfahne und der gewappnete Reiter auf des Kurfürsten Leibross [29]) unmittelbar vor dem Sarge, der unter schwarzer Draperie, der Erklärung nach, von acht Pferden gezogen wurde. Im Buch hat sich von dieser Vorstellung nur ein kleiner Rest erhalten und es fehlen die interessanteren Blätter mit den Trägern der Reichsinsignien, von denen nur der mit dem Kurschwert übrig geblieben. Den Schluss des Zuges bilden die Kurfürstin und das zahlreich vertretene kurfürstliche Frauenzimmer, der Amtsleute Töchter

---

29) Der sogenannte Freudenritter.

und Hausfrauen des Landadels, die Kanzleiräthe und Verwandte und zuletzt die Bürgermeister der drei Städte. [30])

Caspar Felbinger (Felwinger).

Formschneider.

Die ältesten Kupferstiche weisen auf den Namen eines Künstlers zurück, die ältesten Holzschnitte auf einen Formschneider, dessen Chiffre aus den drei verbundenen Buchstaben C H E besteht. Das Blatt mit der Gestalt eines Hochmeisters befindet sich in Caspar Hennenberger's ältestem Buch.

Der genannte Pfarrherr sagt in der Widmung an den Markgrafen Georg Friedrich, es sei, um den Anfechtungen des Teufels zu entkommen, „kein besser Mittel, als die Finsterniss, darinnen unsere Vorfahren gestecket, zu bedenken". Er habe sein Augenmerk auf die „Mappen Prussiae" gerichtet und zu dem Ende die Chroniken durchmustert. Hennenberger gab die „Kurtze Beschreibung des Landes Preussen" 1584 heraus. Ihm genügte, wie es scheint, jener alte Formschneider. [31])

Der Verfasser verband sich später mit Caspar Felbinger, dessen bemerkenswerthe Kunst er beachtete, als er mit seiner grossen Landkarte (Landtafel) hervortrat. Der Formschneider hat Hochmeisterbilder geschnitten. Auf einem mit „Poppo von Osterna" finden wir die Jahreszahl 1561. [32]) Auf diese, auf die Landtafel und ein Brustbild Luthers beschränkt sich unsere Kenntniss von seinen Leistungen. Sie galten zu Albrechts I. Zeit nicht für so bedeutend, dass man ihm die Titelverzierung der Lufft'schen Prachtbibel anvertraut hätte, die dem jüngern Lucas Kranach zu besorgen aufgegeben wurde. Felbinger starb vor 1595, denn in Hennenberger's Folioband, der im genannten Jahre erschien, heisst es „mein Formschneider seliger".

---

[30]) Vgl. „Anton Möller und Joachim Bering" Neue Prov.-Bl. 1847 IV S. 458. — Leichenzüge sind vielfach gestochen. Der grösste ist der vom Könige Karl Gustav von Schweden, in 13 Blättern von E. D. Dahlbergh. Holmiae 1660, in Pufendorf „De rebus a C. G. gestis" Norimb. 1696 nehmen Regis exequiae 13 Bogen ein.

[31]) Der Quartband ist mit einer (meist nur zur Hälfte erhaltenen) Karte ausgestattet, die dem Anschein nach sich aus einer sehr frühen Zeit herschreibt.

[32]) Hennenberger's „Erclerung der grössern Landtaffel oder Mappe" Königsberg 1595. fol.

Hochmeisterbilder.

Sie sind von stattlicher Gestaltung in mannigfacher Stellung. Die in Königsberg regierenden sind nach den lebensgrossen Porträts in der Domkirche gezeichnet. Die meisten haben wir als freie Erfindungen anzusehen. Zu den beiden Namens Heinrich von Plauen ist dieselbe Platte benutzt. Alle sind mit C F, theilweise mit der üblichen Abbildung des Schnitzmessers (einmal mit zwei sich durchkreuzenden Schnitzmessern) versehen. Wie elend nimmt sich dagegen jener älteste Holzschnitt und die Kupferstichbilder in Hartknoch aus, von denen Ulrich von Jungingen eine Copie nach Felbinger zu sein scheint! [33])

Prussiae, das ist des Landes zu Preußen Eigentliche Beschreibung. Königsberg bei Georg Osterberger 1576.

Auf vier Foliobogen gedruckt, ist sie dem Markgrafen Georg Friedrich gewidmet.

Der Künstler hatte, wie Hennenberger berichtet, bis dahin keine Mappen gefertigt. Ihm kam es weniger darauf an, dass die Darstellung schön, als „gut und rechtschaffen" ausfiele. Er folgte dem ihm vorgelegten Vorbilde nach selbst in der ungleichen Schrift, denn Hennenberger war nicht geübt, verkehrt zu schreiben. Es steht die Karte auf „ziemlich gleicher Höhe" mit dem, was in der Art in Deutschland erschienen. [34])

Sie sollte als ein Landschaftsgemälde wirken, was um so schwieriger war, als in allen Details Genauigkeit erstrebt wurde. „Schier eines jeglichen Kirchdorfs Thurm" ist zu erkennen, die Wälder, „so allerlei Holz durch einander haben", und die Wildnisse, „die nur Fichten tragen". Das verschiedene Wild, das sich in ihnen aufhält u. s. w.

Der Beifall, den Hennenbergers Mappe fand, bestimmte schon zu seiner Zeit Künstler, verkleinerte Nachbildungen erscheinen zu lassen. Sie waren ungenau, wenn sich auch eine durch Feinheit und Zierlichkeit empfahl. [35])

---

[33]) Hartknoch „Altes und Neues Preussen" Leipzig u. Frankf. 1684 fol. S. 305 und „Ercleruug" S. 299.

[34]) F. v. Selasinski „Neue Prov.-Bl." 1848 VI S. 372.

[35]) Zu Harlem erschien 1657 zu einer Geschichte Preussens ein sauberer Nachstich der Hennenberger'schen Landtafel von den Kupferstechern Salomo Rogers und E. S. Hamerveldt.

Wahrhafte Abconterfeyung des D. Martini Lutheri.
Gedruckt in Königsberg durch Caspar Felwinger, Formschneider.

Das Brustbild, wahrscheinlich nach Kranach, ist wohl gelungen. Der Holzschnitt sollte nur Zeichnung für die darüber zu tragende Farbe sein. Handwerkmässig ist die Colorirung bewirkt. Die Verse:

Eißleben hat geboren mich,
Zu Eysleben bin gestorben ich,
Den bobst that ich sehr großen Zwang u. s. w.[36])

befinden sich auch unter einem Lutherbilde in der Wittenberg'schen Bibel von 1612, welches nicht damit übereinstimmt. Jenes in der Stadtbibliothek ist als einziges Exemplar anzusehn. Das Blatt sollte einer fürstlichen Person übergeben werden, wie dies die sonst unleserliche Zuschrift aus dem 16. Jahrhundert verräth.

Johann Herman (Hermann).

Kupferstecher.

Ein Johann Herrmann wird als Zeichner und Kupferstecher in Leeuwarden[37]) genannt, der das Leichenbegängniss des 1613 verstorbenen Casimir von Nassau in 20 Blättern stach. Der Künstler kann füglich derselbe sein, der 1641—1658 Festzüge und Porträts in Königsberg lieferte.[38])

Hermann ist eine der bedeutenderen Erscheinungen. Das erkannte man und vielleicht wurde er vom grossen Kurfürsten berufen, um den Leichenzug seines Vaters durch einen Kupferstich zu vergegenwärtigen. Ihn selbst stach er auf einer grossen Platte. Traurig war es, dass er sich verstehen musste, Uebersichtstafeln von Paradezügen zu fertigen, bei welchen es sich mehr um Vollständigkeit des Gepränges als um Vollendung handelte. Im Zickzack zieht sich der Reigen hin und her und die Erfindung war meist Berechnung, die Hauptpunkte hervorzuheben und da nicht anzubringen, wo die Wendungen des Figurengefolges statthaben.

---

[36]) Der Dichter heisst Balthasar Mentzius. Vgl. Heller's „Lucas Kranach" S. 398.

[37]) Nagler's „Künstler-Lexicon". Aus Leeuwarden war auch der in Preussen vielfach beschäftigte Vredemann de Vries.

[38]) Einer interessanten Zeichnung von seiner Hand geschieht in einem Briefe Erwähnung.

Der Künstler hat nur mit dem Grabstichel und nicht mit der Radirnadel gearbeitet.

Eigentlicher Abriess Hn Georgen Wilhelm Leich-Procession. Königsberg 1642.

Das grosse figurenreiche Blatt mit zahlreichen Beischriften [39]) ist dem grossen Kurfürsten gewidmet. Zur Seite des Titels in der Ecke links ist hinter einer Barriere zuschauendes Volk zu sehen. Gegenüber in der Ecke rechts ein Thor, etwa das Thor der kneiphöfschen Kirchhofsmauer, zu welcher die beim Begräbniss Betheiligten in langer Reihe bald rechts-, bald linkshin ihre Schritte lenken. Marschälle eröffnen den Zug. Schüler, Studiosi, der Kapellmeister mit Musikanten, Prädicanten, Trompeter, Abgesandte von Polen bilden die erste Abtheilung. Der vorausgetragenen Blutfahne [40]) folgen Pferde, als Repräsentanten der verschiedenen Provinzen, alsdann ein Reiter in den Waffen des Verstorbenen auf dessen Leibross. Dem von acht Pferden gezogenen Sarge werden die Reichsinsignien vorausgetragen. Den Schluss bilden die „Regimenthe, Land- und Hofgerichtsräthe", die Universität mit den Pedellen. Hinter neun Marschällen zeigt sich die kurfürstliche Wittwe und das gesammte adlige Frauenzimmer und endlich die regierenden Bürgermeister. Die unteren Reihen der $^1/_2$ Zoll hohen Figuren werden durch das 3 Zoll hohe Porträt-Medaillon des dahingeschiedenen Kurfürsten unterbrochen, noch tiefer durch die ausser Verhältniss gross gehaltene Abbildung des zinnernen Sarges.

Das vielleicht einzige Exemplar in der hiesigen Universitäts-Kupferstichsammlung ist nicht vollständig, doch ist durch den abgeschnittenen Theil nichts Wesentliches verloren gegangen und kann, soweit er die erste Hälfte der Sarginschriften betrifft, leicht ergänzt werden. [41])

---

[39]) Es wird auf einen Bericht verwiesen. Ein Quartband „Leich Procession deß Durchl. Georg Wilhelm" Kgsb. 1642 bei Johann Reussner war vor Kurzem noch vorhanden. Er ist nicht auffindbar, um Bild und Erklärung zu vergleichen.

[40]) „Blutvahne". Sie war roth, wie das Regalienfeld der souverainen Fürsten, denen die Gewalt über Leib und Leben der Unterthanen zustand.

[41]) „Beschreibung der Domkirche" S. 275.

Eigentlicher Abriß der solenniter eingeholeten Preußischen Lehns Fahnen zu Königsberg 1649.

Eine ganz ähnliche Komposition von gleicher Grösse. Der wortreiche Titel trennt oben im Bilde den Schluss und den Anfang der Feier. In der Ecke rechts werden vor dem Thore Kanonen gelöst zur Empfangnahme der von Polen erhaltenen Lehnsfahne. Links gegenüber beginnt der Reisemarschall den Zug mit dem hohen Adel zu Ross. Es folgen neun sechsspännige Karossen fur die Regimentsräthe und die Abgesandten. Reiter begleiten sie. Die Lehnsfahne mit dem Adler, über die Massen gross und in die Augen fallend, wird von „Kalnein“ getragen. Die Kapitäne sind mit langen Stäben, dagegen die Lieutenants mit Hellebarden versehen, die ihre Mannschaften führen. Die Reitertruppen scheinen nicht Schwerter, sondern Seitengewehre zu halten. Die Karossen sind mit sechs, die Bagagewagen mit vier Pferden bespannt.

Arcus veteris civitatis.

Ein Triumphbogen, von den Altstädtern in Königsberg zu Ehren des grossen Kurfürsten errichtet. Auf einem Folioblatt.

Das Bauwerk (in den Inschriftversen machina und theatrum genannt) zeigt korinthische, mit Weinlaub umschlungene Halbsäulen und noch barockere Wandpfeiler und schliesst mit einem Balustradengeländer ab. Darüber erhebt sich eine mächtige Stufenanlage, dessen Bekrönung ein Springbrunnen und zur Seite zwei schlanke, auf Kugeln ruhende Obelisken bilden mit Fahnenstangen und Fahnen. Auf den Stufen thronen der Friede mit dem Füllhorn, die Religion und die Weisheit, darunter Apoll, Vulkan und Saturn. Das Brustbild Friedrich Wilhelms wird überragt vom polnischen Adler. An Inschriften und Wappen fehlt es nicht.

Die Stelle am Pregel, die der Triumphbogen einnahm, sowie die altstädtische Pfarrkirche, dem h. Nicolaus gewidmet, führte auf den Gedanken, die Dekoration, daher ein Springbrunnen, vom Wasser herzunehmen. Auf dem Thorbogen sitzen zwei Flussgötter mit strömenden Krügen, deren Fluthen sich zu einem verzierenden Gehänge verbinden und auf die Vereinigung des alten und neuen Pregels anspielen. Grosse viereckige Bildtafeln rechts und links vom Thor zeigen ein segelndes Schiff, umtanzt von Sirenen, und die Rettung der Andromeda, denen auf

der Rückseite des Triumphbogens Arion auf dem Delphin und Nessus, der den Pfeilen des Heros erliegt, entsprechen. Ein Herkules ist auf diesem Bilde und ein Herkules wird auf dem Springbrunnen wahrgenommen als Träger der Himmelskugel, aus welcher reicher Segen sich ergiesst.

Porträts.

Friedrich Wilhelm. Anno 1656. Unter einem Fruchtgewinde in ruhiger und selbstbewusster Grösse ist der Held auf sprengendem Ross dargestellt. Geharnischt mit der Feldbinde geschmückt, aber barhäuptig, hält er in der Linken den Kommandostab. Reiter und Ross zeigen denselben seitwärts gewendeten feurigen Blick. In kleinem Massstab unter der Gestalt befinden sich fünf Reiter mit Hüten; einer unter ihnen ist wahrscheinlich wieder der Kurfürst, der, wie man sieht, an der Spitze von Generalen sich zu einer abzuhaltenden Waffenübung begiebt. Sie geht in „Königsberg" vor sich, deren Thürme in der Stadtansicht, obwohl zum Theil umgebaut, der Stellung nach deutlich zu erkennen sind. — Die grosse Platte befindet sich in der Universitäts-Kupferstichsammlung.[42])

Johannes Eccard aus Mühlhausen in Thüringen und
Johannes Stobäus aus Graudenz

sind als Seitenstücke gestochen. Ob Herman nach eignen Aufnahmen Porträts zu liefern verstand, bezeugt keine der Unterschriften unter seinen Brustbildern. Eccard lebte vor seiner Zeit und bei Adersbach ist der Maler genannt. Die Kupferstiche der Art sind den bessern beizuzählen, die in Deutschland im 17. Jahrhundert entstanden. Die namhaften Componisten Eccard und Stobäus, Lehrer und Schüler, sind von Dr. Georg Lothus d. j. mit lobpreisenden Versen versehn.[43]) Sie

---

[42]) Herr Major v. Kessel in Berlin, dem die Platte mitgetheilt wurde, schrieb: „Bellevue 17. Oct. 1860. In meiner Sammlung habe ich den Stich allerdings gefunden, jedoch möchte ich ihn für selten halten. Dies ist um so auffallender, als der Kupferdrucker Herr Angerer die Druckfähigkeit bezweifelte und nur einen unvollkommnen Abdruck lieferte. Die dem Anschein nach wohlerhaltene Platte ist also viel gebraucht."

[43]) In denselben heisst es: Wenn Du zu wissen wünschest, in welcher Art Eccard als Musurgos die Kunst geübt, Hanc in Stobaeo noscere sat poteris.

sind auf Atlas und Papier zu verschiedenen Malen gedruckt 1642, 1646 und 1658. Wir finden sie in dem Büchelchen in Queroctav: „Geistliche Lieder durch Johannem Eccardum et Johannem Stobäum“ [44]) und in der „Memoria Stobaea“, die im Todesjahr des Musikers 1646 erschien, verfasst von Valentin Thilo, dem vielfach der Poesie und Kunst huldigenden Professor.

M. Huldaricus Schönberger. Das Bildniss des blinden Orgelbauers, mit einem Distichon von Simon Dach geziert, ist nach einem Gemälde in der Domkirche für J. G. Stenpel's „Biblisches Ehrengedächtniss“ Königsberg 1649 gestochen. [45]) Ein Nachstich in Hartknoch's „Alt und Neues Preussen“, ein anderer in v. Hennin-Johann Arnholds v. Brand „Reysen“ Wesel 1702.

M. Cölestin Myslenta S. S. Theol. D. Gleichfalls nach dem Gemälde (in ganzer Gestalt) in der Domkirche. Die Unterschrift ist mit der des Originals übereinstimmend. [46])

Michael Adersbach, dessen Dichtername Barchidas, ein Freund von Dach und Roberthin. Nach A. Gerdner. [47])

Gottfried Bartsch.

Kupferstecher.

Der in Schweidnitz in Schlesien geborne Bartsch [48]) bezog als Hofkupferstecher in Berlin seit 1674 einen Gehalt von 300 Thalern. Nach zehn Jahren nahm er den Abschied, um nach Königsberg zu übersiedeln, wo er — er nannte sich Regiomontanus Borussus — die längere Zeit seines Lebens, wie man annehmen kann, in künstlerischer Wirksamkeit thätig gewesen sein wird. Darauf begab er sich nach Danzig, wo Kunstwerke höher geachtet wurden. Hier starb er am

[44]) Auf dem zierlichen Titelkupfer, das mit F G gezeichnet ist, singen oben Engel das „Gloria in excelsis Deo“, zu Seiten stehen Hoffnung und Glaube und darüber zeigt sich eine Ansicht von Königsberg.

[45]) „Beschreibung der Domkirche“ S. 198.

[46]) Ebendaselbst S. 348.

[47]) Andreas Gärtner (Gertner, Gerdner) war ein vielseitiger Maler, der aber dadurch sich bekannter machte, dass er mit Studenten an verschiedenen Orten dramatische Schaustellungen veranstaltete.

[48]) Nicolai's Anhang zur Beschreibung von Berlin „Nachrichten von den Baumeistern, Bildhauern, Kupferstechern u. s. w.“ Berlin und Stettin 1786 S. 41.

Podagra. Seine zahlreiche Bibliothek wurde, da er keine Erben hinterliess, dem Rathhause übergeben.

Mit literarischen Kenntnissen ausgerüstet, erhielt die Wissenschaft durch seine Leistungen Vorschub. Er trat in Verbindung mit Andreas Müller, der sich Barninus Hagius nennt, und fertigte zu dessen Oratio orationum (Vaterunser) in den verschiedensten Sprachen die Platten. Nachdem das Buch 1680 erschienen war, gab Bartsch dasselbe in ansehnlicher Bereicherung 1694 in Königsberg heraus.[49]) Er fertigte so viele Arbeiten, dass sie nicht zu übersehn sind; er, der auf den Stich von Figuren und Ansichten gewiesen war, verschmähte es nicht, Landkarten, Grundrisse und Titelblätter zu liefern, selbst solche, die wenig Kunst und Erfindung erforderten.

Dem Ceremoniel trug auch er Rechnung durch ein Werk von 42 Folioblättern mit dem Begräbniss der Kurfürstin Louise, erster Gemahlin des grossen Kurfürsten 1675, drei Blätter mit dem Sarge der Prinzessin Elisabeth Henriette. Er wird als ein Meister emblematischer Vorstellungen (als Beispiel gilt das Mausoleum eines Grafen v. Schlieben) gerühmt.[50])

Wie der Danziger Kupferstecher Jeremias Falck eine Galerie alter Meister, so stach Bartsch in Berlin die Gemälde der kurfürstlichen Galerie und in Königsberg Bildnisse nach Lucas Kranach. Die Absicht, durch das Mittel der Radirug das Malerische nicht allein der Form, sondern auch der Empfindung nach zur Anschauung zu bringen, tritt deutlich hervor.

Bartsch nimmt unter seinen Kunstgenossen in Königsberg die erste Stelle ein. Einsicht und Geschmack hat er vor ihnen voraus.

Abbildung des Sieges welchen Chr Durchlaucht erhalten 1675.[51])

Ein grosses Blatt mit der Reiterschlacht bei Fehrbellin ist wahrscheinlich auf Befehl des grossen Kurfürsten gestochen. Die undankbare

[49]) „Preussische Zehenden" Kgsb. 1741 II S. 135. Die Dedicatio des polyglottischen Buchs ad Thomam a Knesebeck & Levinum Fridericum a Bismarck.

[50]) A. Meckelburg „Pisanski's Literärgeschichte" Kgsb. 1853 II S. 304.

[51]) v. Witzleben und Dr. Hassel „Fehrbellin" Berlin 1875. Hier wird von Bartsch' Kupferstich eine Photolithographie gegeben.

Aufgabe, einen Schlachtenplan in bildlicher Darstellung zu versinnlichen, wurde hier glücklicher gelöst als in den in Boustrophedon-Ordnung vorrückenden Figuren. In einer möglichst gefälligen Gegenüberstellung sehen wir unten links aus der Landschaft einen gewaltigen Baum [52]) emporragen, darunter den Kriegestross und eine Masse Bagagewagen, und rechts die wortreiche Erklärungstafel. Armaturen sind darüber geschichtet, die der preussische Adler beherrscht, noch höher eine Trophäe mit dem darum geschlungenen Zettel: Venit, Vidit, Vicit. In der obern Ecke links die weitläufige Inschrift, der rechts schräg hinlaufend der Rhin, Nebenarm der Havel, entspricht. In der Mitte ganz klein zeigen sich die zahlreichen Escadrons, jede 30 Mann, in Quadrate zusammengeschoben, welche hinter einander im Halbkreise aufgestellt sind. Das schwedische Fussvolk, mit hohen Lanzen bewaffnet, bildet ähnliche Formen. Auch hier ist wie im Vordergrunde ein scheinbar perspektivisches Verfahren sichtbar. Ein mörderischer Zusammenstoss findet statt, die erste Reihe der Brandenburger stürmen auf die Feinde ein in noch unentschiedenem Kampf. — Der Erfinder des Bildes konnte seine Kunst nur in der Anordnung des Ganzen und in den Figuren und Gruppen vorn zeigen, den Reitern und Gespannen, sowie in den über einander gehäuften Waffenstücken. Was die Mitte enthält, das Eigentliche entzieht sich bei der Kleinheit der Darstellung jeder Beurtheilung.

Eigentliche abbildung der Erbhuldigung 18 Octob. 1663.

Von der üblichen Weise geht Bartsch hier ab, indem er nach der perspektivischen Zeichnung eines Malers die Huldigungsfeier des grossen Kurfürsten stach. Wie vom hohen Standorte her aus angenommener weiten Entfernung sieht man hier die vor sich gehende Handlung.

Das grosse Blatt nach der Zeichnung von Christoff Gercke [53]) stellt den Schlosshof in Königsberg von drei Seiten dar und schliesst rechts mit dem Schlossthurm und der Schlosskirche ab. Der letztern gegenüber ist an einem Flügel der kurfürstlichen Residenz mitten ein Altan (tiatrum) angebracht. Unter dem Schutzdach sitzt der Kurfürst

[52]) „Mit einem Theil des Heeres durch den Wald“ zog der Kurfürst gegen den Feind.

[53]) Der Zeichner kommt unter den heimischen Künstlern sonst nirgend vor.

zwischen dem ermländischen Fürstbischof und dem polnischen Unterkanzler, umgeben von den ersten Würdenträgern. Bei der Kleinheit würde man dieses ohne die Unterschrift nicht wahrnehmen. Auf dem Platz unten vor dem Altan stehen die Stände Preussens, die Ritterschaft u. s. w. Um die Brunnenstatue eines Mars zeigt sich die zahlreiche Versammlung Kopf an Kopf starr und steif. Mehr Bewegung ist in dem Raum vor der Kirche in Gruppen und einzelnen Figuren, die grösste entfaltet sich aber links neben dem Schlossportal, da eben ein kurfürstlicher Beamter einreitet, der von der begehrlichen Jugend umringt wird, denn wie ein Sämann mit geschwungener Rechten streut er die Huldigungs-Münzen aus.

Die Platte befindet sich in der Universitäts-Kupferstichsammlung, von der Abdrücke in neuerer Zeit genommen sind. Ein alter befindet sich in der Stadtbibliothek. Einen verkleinerten Nachstich mit unwesentlichen Veränderungen fertigte C. Pietesch.[54]) In „Friedrich Wilhelm des grossen Kurfürsten Leben und Thaten" Berlin und Frankfurt 1710 ist ein noch kleinerer.

Nach Bildern der kurfürstlichen Galerie in Sanssouci.

Kleine Blätter, auf denen der Name und die Grösse nach Fuss, Zoll und Linie vermerkt ist. Nach Nicolai ist das von Heinecke[55]) gegebene Verzeichniss nicht vollständig. Bartsch stach, nicht vorzüglich, u. a.:

1. nach Guido Reni den h. Sebastian;
2. nach Guercino Moses;
3. nach Rubens Meleager und Atalante.

Porträts in Büchern.

„Doctor Martinus Lutherus ab ingenuosissimo Luca Cranachio effigiatus" 4°. Diese merkwürdige Zusammenstellung von Bartsch, der sich Königsberger nennt, wird in Königsberg erschienen sein. Sie besteht aus dem gestochenen Titel, einer Anzahl Luther-Bildnissen in angeblich

[54]) In Hartknoch „Alt und Neues Preussen".

[55]) (Heinecke) „Nachrichten von Künstlern" Leipzig 1768 I S. 8 nennt den Kupferstecher „Johann Georg" und verzeichnet 25 Gemälde, deren Meister auf den Kupferstichen wunderlich entstellt sind. Statt Guercino da Cento „Guircino del Sento", statt Lionardo da Vinci „Leonardo da Onna". statt Giorgione „Girgen", statt Varotari „Verodar".

sorgfältig ausgeführten Nachahmungen und Münzen mit emblematischen Vorstellungen. Die Kupfer stellen den Gottesmann in verschiedener Gestalt [56]) dar, als:

1. Augustinermönch mit der Tonsur im härenen Gewande. Er drückt Ueberzeugungstreue aus, indem er die Bibel hält. Nach der Unterschrift, wie er 1521 in Worms erschien.
2. Junker Jörg mit dem Schwert versehn in buntstreifiger Junkerjacke mit vollem Haupthaar und Bart, wie er als Verbannter aus seinem Pathmus zurückkehrt 1522.
3. Prediger im Talar, wie er gewöhnlich auf Bildern vorkommt. Die Bibel zur Seite hält er das Wappenschild [57]) mit der fünfblättrigen Rose, Herz und Kreuz. 1544.
4. Leiche im Sterbehemde. [58])
5. Katharina de Bohra in pelzbesetztem Kleide.

„Immer grünender Cypressen-Hayn [59]) von Michael Kongehl.“ Danzig 1694. Mit Porträts von Kupferstechern in Augsburg, in Leipzig und in Königsberg. Unter den letztern sind die besten von Bartsch.

1. Michael Kongehl, beigenannt Prutenio, als Mitglied des Blumenordens: „Alles zum Preis des Gekreuzigten“ hält er eine Passionsblume. [60])
2. Bogislaus Radzivil, Herzog zu Birse u. s. w.
3. Frau Anna Maria Radzivil, Herzogin.

Weniger vorzüglich, wie auch die folgenden Blätter:

4. Theodor Henisch, Hof-Medicus.
5. Martinus Silvester Grabe, Theol. D. Professor.

---

[56]) „diversimode“.

[57]) „Des Christen Herz auf Rosen geht, wenn's mitten unter'm Kreuze steht“. Es ist wohl eine poetische Freiheit, wenn Bartsch dem Reformator das Wappen in die Hand giebt.

[58]) „E Cranachii archetypo“ *(sic)* etwa nach der Todtenmaske? Vgl. Schuchardt „Lucas Kranach, d. ä.“ Leipzig 1851 II S. 343. Das Bildniss wahrscheinlich gemalt von Fortenagel, Kranach's Schüler. Die Jahreszahl 1574 ist in 1547 zu verwandeln. G. Schadow „Wittenbergs Denkmäler“ Wittenberg 1825. 4°. S. 98.

[59]) Gedichte zu Ehren Verstorbener.

[60]) Der Name des Stechers steht auf dem Titelblatt, das auf derselben Platte sich befand.

Einzeln herausgegebene Porträts.

1. Paul Freyling, Rathsverwandter. Die Platte besitzt die Alterthumsgesellschaft Prussia.
2. Georg Döring, Kaplan des Markgrafen Albrecht.
3. Matthäus Hale, Miles capitalis. In sitzender Stellung.
4. Godofredus de Peschwitz, Consul Gedanensis. Nach Zeemann (Seemann).[61]) Dieser alle Porträts übertreffende Stich ist als eine der letzten Arbeiten von Bartsch[62]) zu betrachten.

Christian Daniel Pietesch.

Kupferstecher.

Im 17. und 18. Jahrhundert that man sich etwas auf kalligraphische Proben zugut. Den Schreibmeistern eiferte Pietesch nach als Schriftstecher durch gleichmässig elegante Buchstaben und durch überaus feine Schnörkel.[63]) Von der Schrift, so möchte man annehmen, ist er zu figürlichen Darstellungen übergegangen. Die selbst erfundenen sind missrathen, dagegen ist ein Porträt von ihm als gelungen hervorzuheben. Wenn er alle Arbeiten diesem gleich hergestellt hätte, so würde das Urtheil über ihn nur günstig lauten. Pietesch, der sich auf seinen Blättern vollständig zu verzeichen pflegt, war ein Königsberger, der zwischen dem 17. und 18. Jahrhundert beschäftigt war.

---

[61]) Wahrscheinlich Isaak Seemann in Danzig. Dass Bartsch nach Gemälden von dessen Sohn Enoch Seemann (dieser wurde 1694 geboren) stach, ist eine irrthümliche Nachricht in Nagler's „Künstler-Lexicon“.

[62]) Es erübrigt noch, um der Vollständigkeit willen, Titelblätter zu nennen, die mit seinem Namen bezeichnet sind: 1. Kongehls „Cypressen-Hayn“. Die Schattengebung der Pyramiden ist eigenthümlich. 2. F. v. Derschau „Geistliche Reime“ 1696. 3. Grube „Tractatus de progressu fori Prutenici“ 1696. Hier unter einem Adler die Figuren der Weisheit und Gerechtigkeit, in der Mitte der Sessionstisch mit den Gerichtsherren.

[63]) Eine Inschrifttafel, die am 7. Juli 1841 im Thurmknopf der polnischen Kirche gefunden wurde — es wird gemeldet, dass 1705 Thurm und Tempel erneuert sei — ist von seiner Hand. (M. Gregor) „Dank und Bitte der Steindamm polnischen Kirche“ Königsberg 1841. 4°.

Religiöses und Mythologisches.

In Kongehl's „Lorbeer-Hayn" [64]) Königsberg 1700 sind zwei Kupfer, von denen das erste als das bessere gelten kann.

1. „Aaron, der erste Hohe Priester".
2. Ein Heiland, der mit der Siegesfahne zum Himmel aufsteigt. [65])

„These" für das Kloster Pelplin.

Als die Thesenbilder, durch welche zu philosophischen und theologischen Wettstreiten eingeladen wurde, in Deutschland in Abnahme gekommen, waren sie im Ermlande noch beliebt. Die Jesuiten in Braunsberg und Pelplin liessen solche anfertigen. Zu einer mystisch wunderlichen Erfindung hatte Pietesch wohl ein Programm erhalten.

Oben thront die Madonna, aber ohne Kind, auf Wolken, über der Engel die Krone halten. Sie wird angebetet von dem h. Franciskus — die Wundmaale sind vergessen — und dem h. Dominikus. Dieser wird durch einen Ring begnadet, jener dadurch, dass sie ihm Milch aus ihrer Brust entgegenspritzt. Das Licht im Himmel, durch Spiegel und Brennglas in den Händen grosser Engel aufgefangen, senkt sich in hellen Streifen durch die beiden Ordensstifter auf das Kloster herab. Unten im Vordergrunde misst ein Theolog mit dem Zirkel das reflektirte Bild der Sonne. Zwei Engel zur Seite sind mit dem Astrolabium und einer Tafel mit mathematischen Figuren versehn.

Man sieht, dass dem Zeichner der Vorstellungskreis katholischer Kirchenbilder fern stand, ebenso die Formen menschlicher Gestalt. Auf dem grossen Blatt sind in grossen Ovalen überaus weitschweifig eingedruckt „Dedicatio" und „Conclusiones". In der Mitte ist ein Cardinalshut mit dem Wappen der Potocki. Aus dem Geschlecht war ein Bischof in Ermland 1711—1723.

---

[64]) Anhang zum „Cypressen-Hayn".

[65]) Ein Buchzeichen für die „Bibliotheca templi Cathedralis" 1695. Johannes der Täufer in einer Landschaft stehend, hält in der einen Hand das Kreuz und zeigt mit der andern auf das Gotteslamm. Laut Rechnung sind von der Kneiphöfschen Kirche 1696 für 350 Abdrücke 5 Mark gezahlt.

„Andromeda“ in einem Mischspiel (Tragico Comedia) Königsberg 1695.

Auf dem Titelblatt ist ein Felsen dargestellt, auf dem die Inschrift angebracht und die sich entsetzende Andromeda angeschmiedet ist, indem ein Drache sie zu verschlingen droht. Perseus auf geflügeltem Ross eilt zur Rettung herbei. Das Medusenhaupt mitzubringen hat er verabsäumt. Die Zeichnung ist erträglich.

Architektonisches und Landschaftliches.

Kongehl „Lust-Quartier“.[66]) Hierin sind:

1. und 2. Triumphbogen in zwei Abbildungen, erfunden von H. K. Remsen, der an 50 Fuss hoch von den Altstädtern dem Kurfürsten Friedrich III. 1690 „in Toskanischer Architektur“ errichtet wurde. Dem Zeitgeschmack gemäss hat er ein leicht phantastisches Ansehn durch mannichfache Durchbrechungen erhalten. Neben dem Hauptthor sind zwei überhohe Seiteneingänge mit runden Oeffnungen darüber, höher ein Balustradengeländer und offene Bogen, welche endlich die Kuppel mit der geflügelten Fama tragen. Auf dem Schlussstein des Hauptthorbogens steht der Kurfürst in ganzer Gestalt zwischen Trophäen, links und rechts sind Pyramiden, reich mit Waffen geschmückt. Als Träger des Baues zeigen sich römische Säulen auf hohen Postamenten. Das grosse Thor verengt sich durch einen Adler, der an der Kette herabhängt und durch die auf Consolen aufstehenden Statuen von Gerechtigkeit und Frieden auf der Vorder- und von Weisheit und Religion auf der Rückseite.[67])

---

[66]) Ein heiterer Anhang zum „Cypressen-Hayn“.

[67]) Auf zwei Papptafeln in der Sammlung der Prussia haben sich die in Farben zierlich ausgeführten Ansichten erhalten, die dem Stecher zur Vorlage dienten. Das weisse Papier ist braun geworden, die Farben, Gold und Silber sind unverändert geblieben. Leider ist der Name des Malers bis auf ein Paar Buchstaben, da eine Ecke fehlt, verloren gegangen. Der Kupferstich giebt genau das Original wieder. Der Adler an der Kette, wie wir aus der Beschreibung 1690 ersehen, war so eingerichtet, dass er bei dem Einzuge sich niedersenkte und mit den Flügeln schlug. Prov.-Bl. andere Folge 1853. III S. 348. Derselbe Scherz kam schon im 16. Jahrhundert (Acta Borussica II S. 109) vor.

3. Das Zuchthaus, das 1691 im Kneiphof gebaut wurde, ist nur in so weit merkwürdig, als der Poet in ironischer Laune die Abbildung für das „Lust-Quartier" wählte.

Hartknoch „Altes und Neues Preussen":

4. Nachstich der Erbhuldigung von Bartsch.

5—7. Ansichten von Thorn, Elbing und Braunsberg.

Die Stadtbilder, so unbedeutend sie sind, bleiben nicht hinter denen zurück, die sein Concurrent J. J. Vogel in Frankfurt lieferte.

Porträts im „Cypressen-Hayn".

1. Heinrich Kalnein, Landrath und Obrist-Lieutenant. Eine ehrenwerthe Leistung. Der Künstler giebt hier die quadrate Schraffirung auf, die auf seinen und seiner Zeitgenossen Arbeiten unangenehm wirkt.
2. Jacob Bohlius, Prediger im Kneiphof.
3. Reinhold v. Derschau, Jurist.
4. Jacob Zetzke, Dr. U. J. Professor-Fiskal in Königsberg.

Einzeln herausgegebene Porträts.

1. Gottfried Stein, Prediger im Kneiphof.
2. Bernhard v. Sanden, Prediger in der Altstadt.
3. Friedrich Ciborovius, Prediger in Insterburg.
4. Fabian Kalau v. Hofe, Ober-Sekretär.
5. Sigismund Pichler, Dr. Theol. Professor.
6. Gottfried Weger.
7. Friedrich Deutsch, Consistorialrath. Ein grosses Blatt, das bei der Ausdruckslosigkeit um so unangenehmer sich ausnimmt.

J. G. Helwig (Hellwig).

Kupferstecher.

In dem „Cypressen-Hayn" sind die Porträts von seiner Hand, er stach nur solche, die als die schlechtesten sich darstellen. Unter der Zahl der ungezeichneten wird kein Zweifel stattfinden, welche ihm zuzuschreiben sind. Man erkennt sie als dilettantische Versuche und wundert sich, dass der Verfertiger nicht überall seinen Namen verschwieg.

1. Johannes Ernst v. Wallenrodt, Amtshauptmann in Insterburg.
2. Heinrich v. Kalnein, Landrath und Oberstlieutenant.
3. Gebhard v. Müllenheim, Kammerherr und Oberjägermeister.
4. Vladislaus v. Müllenheim, Starost.
5. Johann Ernst Grabe aus Königsberg, Dr. Theol. zu Oxford.
6. Daniel Erasmus, Prediger.
7. Andreas Concius, Schulrektor.
8. Johann Quandt, Schatzmeister und Senator.
9. Johann Tilgner, Hofgerichts-Advokat.
10. Heinrich Witte, Rechtsverwandter im Kneiphof.
11. Gabriel Goltz, Kurfürstl. Kornmesser.

M. K. Hetsch.

Kupferstecher.

Der Name Hetsch kommt in Würtemberg's Künstlerwelt vor. Unter den in Königsberg erschienenen Bildern finden wir ihn zweimal auf architektonischen Blättern.

Michael Lilienthal's „Historische Beschreibung des Thums“ 1716. 4°. Das Titelbild nimmt eine Seite ein. Man sieht die Vorderseite des Doms mit dem ihn früher umgebenden Kirchhof und der Mauer, deren Thore zur Universität und zur bischöflichen Residenz führten. Das Blatt, den besseren beizuzählen, macht den Eindruck des Unfertigen, da auf der Ansicht das Strassenpflaster weiss gelassen ist bis auf den Schlagschatten der Figuren.

Lilienthal's „Erleutertes Preussen“ Königsberg 1724 I S. 615 zeigt uns das Denkmal in Rudau nach George Peterszen[68]) auf einem Folioblatt. Es erschien zuerst mit Rohde's Dissertation 1721. Auch hier auf dem bildlichen Situationsplan ist ausser altem Mauerwerk im Vorgrunde, den Kirchen und Häusern nur dem Denkmal der gebührende Schatten ertheilt.[69])

---

[68]) Nach demselben ist die Vierbrüder-Säule vom Danziger Kupferstecher Samuel Donnet gestochen.

[69]) Es möge hier hinzugefügt werden das keineswegs malerische Blatt mit dem Denkmal in Ostrolenco 1712. Der Künstler hat sich nicht genannt.

Michael Lucas Leopold Willmann.

Maler und Radirer.

In einem Carmen, das Simon Dach zu einer fürstlichen Verlobung dichtete, heisst es von einer weiblichen Anmuth:

Dürer's, Kranach's, Rubens Kunst
Hat noch nie gemalt dergleichen.

Er hatte Gelegenheit, Bilder der nürnbergischen und wittenbergischen Schule zu sehn, aber kaum der belgischen, wenn nicht in kurfürtlichen Porträts. Die letztere vertritt der schlesische Maler Michael Willmann, der ein Königsberger war. Aber nur durch seine Geburt, nicht durch seine Thätigkeit gehört er der Vaterstadt an. Eine Zahl von grossen Kirchenbildern, die 1855 auf dem Gute Trutenau zu schauen waren, wurden von Leubus in Schlesien dahin gebracht.

Dem Maler Peter Willmann in Königsberg wurde in seinem Sohn Michael ein seltenes Talent 1629 geboren.[70] Von ihm erhielt der Sohn den ersten Unterricht, der nach Angabe seines Biographen[71] schon im ersten Jünglingsalter die Heimat verliess und sich zu Schiff nach Amsterdam begab. Hier legte er den Grund zu seinem Ruhm, der „der Apelles Schlesiens“, „schlesischer Raphael“ genannt und mit Michel Angelo verglichen wurde. Richtiger würde er den Namen „schlesischer Rubens“ führen.

In Holland und den Niederlanden wurden nicht die Schrecknisse des dreissigjährigen Krieges empfunden, wo Rubens und Rembrandt dem Kunstjünger als unerreichbare Vorbilder vorleuchteten. Michael Willmann's Bilder sind ein blosser Abdruck von dem einen und dem andern Meister. Unverträglich ist das theatralisch Schwungvolle eines Rubens mit dem barock Bedrückten eines Rembrandt und es können daher die flüchtig hingeworfenen Kirchenbilder keinen ungestörten Genuss gewähren, die Phantasie geht in Verwilderung über und das Effektvolle gefällt nur auf den ersten Blick. Die Farbengebung besticht nicht durch das Bunte, das — vielleicht durch die Zeit verändert — als

---

[70]) Mit Unrecht hat man Pillau und Potsdam als seine Geburtsstadt genannt. Pisanski (A. Meckelburg S. 303) giebt den falschen Namen „Jacob“ an.

[71]) A. Knoblich „Leben und Werke des Malers Willmann“ Breslau 1868. 4°.

verblüht und abgestorben erscheint. Willmann ist ein fruchtbarer Maler. Man schreibt ihm 1600 Bilder zu, die mit geringer Ausnahme sich in Schlesien befinden. Ein Altarwerk besteht aus 14 Tafeln, lange Klostergänge sind mit einer Reihe Schildereien kirchlichen Inhalts ausgestattet.

In Amsterdam war Willmann ein Schüler von Jacob Backer, einem fingerfertigen Porträt- und Geschichtsmaler. In Berlin malte Willmann mythologische Darstellungen für den grossen Kurfürsten, der ihn zum Hofmaler erhob, wie Gottfried Bartsch. In Prag, woselbst der Kaiser Rudolph II. eine Kunststätte gegründet, erwarb er durch Copien und eigene Bilder Ruf. Darauf wandte er sich nach Breslau und malte im Auftrage des schlesischen Klosters Grüssau die Passionsgeschichte. Eins der Bilder, bekannt unter dem Namen „Mutterkuss", stellt die Flucht nach Aegypten dar. Maria küsst hier ihren Sohn, für welchen der h. Joseph Früchte pflückt. Dasselbe, jetzt in Breslau, ward zu seinen Hauptwerken gezählt. Eine Himmelfahrt Marias galt ihm selbst als Erfindung so viel, dass er sie radirte. Unter den Heiligen malte er mit besonderer Liebe den h. Benedikt und die h. Hedwig. Manches auf seinen Darstellungen spricht nicht für künstlerische Empfindung. An die fünf Wundmale Christi wird man erinnert durch ein blutendes Herz umgeben von zwei durchbohrten Händen und Füssen, die Jungfrau Maria tritt nicht auf die Schlange, sondern auf ein Todtengerippe.

Wenn Schlesien auch sein Daheim wurde, so stellte es sich ihm Anfangs als Fremde dar. Er litt mit denen, die die Drangsale noch nach dem Ende des dreissigjährigen Krieges zu tragen hatten; die Schweden verliessen erst 1650 Gross-Glogau. Durch ein Gemälde feierte er den Abzug derselben. Auf demselben sieht man Gott Vater auf einem Wolkenwagen, den halsbeflügelte (?) Engel führen und dem die vom langen Kampf ermüdeten Kriegsherren für den erflehten Frieden danken. Willmann gedachte sich als Porträtmaler eine sichere Einnahme zu verschaffen, aber die zünftigen Maler Breslaus traten dagegen mit ihren Privilegien auf und verleideten ihm durch Anklagen anerkennungswerthe Bestrebungen. Die Cisterzienser-Abtei in Leubus er-

öffnete ihm da eine Freistatt, indem der Abt Arnold Freiberger ihm seine Gunst zuwandte. Wer war geeigneter als er der fleissige, mit feuriger Hast schaffende Künstler, um das Altkirchliche aus der Verödung zu neuem Glanz zu erheben, nachdem die Abtei aus den Ruinen erstanden war? Die Rohheit der Feinde, verbunden mit einem zerstörenden Gewitter, hatte eine arge Verwüstung zurückgelassen. Durch die Gunst Arnold Freiberger's, die in Freundschaft sich verwandelte, gewann der Maler eine gesicherte Stellung, er verheirathete sich, unterwies in der Kunst einen Stiefsohn und einen eigenen Sohn und kaufte im Dorfe Leubus eine Grossgärtnerstelle mit einem Weinberg an der Oder. Dankbar malte und radirte er das Porträt seines Beschützers, der bei seinem Sohne eine Pathenstelle übernommen hatte.

Willmann soll als Cisterzienser-Mönch gestorben sein. Der letzte Abt von Leubus erklärte 1794 die Sage für eine Fabel. Er sei Laie gewesen, der verheirathet und Hausbesitzer gewesen und der mit dem Cisterzienser-Orden nur in so weit verbunden, als er in die geistliche Confraternität aufgenommen war. Die Angabe, dass seine Leiche einbalsamirt in der Conventualgruft der Stiftskirche unter den verstorbenen Ordensbrüdern Platz fand, möchte dem entgegenstehn. Bei dem Vernehmen, in welchem zum Abt der Maler gestanden, der katholisch geworden oder es von Haus aus war, dürfte eine Lösung des Ehebündnisses und die Aufnahme in den Priesterstand nicht unmöglich gewesen sein. Willmann starb 26. August 1706 in einem Alter von 77 Jahren. Sein Bildniss, dessen ernste Züge derb, aber würdig sind, besitzen wir von seiner Hand radirt und gemalt.[72])

Radirungen.

Auf den Blättern ist die Wirkung der Nadel oft durch Grabstichelstriche erhöht. Man zählt zweiundzwanzig. Darunter:

[72]) Sein Bildniss im Ständehaus in Breslau, lithographirt von E. Kretschmer, in Knoblich's Schrift. Man erzählt, dass er dem Kloster ein Bild unentgeltlich übergeben, mit dem Wunsch, man möge durch ein tägliches Gebet vor demselben, ihm Erlass der Sünde erflehen, eine Venus gemalt zu haben. Weniger bezeichnend ist es für den Apostaten, dass in dem vorzüglichen Bilde einer Geisselung in einem der Schergen der Bruder Kellermeister porträtirt sein soll, als Strafe für dessen Sparsamkeit in Verabreichung des Weines.

1. Marias Himmelfahrt. Wie auf Bildern des H. Caracci und Rubens wird sie auf Wolken von Engeln getragen. Die Apostel stehen und knien neben dem Sarg, der durch ein darüber gespanntes Laken verdeckt ist. Rosen liegen darauf. Einige Apostel widmen dieser Wundererscheinung ihre Aufmerksamkeit, die Mehrzahl ist aber ergriffen von dem erhabenen Vorgang und blicken zu der aufsteigenden Jungfrau.

Das Kupfer in Bogengrösse mit abgerundeten obern Ecken enthält die Vorstellung des erwähnten Altarblatts, das sich in Saar in Mähren befindet.

2. Martyrium des h. Bavo. Ihm sieht ein römischer Imperator zu Ross in der Mitte zu. Der Kopf ist gefallen und aus dem niederströmenden Blut des Heiligen sprudeln auf dem Boden Brunnen hervor. Rechts steht der Henker mit einem abscheulichen Gesichtsausdruck, links staunende Zeugen.

Das Blatt in Folio ist in schwarzen und rothen Abdrücken.

3. Susanne. Sie steht vorn in halber Gestalt und schaut erschrocken vor sich hin. Hinter ihr die beiden Alten, die sie überraschen.

4. Abt Arnold Freiberger mit dem Käppchen. Die Bischofsmütze über dem Wappen und der Unterschrift: Effigies Dni Arnoldi monasterii Lub. abbatis aetatis suae LXXXII annorum. 1670.

5. Der reuige Petrus, ein trauernd in sich versunkener Greis.

II. Anonyme Holzschnitte und Gravüren.

Holzschnitte mit dem kurfürstlich brandenburgischen Wappen auf der Rückseite des Titelblatts, mit Zierleisten, die ein hohes Alterthum verrathen, wurden von den verschiedenen Offizinen später Zeit noch benutzt. Die Jahreszahl des Druckes ist daher nicht auf die Verzierungen zu beziehen.

Die älteste Randverzierung in Holzschnitt auf der Schrift: „Volgen die Formen vnd anleytung“ der zu ertheilenden Sacramente. Klein 4°. In ihr kommt noch das Wort Messe vor. Die Randverzierung in edlem Geschmack zeugt von der ältesten Zeit der Holzschnitte in Preussen. Oben ein Arabeskenstreif mit Weinblättern und Trauben und drei Figuren,

zu den Seiten Pfeiler, die auf einem Untersatz mit Delphinen stehen und unten zwei Kindesengel, die ein leeres Wappenschild halten. Delphine und Weintrauben sollen vielleicht auf Taufe und Abendmahl deuten. Die Einfassung, die mehrmals in Anwendung gebracht wurde, [73]) scheint von einem in Wittenberg gebildeten Künstler herzurühren.

Verleger und Drucker in Königsberg. [74])

1. Hans Weinreich.

„Vater unser durch Matthiam Bynwalth" 1523 Klein 8°. mit drei sehr rohen Holzschnitten. 1. Die Calebstraube von zwei Männern getragen als Anspielung auf den Namen. 2. und 3. Der Gekreuzigte, auf einem Blatt mit Johannes und Maria, auf dem andern mit Kriegsknechten, von denen einer den Schwamm darreicht.

2. Caspar Hennenberger und Johann Osterberger.

„De alce vera historia per Joh. Wigand" 1582. 4°. Ein Elenthier in gutem Holzschnitt.

„Kurtze Beschreibung des Landes zu Preussen durch Caspar Hennenberger" 1584. 4°. Der Druck am Ende der Abschnitte mit künstlichen Schnörkeln in verschiedenen Mustern, die mehr Kunst und Scharfsinn verrathen als die Abbildungen. Das System ist hier, die Züge so zu führen, dass Anfang und Ende in einander aufgeht. In einer derartigen Schlussverzierung sieht man geschwungene Linien, die links und rechts halbzirklich, in der Mitte zu einem quadraten Flechtwerk sich verbinden. Bilder in Holzschnitt: 1. Romowe. 2. Heidnischer Preusse. 3. Der erwähnte Hochmeister mit C H E. 4. Hochmeisterwappen. 5. Landkarte (in verschiedenen Exemplaren nur halb).

„Erclerung der Preussischen grösseren Landtaffel durch Caspar Hennenberger" 1595. fol. Mit Holzschnitten von Caspar Felbinger

[73]) Zum Katechismus mit dem Vaterunser in preussischer Sprache von 1545.

[74]) Eine vollständige Folge derselben in (A. Meckelburg's) „Geschichte der Buchdruckerei in Königsberg" 1840. Hans Lufft, der berühmte Nürnbergische Buchdrucker, bekannt unter dem Namen „Bibeldrucker", der sich von 1549 bis etwa 1561 in Königsberg aufhielt (im letzteren Jahre wurde die von ihm eingerichtete Druckerei im herzoglichen Zeughause verkauft), hat nichts Bildliches hinterlassen.

und andern weniger geschickten Formschneidern. Der Auerochs [75]) und die Rudau'sche Schlachtsäule mögen nach der Zeichnung des Malers Hans Hennenberger, des Bruders, gefertigt sein.

„Chronica Preussischer, Eifflendischer und Kurlendischer Historien" durch Matthaeum Waisselium 1599. 4°. Ausser den Holzschnitten aus dem kleinen Hennenberger sind hier das „Wapen der alten heidnischen Preussen" und das von „Gottfried Graff von Hohenloh".

3. Georg Neycke.

Die „Offenbarung Johannis und das zwölfte Kapitel Danielis" von Joh. Wolterus 1605. 4°. Die Bilder sind verkleinerte Nachbildungen der dem ältern Lucas Kranach zugeschriebenen Holzschnittfolge. Merkwürdig sind hie und da Veränderungen und neue Kompositionen, wenn dem Autor und Zeichner die alten nicht bibelgemäss erschienen. [76])

4. Lorenz Segebad.

Derselbe hat durch Holzschnitte sich kein ehrenvolles Andenken gestiftet. In Festschriften auf den Kurfürsten Georg Wilhelm vertauschte er die ererbte Form des preussisch-brandenburgischen Wappens mit einem erbärmlichen Holzschnitt, auf dem die Fama über zwei Männern und dem Wappen schwebt.

„Geschichte des Messerschluckers". Zwei Monate nach glücklich erfolgter Operation entstand ein Volkslied mit Holzschnitt, beides gleich traurig. Auf diesem erblickt man, wie der Balbier den Schnitt vollzieht, dem der Doctor mit der Scheere zusieht und daneben den Kurirten im Bette, der noch vom Wehe zu leiden hat, während der Doctor zur Seite an der Tafel es sich wohl sein lässt. Das ausgeschnittene Messer in der natürlichen Grösse ist unter der Composition abgebildet. [77])

5. Pasche Mense.

Er liebte es, mit verzierenden Titelbildern in Kupferstich und Holz-

---

[75]) R. Philippi's „Hans Hennenberger" in der Kunstzeitung „Dioskuren" 1865 XI S. 66.

[76]) Diese Apokalypse sowie die Lutherbilder von Felbinger und G. Bartsch sind weder in Heller noch in Schuchardt erwähnt.

[77]) In der Abhandlung des D. Georg Lothus 1635 ist auf das klägliche Gedicht Bezug genommen, als auf „jüngst ausgeflogenen Gesang Lügen".

schnitt, die oft ein ganzes Blatt einnehmen, die herausgegebenen Schriften zu decoriren.

„Musikalische Kürbs-Hütte“ gesetzt von Heinrich Albert[78]) 1648. Zwei Bogen in fol. Wir finden hier einen mit grosser Liebe ausgeführten kleinen Titel. Zwischen Bäumen ist eine Draperie ausgespannt mit überaus eleganter Schrift. Von den Zäunen hangen herab die birngestalteten Kürbisse, in die religiöse Sprüche eingeritzt sind, auf einem liest man: „Gottes“. Im Hintergrunde ist das Lusthaus oder die Kürbshütte. Alles ist soweit heiter. Auf dem Boden aber leitet ein Schmetterling auf das untere Emblem mit Todtenschädel und Stundenglas. Auf dem Blatt die Jahreszahl 1641. Hier wie auf mehreren Bildern und Vignetten von verschiedenem Werth ist auf den fleissigen Pietesch zu rathen.

„Michael Albini's Musikalische Arien“ von Christoff Werner 1649. fol. Ein Holzschnitt von leidlicher Zeichnung zeigt den König David in einer Säulenhalle, wie er, den Blick zur Sonne gerichtet, nicht auf Scepter und Krone achtet.

„Loeselii Plantae in Borussia“ 1654.[79]) Wenn bis dahin Titelblatt und Vignette nicht immer Bezügliches enthielt, so noch weniger Anzügliches. Der Verleger sorgte für gewöhnlich für den Ausputz, wie es scheint, ohne Wissen des Schriftstellers, welcher vielleicht überrascht war, seinen Namen an einer Pyramide prangen zu sehn. Das Schlussbild des genannten Buches bekundet Anderes. Während wir auf dem Titelkupfer die Göttin Flora mit einer Ansicht Königsbergs sehen, erblicken wir hier ein altes Kräuterweib, das gesammelte Kräuter zum Verkauf anbietet und eine Pfeife handhabt, um „Vetula ad Zoilum“ den tadelsüchtigen Kritiker auszupfeifen.

„Arien Etlicher, theils Geistlicher, theils Weltlicher Lieder componirt von Heinrich Alberten“ fol. Im achten Theil, den Pasche Mense in „Verlegung Autoris“ druckte, liest man, „dass die Nachdrucker damit Wucher getrieben“. Das geschmacklos componirte Titelblatt in Kupfer-

[78]) Er schreibt sich sonst Alberts, Alberti.
[79]) MDLIV verdruckt für MDCLIV.

stich dürfte folgendes besagen. Unter dem Privilegium des Kaisers, des Königs von Schweden und des Kurfürsten von Brandenburg — die Adler der drei Potentaten tragen die Draperie mit dem Titel — sollten die Arien gesichert sein, wie Küchlein unter einer Gluckhenne; „sub his alis" lesen wir neben der Gestalt einer solchen. Die Lieder beziehn sich theils auf Kirche und Begräbniss, theils auf heitern Lebensgenuss und Minne. Dem zufolge begiebt sich ein Trauerzug zur Kirche auf der einen Seite, auf der andern sitzen Singende an einem Tisch mit Notenbuch und Glas und daneben auf einer Rasenbank ein Zitherspieler und eine Sängerin. Ein Name **H. Jamer** [80]) bezeichnet das Blatt. Auf dem Titelbild eines andern Theils der Arien [81]) tritt Minerva zum Kampf gerüstet polemisch auf „mit des Streits Gebärden". Das hässliche Bild erregt in soweit Interesse, als (nach Heinrich Goltzius' Vorgang) in Stelle der Kreuzschraffirung zur Bewirkung bessern Effekts theilweise eine Lage gleichlaufender Linien tritt, die in geschwungenen Zügen sich bald kraftvoll verstärken, bald haarscharf sich verringern. [82])

6. Johann Reussner (Reußner).

Er bediente sich zu seinen Werken bisweilen fremder Hülfe, des Formschneiders N. Brühl in Leipzig, der Kupferstecher J. C. Böcklin ebendaselbst und Salomo Donnet in Danzig.

„Historische Beschreibung des Messerschluckers" von Daniel Lothus 1643. 4°. Es ist hier enthalten in Kupferstich das Porträt des Bauern mit der Wunde. [83]) P W P pinxit [84]) und die Gestalt des Messers.

„Innocentien Unschuld" von Michael Kongehl mit dem Kupfer einer Hirtenflöte an einem Baum in einem Kranz, den zwei Engel halten, „Alle zu einem Thon einstimmend" [85]).

---

[80]) Er kommt sonst nirgend vor.

[81]) Einzelne Theile sind erschienen in mehrfachen Auflagen.

[82]) Ebenso auffallend ist es in O. F. v. d. Gröben's „Orientalische Reise Beschreibung" Marienwerder 1694. 4°. Schwarzkunstblätter zu finden, die freilich im primitivsten Zustande Andreas Scharff lieferte.

[83]) Dieselben Blätter in Hartknoch's „Alt und Neues Preussen".

[84]) Ohne das pinxit würde man das Monogramm als „Philippus Westphal pinxit" deuten, welcher Maler das Porträt Simon Dach's hinterliess.

[85]) Bei den Engeln hat man vielleicht an die Wappenhalter des Löbenichtschen Wappens zu denken, da die Reussner'sche Officin in diesem Stadttheil lag.

Das Werk eines Goldschmieds, der mit dem Grabstichel besser umzugehn verstand als mancher Kupferstecher, schliesse die Reihe.

Der erwähnte Professor Valentin Thilo verehrte mit vierzehn Schülern, denen er die Magisterwürde verliehen, Namens der philosophischen Facultät der Kaufmannszunft im Kneiphof 1638 die ansehnliche Silbertafel, die theils getrieben, theils gravirt ist. Zwischen Minerva und Merkur erblickt man ein achtseitiges Feld, von dem, wenn es nicht aufgebogen wäre, ein Abdruck genommen werden könnte. Eine thronende weibliche Gestalt mit einem Lorberzweig in der einen, mit einer Lyra in der andern Hand, ist umgeben von allerlei Dingen der Kunst und Wissenschaft. Die Unterschrift: „Artes".

Die Tafel ist Eigenthum der Universitäts-Kupferstichsammlung. [86])

Da die Malerei, nachdem sie im 16. und 17. Jahrhundert kaum die ersten Blüten gezeitigt, in Verfall kam, so zog sie die Kupferstecherkunst in Mitleidenschaft. Im 18. Jahrhundert überschwemmte Wolfgang Philipp Kilian, der 1724 nach Königsberg kam, den Markt mit Porträts, die so unbedeutend waren, dass sein Tod 1732 nicht betrauert wurde. Die Formschneidekunst verschwand gänzlich, denn die satirischen Darstellungen, mit denen der Philosoph Hamann Pamphlete aufputzte, sind nicht als Bilder zu rechnen. Grabstichel und Radirnadel wurden von Männern gehandhaht, die Maler, Goldarbeiter und Medailleure waren. Der Quodlibet-Maler Martin Cerulli stach eine perspectivische Ansicht der altstädtschen Kirche 1754, die ihm statt Anerkennung Verdruss brachte [87]), und der Goldarbeiter J. C. Bläser die Huldigung Friedrich Wilhelms II. als Fächerzierde, die kaum der Erwähnung werth ist. Lowe (Löwe), in Königsberg 1756 geboren, wählte erst in diesem Jahrhundert, nachdem er in der Malerei alle Fächer durchprüft hatte, die Kupferstecherkunst zur Hauptbeschäftigung,

---

[86]) Dieses „Monumentum", das zu einer grossen Zahl von Schildern und Trinkhörnern gehörte und im kneiphöfschen Junkerhof bei festlichen Mahlen ausgestellt zu werden pflegte zum Andenken an die grossmüthigen Geber, die für die Einladung sich dankbar bezeigt hatten. Im Jahre 1848 wurden die Silberwaaren meistens für den Metallwerth verkauft.

[87]) „Ueber Cerulli" Neue Prov.-Bl. 1846 I S. 51.

aber nicht in seiner Vaterstadt, sondern in Berlin.[88]) Der Professor Dr. Loreck, Lehrer eines Realgymnasiums, sah vom Medailleur A. H. Braun die Führung des Grabstichels ab und gab in Büchern werthvolle naturhistorische Zeichnungen heraus. Erst 1816 kam in Georg Sigismund Facius, ein Kupferstecher, nach Königsberg. Er hatte so lange zusammen mit seinem Zwillingsbruder in der Punktirmanier gearbeitet. Von einem hieselbst gestochenen Porträt heisst es: Das Blatt errege schon dadurch Interesse, „dass es vielleicht der erste Kupferstich von Werth ist, der hier in Preussen verfertigt wurde“ [89]). Sein Wirken war ein begrenztes.

Wo es keine Meister giebt, da können auch keine Schüler sein. Die Geschichte der Kupferstecherkunst Königsbergs ist zusammenhanglos und zeigt uns kein Beispiel, dass ein Künstler von dem andern lernte, dass zwei mit einander wetteiferten.

Mit der Akademie der Künste erhielt sie 1850 einen Meister, der in der edlen Linienmanier nach Guido Reni, Savoldo und Murillo ausgezeichnete Blätter darstellte. An ihn schliessen sich junge Männer, um zu Künstlern ausgebildet zu werden. Zwei seiner Schüler, in unserer Provinz geboren, haben sich durch ihre Werke bereits einen Namen gemacht.

---

[88]) „Der Maler und Kupferstecher Lowe“ Prov.-Bl. a. F. 1853 III S. 317.
[89]) „Beiträge zur Kunde Preussens“ Königsberg 1828 I S. 2.

Zur Preussischen Bisthumsgeschichte des 13. Jahrh.

Von

Dr. Herquet

in Aurich.

Die Freundlichkeit verehrter Collegen setzt mich wieder in Stand, zu der Biographie des Bischofs Kristan von Samland nicht unerhebliche Ergänzungen eintreten zu lassen.

Zunächst hat Herr Archivsekretär Dr. Gerss zu Hannover aus dem dortigen Staatsarchiv und aus einer Handschrift der dortigen öffentlichen Bibliothek mir folgende, bisher nicht bekannte Urkunden mitgetheilt.

Bischof Kristan von Samland ertheilt dem Frauenkloster Osterode einen Indulgenzbrief.

1280 Oct. 28. Frater Cristanus dei gracia episcopus Sambiensis universis Christi fidelibus, ad quos presentes littere pervenerint, salutem in omnium salvatore. Desiderantes populum domino reddere acceptabilem et fideles quoslibet ad pietatis opera invitare premio speciali de omnipotentis dei misericordia et beatorum apostolorum eius Petri et Pauli meritis et auctoritate confisi omnibus vere penitentibus et confessis, qui ecclesiam sanctimonialium in Ostirrode Maguntine dyocesis in honore beati Jacobi apostoli dedicatam devote ac reverenter in die apostolorum Symonis et Jude annuatim visitaverint divine propiciacionis graciam petituri, karenam et annum venialium de iniuncta sibi penitencia misericorditer relaxamus. Desideramus enim specialiter ut dicta ecclesia in die predicto scilicet Symonis et Jude pocius dignis honoribus frequentetur eo quod nos gerentes vices venerabilis patris ac domini archiepiscopi Maguntini in sepedicto die velavimus puellas quasdam in memorata ecclesia cooperante nobis gracia Spiritus septiformis.

Datum in Ostirrode anno domini MCCLXXX°, V° Kalendas Novembris pontificatus nostri anno quinto.

Or. im St.-A. Hannover, anhängend das bekannte den Bischof in

stehender Figur zeigende Siegel,*) das in ein mit Gold- und Silberfäden durchwirktes, schön gemustertes Seidentäschchen eingenäht ist.

Zweiter Indulgenzbrief desselben Bischofs für dasselbe Kloster zur Vollendung der dort begonnenen, der h. Maria und dem h. Jacob geweihten Kirche.

1295 Juni 22. Frater C. dei gracia Sambiensis ecclesie episcopus universis Christi fidelibus hanc litteram inspecturis sinceram in domino karitatem. Quia ecclesia beate virginis Marie et beati Jacobi sanctimonialium in Ostirrode, que opere sumptuoso est inchoata, absque elemosina fidelium non poterit laudabiliter consumari, ideoque omnibus Christi fidelibus vere penitentibus et confessis, qui predicte ecclesie manum porrexerint adiutricem, omnipotentis dei misericordia et beatorum apostolorum Petri et Pauli necnon beati Adelberti ac beate Elizabeth meritis et auctoritate confisi quadraginta dies criminalium et annum venalium de iniuncta sibi penitencia accedente dyocesani consensu misericorditer relaxamus.

Datum Ostirrode anno domini MCC° nonagesimo quinto, X° Kalendas Julii, pontificatus nostri anno XX°.

Or. im St.-A. Hannover, Sgl. abgef.

Die beiden Urkunden haben für uns noch das specielle Interesse, dass Kristan in denselben seine Pontificatsjahre angiebt, was er selten thut (nur sechs Fälle sind bekannt). Für die hier in Betracht kommenden Jahre 1280 und 1295 haben wir gar kein Beispiel. Indess zählt er hier richtig, während, wie dies früher in dieser Zeitschrift ausgeführt ist (Bd. XII, Hft. 7 u. 8, S. 565 ff.), die in die Jahre 1282 u. 1283 fallenden Urkunden eine Differenz von einem Jahr ergeben.

Bemerkenswerth ist, dass die letzte Urkunde kurz vor dem in seiner Vaterstadt Mühlhausen am 3. Sept. 1295 erfolgten Tode ausgefertigt ist. Ostern desselben Jahres haben wir ihn noch zu Marburg gesehen und von da scheint er sich denn in den Harz begeben zu haben.

Die dritte Piece ist keine eigentliche Urkunde, sondern ein nichtdatirter Brief des Frauenklosters Mariengarten (Monasterium ad hortum S. Mariae) bei Göttingen an den Bischof von Samland, dessen Name zwar hier nicht genannt ist, der aber wol kein anderer als unser Kristan sein dürfte. Der Brief, der sich in einem Copialbuch des genannten Klosters auf der k. Bibliothek zu Hannover befindet (vergl.

*) Der bis jetzt noch nicht erklärte Buchstabe D unter der erhobenen Rechten dürfte vielleicht „domus“ bedeuten. Ein T (Theutonice) auf der anderen Seite wäre dann beabsichtigt gewesen, aber ausgeblieben.

Bodemann Handschr. der Hannov. Bibl. XXIII. nr. 765), wird in die Zeit von 1280—1295 gesetzt. Damals war allerdings auch der Samländer Exbischof Hermann von Köln als Weihbischof thätig.

Wir geben nachfolgend den Text des Briefes, der um eine Verlegung der Kirchweihtage petitionirt.

„Reverendo in Christo domino Sambiensis ecclesie episcopo dei gracia prepositus abbatissa totusque conventus ecclesie ad hortum virginis Marie oraciones in domino Yhesu Christo. Dedicacionem nostre ecclesie in honorem dei omnipotentis mediante vestro benigno consilio et assensu vellemus libenter transmutare taliter inquam (!) ut, que in die Nativitatis domine nostre solet celebrari, in dominicum diem proximum precedentem poneretur et dedicaciones duorum altarium, que cum priori fuerunt in unam revolute, suis diebus celebrentur singulariter sicut ante. Igitur sanctitati vestre, domine reverende, humiliter supplicamus, quatenus premissa instituenda per vestram litteram dignemini confirmare. Preterea presencium exhibitorem Albertum nostrum scolarem ad vos transmittimus cum ipso et pro ipso suppliciter deprecantes quatenus per manus imposicionem ipsum ad gradum sacerdocii dignemini promovere. De conversacione enim bona et honesta et literatura competenti quantum nostra valet parvitas, protestamur ipsum eciam nobiscum obtinebimus quousque sibi in beneficio competenti possimus providere.“

Durch die Güte meines hochverehrten Collegen, des Herrn Haus- und Staatsarchivars Dr. Gustav Freiherrn Schenk zu Schweinsberg, ist es mir nun auch gelungen Aufklärung zu erhalten über die beiden Indulgenzbriefe Kristans aus dem Jahre 1276 für das Kl. St. Agnes zu Mainz.

Der erste ist am 11. Mai 1276 zu Aschaffenburg „ad fabricam monasterii sanctimonialium“ von St. Agnes ausgefertigt. Daneben sollte nach Bodmann Rheingauische Alterthümer S. 901 noch ein zweiter vom 6. Juli desselben Jahres gleichfalls „ad fabricam monasterii“ existiren, was ich wegen der Kürze der Zeit und wegen der Gleichheit des Objects glaubte anzweifeln zu müssen. Dieser zweite ist nun in der That vorhanden (Or. wie der erste im Staatsarchiv zu Darmstadt) und hat auch einen Ausstellungsort „aput Magonciam“. Hätte Bodmann diesen nicht als unwesentlich übergangen, so würde ich nicht an der Existenz dieser Indulgenz, die freilich aus den angegebenen Gründen immerhin noch bemerkenswerth erscheint, gezweifelt haben. Es ergiebt sich übrigens jetzt für das Jahr 1276, das erste Pontificatsjahr, folgendes merkwürdige Itinerar.

Januar bis Ende März: Merseburg (Consecration).
11. Mai: Aschaffenburg (jedenfalls vorher Mainz).
6. Juni: Langensalza.
6. Juli: Mainz.
29. Nov.: Nägelstedt (in Thüringen).
Dezember: Reise nach Königsberg, woselbst er vor dem 1. Januar 1277 ankam.

Ferner erfährt das Itinerar Kristans eine Erweiterung durch das in jüngster Zeit von Arthur Wyss (jetzt zweitem Haus- und Staatsarchivar zu Darmstadt) herausgegebene Urkundenbuch der Deutschordens-Ballei Hessen (Bd. I. von 1207 bis 1299 sich erstreckend).

Wir finden hier den Bischof als ersten Zeugen einer unterm 7. Dezember 1281 von dem Abt Marquard von Reinhardsbrunn ausgestellten Urkunde, wonach das Kloster dem Deutschorden seinen Hof an der Lehmannsbrücke zu Erfurt überlässt (Wyss Nr. 397). Der zweite Zeuge ist der Landgraf Albert. Ein Ausstellungsort ist nicht angegeben, wir können aber wol Reinhardsbrunn als solchen annehmen, eventuell Eisenach.

Die Urkunde hat für uns eine besondere Bedeutung, weil sie die Zeit, in welcher Kristan von Diezmann, dem Sohne des Landgrafen Albert, gelegentlich der Fehde desselben gegen seinen Vater gefangen und auf die Burg Schlotheim geschleppt wurde, noch mehr eingränzt. Am 4. August desselben Jahres, in welchem laut Zeugniss des Chronicon Sampetrinum diese Fehde stattfand, ist Kristan noch in der Umgebung des Landgrafen Albert zu Thamsbrück. Am 7. Dezember befindet er sich ebenfalls bei demselben und gleich darauf wurde die Fehde beigelegt.

Unterm 21. August 1282 (Wyss 405) bezeugt Kristan die zu Eisenach ausgestellte Urkunde des Landgrafen Albert, wonach derselbe die Deutschordenscommende Griffstedt mit den Gemeinden Günstedt etc. wegen eines Mühlenwehrs einigt. (In meiner Monographie über den Bischof wegen des mir von Marburg irrig mitgetheilten Datums unter den 1. September gesetzt.)

Unterm 2. Mai 1283 stellt er zu Marburg für die Besucher der Kapelle des bekanntlich ermordeten Ketzerrichters Konrad von Marburg eine Indulgenz aus (Wyss 416).

Wie in diesen Blättern bereits erwähnt worden (Bd. XII. Hft. 7 u. 8, S. 565 ff.), hat Kristan schon am 29. April 1283 zu Marburg für das in der Nähe gelegene Nonnenkloster St. Georgenberg eine Indulgenz ausgestellt und hielt sich damals gleichzeitig mit ihm sein abgesetzter Vorgänger Hermann von Köln zu Marburg auf. Auch von ihm finden wir in dem Hessischen Urkundenbuch eine bisher unbekannte Indulgenz vom 5. Mai 1283 für die Kirche des Deutschordens zu Marburg (heute als Elisabethenkirche bekannt).

Für dieselbe Kirche ertheilten verschiedene zu dem Deutschen Nationalconcil zu Würzburg versammelten Bischöfe Indulgenzen. Das Hess. Urkundenbuch (Nr. 472) macht uns sieben Bischöfe namhaft, die solche am 15. März 1287 ausstellten — am 16. war die feierliche Eröffnung des Concils. Wie der Herausgeber des Urkundenbuches bemerkt, ist unter dem einen Bischof, in dessen stark beschädigter Urkunde Eingangs nichts weiter als „. . . . biensis episc." zu lesen ist, vermuthlich Kristan zu verstehen. Da ich bereits in meiner Monographie den Beweis geführt zu haben glaube, dass Kristan wirklich der Eröffnung des Concils beigewohnt hat — bald darauf, noch vor Schluss desselben, reiste er nach Schlesien — so dürfen wir wol sagen, dass unter dem „. . . . biensis ep." kein anderer als unser „Sambiensis" zu verstehen ist.

Das Itinerar Kristans erfährt also folgende Erweiterungen:

I. 1276 Juli 6. Mainz. Zweiter Ablass für das Kl. St. Agnes.
II. 1280 Oct. 28. Osterrode. Indulgenz für das dortige Kloster.
III. 1281 Dez. 7. (Reinhardsbrunn). Zeuge einer daselbst ausgestellten Urkunde.
IV. 1282 Aug. 21. Eisenach. Ebenfalls Zeuge.
V. 1283 Mai 2. Marburg. Indulgenz für die Kapelle Konrads von Marburg.
VI. 1287 März 15. Wirzburg. Desgl. für die D.-O.-Kirche zu Marburg.
VII. 1295 Juni 22. Osterrode. Desgl. für das dortige Kloster.

Graudenz vor 150 Jahren.

Von

Xaver Froelich.

Der Bau der Bahn und Brücke bei Graudenz hat eine grosse Zahl von Veränderungen im äussern Ansehn dieser Stadt und ihrer Umgebungen zur Folge gehabt. Berge werden versetzt, Wege gebahnt, Ackerflächen zu neuen Stadttheilen umgewandelt. Auch im Innern entstehen zahlreiche Gebäude von Grund aus neu, andere werden zeitgemäss umgebaut.

So verschwindet das alte Graudenz mehr und mehr. Wenige Hintergebäude in den Seitenstrassen zeigen noch Spuren des früheren Baustils; die Grenzen, in welchen die Stadt dereinst eingehegt war, verwischen sich von Tag zu Tag, einzelne derselben sind schon jetzt nur für den Forscher wahrnehmbar. Man freut sich des Fortschritts, den die Gunst der Verhältnisse in jüngster Zeit geschaffen. Aber, um denselben im ganzen Umfange zu erkennen, muss man von Graudenz während der letzten Jahre entfernt gewesen sein und mit der Vergangenheit an die Gegenwart anknüpfen.

Jedes Jahrzehnt, in welches die Vergangenheit weiter zurückgeht, hat seine Neugestaltung zu verzeichnen. Eine Periode, gleich schöpferisch wie die Neuzeit, gab es für Graudenz, wenn wir über Menschengedenken hinausgehn, nur noch einmal, nämlich vor hundert Jahren. Damals (1777—1785) wurde zum Schutze für die mit dem Königreiche Preussen so eben vereinigte, ehedem dem deutschen Orden entrissene Provinz Westpreussen durch Friedrich den Grossen die Festung bei Graudenz erbaut. Wie heute im Süden, entstanden in jener Zeit im Norden neue Anlagen, Wege und Wohnplätze. Und als die Baulust im Innern hinter den Anforderungen zurückblieb, hob und förderte sie der um seine neue

Erwerbung väterlich besorgte Herrscher durch die Hergabe des dritten Theils der Kosten aller Retablissementsbauten aus Staatsmitteln.

Weitere 50 Jahre zurück war Graudenz eine Provinzialstadt im Königreiche Polen, zu dem sie seit dem Jahre 1466 gehörte. Die Miliz des eigenen Landes hatte am 29. August 1659 die Stadt bis auf wenige Wohngebäude, die Speicher, die Ringmauern, das Jesuitenkollegium und die Pfarrkirche durch Brandlegung zerstört.

Wie es daselbst vor dem Brande ausgesehen hat, ist im Einzelnen nicht mehr festzustellen. Dagegen gestatten die städtischen Archivalien eine Umschau, wie Graudenz 70 Jahre nach dem Brande beschaffen war, nachdem die Bewohner durch grosse Opfer, aber mit ungebrochener Kraft ihre Nothlage bekämpft und sich wiederum erträgliche Verhältnisse bereitet hatten.

Noch ist das Bild jener Zeit, so himmelweit es von dem gegenwärtigen bereits verschieden sein mag, an einzelnen Punkten erkennbar. Eine weitere Verwischung erscheint unmöglich, falls es auch nur gelingt, dasselbe in seinen Umrissen zu zeichnen.

Auf dem Schlossberge stand die alte Ritterburg. Polnische Wirthschaft und der Krieg im Jahre 1659, in welchem Polen und Oesterreicher die Schweden aus Graudenz vertrieben, hatten an den Mauern und dem Dachwerke sichtbare Merkzeichen der Zerstörung zurückgelassen, aber der gegenwärtig vereinsamt ins Land lugende Schlossthurm „Klimmeck" genannt, zeigte noch Spuren des ihn ursprünglich schmückenden Rosettenkranzes und erschien in Mitten festungsartiger Schloss- und niederer Wirthschaftsgebäude, Stallungen, Wälle und Ringmauern. Mit Zinnen gekrönt umgaben die Ringmauern den Berg und schritten nordöstlich bis zu einem die Befestigung abschliessenden Eckthurm vor. Südlich vom Schlosse, am Fusse des Berges, lag, überragt von der mit hohen Spitzbogenfenstern versehenen Schlosskapelle, die Stadt. Sie erschien als längliches Viereck, von Mauern, Wasser und Wällen umschlossen.

Die westliche Längsseite, auf dem Kamme des Höhenzuges belegen, dessen Fuss die Weichsel bespült, war vom Trinke-Ausflusse und den ihn flankirenden Schanzenbergen ab bis an das Schlossthor und dessen Verschanzungen durch massive Speichergebäude stark befestigt. Diesseits

stieg von dem Schlossthore eine — zwischen dem Schikorskischen und Mühlendorffschen Grundstücke noch theilweise erhaltene — Mauer in rechtwinkligen Zacken den Berg hinab. Dieselbe war eine gemeinsame Schutzwehr von Schloss und Stadt; denn sie schützte die Auffahrt zu dem ersteren und bildete die nördliche Breitseite der Stadtumwehrung bis zu dem, den ganzen Raum der Strasse vor den Bürstell- und Jacobsohnschen Grundstücken ausfüllenden „Lessner“ Thore.

An dem letztern begann der Stadtgraben, welcher durch sternförmige Wälle gedeckt, mit stehendem Wasser gefüllt war, zwei Seiten der Stadt in einer Breite von 20 bis 30 Fuss umgab und durch eine Schleusenvorrichtung mit dem Trinke-Ausfluss in Verbindung stand. Sowohl aus dem Stadtgraben, wie aus dem Trinke-Ausflusse erhoben sich massive innere Böschungsmauern bis zum Niveau der Stadt, die eigentliche Stadtmauer aber schloss sich an diese nicht unmittelbar, sondern erhob sich erst jenseits einer Plattform von etwa 20 Fuss Breite. So war um den grössern Theil der beiden Breitseiten und um die ganze östliche Längsseite eine äussere Vertheidigungslinie gegeben. Die Plattform, Parchim genannt, pflegte durch Pallisaden geschlossen und mit Schützen besetzt zu werden, wenn die Stadt in Vertheidigungsstand versetzt wurde. So lange dies nicht nöthig war, benutzte die Schützenbrüderschaft den Parchim als Uebungs- und Festplatz. Zum Königsschiessen zierte man ihn mit Bäumen und Fahnen und die Schaulust, welche sich vor 150 Jahren nicht minder geltend machte, als heute, brachte gleichsam ein Festspiel auf offener Bühne zu Wege, worin die Volksbelustigung sich in lebhaftem Wogen und Treiben erging.

Der Stadtgraben ist erst in dem zweiten Jahrzehnt des gegenwärtigen Jahrhunderts trocken gelegt. Seine Stelle nehmen das Gebäude der C. G. Röthe'schen Buchhandlung, die Werkstatt des Schlossermeisters Kliese, die Gebäude des Dachdeckermeisters Rauchfuss und Zimmermeisters Hoffmann, der Stall des Rentiers Schnepel, die Kahnsche Restauration, die Gebäude des Klempnermeisters Kutzner nebst den dahinter belegenen Häusern und Anbauten auf der rechten Seite der Grabenstrasse, der Holzplatz des Zimmermeisters Hoffmann sowie verschiedene Obstgärten ein.

Ueberreste der Stadtmauern sind in den Umwehrungen des hinter dem Bürstellschen Hause belegenen Gartens, in der Mauerstrasse und in den Umgebungen des Gymnasialgebäudes erhalten. Die neben diesen Mauerresten liegenden Gärten, die Werkgebäude des Fabrikbesitzers Klose und die Häuser des Tischlermeisters Lampe sind auf dem Parchim entstanden. Am besten haben sich die innern Böschungsmauern am Fusse des Parchim erhalten. Unterhalb des Gymnasialgebäudes bieten sie am Trinkeausflusse dasselbe Bild, wie vor Jahrhunderten und es ist merkwürdig, dass eine wesentliche Reparatur dieses nicht unbeträchtlichen Bauwerks aus den Stadtrechnungen des Archivs nicht hervorgeht.

Aus den alten Ringmauern ragten drei Eingangsthore hervor. Das bereits erwähnte Lessnerthor war ein hoher Rundbau mit spitz auslaufendem Thurme. In der östlichen Längsseite befand sich vor dem Herzke'schen Grundstücke, welches zum Theil auf dem Parchim gelegen ist, das Seitenthor, ein massiver Bau mit Zinnenkranz. Innerhalb der südlichen Breitseite lag zwischen dem Gymnasium und dem Grundstücke des Kaufmanns Breuning das Thornerthor, ein hoher, viereckiger Thurm mit Sattelbedachung. Ein besonderes Wallthor vermittelte überall die Auffahrt nach den durch Seitenwände geschützten Brücken. Fallgatter und Zugbrücke im Innern der Thore konnten hemmend wirksam gemacht werden. Zur Bequemlichkeit der Stadtbewohner war neben jedem Thore eine Mauerpforte vorhanden. Ein vierter Stadteingang, das von den Rittern herstammende, massive und mit einer Kettenbrücke verbundene Wasserthor, welches die Auffahrt von der Weichsel nach dem Schlosse deckte, war äusserlich wenig erkennbar und ist gegenwärtig bis auf den nach dem Hofe des Gasthofes zum goldenen Anker gekehrten Spitzbogen links neben der Holztreppe, welche nach der Weichsel führt, verschwunden. Der Ausgang nach der Holztreppe zeigt auch hier die alte, neben dem Hauptthore bestehende Mauerpforte.

Zwischen dem Lessner-, Seiten- und Thornerthor fanden kleine Mauerabschnitte ihren Abschluss durch je einen, der Befestigung dienenden Thurm. Drei solcher Thürme zählte man vom Lessner- bis zum Seitenthore, zwei vom Seiten- bis zum Thornerthore. Der mittlere der drei ersten zeichnete sich durch zierliche achteckige Form vortheilhaft

aus, drei der andern waren rund, der eine viereckig, allen fehlte um die Zeit, von welcher wir sprechen, die Bedachung, welche ihnen in Folge des Krieges und Brandes im Jahre 1659 geraubt war. Sie waren mit einfachen Nothdächern versehen.

Nur der viereckige Thurm (neben dem Lampe'schen Grundstücke), worin sich vor 150 Jahren die Büttelei, das spätere Stadtgefängniss, befand, ist erhalten, alle übrigen Mauerthürme sind zerstört und beseitigt. Von dem runden Thurm am Seitenthore ist unterhalb des Anbaus zum Herzke'schen Gebäude der Bogen erkennbar, auf welchem er dereinst errichtet wurde, während der Stadtgraben mit Wasser gefüllt war. In gleicher Weise ergiebt sich der Standort eines zweiten runden Thurmes aus dem Bogen unterhalb des Rauchfuss'schen Hintergebäudes, vom Kliese'schen Garten gesehen.

Auf dem Parchim neben dem Trinke-Ausflusse erhob und erhebt sich noch heute ein etwa 40 Fuss hoher schornsteinartiger Bau. Dieser diente seit Jahrhunderten dazu, das Wasser aus der Trinke nach den städtischen Brunnen zu befördern, nachdem es durch ein mittels grossen Rades im Gange gehaltenes Druckwerk in die Röhren und darin in die Höhe getrieben worden. Aeussere Färbung zeigt, dass im Innern dieses Wasserthurms in verschiedener Höhe Feuer gemacht worden ist, wenn es sich darum handelte, das Einfrieren des Wassers in den Röhren zu verhindern.

Das heutige Gymnasialgebäude existirte vor 150 Jahren nicht. Der Platz, auf welchem dasselbe steht und wo vor dem Brande ein städtisches Mälzhaus gestanden hatte, lag wüst.

Im Innern des Vierecks der Stadt unterschied man drei Häuserreihen, zwei vollständig, die mittlere durch den Marktplatz unterbrochen, in dessen Mitte das Rathhaus lag. Weil die vordem um das Nonnenkloster verlaufende Trägergasse, deren Ausgang neben dem Breuning-schen Grundstück noch heute besteht, nach dem Abbrande der Stadt eingegangen war, gab es, wie heute, am Thorner Thore nur eine Strasse. In den Haupttheilen der Stadt liefen vier, am Lessner Thor, woselbst sich die mittlere Häusergruppe theilt, sogar fünf Strassen mit den Längsseiten der Stadt parallel.

Die Strassen waren verengt durch Treppenaufgänge, Vorbauten und Beischläge, letztere hin und wieder von zierlicher Bauart, in den meisten Fällen jedoch durch je einen einfachen Wolm, welcher mit Ringen zum Befestigen von Pferden und Vieh versehen war, rechts und links vor dem Eingange ersetzt. In der Nonnenstrasse standen zwei Reihen Bäume. —

Die Häuser waren unter Ziegeldach erbaut, ihre Zahl belief sich etwa auf 120. Einige Grossbürgerhäuser zählten drei Fenster in die Breite und unter Hinzurechnung des Parterregeschosses drei Stockwerke. Fast alle Gebäude hatten Dachgiebel, die entweder mit einem Hauptgesimse abschliessend allmählig in verjüngender Weise zur Spitze hinanstiegen oder ohne Gesimse sich bis zu den Kranzlinien fortsetzten. Zusammenstehende Gebäude wurden durch das Dachgerinne auf den Grenzmauern von einander getrennt. Viele Häuser waren in zwei verhältnissmässig niedrigen Stockwerken erbaut und hatten im ersten Stock zwei, im Erdgeschoss neben der Thür je ein Fenster. Oft nahm daselbst eine Einfahrt die Stelle von Thür und Fenstern ein. Wo hölzerne Vorbauten die ganze Breite des Hauses umfassten, enthielten dieselben wohl einen Laden oder sonstige gewerbliche Verkaufs- oder Arbeitsstelle. Passirte man diesen Raum und die verdunkelte Hausthür, so betrat man einen grossen und hohen Flur, welcher sich bis zum Abschlusse des ersten Stocks nach oben fortsetzte und durch die Fenster desselben erleuchtet wurde. Hier standen grosse Tische, feste Wandbänke, schwere Spinde. An der Seite lag sodann die Küche. Eine ähnliche, selbstredend verschiedenartig ausgerüstete innere Einrichtung war Regel, ebenso waren die Wohn- und Schlafzimmer überall nach hinten, mit den Fenstern nach dem Hofe belegen. Der Flur bildete, wenn die Jahreszeit es gestattete, das Speiselokal, das Gast- und Geschäftszimmer, den Aufenthalt des Gesindes und der Geschäftsgehülfen. Die Dienstleute hatten nur unheizbare Schlafkammern zu ihrem sonstigen Gebrauche und mussten im Winter ihre Erwärmung in der Küche suchen, in welcher Holz nicht gespart ward. Wohnzimmer im obern Stockwerk waren ein Gegenstand des Luxus. Die obern Stockwerke wurden als Vorrathskammern oder Schüttboden verwendet.

Das Rathhaus, ehemals ein gothischer Bau, war nach dem Brande nur nothdürftig und zur Ungebühr zusammen mit den von früherher an dasselbe angeklebten Buden wiederhergestellt. Drei schmale dreistöckige Häuser mit spitzen Giebeln waren darin neben einandergestellt und zu einem Ganzen verbunden. Auf dem Dache des mittleren Gebäudes erhob sich über der im Giebel befindlichen Stadtuhr ein runder, grün angestrichener Thurm, als Dachreiter charakteristisch durch weit hervortretenden Umgang. Auf drei Seiten waren Privatgebäude, die Stadtschule, Fleisch- und Brodbanken angebaut. Dies hatte zur Folge, dass die dorthin belegenen Räume fensterlos und nur auf das durch vereinzelte Luken zugeführte Tageslicht angewiesen waren. Die dem gegenwärtigen Rathhause zugekehrte Seite hatte neben dem Eingange ein Fenster. Im ersten Stockwerk befanden sich drei grosse und drei kleine, im zweiten Stock sechs grosse Fenster. Das Parterregeschoss enthielt den Betsaal der evangelischen Gemeinde. Die Kirche auf dem Marktplatze, ein Bau, zu welchem Friedrich der Grosse 10021 Thaler hergab, ist erst im Jahre 1784 errichtet. In den beiden andern Geschossen des Rathhauses waren Berathungszimmer und Räume zur Aufbewahrung von Archivalien enthalten.

Die kath. Pfarrkirche entbehrte den Signalthurm. Der massive Thurm hatte ein Satteldach. Er war unvollendet, damit durch ihn nicht etwa die Vertheidigung und Sicherheit der Burg beeinträchtigt würde. Erst im Jahre 1738 wurde dieser Thurm bis zur gegenwärtigen Höhe gebracht und mit dem laternenartigen Aufsatze versehen.

Das als Seminar benutzte Kollegialgebäude der Jesuiten präsentirte sich, wie die dazu gehörige, im Jahre 1715 vollendete Kirche in der heutigen Gestalt. Aus dem Innern der letzteren sind inzwischen zwei Seitenaltäre entfernt. Das Seminargebäude hat während seines Bestehens eine Reihe von durchgreifenden Veränderungen erlitten, welche die frühere Beschaffenheit des Innern in einzelnen Theilen verwischt, im Ganzen jedoch den Eindruck nicht verändert haben, welchen das Gebäude auf den Besucher machte.

Die Garnisonkirche, vor 150 Jahren von Benediktinernonnen benutzt und ursprünglich als Pfarrkirche zum h. Geist von den Ordensrittern er-

baut, war ebenfalls im Jahre 1659 ein Raub der Flammen geworden. Ihre, den ursprünglichen Baustil wenig verrathende Wiederherstellung, welche den Eindruck der Verkümmerung macht, war im Jahre 1666 erfolgt. Das Gebäude nebenan, mit den Figuren von Bischöfen und Nonnen verziert, bewohnte die Aebtissin. Vor der Kirche stand in der Thornerthor-Strasse ein Haus mit den Wohnungen des Predigers und Organisten, von welchem ab sieben kleine Gebäude, sogenannte Buden, durch eine enge Klostergasse unterbrochen, parallel mit der Kirche bis nach dem Wasserthor standen. Erheblich ragte weder die Kirche noch das den Schanzenberg befestigende Kloster über die rundlichen Giebel und Spitzdächer der Wohnhäuser in der benachbarten Junkerstrasse hinaus.

Wo heute sich weit ausgedehnte Stadttheile, Vorstädte und die Kolonie bis Klein Tarpen hin erstrecken, befand sich vor 150 Jahren Ackerland und wüstes Feld.

Von Klein Tarpen existirte nur der Chomsekrug, welcher gegen verbrieftes Recht von der Schlossherrschaft gehalten und in Zeitpacht ausgegeben wurde. Ein Verleihungsbrief jener Zeit giebt dem Pächter den Handel mit Hafer, Heu, Häcksel und Heringen frei und weist denselben an, das vom Schlosse zu entnehmende Getränke mit richtigem Maasse ohne den geringsten Betrug und soviel, wie möglich, auszuschänken, auch die Gäste aufzumuntern, um die Einkünfte aus dem Schlosse zu erhöhen.

Südlich und östlich von der Burg lagen die Schlossfreiheiten Fiewo und Fritta vor und neben der Stadt. Erstere umfasste das Gebiet der heutigen Marienwerder-Vorstadt, die Wiesen und mehrere gegenwärtig mit städtischen Grundstücken, mit Kunterstein und Tusch vereinigte Landflächen. Darauf befanden sich die Kumstgärten des Schlosses, etwa fünf von Bürgern der Stadt auf Grund von Pachtverträgen errichtete Scheunen nebst kleinen Ackernahrungen und im Reste ein Schlossvorwerk, das mit Roggen, Gerste und Hafer bestellt war. Sein Anblick kann nicht erfreulich gewesen sein, weil der Ertrag der beiden ersten Getreidesorten zum dritten, der letzten zum vierten Korn berechnet wurde.

Noch schlimmer sah es auf der Schlossfreiheit Fritta, dem in und bei der heutigen Trinke-Strasse belegenen Lande, aus. Der Schlossherr hatte dieses Land so eben „Behufs Vermehrung der starosteilichen Einkünfte“ an kleine Leute in Zeitpacht ausgethan, und es war darauf eine Reihe erbärmlicher, kaum zu menschlichen Wohnungen geeigneter „Chaluppen“ im Entstehen.

In der Gartenstrasse standen städtische Scheunen. Das Territorium derselben, die heutige Grabenstrasse und ein Theil der Tabaksstrasse, war dereinst durch Tauschhandel mit den Kreuzrittern freies Eigenthum städtischer Bürger geworden, man nannte die darauf bestehenden Gärten die „privilegirten“. Nachdem dieselben aber unter polnischer Herrschaft mehr als ein Jahrhundert zum Streitapfel zwischen Schloss und Stadt gedient hatten, war endlich das gute Recht gebeugt und der privilegirte Besitz dem Schlossherrn wieder zinsbar gemacht worden.

Auf dem ganzen, gegenwärtig zu den Königlichen Zwangs-Anstalten gehörigen Komplexus mochten eben nur die Anfänge eines beabsichtigten, grössern Baues sichtbar werden. Jedenfalls war es vor 150 Jahren nicht mehr unbekannt, dass der Mönchsorden der Reformaten auf diesem Theile des Schlossgrundes ein Kloster und eine Kirche zu bauen beabsichtigte, wenngleich die Einweihung der fertigen Kirche sich bis zum Jahre 1751 hinzog.

Ausserhalb des Thorner Thors erstreckten sich die Sechs- und Elfschwatten*) der Bürger und das sonstige der Stadt und einzelnen Körperschaften gehörige Land. Vieles davon lag wüst. Die Kathen der Fischerei hatten altes Recht und alten Besitz, eine in ihrer Mitte belegene Kapelle zum h. Georg war im Jahre 1618 ein Raub der Wellen geworden.

Auf dieser Seite der Stadt waren an Gebäuden nur noch der Fährkrug, die Unter- und Obermühle und die Brauerei und Brennerei des Schlosses auf deren heutigen Stellen. Auf dem Grundstücke des Gasthauses zum goldenen Löwen lag der Stadtkrug. Ausserdem existirte vor dem Thorner Thor ein kath. Hospital, der Bullenstall, hin und wieder

*) Bei diesen Ackerflächen wurde ursprünglich der Sensenschnitt und die Fläche, welche ein solcher in die Schwatte legt, als Einheit angesehn.

eine vereinzelte Ackernahrung. Sonst war überall freies Feld, durchschnitten von den Wegen, welche nach Gatsch, Turznitz, Poggenkrug und Rudnick führten.

Den Hintergrund bildete die Stadtheyde, ein von Stremoczyn bis an die Grenzen von Engelsburg sich hinziehender Fichtenwald.

Auf dem Punkte, wo die Wege von Poggenkrug und Rudnick sich diesseits des städtischen — nicht mehr vorhandenen — Moderbruchs vereinigten, winkte endlich auf einer Anhöhe neben dem Weichselufer weit sichtbar ein Galgen. Derselbe war als öffentliches Mahnzeichen im Jahre 1723 in feierlichem Zuge des Raths, der Schöffen, Gewerke und Bürgerquartiere mit klingendem Spiele nach dem Richtplatze (neben dem Petersonstifte) gebracht und dort errichtet worden.

Alle nach Graudenz führenden Strassen waren schmale Landwege, welche in Folge häufiger Benutzung mit beladenen Wagen arg zerfahren und durch die an besonders schlimmen Stellen hineingeworfenen Steine oder aufgelegten Rundknüppel eher verschlechtert als besser gemacht waren. Da unter polnischer Herrschaft eine Wegepolizei nicht ausgeübt wurde, entbehrten alle Fahrstrassen der Aufsicht und Nachhülfe, soweit solche nicht durch persönliches Interesse geboten war. Graudenz hatte diese Veranlassung nicht, für gute Wege zu sorgen. Von weitem Hinterlande her brachte man Tage lang geduldig auf schlechten Wegen zu, um nach Graudenz zu kommen. Es mussten ganz besondere Umstände dazu beitragen, den an und für sich auf Graudenz angewiesenen Bezirk zu vergrössern und dessen deutsche und polnische Bevölkerung in gleicher Weise anzuziehen. Auch die bedeutende Vermögenseinbusse, welche Graudenz im Jahre 1659 erlitten, hatte in dieser Beziehung eine Veränderung nicht herbeigeführt.

Als derartige Umstände sind folgende anzusehn:

Der Stadtnotar und die Kaufleute, welche als Rathsherrn und Richter fungirten, galten allgemein als gediegene Juristen, bei denen man sich in Streithändeln Raths erholen konnte. Weil man das städtische Archiv mit seinen sämmtlichen Urkunden, Büchern und Akten zu retten gewusst hatte, als die Stadt und fast alle Besitzthümer ihrer Bewohner ein Raub der Flammen wurden, sorgten die Besitzer werth-

voller Urkunden für deren Erhaltung, indem sie dieselben amtlich in die Gerichtsbücher von Graudenz eintragen liessen. Die Rektorschule war anerkannt tüchtig und erfreute sich des Zuspruchs von Zöglingen aus benachbarten deutschen Ortschaften. Das Gymnasium der Jesuiten zählte durchschnittlich 300, meistens in Bürgerquartieren untergebrachte Schüler. Erfahrungsmässig blieb die Hälfte neun Jahre auf der Schule und schied nach mehrjährigem Besuche der Oberklasse (Rhetorika). Der jetzige Kreis Graudenz lieferte zu dieser Frequenz den vierten Theil. Die übrigen Schüler kamen aus den Bezirken der gegenwärtigen Kreise Kulm, Schwetz, Löbau, Strasburg, Marienburg und darüber hinaus her.

Der Landtag der Provinz, welcher nach der Landeskonstitution jährlich in Graudenz tagen sollte, war um die Zeit, von der wir sprechen, fünfzehn Jahre hindurch nicht zu Stande gekommen. Nichts destoweniger fand sich auch für Würdenträger und adlige Personen von Bedeutung, die in Graudenz stehendes Quartier zu unterhalten pflegten, genügender Grund, in demselben zeitweise Wohnung zu nehmen.

Der mit Leichtigkeit auf der Weichsel zu bewirkende Transport von Getreide und die sofort von den Speichern mögliche Verladung gestatteten es, annähernd Danziger Preise, jedenfalls aber höheres Kaufgeld zu zahlen, als solches in Thorn der Fall war, welches seinen Markt in Danzig mit weit grösseren Schwierigkeiten erreichte.

Um den Landstrassen nach jedesmaliger Erndte regen Besuch von beladenen Wagen zuzuführen, war ferner der Umstand von Gewicht, dass die vor letztere gespannten Pferde durchschnittlich klein und kaum mehr als sechs Centner zu befördern im Stande waren.

Doch auch ausser dem angezeigten Zeitraume gab es landwirthschaftliche Produkte, welche zum Verkaufe gebracht wurden, weil man in Graudenz für Alles seinen Markt fand. Dort entnahm man ferner den Bedarf an Waaren und Wirthschaftsbedürfnissen. Alte Kunden fanden bereitwillig Kredit. Geld war im schlimmsten Falle auf Pfand zu haben. Derartige Behauptungen überschreiten freilich bereits das Maass dessen, was bisher über die Lage der Stadt Graudenz und ihrer Bewohner in der Vergangenheit veröffentlicht worden. Die städtischen Archivalien gestatten jedoch den Einblick in den gesammten Besitz

vor 150 Jahren ebenfalls, es ist daher möglich, diesen zum Beweise des Gesagten zu benutzen und so auch für jene Zeit die deutsche Strebsamkeit unter polnischer Herrschaft festzustellen.

Wir nehmen den Eintritt in die Stadt durch die Sternschanze vor dem Lessener Thore, passiren die Zugbrücke über den schmutzigen Stadtgraben und sind alsbald am Ziele. Eine kurze enge Strasse nimmt uns auf und das erste Haus links hinter dem Thore ist dasjenige, welches wir besuchen.

Im Wesentlichen ist das Gebäude in dem gegenwärtigen Besitzthum des Konditors Eischstädt erhalten. Ein Treppenvorbau, weit nach der Strasse vorrückend, gestattete den Eingang durch niedere Hausthür. Bei günstiger Jahreszeit standen mehrere Feigenbäume in Kübeln und eine rothgestrichene Bank vor der Thüre. Das Parterre enthielt einen Laden, eine Schankstube, zwei Wohnzimmer und die Küche, das Obergeschoss mehrere Kammern und Geschäftsräume.

Hier wohnte der Kaufmann und Gerichtsverwandte Johann Albrecht Bloedau und betrieb den Gewürz- und Eisenkram, den Handel mit Schnitt- und Kurzwaaren, sowie den Ausschank von Meth und Branntwein. Die Ausdehnung des Geschäfts überschritt den vorhandenen Raum. Es war daher jenseits des bergaufwärts — nach der Hutmachergasse — führenden Fusssteiges vor dem ebenfalls an die Stadtmauer gebauten evangelischen Hospitale ein kleines Gebäude, gleichsam eine stehende, nach der Strasse zu öffnende Bude errichtet, worin geringere Kunden empfangen und bedient wurden. Bloedau betrieb aber auch den Getreide- und Holzhandel. Er besass zu diesem Behufe einen Ladeplatz an der Weichsel, einen Speicher, dessen Lage nicht näher bekannt ist, zwei Weichselboote, sowie vier Lodzen (lange und flache Stromgefässe) nebst allem Zubehör zum direkten Verladen von und nach Danzig, wovon eine kürzlich ganz neu in Gebrauch gestellt worden war.

Sein Besitz an liegenden Gründen umfasste nebenbei zwei Wohnhäuser in der Stadt, eine Scheune am Lessener Thore und verschiedene Ackerstücke nebst Rossgarten und Wiese am Thorner Wege. Er wurde nach den niedrigen damaligen Preisen auf 8000 bis 10000 Floren, sein Besitz an Schiffsgefässen und Geschirr dazu auf 600 Fl. geschätzt.

Der Werth des beweglichen Vermögens übertraf diese Summen ganz beträchtlich. Getreide lagerte auf dem Speicher und in den Schiffsgefässen, Holz auf dem Ladeplatze, Waarenvorräthe befanden sich an verschiedenen Punkten. Reichlich waren die Repositorien, Schränke und Aufsätze der beiden Verkaufslokale mit Waaren gefüllt. Ueber den Tonbanken hingen grosse und kleinere, zu den einzelnen Waaren bestimmte Waageschalen. Metallne Mörser, rothgemachte Viertelmaasse und Kluckerflaschen zu Branntwein, Fässer, Fässchen, Flaschen, Büchsen, hölzerne Futterale zu Papier, zinnerne Baumölkasten fielen in die Augen. Ueberall hingen, lagen und standen die verkäuflichen Gegenstände umher. Der Tritt von drei Stufen, welcher das Zureichen von Waaren vermittelte, war ebenfalls roth angestrichen. Die rothe Farbe scheint sehr beliebt gewesen zu sein. Schlafbanken mit Deckel verriethen, dass in dem Laden ein Lehrjunge, in der Bude ein Knecht schlief.

Als Wahrzeichen waren in dem Geschäfte ein Löwe und ein Adler angebracht, beide aus Holz geschnitten. Hölzerne Korallen von Zuckerhüten hingen, auf Schnüre gezogen, als Zierrath vor der Bude, das Hauptgeschäft wurde von aussen durch eine bemalte Tonne und einen hölzernen Zuckerhut gekennzeichnet.

Die Schenkstube enthielt einen langen Tisch, Bänke um denselben und am Ofen, sowie einen schwarzen achteckigen Tisch und Stühle für bevorzugte Gäste. Der Spiegel ruhte auf drei messingnen Muscheln. Eine grosse steinerne Pipkanne mit zinnernem Deckel, diverse Gläser und zinnerne Maasse standen auf der mit steinerner Tafel versehenen Schenke. Ein Bild aus trockenen Nägelchenblumen und Blaker von Messing hingen an den Wänden, ein zur Kurzweil bestimmter Mönch aus Papier wurde wohl verwahrt, wenn Gäste einkehrten, welche diesen Scherz nicht liebten.

In der Wohnstube deckte ein Schirm mit vier Flügeln die hohe Nussbaumbettstatt mit ihrer aufgethürmten Lagerstätte. Ein Nussbaumtisch zum Ausziehen, ein Tisch, wo ein ausgeschnitzter Kerl das Tischblatt auf dem Kopfe hielt, ein ausgeschnitzter Reiter zu Pferde, ein zweithüriges Eichenspind, mit schwarzem Holze eingelegt, waren die Ziermöbel darin.

Die Küche glänzte von Kupfer, Zinn und Messing. Eine Seitenanlage enthielt einen grossen Branntweingrapen mit Schlange, zwei kleinere mit Hut, zwei Röhren, einen Kessel von zwei Eimern, einen Grapen, drei Baken (Feuerbecken), eine Kanne, einen Trichter, einen Topf, Alles von Kupfer und etwa 800 Fl. an Werth.

Schon in dem bisher Gesagten dürfte nachgewiesen sein, dass Bloedau die einem Kaufmanne in Graudenz vor 150 Jahren gestellte Aufgabe mit festem Willen erfasst und geschickt zu seinem Vortheile gelöst habe. Es handelt sich jedoch auch darum, wie er dies gethan, worin der Handel seiner Zeit bestanden hat, welche Artikel bei ihm käuflich, welche besonders gangbar gewesen sind, wie dieselben im Preise gestanden haben u. a. m. Um diese Fragen zu beantworten, ist es erforderlich, die einzelnen Waaren genauer anzusehen. Auch dies ist uns verstattet.

Wir halten also förmliche Inventur, berechnen bei der Verwiegung den Stein zu 32 Pfund, das Pfund zu 32 Loth, bei dem Geldwerthe den Floren zu 30 Kupfergroschen und entnehmen über die Bestände die nachstehende Zusammenstellung:

1. Gewürze. Es waren vorhanden: $^1/_2$ Pfd. kl. Kardamom (2 Fl.), 6 Loth grosser Kardamom à $2^1/_2$ gr., 1 Pfd. Kubeben (1 Fl. 12 gr.), $5^1/_2$ Pfd. Kreidnägelchen à 5 Fl. 25 gr. und 13 Papierchen desgl. à $2^1/_2$ gr., $1^1/_2$ Pfd. weisser Kanehl (1 Fl. 10 gr.), 8 Loth Muskatnuss (1 Fl. 15 gr.), 8 Loth Muskatblumen à 9 gr., 40 Pfd. Kramkümmel à 4 gr., 4 Pfd. Fenchel (1 Fl. 28 gr.), 32 Pfd Lorbeeren à $5^1/_2$ gr., $5^1/_2$ Pfd. gr. Rosinen à 7 gr. im Laden und 3 Stein à 5 Fl. im Vorrath, 3 Pfd. kl. Rosinen à 6 gr. im Laden und $1^1/_2$ Stein à 6 Fl. im Vorrath, Speiskuchen (1 Fl. 12 gr.), überhaupt $8^1/_2$ Stein schwarzer Syrop à 3 Fl., 3 Stein 18 Pfd. Moskebade à Stein 6 Fl., 2 Stein 10 Pfd. Zucker-Candisbrod à 21 Fl., 2 Stein Melis à 12 Fl., 6 Stein ganzer Pfeffer à 15 Fl., 53 Tüten à $2^1/_2$ gr., 100 Tüten à $1^1/_2$ gr., gestossener Pfeffer für 7 gr., $106^1/_2$ Tonnen graues Salz, (388 Fl. werth), 6 Tonnen kl. Salz und $^3/_4$ Pfd. Kaffeebohnen für 1 Fl. 24 gr. Salz und Pfeffer waren für die meisten Käufer wohl deren alleinige Gewürze. Der vorhandene Vorrath an Süssigkeiten erscheint

bemerkenswerth. Rosinen spielten in Stritzeln und Kuchen eine grosse Rolle, zum Süssen von Speisen bediente man sich für gewöhnlich des Syrop. Zucker-Candisbrod ist die feinste Sorte der Raffinade, Melis eine nicht ganz harte und feine Sorte Zucker, auch weniger sorgfältig gereinigt. Für Kaffee fand Bloedau offenbar nur geringe Verwendung. Dieser hatte sich unter seinen Kunden noch nicht eingebürgert.

2. Medicamente. Wiewohl vor 150 Jahren bereits eine Apotheke am Orte bestand, finden sich Waaren in nicht unbeträchtlicher Zahl bei Bloedau vor, welche als Medicamente benutzt wurden. Dies war auch bei den Gewürzen: Kardamom, Kanehl, Kubeben, Kreidnägelchen, Kümmel, Fenchel, Muscatblume und Lorbeer der Fall. Man glaubte z. B., dass Kubeben das Gedächtniss schärfen und den Rausch verhindern, Fenchel die rauhe Kehle lindere, Muscatblüthe Ohnmachten abhelfe, Lorbeeren zur Blutreinigung dienen. Wozu man die nachstehend aufgeführten Waaren vor 150 Jahren für brauchbar hielt, ist bei jeder angegeben.*) Es waren vorhanden: 1½ Pfd. Ahlandwurzel (10 gr.), [Helenium vulgare, innerlich für Lunge und Magen, auch wider die Pest], 6 Pfd. de Althe à 24 gr., [Rad. althaeae, Eibischwurzel, wider Geschwulst, Ruhr und Stein], ½ Pfd. Angelica (7½ gr.), [A. archangelica, wider hitziges und kaltes Fieber, giftiger Thiere Biss und Pest], 2¼ Pfd. Antimonium crudum à 10 gr., [Spiessglas, gegen Geschwüre, Schwindsucht, Blattern und Masern], 3¾ Pfd. Sal armoniacum à 2 Fl., [Salmiak zu Gurgelwasser, auch den Augen nützlich], 1⅜ Pfd. Arsenicum rubrum (16 gr.), ¼ Pfd. Aurum pigmentum (8 gr.), [Rauschgelb, zu Salben, mit Aetzkalk und Wasser vermischt zum Wegbeizen der Barthaare, so dass es eines Messers nicht bedurfte], 1 Pfd. weisser Bernstein (12 gr.) [in der Pest als Amulet zu tragen und damit die Pulse zu reiben], 6 Pfd. Bockfett à 1 Fl. 15 gr., [Ziegeninschlitt (sebi caprini), wider podagraische Schmerzen], 3 Loth Camphor (6 gr.), [äusserlich wider die Gicht, innerlich lösend, als Amulet bei intermittirenden Fiebern], ⅜ Pfd. Curcumae (9 gr.), [Rad. C. Graecorum, Geelwurz, für Herz, Lunge, Magen, Milz, Nieren und

*) Es sind hierbei die Angaben von Hellwig's thesaurus pharmaceuticus (Leipzig 1711), welcher zu Graudenz in altem Besitze vorgefunden ist, massgebend.

Leber von Nutzen], 14 Loth Diptam (18 gr.), [Dictamnus creticus, kretischer Hopfen, Frauenmittel, zieht auch Splitter aus und heilt giftiger Thiere Biss], 1 Pfd. Entian (12 gr.), [Bitterwurzel, wider Verstopfungen, Wassersucht und Würmer], 13 Pfd. Foenum graecum (10 gr.), [Bockshornsamen, zu Klystieren, sowie wider Kropf und Mandeln], 2¼ Pfd. Radices Galangae (2 Fl. 15 gr.), [Galgantwurzel, zur Verdauung], 2 Pfd. Galmeyenstein à 2 gr. [Lapis calaminaris, kohlens. Zinkoxyd, äusserlich gebraucht, sonderlich wenn die Kinder wund sind], 3 Pfd. Gummi (1 Fl. 6 gr.), [wider Ruhr und Heiserkeit], ½ Pfd. Hasenfett (6 gr.), [zieht alle Splitter aus und öffnet die Geschwulst], 2½ Pfd. Radix Elebori albi (25 gr.), [weisser Nieswurz, wider Melancholie und andere schläfrige Krankheiten], gestossener Ingber für 26 gr., [zur Blutverdünnung], 2 Pfd. Krebssalbe à 1 Fl. 24 gr. [succus cancrorum, gegen Karbunkel, Brandwunden u. Splitter], ½ Pfd. Krebsstein (27 gr.) [oculi cancrorum, gepulvert wider Stein, Scharbock, Kolik und Säure des Geblüts], 1½ Pfd. Lakritzenholz à 12 gr., [Brustmittel wider Husten, Heiserkeit und Schwindsucht], 2 Pfd. Laussalbe à 1 Fl. 6 gr., [Mercurialsalbe wider die gleichnamigen Schmarotzer], 2½ Pfd. Loröl à 1 Fl. 6 gr., [Lorberöl, innerlich gegen Kolik, in die Ohren gethan, lindert es die Schmerzen], 19 Pfd. Lythargyrium (2 Fl. 12 gr.), [Bleiglätte, innerlich wider rothe Ruhr, vornämlich aber äusserlich bei Wunden, verwendet], ½ Pfd. Nägelchenholz (1 Fl. 6 gr.) [Caryophylli aromatici, wider Schlafsucht, Schlag, Appetitlosigkeit], ⅜ Pfd. schw. Nieswurz (12 gr.) [Eleborus niger, gegen Epilepsie und Wassersucht], ¾ Pfd. türk. Pfeffer, [langer Pf., wider intermittirendes Fieber], 17 Pfd. Rosmarin à 7½ gr., [reinigt das Geblüt, erquicket die Lebensgeister], 5 Loth Safran à 1 Fl., [innerlich erweichend], 1¾ Pfd. Sennesblätter (2 Fl. 24 gr.), ½ Pfd. Steffenskörner (1 Fl. 6 gr.), [Stephanskörner (Semen staphidis agriae) zum Vertreiben von Ungeziefer], 8 Pfd. dicken Terpentin à 9 gr., 2 Loth Theriac à 4 gr. [Theriaca rusticorum, ein aus vielen Ingredienzien bereitetes inneres Universalmittel], 3¼ Pfd. Violenwurzel (1 Fl. 18 gr.), [erweichendes Mittel bei Brustkrankheiten, äusserlich zu Zahn- und Haarpulver], 1 Pfd. Vitriolum album (18 gr.), ½ Pfd. Vitriolum de Cypro (8 gr.) [zur Blutreinigung], 28 Pfd. rother

Weinstein à 6½ gr., [von dieser krystallinischen, in den Fässern von rothem Wein sich bildenden Rinde nahm man an, dass sie bei Verstopfungen von Nutzen], ¾ Pfd. Zittwersaat (4 Fl. 16 gr.), ⅝ Pfd. ganzer Zittwer (25 gr.), [ersterer wider Würmer, letzterer schweisstreibendes Mittel].

Der grössere Vorrath an Bleiglätte erklärt sich möglicherweise aus der Verwendung derselben bei der Oelfirnissbereitung und zur Töpferglasur. Rothen Arsenik, rothen Weinstein und cyprischen Vitriol verwendete man auch zur Färberei.

3. **Farben** besass Bloedau folgende Quantitäten: 2 Stein Bleiweiss à 4 Fl. 6 gr., 18½ Pfd. rothen Bolus à 3 gr., 3 Stein Braunstein à 4 Fl., 2½ Pfd. englische Erde à 15 gr., 2 Stein gelbe Erde à 2 Fl. 12 gr., 1⅜ Pfd. Indigo Plat (in Tafeln) à 1 Fl. 6 gr., ½ Pfd. Kugellack (Karmoisin) 18 gr., 1⅛ Pfd. Lakmus à 18 gr., 2 Loth Florentiner Lack (Karmin) (2 Fl. 15 gr.), 1 Pf. rothen schlesischen Lack (21 gr.) 7 Pfd. Minium (Menninge) für 1 Fl. 6 gr., 32 Stück Paudelschwarz à 1 gr., 8 Pfd. rothe Kreide à 7½ gr., 3 Stein Todtenkopf (lebhafte rothe Farbe) à 24 gr., 7½ Pfd. Umbra à 5 gr.

4. **Färbestoffe:** 1 Stein Alaun (2 Fl. 20 gr.), ⅜ Pfd. Blaustein (Kupfervitriol) für 15 gr., 3 Stein Blauholz à 4 Fl., 1 Stein 23 Pfd. Dunkelblau à 14 gr. das Pfund, 11 Pfd. Lichtblau à 15 gr., 1 Pfd. Fernambuk (1 Fl. 6 gr.), 1⅝ Pfund Grünspahn à 1 Fl. 12 gr., 8 Stein schwarzes Kupferwasser à 1 Fl. 6 gr., 2 Stein rothes Holz à 5 Fl., 1¼ Pfd. rothen Santel (Sandel) für 15 gr.

5. **Oele:** 3 Stein Baumöl à 9 Fl., 2½ Pfd. Kienöl à 15 gr., 7 Stof Leinöl à 22½ gr., Fernitz (Firnis) für 6 gr., 5 Stof Rüböl à 15 gr.

6. **Andere Materialwaaren:** 2 Stein holl. Kraftmehl à 2 Fl. 24 gr., desgl. holl. und bl. Kraftmehl, abgefasst in Tüten, 1 Stein Leim (8 Fl.), ⅜ Pfd. Räucherkerzen (12 gr.), ½ Pfund Scheidewasser (13½ gr.), 21 Pfd. grauer Schwefel à 9 gr., 20 Pfd. gelber Schwefel à 4 gr., Pelchenlichte für 27 Fl., Groschenlichte 52 Stück, 8⅓ Pfd. weisse Seife à 9 Gr., 4½ Viertel schwarze Seife (42 Fl.

22½ gr.), 3 Stein Reis 4 Fl. 15 gr., 2 Tonnen englische Heringe (fast eben so gut als die holländischen) à 15 Fl., 59⅛ Pfd. Wachs à 24 gr., 6 Ries weiss Papier mit rothem Zeichen à 2 Fl. 12 gr., 28 Buch Brackpapier à 3 gr., 10 Ries graues Papier, 7¼ Pfd. Galläpfel à 1 Fl., Tintenpulver für 3 gr., 16 Pfd. fein Schiesspulver (8 Fl. 16 gr.), ¼ Centner Pürschner (also Jagd-) Pulver à Pfd. 16 gr., 42 Pfd. Musketenpulver à 14 gr., 20 Pfund Blei à 3 gr., 350 Stück Flinten- und Feuersteine, das Hundert für 1 Fl. 6 gr., 3 Stein 21 Pfd. Schrot (23 Fl. 6 gr.), 550 Stück Brieftobak à Hundert 27 gr., die Packung in kl. flachen viereckigen Briefen von 2 Loth an, meist holl. Rauchtabak, 22 Stück Cardus-Toback à 1½ gr., 12 Pfd. Danziger Tobak, kleine Rollen (2 Fl. 9 gr.), 1½ Pfd. Feuerskraut für 18 gr., 15 Stein schwarz holl. Tobak à 8 Fl.

7. **Getränke und Materialien zur Destillation:** 8 Tonnen Meth à 24 Fl., 6½ Ohm Branntwein à 40 Fl., desgl. 3 Ohm schlechter à 30 Fl., 27 Stein Anis, davon 6 Stein Magdeb. und 14 Stein guter inländischer à 5 Fl., der Rest schlechter à 3½ Fl., 2 Stein Ingber à 5 Fl., 2 Stein Gartenkümmel à 3 Fl. 18 gr., 31 Pfd. Paradieskörner (Guineapfeffer) für 10 Fl. 24 gr., 13 Pfd. Pommeranzenschalen à 7½ gr.

8. **Nahrungsmittel:** 4 Achtel Butter à 5 Fl., 26 Pfund Käse à 2 gr., 72 Pfd. Rauchfleisch à 1½ gr., 120 Pfd. trockenen Speck à 4 gr., Zwerge (kleine Käse) für 6 Fl.

9. **Schnittwaaren:** 456 Ellen flächsen gebleichte Leinwand à 5 bis 12 gr., 22 Ellen gelbe glatte L. à 4 gr., 236 Ellen ungebl. L. à 6 bis 10 gr., 461 Ellen Löbausche L., Drillich und Lauent à 1½—3½ gr., 208 Ellen blaue L. à 4 gr., 330 Ellen bunte gedruckte L. à 3½—4 gr., 71 Ellen muscus (braun) und grün Blank-L. à 4 gr., 29 Ellen schwarze Blank-L. à 4 gr., 282 Ellen Sack-L. à 3 gr., diverse Quantitäten gestreifte Zachen-L., schlesische L., roth Flanell, roth Boy, streifigen Kannefas (eine Art Segeltuch), braunen, kaffeegrundgeblümten, klein geblümten, lichtgelb und dunkel gewürfelten Kattun, rothes Luttertuch (Loden ord. ungewalktes Wollenzeug, leichter als Tuch, stärker als Boy zu Kleidungs-

stücken für Landleute), weissen Parchen, grün Rasch (geköpertes Wollenzeug) und Drillich.

10. **Flachs, Garn, Säcke etc.**: 3 Stein gehechelten Flachs à 7 Fl. 6 gr., 4 Stein ungehechelt F. à 1 Fl. 6 gr., 2 Stein Grobheede à 24 gr., 3 Stein Kleinheede à 1 Fl. 6 gr., 2 Stein Hanf und 1 Stein Dichtwerg das Pfd. zu 2 gr.

22 Stücke flächsen Garn à 4 gr., 76 St. Heeden-Garn à 3 gr., 20 St. gebleichtes, 3 St. ungebleichtes Dochtgarn.

8 Malzsäcke à 24 gr., ein Leinwandlaken, zwei Pläne à 4 Fl., 22 Säcke à 6 gr., 12 Wollsäcke à 2 Fl.

11. **Kurze Waaren**: 35 Ellen halbseidener Bortenband, 16 Stück schmal und breiter Fitzelb., 52 Ellen Haarb., 12 Strippenb., 5 Schok Tocken div. couleurtes Wollenb., 22 Stück Schuhbürsten, 4 Pack messingne Fingerhüte, 18 Stück messingne, 12 Stück eiserne Haarnadeln, 47 Briefe Heften (Sicherheitsnadeln), 2½ Ellen Haartuch, 22 Dutzend Haken und Oesen, 236 Ellen ganz- und halbseidne Galaunen (Gitterborten, leichte durchsichtige Tressen, deren Kette aus Gespinnst besteht), 44 Ellen ordinäre G., 22 Spiel Karten à 2 gr., 4 Pack Messing-Knöpfe, ebensoviel Zinn-Knöpfe, 23 Dutzend andre Kn., 4 Dutzend Kämme à 18 gr., 16 Stück Messer mit Holzschalen, 136 Stück Zusammenlegemesser à 3 gr., 6 Pack Nähnadeln à 24 gr., 10 Bund weisse Stecknadeln à 1 Fl. 6 gr., 1 Pack messingne Nägel, 1118 kleine verzinnte N. (ein beliebter Zierrath an Wagen, Sätteln u. s. w.), 10 Stück hölzerne Paudelchen, 1 Dutzend dto. zum Schrauben, 18 Stück eiserne Putzscheeren, 225 Stück knöcherne und hölzerne Mundstücke zum Tobak, 100 Stück lange grosse Kalk-Pfeifen à 1 gr., 100 Stück gr. englische Pf. (2 Fl. 20 gr., 12 Gros Schillings-Pf., 126 Stück englische Brack-Pf., à 1½ Schilling, 9 Schock schlechte eherne (irdene) Lulken à 15 gr., 3 Spiegel à 6 gr., 10 Stück Pinsel, 3½ Pfd. Schweineborsten à 5 gr., 22 Dutzend Pelchen-Senkel, 40 Dutzend Schillings-S., 88 Dutzend zwirne breite Schnur-S., 12 Dutzend schmale S., 17 Pfd. Siegelgarn von Marling à 9 gr., 7 Schock grosse Tocken Zwirn div. Couleuren, 102 Schock kleinere dto.

12. **Wirthschaftssachen:** 60 gläserne Stofflaschen ohne Schrauben, 38 Halbensflaschen mit Schrauben à 1½ gr., 32 halb Quartierflaschen mit Schrauben à 1 gr., 28 Quartierflaschen ohne Schrauben à 1 gr., 14 Stück Glas, 180 steinerne Krüge à 2 Schilling, 16 Schock Matten à 1 Fl. 6 gr., 1 Schock Besen, 1 dto. Bohner zur Biertonnen-Reinigung, 13 Schock hölzerne Nägel zu Biertonnen, 134 Stück kleine Sandsteine à 2 gr., 210 Stück Grabowken (Wetzsteine) à 3 gr., 114 Schaufeln à 2 gr., 140 Stück Dachpfannen, 140 St. Fliesen à 6 gr.

13. **Eisenzeug etc.:** 2½ Schiffpfund (750 Pfd.) Stangeneisen à 32 Fl., 10 Stangen Danzger Eisen das Pfd. 3⅙ gr., 13 Stangen 4kantiges Eisen à 3⅙ gr. das Pfd., 3 grosse Ringe und 1 kl. Bund Drath, 6 Schock Sensendrath (zum Festmachen des Spiesses bei der Sense), 129 Pfund Fässchenstahl à 5 gr., 5 Stangen Steuerstahl, 72 Stück Hächselsensen, 30 Stück grosse Sicheln à 7½ gr., div. Pflugeisen, 42 Stück Hausensen à 1 Fl., 16 Stück Schlösser verschiedener Grösse, Zochen, Unterpflüge und Hackschaaren zus. 1¼ Schiffpfund à 32 Fl.

14. **Holz:** 46 Stück Rundholz, 61 Stück Dielen von 16 Ellen, 1- und 1½ zöllig, 26 eichene Bohlen, 62 Stück Latten.

15. **Getreide und andere Produkte:** 11 Last 9 Scheffel Roggen waren, die Last zu 124½ Fl. auf dem Wege nach Danzig. Auf dem Speicher lagen 1 Last Roggen, 3 Last Gerste, 7 Last Hafer. Ausserdem waren vorhanden 4 Scheffel Erbsen, Malz für 282 Fl., 6 Fuder Heu à 3 Fl., 40 Bund Stroh à 2 Schilling, 20 Tonnen Kalk à 18 gr., 2 Tonnen Theer à 5 Fl. Ferner 7 Schaffelle, 2 Marderfelle, ein Wildkatzenfell.

Man sieht, Bloedau, konnte eben alles brauchen und ein nicht unbeträchtlicher Theil seiner Geschäfte hat lediglich im Tauschhandel bestanden. Meistens wurde Getreide gebracht und der nöthige Hausbedarf dafür entnommen. Die vorstehend aufgeführten Waaren, besonders die grössern Verräthe derselben sprechen eine sehr beredte Sprache; denn sie erzählen uns, worin der Hausbedarf vor 150 Jahren bestanden hat, ohne dass ein weiterer Hinweis nöthig erscheint. Um beim Ge-

treidekauf sicher zu gehn, besass Bloedau ein Korngewicht, d. i. jene empfindliche cylindrische Waageschale, die einen gewissen kleinen Theil der Einheit des Getreidemaasses fasst und mit kleinen Gewichten versehen ist, welche den nämlichen Theil des beim Getreidehandel gangbaren Gewichtes wiegen.

Zu gleicher Zeit, als diese Vorräthe sich bei einem Kaufmann der Stadt Graudenz nachweisen lassen, belief sich das baare Geld, welches derselbe in Händen hatte, auf 7880 Fl. in gangbarer Münze. Ausserdem lagerten in seinem beschlagenen Geldkasten unter dem Himmelbette 18 Dukaten à 8 Fl., 8 Stück alte Bankthaler à 4 Fl., 18 Bankthaler à 3 Fl. 24 gr., 6 Carolin à 1 Fl., 24 Speziesthaler à 3 Fl. 18 gr., gute Schillinge für 102 Fl., 24 zwei Drittel Stücke à 2 Fl., 1 franz. Ein-Viertel-Speziesthaler für 24 gr., 3 alte Sechsgroschen und ein Neungroschen, 8 Sigismundus Tymffe, 24 Stück Achthalbgroschenstücke (6 Fl.), Kopeken für 15 gr. und 14 Sigismundus Düttchen (1 Fl. 12 Gr.)

In demselben Kasten lagen die kaufmännischen Bücher, eins in braunem, das andere in grauem Deckel.

Schuldig war Bloedau Nichts.

Seine Ausstände betrugen mehrere tausend Floren.

In Danzig schuldeten ihm Kf. Golau 660 Fl. 24 gr., Kf. Connaten 130 Fl. 6 gr. In Graudenz hatte er 16 Schuldner. Die übrigen vertheilten sich auf Lessen, Rheden, Buck, Biallochowken, Dombrowken, Doszoczyn, Engelsburg, Fosswinkel, Gatsch, Grutta, Kablunken, Knobloch (Ossakrug), Kunterstein, Mockrau, Neudorf, Nitzwalde, Orle, Prenzlawitz, Ramutken, Richnowo, Roggenhausen, Rudnik, Sackrau, Schadau, Schönowo, Kl. Schönbrück, Schwenten, Slup, Szepanken, Tarpen, Tusch, Dt. Wangerau und Wiewiorken im Graudenzer Kreise; Partenschin, Gross und Klein Leistenau im ehemals ostpreussischen Kreistheile, welcher niemals zu Polen gehört hat; Brozowo, Gogolin und Sarnowo im Kreise Kulm; Michelau, Sanskau, Ossik und Stadt Schwetz, im Kreise gl. N.; Gwizdzin, Krzemienowo, Pacentowo und Stadt Löbau des gleichnamigen Kreises; Boleschin, Ostrowitt, Gross und Klein Plowenz im Kreise Strasburg, sowie andere, ihrer Lage nach nicht genau feststellbare Orte.

Mit Ausnahme von Danzig u. Graudenz zählte das Konto etwa 200 Schuldner, darunter dem Namen nach 68 Deutsche, auf.

Für sicher muss Bloedau alle gehalten haben; denn in seinem Pfandbesitze war nur wenig versetztes Gut, ein silberner Gürtel, 12½ Loth, 1 poln. Passgürtel 1 Mark 2½ Loth schwer, und silberne Löffel und Ringe im Werthe von 12 Fl.

Wenn das Interesse durch die Bekanntschaft mit der erfolgreichen Geschäftsthätigkeit eines persönlich unbekannten Mannes erweckt wird, pflegt dasselbe unmittelbar auf die Person und die persönlichen Verhältnisse überzugehen. Möglicherweise existirt noch irgendwo in der Stadt Graudenz ein Bild, welches den Kaufmann Bloedau darstellt. Sind doch die Portraits des Graudenzer Bürgermeisters Friedrich Bohr und seiner Ehegattin Elisabeth geb. Sasse, im Jahre 1746 in Kupfer gestochen, erhalten.

Doch können wir von der immerhin zweifelhaften Recherche absehn.

Johann Albrecht Bloedau ist allem Anscheine nach eine Persönlichkeit von Ansehen und Würde gewesen. Wir finden ihn in der Regel in seinem Geschäfte mit schwarzem Kamisol und gleichfarbigen Hosen bekleidet, im engern Familienkreise trägt er einen gestreiften Kaftan. An Sonn- und Feiertagen aber liebte er es, sich stattlich hervorzuthun, und weil zu seiner Zeit helle Kleider Mode waren, trug er abwechselnd Kamisol, Kniehosen und Strümpfe hellgrün oder gelb, jede Garnitur zum Kostenpreise von 60 bis 70 Floren, ganz abgesehen von den zwei bis 3 Dutzend silbernen Knöpfen, womit das Kamisol an der Brustseite von oben bis unten einreihig besetzt war. Auch die Kniegürtel waren mit Silbertressen, die Schuhe mit silbernen Schnallen verziert. Den Kopf bedeckte eine Alongeperücke, auf ihr schwebte ein feiner Hut mit goldner Tresse; graues und braunes, mit goldnen Tressen besetztes Gehänge über Schulter und Brust hielt den Degen, dessen Tolle golden war. Die rechte Hand, mit Petschierring versehen (wir verrathen, dass er 4 Dukaten wog und 32 Fl. Goldwerth hatte), sowie mit weissem Handschuh bedeckt, hielt gravitätisch den Stock mit grossem Silberknopfe. Zur Winterzeit wurde dieser festliche Staat von einem blauen Mantel umschlossen.

Blödau war kein geborner, sondern ein eingewanderter Graudenzer. Er hatte im Jahre 1705 hier beim Rathe das von seiner Vaterstadt Löbnicht-Königsberg ausgestellte Zeugniss ehelicher Geburt „echter deutscher Nation“ niedergelegt und die Erlaubniss nachgesucht, eigen Feuer und Rauch zu halten und mit Kaufschlagen bürgerliche Nahrung zu treiben. Gleichzeitig hatte er eine Tochter hiesiger Stadt geheirathet. Seine Ehe war mit zwei lebenden Kindern gesegnet. Das Verhältniss zwischen Mann und Frau, sowie zwischen Eltern und Kindern muss, nach allem zu schliessen, ein vorzügliches gewesen sein. Bloedau starb, bevor er die silberne Hochzeit zu feiern im Stande war. Seine Anhänglichkeit an die Gattin spiegelt sich in den Besitzthümern der letztern ab. Ebenso erweisen die zum persönlichen Gebrauche der Familie bestimmten Stücke, namentlich Kleider und Wäsche, dass die Ehegattin der Zuneigung werth war, die Haushaltung fleissig und umsichtig in Ordnung hielt und mit einer gewissen Eleganz verwaltete, welche auch den Wünschen ihres Mannes entsprach.

Sehen wir uns zunächst das Schatzkästlein der Ehegattin an. Wir finden dort ein „Damenuhrchen“, 4 goldene Ringe, jeder 6 Dukaten schwer, einen krongoldenen Ring, 2 Schnüre kleiner echter Perlen um die Hände, 2 Schnüre rother Korallen zu demselben Zwecke, 2 Kreuze mit Demanten verziert, mehrere silberne Haarnadeln à 2½ Loth und eine Kleiderbürste mit Silber beschlagen, offenbar Geschenke, verschiednen Zeitpunkten angehörig. Der Vorrath an Silbergeschirr beschränkte sich auf einen getriebenen Becher von einem Halben, ein Quartiertummelchen, innen vergoldet, mit drei Knöpfen, vier polnische Löffel à 6 Loth, (wahrscheinlich Potage- also Aufgebelöffel), 16 Esslöffel, 5 Weinlöffel.

Dagegen war eine kleine Silberbibliothek vorhanden.

Sie bestand aus einem Gebet- und Gesangbuche mit Gold und Silber und gebrochener Arbeit verziert, 30 Fl. an Werth des Edelmetalls, einem Erbauungsbuche „christliche Himmelsrüstung“ benannt, mit silbernen Klammern und Heften, aus einem Gesangbuche in silbernen Klausuren und Beschlägen, einem Buche ohne nähere Bezeichnung in grünem Sammet und Silber, aus Georg Neumark's († 1681) Frauenzimmerspiegel in Versen, letzterer in rothem Sammet gebunden u. mit silb. Heften versehen.

Ein Kreuztuch, bestehend aus breiten goldnen Spitzen und angesetzten schmalen goldnen Spitzen, 6 Loth schwer, das Loth zu 2 Fl. berechnet, $2\frac{1}{2}$ Unzen goldene Tressen à $4\frac{1}{2}$ Fl., 4 Unzen neue Silbertressen à 3 Fl. 15 gr. und nicht unbeträchtliche Vorräthe an werthvollen feinen Spitzen, Zacken, Einsätzen, Kanten, Bändern und Rundschnur befanden sich ebenfalls als Werthsachen im Gewahrsam der Ehefrau.

Die Garderobe derselben war französischer Mode entsprechend. Sie enthielt an Röcken: ein Schleppkleid von einem feinen mit geworfenen goldenen Blumen durchwirkten Stoffe, 110 Fl. an Werth, ein schwarzes Damastkleid, einen blauen Damastrock mit goldnen Spitzen, einen rothen Damastrock, ein feines rothes Kleid mit weissseidnen Spitzen (Galaunen) besetzt, eine blaue Jacke (Futterhemde) mit goldenen Tressen, ein goldenes Bruststück (wohl Taille), einen Bügelrock und verschiedene alte Kleider nebst Zubehör.

Dass die Damenmäntel vor 150 Jahren, wie heute, nur in Verkleinerungen existirten, ergiebt ein ponceaudamastenes „Mäntelchen". Neben demselben waren Zubben (Jopen?) im Gebrauche, deren Frau Bloedau eine lange von karmoisinrother Farbe mit Grauwerk gefüttert (50 Fl. werth), eine lange, aschfarbig, mit weissem Kaninchenfutter (20 Fl. werth), und eine kleine von dichtem Damast mit Plüsch ausgelegt, besass.

Zum Kopfputz dienten Kappen und Tücher auf der Strasse, Fantangen in Gesellschaft, Hauben für gewöhnlich im Hause. Die vorhandene Kappe war klar und fein schwarz. Die Fantangen enthielten neben ganz feinen Spitzen, die eine roth und goldenes Band, die andere seegrün silbernes, die dritte silbern piquirtes Band. Die zuerst erwähnte kostete 25 Fl. Zwei Fantangen fanden ausserdem in Trauerfällen Verwendung. Eine merkwürdige Damenkopfbedeckung stellt der im Nachlasse ferner vorhandene „Nagabacz" von Plüsch dar. Es ist dies eine Art „letzter Versuch" gewesen; denn dem Wortsinne nach ging die Aufgabe dieses Huts dahin, zu reizen, anzufechten, zu stören und zu beunruhigen. Die Zahl der Hauben mit Spitzen betrug fünf. Pantoffeln, weisse und andere Schuhe dienten als Fussbekleidung, vier Fächer (Weyer) und ein Sonnen-

schirm „von Papier“ gegen den Sonnenschein, zwei Bären- und eine Hundsmuffe gegen die Kälte. Der Tücher, Halskragen, Ermelchen, gagenen, mit blauen Bändern versehenen, weiss durchnäthen und andern Nachtzeuge gedenken wir nicht im besondern.

Im Besitze des Sohnes und der Tochter des Hauses steht der Pathenpfennig von vier Dukaten und sechs Bankthalern obenan. Mehr noch, als durch die Gesellschaftsanzüge der Frau Bloedau wird durch ihn die Annahme widerlegt, als ob die günstige Vermögenslage des Hauses Bloedau vor 150 Jahren etwa eine vereinzelte gewesen. Ein Windelband von flammirtem Taffet mit goldenen Spitzen mag dereinst bei den Tauffestlichkeiten im Gebrauch gewesen sein. Um das Zahnen des Kindes zu befördern, hat ein Wolfszahn, in Silber gefasst und mit drei Glöckchen versehen, gute Dienste geleistet. Es findet sich auch die Fallmütze vor, welche dereinst bei den ersten Uebungen im Gehen die Köpfe der Kinder vor Beulen schützte. Vierzehn weisse Kinderhäubchen mit Spitzen und verschiedene Jungen- und Mädchenkappen mit goldenen Galaunen und Tressen haben anscheinend ebenfalls bereits ausgedient. Der Junge trägt schon ein Kamisol und Beinkleider, für das Mädchen sind Rock und Leibchen, Mäntelchen und ein kleiner Pelz von gelber Halbseide, mit Wildkatzenfell gefüttert, vorhanden. Ein Eichhörnchenbauer auf dem Hofe und ein Spiel Kegel sind wahrscheinlich der Kinder halber angeschafft. Dieselben können nicht mehr ganz klein sein.

Aus dem Wäschschranke verzeichnen wir 28 Mannshemden à 2 Fl., 36 Frauenhemden à 1½ Fl., 14 Jungens- und ebensoviel Mädchenhemden. Unter anderm werden 28 Tischtücher als „Hausarbeit“ bezeichnet. Von den 2½ Dutzend Bettlaken sind mehrere ganz fein, 12 mit Spitzen versehen. Neben ausreichender Zahl von Handtüchern und Bettbezügen sind auch 14 Schnuppeltücher vorhanden, fast scheint es, als wenn dieser Artikel vor 150 Jahren weniger im Gebrauche gewesen ist; die Zahl 14 ist offenbar eine sehr kleine.

Das Bettwerk, meistens aus Daunen bestehend, war reichlich. Es waren 9 Unterbetten für 2 Personen, 4 Unterbetten für 1 Person, sechs Deckbetten, 5 lange Pfühle und 19 Kopfkissen lediglich für die Familie und etwaigen Besuch im Gebrauch.

Im Stalle und im Rossgarten standen 2 braune Pferde, 81 Floren werth, 1 wolfsfarbener Hengst (57 Fl.), 1 gleichfarbige Stute nebst Füllen (39 Fl.), zwei Stuten licht und schwarz à 21 Fl., zwei Jährlinge, zusammen 26 Fl. an Werth.

Puffwagen und eine Taradaika (Britschke) vermittelten geschäftliche Fuhren, für die Herrschaft war eine grosse neue Chaise, 200 Fl. werth beschafft, und ein Schlittengestell für 40 Fl., auf welches die Chaise im Winter gesetzt werden konnte. Durchweg solide waren Hausrath und Wirthschaftssachen.

Wir nahen uns dem Ende der Inventur, und es ziemt sich, die beiden Särge, welche Bloedau auf Lager und vorsorglich für sich und sein Weib bestimmt hatte, zuletzt zu erwähnen. In ihnen sind vermuthlich Beide denn auch begraben worden.

Vor 100 Jahren besass der Kaufmann Adam, Sohn des Johann Albrecht Bloedau, das Haus des letztern am Lessner Thore. Hochbetagt überliess er es seiner Tochter Concordia für 2200 Gulden, weil sie ihn im Alter mit kindlicher Sorgfalt gepflegt und zu Dank verpflichtet hatte. Von seinen Söhnen Leonhard und Jacob kommt Jacob darauf noch als Tuchhändler zu Graudenz in Erwähnung. Dann verschwindet der Namen Bloedau. Die Concordia heirathete 1782 den Kaufmann David Metz, welcher fünf Jahre später das ihm ungünstiger belegene Wohnhaus an den Handschuhmacher Joh. Gottlieb Schwaan vertauschte und dafür dessen Grundstück in der Junkerstrasse unter Zugabe von 2500 Gulden erwarb, welches der Familie Metz bis in die Neuzeit gehört hat und jetzt von dem Kaufmann Aronsohn besessen wird.

Das Grundstück am Lessner Thore verkaufte Schwaan im Jahre 1793 an den Bäckermeister Wolle, Wolle im Jahre 1796 an den Chirurg Martini, dieser 1819 an seinen Schwiegersohn Prem.-Lieutenant Joseph v. Falken-Plachecki, in dessen Familie es nicht volle 50 Jahre geblieben ist. Ueber die Bude neben dem Grundstücke enthalten die Akten des gegenwärtigen Jahrhunderts nichts. Ohne Zweifel befand sie sich nur im Pachtbesitze des Bloedau. Damit wäre auch das über die Geschichte des Hauses Ermittelte vorgetragen, welchem wir unsern Besuch gemacht haben.

Wir haben uns auf diesen Besuch beschränkt und eine einzelne Haushaltung herausgegriffen, um den gesammten Besitz eines Einzelnen vor 150 Jahren völlig unvermischt darzulegen.

Es würde nicht schwierig gewesen sein, aus den Nachlassinventarien nachbenannter, um das Jahr 1729 in Graudenz verstorbener Personen, des Rathsältesten Heinrich Reymers († 1726), dessen Bibliothek in diesen Blättern (XV, S. 100—118) bereits Gegenstand der Besprechung gewesen ist, der Frau Anna Theodosia Salomon geb. Nitz, Ehegattin des Gerichtsverwandten Peter Gottfried Salomon († 1734), des Notars Bartholdi († 1736) der Ehefrau des Gemeindeältesten Christian Schulz und der Marie vereh. Mozanska erster Ehe Bohr († 1738), sowie aus den Konkursakten des Kaufmanns Johann Hexel, den Jahren 1722 ff. angehörig, die vor 150 Jahren zu Graudenz überhaupt im Gebrauche befindlich gewesenen Besitzthümer und Bedürfnisse des bürgerlichen Lebens zu verzeichnen.

Wenn es, wie aus den Hexelschen Akten zu entnehmen, vor 150 Jahren auch einmal mangelndes Gleichmass zwischen den Einnahmen und Ausgaben gegeben hat, indem von 43972 Fl. 11 gr. Schulden nur 36½ Prozent zur Erstattung kamen, so ergeben doch alle übrigen Archivalien behagliche, sogar glänzende Verhältnisse. Bei Salomon betrug das vorhandene baare Geld 6660 Fl., der reine Nachlass der Ehefrau 15567 Fl. Bei Frau Mozanska berechnet sich die Theilungsmasse auf 10595 Fl. u. s. w.

Zu solchen Erfolgen hat die günstige Lage der Stadt Graudenz ohne Zweifel beigetragen. Aber auch andre Orte erfreuten sich ähnlicher Lage und doch verkamen und verödeten dieselben unter polnischer Herrschaft aufs Aeusserste.

Vorzugsweise ist es daher der Umsicht, dem deutschen Fleisse und der Zähigkeit zu danken, mit welcher die Bewohner ununterbrochen gegen die Polonisirung und deren Folgen angekämpft haben, dass sie auch in der sehr schweren Periode nach dem Brande sich als Herren der Situation zeigen und jene behaglichen und glänzenden Verhältnisse schaffen konnten, von denen diese Studie Zeugniss ablegt.

Preussische Urkunden

aus dem Nachlasse Friedrichs von Dreger.

Mitgetheilt von

M. Perlbach.

Die Bibliothek der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde in Stettin bewahrt in dem Nachlass des pommerschen Geschichtsforschers Friedrich von Dreger einen reichen Schatz für die Geschichte Pommerns und seiner Nachbarländer, dessen Werth durch die zahlreichen Publikationen, die seit dem Tode Dregers († 1750) ans Licht getreten sind, sich nicht vermindert hat. Dreger konnte als Archivar die damals noch unter festem Verschluss gehaltenen Schätze der Archive für seine Sammlungen nutzbar machen: er hat manches Stück in seinen Abschriften erhalten, das seitdem verschollen ist: sein Codex diplomaticus, dessen elf stattliche Folianten durch den Minister von Hertzberg 1793 in die Bibliothek des Marienstiftsgymnasiums zu Stettin gelangten, legt, neben zahlreichen Abschriften der einzelnen Copialbücher in der Gesellschaftsbibliothek, ein beredtes Zeugniss ab für den Sammlerfleiss Dregers. Man würde aber dem pommerschen Archivar durchaus Unrecht thun, wenn man nur den Fleiss an ihm rühmen, oder den ersten Band seines Codex, der 1748 im Druck erschien, zur Grundlage seines Urtheils machen wollte: sein handschriftlicher Nachlass ist fast ganz frei von allen Fehlern, die den gedruckten Band entstellen: er zeugt von einer Umsicht im Auffinden der Quellen und einem kritischen Blick in ihrer Benutzung, die wir dem 18. Jahrhundert kaum zugestehen und die nicht alle Nachfolger Dregers in gleicher Weise besassen.

Die Dreger'schen Folianten sind auch von preussischen Historikern schon früher benutzt worden: Voigt citirt sie an einigen Stellen seiner Geschichte und Hirsch hat im ersten Bande der Scriptores rerum Prussicarum in den Regesten der Ostpommerischen Herzöge (S. 797--805) zahlreiche Notizen daraus entlehnt. Für Preussen kommen vor Allem die Cod. N. 82, 83 und 84 der Löper'schen (Gesellschafts-) Bibliothek in Betracht. N. 82 enthält Abschriften und Excerpte der sogenannten „10 kleinen Handfestenbücher", N. I—X, im Königsberger Staatsarchiv, N. 83 ist eine vollständige Abschrift des „Grossen Grenzbuches A", jetzt Foliant A 18 desselben Archives, und N. 84 desgleichen des „grossen Grenzbuches B" (dessen jetzige Signatur mir unbekannt ist).

Aus diesen drei Handschriften theilen wir im Folgenden 8 bisher ungedruckte Urkunden zur Preussischen Geschichte meist des 13. Jahrhunderts mit.

N. 1. Die Verleihung der Zehnten von Nessau durch Bischof Michael von Cujavien an den deutschen Orden ist in A 18 in zwei Fassungen überliefert: beide sind undatirt, werden aber, wie die ebenfalls in A 18 fol. 8 n. 16 befindliche Uebertragung der Zehnten von Orlow (vgl. meine Regesten n. 107) ins Jahr 1232 gehören. Die Form decania kann vielleicht für diese Zeit auffallen. Dass der Orden in der That die Zehnten von Nessau von Michael erhalten hatte, beweist die Bestätigung des Alberus von Leslau vom 29. April 1268 (Reg. 777).

N. 2 u. 6 (A 18 fol. 90 u. 81) sind Gegenurkunden des Ordens und des Bischofs Siegfried von Samland zu zwei gedruckten Urkunden des samländischen Bischofs Heinrich und des Ordens von 1263 und 1297 (Reg. n. 692 u. 1190). Die Originale sind vielleicht noch in Frauenburg.

N. 3, aus A 18, ist Reg. 894 angeführt. Morinov, über dessen Zehnten Bischof Alberus von Leslau den Orden mit dem Decan von Kruschwitz vergleicht, ist Murczinno bei Inowraclaw.

N. 4, aus Grenzbuch B fol. 65/66, die Aussetzung des Dorfes Wapczk zu Culmer Recht, ist angeführt Reg. 1024: eine Stelle wurde von Voigt Gesch. III, 542 mitgetheilt, ohne Angabe der Quelle.

N. 5, Verleihung an einen Christburger Bürger von 1291, stammt aus Handfestenbuch X fol. 4.

N. 7 ist die von Toeppen bei der Ausgabe des canonicus Sambiensis, Ss. rer. Pruss. I, 290 vermisste Urkunde über den Tausch von Raxiten und Awauken in der Ausfertigung des Capitels: sie steht in A 18 fol. 88.

N. 8, aus B fol. 75, enthält den Eid, den Rath, Gemeinde und Gewerke von Danzig nach dem Aufruhr vom 18. Juni 1416 schwören mussten und ergänzt die von Toeppen in den Acten der Ständetage Preussens I, 282—290 über diesen Gegenstand gemachten Angaben.

Unter 9 stellen wir endlich eine Reihe Güterhandfesten aus dem Ende des 13. Jahrhunderts zusammen, welche Dreger in N. 82 auszugsweise aus den 10 kleinen Handfesten mitgetheilt hat. Das unter f) erwähnte Gertrudenspital in der Altstadt Königsberg ist sonst nicht nachweisbar.

1.

c. 1232.

Bischof Michael von Cujavien überträgt dem deutschen Orden die Zehnten von Nessau.

a.

In nomine domini amen. Notum sit omnibus hanc literam inspecturis, quod nos M[ichael] episcopus et capitulum Wladislaviensis ecclesie cessimus domui hospitalis sancte Marie Theutonicorum et fratribus ejus de decimis ville que dicebatur Nessova magna[a] pertinentibus decanie nostre hac conditione, ut iidem[b] fratres persolvant et reddant pro eisdem decimis decanie nostre tres marcas

b.

Jn deſſim briſſe gib[t] der biſſchoff von Leſſlaw und das capittel dem ordin den czenden von dem dorſſe Große Neſſow, das do hat gehort czur dechanie, do vor der orden jerlich ſal geben III marc puris ſilbers ewiclich ꝛc.

In nomine domini amen. Notum sit omnibus presentem literam inspecturis, quod nos M[ichael] episcopus et capitulum Wladislaviensis ecclesie cessimus hospitali domus sancte Marie Theutonicorum et fratribus ejus de decimis ville que dicebatur magna Nessoua pertinentibus ad decaniam nostram ea condicione, ut iidem fratres pro eisdem decimis persolvant decano nostro et ejus successoribus

a) magna Nessova A 99. b) idem A 99.

puri argenti singulis annis usque in perpetuum. Ego decanus . . . . . . predicte ecclesie collaudo hoc pactum et accepto. Nos fratres dicte domus hospitalis obligamus nos ad solvendam hanc summam pro eisdem decimis predicte[c] decanie per singulos annos. Et ne hoc pactum aliquatenus futuris temporibus infringatur nos predicti episcopus et capitulum ipsum presentibus literis confirmamus.

tres marcas puri argenti singulis annis usque in perpetuum. Ego . . . . decanus predicte ecclesie pactum hoc collaudo et accepto. Nos fratres predicte domus hospitalis obligamus nos ad solvendam decanie hanc summam, et ne hoc pactum ab aliquo homine unquam infringatur nos predicti episcopus et capitulum ipsum confirmamus.

Aus Foliant A 18 in Königsberg fol. 11· n. 23 u. 24.
a. auch in Fol. A 99 fol. 6^a n. 13 (mit derselben Ueberschrift).

2.

1263. Januar 1. Elbing.

Der Hochmeister Anno vergleicht sich mit dem Bischof Heinrich von Samland über die Burg Königsberg und verschiedene Ländereien in Samland.

Universis ad quos presentes litere pervenerint frater Anno magister hospitalis sancte Marie Theuthunicorum Jerusolimitani salutem et bonorum omnium incrementum. Cum nos ad ampliandum honorem et gloriam crucifixi et fidem katholicam dilatandam ad tuitionem neophitorum in partibus Sambie apud Koningsberg civitatem providerimus conferendam et cum agri et pascua ad communes usus fratrum nostrorum et civium ejusdem civitatis minime sufficiant, cum venerabili patre domino Henrico episcopo Sambiensi permutationem quorundam bonorum infrascriptorum fratrum nostrorum accedente consilio secundum formam fecimus subnotatam. Dictus siquidem episcopus castrum suum in Koningsberg cum allodio juxta castrum et tertiam partem molendini sub castro siti et cum tertia parte alterius molendini, quod iuxta nostrum allodium in Lawte situm est, et tot mansos, ut cum eodem allodio suo juxta dictum castrum sito sint septuaginta mansi, quorum termini taliter distinguuntur: de terminis limitationis quondam facte apud Koningsberg inter episcopum et fratres predictos super campum in Absowe triginta mansi Flemingicales in longitudine et latitudine equaliter per ascensum Pregore limitantur et alii triginta mansi similiter Flemingicales in loco, ubi bona predictorum civium terminantur per descensum Pregore in longitudinem ot latitudinem equaliter distinguntur, ita ut si jam dicti triginta mansi inferius apud Pregoram non possunt latitudinem debitam obtinere, ille defectus alias suppleatur, sic ut integraliter fiant triginta mansi, preterea decem mansi in Lawte triginta funiculos in longitudine continentes, qui initium habent apud molendinum nostrorum fratrum et protenduntur sursum per

c) übergeschrieben A 99.

ascensum aque supra quam situm est dictum molendinum; similiter iidem mansi in latitudine triginta funiculos obtinebunt, qui ab eadem aqua versus Waldowe protenduntur, ut si defectus est in latitudine illc per longitudinem suppleatur, ut fiant ex integro decem mansi; insuper terciam partem minoris insule cum decimis omnium premissorum, jurisdictione, jure ac omni utilitate nichil juris in eisdem bonis sibi reservatis nobis et nostre domui confert in perpetuum libere possidenda, hoc adjecto, ut si capture sive reclusiones aquarum que vulgariter dicuntur wer retro effluant vel contingat effluere in molendinis predictis sive in molendinis iuxta rivulum apud castrum supradictum defluentem a nostris fratribus in posterum in nostris terminis construendis etiam exinde agris dicti episcopi aut suorum successorum nocumentum aliquod vel preiudicium generetur, nichilominus in molendinis et rivulo memoratis nostram possumus utilitatem prosequi cum effectu. Nos vero ejusdem episcopi grato concurrentes assensu in predictorum excambium de fratrum nostrorum voluntate et consensu expresso eidem episcopo et suis successoribus nec non ecclesie ipsius quinquaginta mansos in terra Culmensi iuxta villam que dicitur Windesturen conferimus in veram proprietatem libere et sine omni onere perpetue possidendos cum omnibus suis pertinenciis, decimis, jurisdictione, terris cultis et incultis, pratis, pascuis, silvis, nemoribus, saltibus, salectis, paludibus, stangnis, piscariis, aquis aquarumque decursibus, montibus, vallibus, viis et inviis, auri argentique fodinis nec non omne genus eris sive metalli ac gemmarum fontes vel venas salis et quicquid omnino in terra vel supra aut in aquis inventum fuerit cum omni utilitate questu vel proventu qui nunc est vel in posterum fuerit, qui nunc apparet et in posterum apparebit, sub eisdem terminis in longum, latum et profundum cum omni jure et districtu sub quibus eosdem tenuimus, nec advocatia nec ullo prorsus jure vel obsequio quocunque nomine censeantur nobis reservatis in eisdem omne plenum et integrum jus proprietatis et possessionis eorundem mansorum in prefatum eqiscopum et successores ipsius et ecclesiam cum vero rerum dominio transferentes. Ceterum obligamus nos et domum nostram, ut quando memoratus episcopus vel suus successor primum in terra Sambiensi castrum construere decreverit, idem episcopus unam partem, fratres vero duas partes plancarum procurabunt. Ut etiam idem castrum plancis muniatur in expensis propriis ad hoc tenentur auxilium ministrare. Ad hec fratres nostri in eodem castro predictam partem plancarum sepedicto episcopo construendo duas domos ambas ad viginti marcarum valorem construent vel episcopo sive suo successori pro castri et domorum structuris marcas quinquaginta persolvent. Earundem autem domorum et plancarum constructio sive quinquaginta marcarum solutio pro eisdem erit in fratrum nostrorum omnimoda optione. Renunciamus etiam pro nobis, successoribus nostris et nostra domo in predicta permutatione exceptioni et actioni doli, beneficio restitutionis in integrum ac omni legum et juris auxilio canonici et civilis atque omni actioni, exceptioni ac defensioni et rei que contra hoc instrumentum possent obici vel opponi. Ut autem omnia prenotata consistant firma et inviolabilia perseverent presens scriptum fieri et

venerabilium patrum domini Heidenrici Culmensis et domini Henrici Sambiensis episcoporum et nostro sigillis providimus roborari. Actum in Elbingo anno domini millesimo ducentesimo sexagesimo tercio Kalendas Januarii.

Abschrift im Fol. A 18 fol. 90 n. 197.

Ueberschrift: Disser briff spricht von eyner wechselunge von etlicher guter wegen, also daß der bischoff syn hus czu Koningisberg mit dem vorwerke bie dem huse mit dem dritten teyle der molen gelegin undir dem huse und mit dem dritten teile eyner andern molen hett gegeben, dovor hat im der ordin gegebin funffczic huben im Colmischem lande bey dem Dorffe Windesture mit allen zugehorungin ꝛc. Scripta per copiam.

3.

1282. Nov. 25. Morino.

Bischof Alberus von Cujavien vergleicht den Decan von Kruschwitz mit dem deutschen Orden in Preussen über die Zehnten von Morzinow.

In nomine domini amen. Alberus[a] divina miseratione Wladislaviensis ecclesie episcopus totumque ejusdem ecclesie capitulum universis presentes literas audituris salutem in domino sempiternam. Cum inter dilectos nobis fratres hospitalis sancte Marie domus Theutonicorum in Prussia ex una et decanum ecclesie nostre Cruswisciensis ex parte altera super decimis domus dictorum fratrum in Morinow litium et controversie exorta fuisset materia, iidem fratres et decanus, malentes per viam compositionis dubios et laboriosos litium evitare eventus consensu nostro et nostri capituli accedente compositionem amicabilem inierunt. Siquidem salvo dicto nostro decano integro jure in decimis antea perceptis habito, dicti fratres promiserunt se daturos eidem decano et suis successoribus decimas de fructibus quorundam agrorum suorum, quas antea non solvebant. Sunt autem siti agri dicti ad dextram transeuntibus a quodam fossato sito inter duos agros directe versus villam Morinow per colliculos intermedios pro terminis factos usque ad lacum sive stagnum dicte ville contiguum quodam monticulo seu termino presignatum. Cesserunt insuper dicti fratres eidem decano de decimis cujusdam agri quem ducissa araverat accepta cautione et promisso dicti decani nostri renunciantis suo et successorum suorum nomine de consensu nostro et nostri capituli omni juri et actioni quod vel que sibi et suis successoribus in aliis quibuslibet agris dictorum fratrum in Morinow super decimis competebat vel competere aliqualiter videbatur. Nos igitur prefatam compositionem provide factam ratificamus, approbamus atque ex certa scientia de consensu nostri capituli habito tractatu sollempni, in quo consensimus universaliter singuli et singulariter universi presentibus confirmamus, renunciantes in omnibus premissis nostro et nostri capituli et dicti decani et successorum nostrorum nomine actioni et exceptioni, beneficio restitutionis in integrum, omnibus indulgentiis seu

---

a) Albertus A 18.

privilegiis a sede apostolica impetratis seu etiam impetrandis, consuetudini et statuto et omni auxilio juris canonici et civilis nec non omni defensioni, que contra dictam compositionem et ordinationem seu presens instrumentum vel factum possent obici vel opponi. In cuius rei testimonium et perpetuam firmitatem sigilla nostra presentibus sunt appensa. Testes sunt dominus decanus Wladislaviensis Liffardus, dominus Henricus custos ejusdem ecclesie, dominus Johannes prepositus et Albertus decanus Cruswisciensis canonici Wladislavienses et alii quam plures fidedigni. Actum et datum in Morino anno domini M°. CC°. LXXX°II. V°II. Kalend. Decembris.

Abschrift im Fol. A 18 fol. 11 n. 25 in Königsberg.

Ueberschrift in A 18: In dessim' brife bestetigit Albertus bisschoff zu Lesslow und das Capittel die berichtunge die gemacht ist czwisschen dem ordin und dem techan der kirchen Crußwitz als von czendin und aderen rc.

Angeführt: Dreger-Oelrichs, Urkundenverzeichniss 13. Perlbach, preuss. Reg. n. 894.

4.

1288. März 17. Papau.

Der Landmeister Meinhard von Querfurt setzt das Dorf Wapczk zu Culmer Recht aus.

In nomine domini amen. Quoniam ea que fiunt in tempore per decursum temporis in oblivionem decidunt nisi testium presidio aut scripture testimonio roborentur, nos igitur frater Meynko de Querenforth hospitalis sancte Marie Theutunicorum Jherusolimitani magister Prusie notum esse volumus universis presentium inspecturis, quod nos privilegium super fundatione et locatione nostre ville in Wapczk quondam confectum propter quasdam conditiones nostrorum fratrum de consilio et consensu rusticorum in ea manentium immutatas duximus innovandum. Volumus itaque ut scultetus dicte ville sex mansos ibidem tres videlicet cum omni libertate et utilitate et tres censuales cum suis heredibus in perpetuum possideat commode et quiete, jus Colmense omnibus inhabitantibus dicte ville decrevimus conferendum, item scultetus et sui heredes terciam partem judicialis questus omnium judiciorum tam majorum quam minorum in hiis bonis et terciam partem tocius utilitatis aut questus qui de thaberna in dicta villa percipi poterit perpetuo tollent, nobis duabus reliquis tam de taberna quam de judiciis reservatis. Preterea ad utilitatem omnium incolarum dicte ville pro pascendis pecudibus suis in merica sive burra duos mansos duximus assignandos et ut in silvis ipsis adjacentibus ligna pro suis usibus sibi incidere valeant preterquam in silva Lysaw dictam ipsis liberam concedimus facultatem. Volumus tamen ut arbores pro mellificiis habiles minime succidant. Preterea LVI mansi preter dictos duos pascuis deputatos ad dictam villam universaliter pertinebunt, de quibus VI mansos ecclesie parrochiali in eadem villa liberos assignavimus et si fortassis totidem mansi in suis gadibus reperti non fuerint, talem

defectum non tenebimur adimplere. Si vero plures reperti fuerint nobis de hiis inhabitatores eorum ad idem jus quod de aliis sint astricti. Volumus siquidem, quod de quolibet manso dicte ville exceptis sex predictis ad ecclesiam et tribus ad scultetum et suos heredes ibi libere pertinentibus III fertones vulgaris monete et duo pulli pro censu annuo in festo beati Martini aut infra ejus octavas nostre domui annis singulis persolvantur. Nec tacendum est, quod omnes agri dictorum mansorum debent esse arabiles aut in agros convertibiles, ut ad minus excoli valeant de futuro. Ne igitur ea que per nos taliter acta sunt permutari aut infringi valeant, presentes conscribi fecimus et nostri sigilli munimine communiri. Presentibus nostris fratribus in testimonium subnotatis videlicet fratre Conrado de Tyrberg marschalco, Sifrido de Rechberg commendatore in Colme, Johanne Saxone, Gunthero de Swarczburg, Sedharco (?) Renense,[a]) Allexandro commendatore in Papo, et aliis pluribus fratribus nostris. Datum et actum in Papo anno domini M°. CC°. LXXX°VIII. in die Girdrudis virginis.

Abschrift im Grenzbuch B fol. 65 u. 66 n. 48.

Angeführt: Dreger-Oelrichs S. 19. Perlbach, Reg. n. 1024.

5.

1291. Mai 25. Christburg.

Siegfried von Rechberg Comthur von Christburg bestätigt dem Christburger Bürger Friedrich fünf Hufen bei der Stadt.

Nos frater Siffridus de Reberch commendator in Cristburg universis Cristi fidelibus ad quos presentes litere pervenerint orationes suas in fructu virginis benedicto. Ad universorum notitiam cupimus devenire quod Fredericus noster concivis vir laudabilis et honestus sibi suisque veris successoribus quinque mansos prope civitatem nostram Cristburg sitos cum suis denariis emit in perpetuum possidendos et hoc de nostro nostrorumque fratrum seniorum consilio pariter et consensu; supradictos mansos servabit ut sibi sunt per nos certis limitibus demonstrati. Ratione vero emptionis supradictus Fredericus et sui veri heredes seu successores de quolibet manso predictorum quinque mansorum novem scotos usualis monete in nativitate domini nostri domui nostre Cristburg pro censu singulis solvent annis. Ut autem hec emptio robur optineat perpetue firmitatis sigillum nostrum presentibus est appensum. Testes sunt frater Engelhardus, frater Kunemannus et plures alii ordinis nostri fratres. Datum Cristburg anno domini M.° CC.° nonagesimo primo octavo Kalendas Junii.

Abschrift im Handfestenbuch N. X fol. 4 im Königsberger Staatsarchiv.

---

[a]) l. Gerardo, cfr. Gerardus Renensis in der Handfeste von Marienburg 1276, Voigt, Gesch. Marienburgs 517.

6.

1297. October 25. Fischhausen.

Bischof Siegfried von Samland und sein Capitel vertauschen mit dem Landmeister Meinhard von Querfurt den Wald Wogrym gegen die Wälder Wischerad und Royge.

Universis Cristi fidelibus ad quorum audientiam presentes pervenerint frater Syffridus dei gratia episcopus, frater Theodericus prepositus totumque capitulum ecclesie Sambiensis salutem in omnium salvatore. Ad noticiam universorum cupimus devenire, quod nos cum reverendis viris fratre Meinhero de Querenford magistro Prussie et quibusdam aliis fratribus suis convenientes in domo nostra Schonewike deliberato et maturo consilio quandam permutationem cum ipsis inivimus, quam nobis et nostre ecclesie non ambigimus fore multipliciter fructuosam. Ad nostram siquidem instantiam predicti magister et fratres nobis et nostre ecclesie dederunt spatium, in quo sita est domus nostra Schonewike et silvas ex utraque parte adjacentes Wischerad scilicet et Royge cum prato iuxta mare recens quod habe dicitur et quidquid in eisdem silvis continetur prout domus eorum et ipsi ea hactenus possederunt et in literis eorum nobis desuper traditis est expressum plenius, in veram proprietatem et dominium et perpetuam possessionem nichil juris sibi ac dominii in eisdem bonis aliqualiter reservantes. De molendino tamen sito in eisdem bonis sic pariter duximus ordinandum, quod dimidietas ejus ad prefatum magistrum et ad fratres suos pertinebit et dimidietas nobis et ecclesie nostre cedet. Et si fortassis, quod absit, ex incendio vel ruptione obstaculi aque, quod vulgariter wer dicitur, seu alia ex quacunque causa idem molendinum in posterum destrueretur, utraque pars tenebitur equo moderamine reparamine (!) reparare. Si autem una pars in reedificatione nollet sumptus facere, pars altera suis sumptibus poterit reparare et tam diu cum pleno usu et utilitate integraliter observare, quousque pars altera dimidiam partem sumptuum restaurabit. Nos vero in dictorum bonorum recompensam dedimus in perpetuam possessionem predictis magistro et fratribus partem nostre ecclesie de silva Wogrym, sicut eam hucusque nostra tenuit ecclesia cum agris, pratis, pascuis, aquis, si qua talia sunt in ipsis vel fieri possunt et cum omnibus utilitatibus aliis in terra vel supra terram, que nunc ibidem sunt et fuerint in futurum vel que nunc apparent et in posterum apparebunt, eandem silvam cum omnibus suis attinentiis de nostra et nostre ecclesie possessione et potestate omnimode excludentes et in veram proprietatem predictorum magistri et fratrum cum omnibus juribus, honoribus et dominio perpetuo convertentes, nichil in ea juris et proprietatis nobis et nostre ecclesie reservantes, renunciantes in omnibus et singulis premissis nostro, ecclesie nostre ac capituli nostri nomine omnibus actionibus et impetitionibus, que nobis et nostre ecclesie ac capitulo nostro ad supradictorum irritationem de facto vel de jure competunt vel possent competere in futurum. In quorum omnium memoriam et perpetuam firmitatem presentes conscribi fecimus et sigillorum nostrorum episcopi videlicet et capituli munimine roborari. Testes sunt qui predicte per-

mutationi interfuerunt frater Gerwinus, frater Henricus Stange, frater Heidenricus canonici ecclesie nostre, frater Arnoldus capellanus noster, frater Volradus de Lydelow advocatus noster et socius suus frater Hildebrandus de Reberg, frater Henricus Franco magister coquine et celarii nostri et plures alii fidedigni. Actum et datum Schonewike anno domini millesimo ducentesimo nonagesimo septimo V°III Kalendas Novembris.

Abschrift im Fol. A 18 fol. 81 n. 179.

Ueberschrift: Disser briff spricht von eyner wechselunge, die gemacht ist czwischen dem bischoff czu Sameland und dem ordin, also daß der ordin hat gegebin der kirchen das rum do das hus lit Schonewike und die welde von beiden seiten als Wischerad und Royge 2c., dor vor hatt der bischoff dem ordin gegebin eyn theil des waldis Wogrym mit allen czugehorungen 2c. Hec litera est scripta per copiam.

7.

1300. Januar 13. Königsberg.

Das Capitel von Samland vertauscht mit dem Comthur Berthold Bruhaven Raxiten und Awaiken für Wyskayne und Suriene.

Universis Cristi fidelibus, ad quorum audientiam pervenerint presentes, nos frater Theodericus prepositus totumque capitulum ecclesie Sambiensis notum esse volumus quod cum consensu venerabilis patris et domini nostri Siffridi episcopi prefate ecclesie permutationem quorundam bonorum subscriptorum fecimus cum dilectis et religiosis fratre Bertoldo dicto Bruhauen commendatore ceterisque fratribus nostris in Koningsberg, quam scimus nostre ecclesie procul dubio fructuosam. Dedimus siquidem predictis commendatori et fratribus campum Wiskane et villam dictam Bursene[a]) cum agris, pratis, pascuis, silvis, aquis et omnibus utilitatibus aliis ad eadem bona pertinentibus et cum omni jure et jurisdictione perpetue possidendos, nichil nobis et ecclesie nostre in ipsis juris et dominii reservantes, exnunc predicta bona cum omnibus terminis suis et usibus, quibus ea nos tenuimus et Sambiensis ecclesia ab antiquo possedit a nostra potestate et dominio excludentes et in predictorum fratrum et domus eorum jus et proprietatem ac dominium perpetuum transferentes. Prefati vero commendator et fratres exsolventes concambio cum aliis bonis suis campum dictum Raxite in territorio Quedenow a Sambita dicto Sandam, qui eundem campum libere absque servicio possederat et campum dictum Alveyken in eodem territorio a Conrado Dyabolo exsolventes, dantes eosdem campos nobis et nostre ecclesie in recompensam et concambium supradictorum bonorum cum omnibus juribus et utilitatibus perpetuo possidendos nichil sibi penitus in eis juris et dominii reservantes, prout in literis nobis ab ipsis desuper datis plenius continetur. In cujus permutationis memoriam et perpetuam firmitatem sigillum nostri capituli presentibus est appensum. Nos etiam frater Siffridus dei gratia episcopus Sambiensis predicte permutationi interfuimus et consensimus. In cujus memoriam et

---

a) l. Suriene? Can. Samb. Ss. r. Pr. I, 290.

robur firmitatis sigillum nostrum presentibus duximus appendendum. Testes sunt ecclesie nostre canonici frater Johannes Clare, frater Gerwinus, frater Heidenricus, item frater Hermannus capellanus magistri terre, frater Nicolaus sacerdos et plures alii fidedigni. Actum et datum Kongisberg anno domini M°. CCC° in octava Epiphanie domini.

Abschrift im Fol. A 18 fol. 88 n. 192.

Angeführt: Dreger-Oelrichs S. 32. Perlbach, Reg. n. 1230.

Ueberschrift: Dessir briff spricht von eyner wechselunge gescheen czwischen dem capittel der kirchen zu Sameland und dem ordin, also daß das capittel dem ordin hat gegebin das felt Wiskame und das dorff Bursene mit allen czugehorungen und der ordin hat wedir gegeben dem capitel das dorff Raxite gelegin bei Quedenow und das felt Alweiken gelegin doselbist mit allen czugehorungen ꝛc. Scripta per copiam.

8.

1417. April 27. Danzig.

Eid der Danziger nach dem Aufruhr von 1416.

Im virczenhundersten und sebenczenden jare am dinstag noch Misericordia domini haben uns der rath, dy gemeynen burger und dy gewerke der stadt Danczk in deser nochgeschreben weise gesworn:

Also haben gesworen der rath und scheppen:

Der rath und scheppen haben uns geloubt mit ufgerakten fingern den eyd den sye uns in der huldunge getan haben czu halden.

Also haben die gemeynen burger und kowflewte gesworn:

Ich swere euch meinem rechten herren homeister und euwirm gantzen orden, ab ich icht dirfüre, das do czweytracht und oflawf machen mochte, dasz ich das euch und den, dehn ir mich bevelet, melden wil und helfen keren noch meynem hoesten vormogen, als mir got helff und die heiligen.

Also haben die gewerke gesworen:

Ich glowbe und swere euch meinem rechten herren homeister und euwirm gantzem ordin getruw und gehorsam czu seyn und allen den ir mich bevelet an euwir stad, ab keynerley ufstunde in euwir stad Danczk, das widdir euch, widdir euwirn ordin und widdir euwir stad were, is were von weme is were, dasz ich euch und euwirm orden und dyenwirn (?), dehn ir mich bevelet, getruwlichen dorvor warnen wil und das nicht vorsweigen will und will das nicht lassen widder ump liep noch umb leidt noch umb keynerhande gobe, als mir got helfe und die heiligen.

Disse nochgeschreben busse ward en offenbar vorkundigt: wurde ymand an dessem oben geschreben eyde bruchigk und den nicht en hilde und in den andirn oben benumeten stucken, der sal ane eynerley gnade vorfallen seyn leybes und gutes und darczu weib und kindt sullen vorweiset werden czu ewigen tagen.

Aus dem Grenzbuch B fol. 75 (nach Dregers Abschrift).

9.

Aus Handfestenbuch N. II fol. 9 (Dreger 82 p. 99/100):

Privilegium Bugussen Kinder:

a) Conrad von Tyerberg Ordensmeister verleiht Simon Kudie und Bugussen Kinder 5 Haken gelegen auf dem Felde zu der Kalden Herberge gegen Dienste und Abgaben. Datum ao. 1286. Teutsch, ist auch infra fol. 156.

Hdfb. II fol. 10 (ib. 100):

Wargathen, Bethse und Naslaw:

b) Manegolt Ordensgebietiger verleiht den Preussen Wargathen, Bethse und Naslao auf dem Felde Bylien genannt soviel Acker, als sie mit ihren Haken bauen mögen, gegen gebührende Dienste. Datum 1280. Deutsch, ist auch infra in fol. 156.

Hdfb. II fol. 20 (ib. 103):

c) Heinrich von Ploczczk des Ordens zu Prussen gebietiger und meister bekennet, dass sein vorfar Hartungus (!) von Grunenbach Gerken von Paslock und Christinen seiner Schwester auch ihren Erben 1½ Huben und 30 zu Culmischem Recht gegeben habe, welches er bestätigt ao. 1300.

Hdfb. N. VI fol. 1 (ib. 435):

d) Segehardus de Swarczburg Commendator in Roghusen verleihet den Einwohnern zu Nuedorf vor dem Schloss Roghusen gelegen 20 Huben erblich zu Culmischem Recht und beschreibt dessen Abgaben ao. 1290.

Hdfb. N. VI fol. 9 (ib. 438):

e) Meinherus de Quernvord magister Prusie conferiret Johanni de Nemore (vom Wolde) das Dorf Jacobsdorf mit der Macht auf dem Flysse Lessin eine Mühle zu bauen AO. 1296.

Hdfb. N. VII fol. 30 (ib. 621):

f) Ein rath der Altenstadt Königsberg vergleicht sich mit Gertruden und ihrem Sohne Werner wegen Stiftung einer ewigen Lampe im Siechhause zu S. Gertruden [a]) ao. 1392.

Hdfb. N. X:

g) fol. 13. 1299 über 63 Huben zu Blumenberg.
- 38. } 1298 über ein theil des Feldes Leupiten.
- 52. }
- 53. 1296 über ein Theil des Feldes zu Protheynen. K. A. Pr. Markt.
- 72. 1284 über 2 Felder Cirumie Wothithe und Schonewese, darin dessen Grenzen beschrieben werden. [b])
- 87. 1285 über Colteninen.
  1287 über Styder.

---

[a]) l. St. Georgen? [b]) Scheint identisch mit Reg. n. 1057 (zu 1290).

Die Strassennamen Königsbergs.

Von

G. T. Hoffheinz.

Die Namen der Königsberger Strassen, Gassen und Plätze sind wohl, wie auch an andern Orten, ohne obrigkeitliche Genehmigung aus dem Volksmunde hervorgegangen. Bald haben die in einer Strasse vorherrschenden Gewerbtreibenden, bald die darin befindlichen Anstalten, Stiftungen, öffentlichen Gebäude, auch wohl hervorragende Personen, welche daselbst ihren Wohnsitz hatten, zu entsprechenden Benennungen Anlass gegeben. Auch die örtliche Lage und Beschaffenheit einer Strasse, ja selbst die Volksironie hat zur Namengebung mitgewirkt, wie man denn enge, üble Gerüche verbreitende Gassen gern Lawendel- oder Rosengasse nennt. Hiernach kann man sich die Namen vieler Strassen und Gassen — Behring kennt auf seinem Plan von Königsberg 1613 noch keine Strassen, sondern nur Gassen — leicht erklären. Inzwischen ist die Bedeutung mancher Namen entweder gar nicht mehr aufzuklären oder es geht die Deutung, die jetzt noch zu finden ist, dem kommenden Geschlecht gänzlich verloren. Die Erinnerung zu bewahren an das, was in dieser Hinsicht leicht verloren geht, ist der Zweck dieser Zeilen.

In der Altstadt hat die Koggengasse von kogge, d. h. Schiff, weil an deren Ende vorzugsweise die Schiffe lagen, und die Badergasse von bader, d. i. Barbier, Chirurg, ihren Namen empfangen, weil in letzterer dergleichen Künstler gewohnt haben mögen und am Ende derselben am Pregel wahrscheinlich an der Stelle des noch daselbst befindlichen mittelalterlichen Hauses sich die im Mittelalter in keiner Stadt fehlende Badstube befunden haben wird. Die Heiligengeist-

strasse ist nach dem an dieser Stelle bereits im 13. Jahrhundert gegründeten Hospital zum heiligen Geist benannt, woneben zu Anfang des 14. Jahrhunderts die dem Märtyrer St. Adalbert geweihte Kathedralkirche nebst der Schule gebaut wurde (Lucas David Bd. 4. S. 112. Faber S. 45). — Die Wassergasse wird bei jeder Ueberschwemmung zuerst unter Wasser gesetzt. Die Danziger Kellerstrasse, der Danziger Keller, welche Namen noch in Erinnerung sind, lässt mit Sicherheit annehmen, dass an jener Stelle sich der Danziger, dansk, danczk, unseres Ordenshauses befunden habe. Fast jede Ordensburg hatte ihren Danziger, d. h. einen von der Burg aus zu dem Burggraben führenden, mehr oder minder befestigten Gang, an dessen Ende sich das heimliche Gemach für die Ordensherren befand. Zu Zeiten des Krieges wurde der Danziger auch als Warte benutzt. Dass nun ein dergleichen Bauwerk unserer Burg nicht gefehlt haben wird, ist wohl selbstverständlich, da selbst in Lochstädt bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts ein solches vorhanden war. Die Benennung jenes Winkels weist auf den Ort hin, wo wir dasselbe zu suchen haben. — Die Windgasse war, als die ehemalige altstädtische Kirche noch stand, so enge, dass für Fussgänger ausserdem der Durchgang durch den Kirchthurm gestattet war. Deshalb herrschte in dieser Gasse ein ununterbrochener Zugwind. Der Name Hofgasse ist, wie im Kneiphof, auf den in derselben befindlichen Junkerhof zurückzuführen. Die Krämerbrücke hiess früher Koggenbrücke, weil in deren Nähe die Schiffe lagen, bis später die auf beiden Seiten derselben stehenden Krämerbuden die alte Benennung verdrängten. Die Holzbrücke ist schon 1404 so genannt (Luc. David Bd. 4 Anh. S. 15), weil die Altstädter ihren Holzbedarf von der Holzwiese über sie hinüberführten. Davon auch die Holzgasse.

Im Kneiphof hiess der grosse Domplatz ehemals Peterplatz. Der sogenannte blaue Thurm stand am Ende des kleinen Domplatzes am Pregel. Seit dessen Abbruch ist der Name auf den jetzigen blauen Thurm übergegangen. Hagen (Der Dom zu Königsberg, II. Abtheil.) leitet denselben von dem mit der Gefängnissstrafe verbundenen Zerbläuen her. Magistergasse hiess zu Anfang des 17. Jahrhunderts nur die heutige 1. Domquerstrasse, weil daselbst wohl in der Nähe der

Universität Magister wohnten; dagegen wurde die ganze gegenwärtige Magistergasse die güldene Pongasse, und die 2. Domquerstrasse Neunbegasse genannt, welche letztere bei C. Stein „aquatilis", also Wassergasse heisst. Für die fremdartigen Namen fehlt die Erklärung. Die Schönbergerstrasse hat lange Zeit sogar Schempergasse geheissen, bis sie auf den ursprünglichen Namen zurückgeführt ist. Ihre Benennung schreibt sich wohl von dem angesehenen Kneiphöfer Rathsherrn Crispin Schoenberg her, dessen Joh. Freiberg erwähnt, und nicht wie Hartknoch annimmt, von dem blinden Magister Schoenberg, denn letzterer ist 1601 geboren, während schon 1613 Behring diese Strasse als Schenkbergerstrasse, also wenn auch verstümmelt, kennzeichnet.[1]) Der Name der 1542 erbauten Honigbrücke hat mancherlei Deutungen erfahren, ist jedoch durch den Bericht des Chronisten Joh. Freiberg hinlänglich aufgeklärt. Die Kneiphöfer wurden von dem herzoglichen Burggrafen mit Honig, Steinen, Ziegeln, und der Erlaubniss, Buden an die Domkirche zu bauen, bestochen und dadurch bewogen in eine neue Erbzeise, eine neue Abgabe, zu willigen, und spöttisch von den deshalb erzürnten Altstädtern „Honiglecker" genannt. Als sie ausserdem auch die Erlaubniss erhielten, eine neue Brücke nach der den Altstädtern gehörigen heutigen Lindenstrasse zu bauen, wurde auch diese Brücke Honigbrücke genannt. Die grüne Brücke hiess früher stets Langgassenbrücke, sowie das grüne Thor Langgassenthor, und ist wohl erst durch den Anstrich eine grüne im Volksmunde geworden. Die Köttelgasse, Köttelbrücke, hat ihren Namen von dem niedersächsischen „kotel", Gedärme, wovon auch früher der Fleischer „kottler" oder „kottler" genannt wurde. Es stand nämlich unmittelbar an der Brücke, etwa gegenüber der neuen Börse, der Kneiphöfsche Köttel- oder Schlachthof.

Der Löbenicht hat wahrscheinlich seinen Namen von dem Flüsschen Löbe oder ähnlichen Klanges mit der Endung nick, welche zur

[1]) Die Benennung der Strassen nach Privatpersonen kommt in Königsberg auch da oft vor, wo nicht die Absicht vorwaltet das Ehrengedächtniss berühmter Männer wach zu erhalten, wie bei Kant, Bessel, Herbart. So haben wir eine Borcherts-, Reibnitzer-, Kuplitzer-, Hundrieser-, Jacobs-, Schnürlingsgrabengasse und Klingershof.

Bezeichnung der an einem Orte wohnenden Ansiedler oft vorkommt. Der Orden und die deutschen Einzöglinge mochten die neu erbaute Stadt im Gegensatz zur Altstadt Neustadt nennen; man wäre aber kaum auf den Gedanken gekommen, für diese Neustadt den Namen Löbenicht zu erfinden, wenn nicht schon vorher eine Ansiedelung gleicher Benennung an dieser Stelle vorhanden gewesen wäre. Das Flüsschen Liebe bei Marienwerder hiess lywa, lyva, lyve, sicher ein altpreussisches Wort, welches von den Deutschen, wie bei Liebemühl und Barten, in den für Flüsse sinnlosen deutschen Namen liebe umgewandelt wurde. Einen solchen Namen hat nun wohl auch das Flüsschen geführt, welches von oben her an der Stelle des später angedämmten Schlossteiches floss, und sodann an der Grenze des Löbenichts — heute der Katzbach — in den Pregel mündete.[2]) Der daran liegende Ort hiess nun lywenick, gerade wie wolittnick an der wolitte. Der Name Neustadt konnte den in der Erinnerung des Volks lebenden alten lywenick, loewenick, loebenicht (verhochdeutscht) nie ganz verdrängen. Zu lywe vgl. Nesselmanns thesaurus. In der Bullatengasse befand sich ein Kloster der Bullatenbrüder, Graumönche. Lange Zeit hat der Volksmund dieselbe als Bollengasse bezeichnet. Die Münchenhofgasse, ehemals krumme Grube[3]) genannt, führt auf den Münchenhof. Im Jahre 1517 gestattete der Hochmeister den Franziskanermönchen, sich auf dem heutigen Münzplatze niederzulassen. Sie erbauten daselbst ein der Maria Magdalena gewidmetes Kloster, verlegten jedoch dasselbe bereits 1522 auf den Platz, welcher seitdem Münchenhof heisst; wiewohl das Kloster 1524 vom Pöbel zerstört und die Mönche verjagt wurden, blieb der Name bis heute bestehen (Joh. Freiberg). Die Krönchengasse hat ihren Namen von dem nach dem Anger ausmündenden löbenichtschen Krönchenthore. Auf diesem befand sich das löbenichtsche Wappen, eine Krone zwischen zwei Sternen. Der Anger war früher nur, was das Wort bezeichnet, wurde vom Hochmeister 1506 den Löbnichtern

---

[2]) Er hiess 1340 leibe, später lebe, loebe (Casp. Schütz lib. 2 fol. 736 schreibt lebo).

[3]) Die Beschaffenheit der Strasse hat wohl die Benennung veranlasst, da sie krumm, enge und finster ist.

überwiesen, zu wirthschaftlichen Zwecken benutzt und später bebaut. Die erst spät entstandene Holländergasse mit dem Holländerkrug wird nicht von Niederländern, sondern von den Ansiedlern gegenüber Arnau am Pregel, welche Holländer genannt werden, und dort ihren Verkehr gehabt haben mögen, so genannt sein.

Der Name des Sackheims, einer ehemaligen Freiheit, ist unaufgeklärt. Das Erläuterte Preussen sagt, er gleiche einem langen Sack. Der Arresthausplatz ist erst so benannt, seitdem die einst Sackheimsche, dann littauische Kirche in ein militairisches Arresthaus umgewandelt worden.

Auf der Burgfreiheit, welche zum Schlosse, der herzoglichen Hofburg gehört, befindet sich der Münzplatz, auf welchem bis in die neuere Zeit (1802) die herrschaftliche Münze stand. Die Junkerstrasse war der Wohnsitz der Junker, d. h. der Herzoglichen Hofbedienten, und erstreckte sich mit Einschluss der Poststrasse bis an den Steindamm. Erst nach Verlegung der Post vom altstädtschen Markte, dem Pomattischen Hause, in das v. Hippel'sche, wurde der entsprechende Theil Poststrasse genannt. Die Theaterstrasse hiess Kehrwiederstrasse, so lange sie keinen Ausgang nach dem Paradeplatz hatte; vor 200 Jahren nannte man sie Arschkerbe. Die französische Strasse, bis dahin ein unbebauter Damm, diente den französisch-reformirten Flüchtlingen zur Ansiedelung, welche am Ende des 17. Jahrhunderts hier Aufnahme fanden. Der Burgkirchenplatz hiess der reformirte oder deutschreformirte Kirchenplatz. Auf höhern Befehl führt die deutschreformirte Kirche seit 60 Jahren den Namen Burgkirche und demgemäss ist auch der Name des Platzes geändert. Am Kreuzthor auf der Stelle des jetzigen Preinitzer'schen Hauses stand ein Kloster und eine Kapelle, dem heiligen Kreuz gewidmet. Die Kasernengasse hiess früher Stallengasse, weil den Hofbedienten daselbst Pferdeställe eingeräumt waren; die neuere Bezeichnung rührt daher, dass später daselbst eine Schwadron Kavallerie ihre Ställe hatte. Der Königsgarten war einst, was das Wort bezeichnet, der landesherrschaftliche Garten, zum Theil Lustgarten, und wo sich die Czerwonka'schen Gründe und die Königshalle befindet, der Hetzgarten. Die Umwandlung des Königs-

gartens in den Paradeplatz ist eine misslungene Verbesserung. In der Prinzessinstrasse sollen die herzoglichen Damen ihre Residenz gehabt haben.

Auf dem Tragheim — ehemals ein Dorf — finden wir die Gartengasse, welche sich längs des ehemaligen herrschaftlichen Gartens hinzieht. Dem Schulzen vom Tragheim, welcher seinen Wohnsitz auf der Stelle hatte, wo jetzt die Criminalgefängnisse errichtet sind, wurde Brau-, Brennerei- und Kruggerechtigkeit verliehen. Daher die Kruggasse.[4]) Die Hagedorn'schen Gründe in der Tragheimer Kirchenstrasse, gegenüber der Kirche, hiessen noch vor 50 bis 60 Jahren Skalitzkenhof von dem berüchtigten 1566 des Landes verwiesenen Paul Scalichius, der, als er noch in Ehre und Ansehen stand, in jener Gegend mit bedeutenden Liegenschaften begnadigt wurde. Von seinen Anhängern, den Wälschen, hat auch die Walsche Gasse den Namen. Warum die Gasse, welche vom Torfmarkt auf den hintern Tragheim führt, Modestengasse heisst, ist schwer zu ermitteln.

Der Altrossgarten war früher der Rossgarten der Landesherrschaft. Der Herzogsacker war eine dem Herzog von Holstein verliehene Ackerfläche, welche im Laufe der Zeiten wieder in den Besitz unseres Königs übergegangen ist. Die Jägerhofgasse erinnert an den ehemaligen Jägerhof des Herzogs, welcher sich mit den zugehörigen Jagdhäusern von den Pollack'schen Gründen bis an diese Strasse erstreckte. Die Kalthöfsche Strasse führte, als die Königsstrasse noch nicht bebaut war, nach Kalthof und dem Samlande. In der Rippengasse wohnte nach dem Erläut. Preuss. ein Leinweber Valerius Gessler, an dessen Hause eine 8 Ellen lange Rippe befestigt war. Die Königsstrasse hiess bis zu der im Jahre 1811 erfolgten Umwandlung vieler Strassennamen die neue Sorge. Man erzählt, dass der Statthalter Fürst Radziwill über den Namen, den man der neubebauten Strasse geben solle, befragt worden, und geantwortet haben soll: „wieder eine neue Sorge!“ Andere berichten dasselbe von Friedrich Wilhelm I.

---

[4]) Ob die Hadergasse ihren Namen von Hader, Zwist, oder von Hadern, Lumpen, empfangen hat, ist schwer zu entscheiden; wenigstens wird früher beides dort reichlich vorhanden gewesen sein.

Unter dem letzteren war die Strasse aber längst bebaut; aber auch vor Radziwill hat nach dem Behring'schen Plane von 1613 dieselbe Strasse schon „newsorg“ geheissen. Woher der Name stammt, ist nicht bekannt, doch seheint er früher nicht ungewöhnlich gewesen zu sein, da auch C. Stein in der Nähe der Klapperwiese einer Gasse als der „neuen Sorge“ erwähnt. Wo später die Landhofmeisterstrasse gebaut wurde, befand sich der ganzen Länge nach eine Reiferbahn, die nur dem Löbenicht zugehört haben kann. Weshalb die damals noch nicht vorhandene, also jedenfals später angelegte Reiferbahn jenseits der Sackheimer Kirche jetzt als Strasse die „alte“ heisst, ist schwer erklärlich. In der Landhofmeisterstrasse hat wahrscheinlich der Landhofmeister seinen Wohnsitz gehabt.

Auf dem Steindamm,[5]) rechtfertigt der Name der alten Gasse die Vermuthung, dass sie vor Errichtung des Stadtwalles die Fortsetzung des Steindamms gewesen sei, und an ihrem Ende sich das Steindammer Thor befunden habe, von dem aus der Weg zwischen Neue Bleiche und dem Kaisergarten nach Lawsken führte. Vom Strohmarkt bis zum Heumarkt diente ein ansehnlicher Platz zur Scharfrichterei, daher der alte Name Büttelplatz, von Büttel, der Scharfrichter. Nach Beseitigung dieses Instituts wurde der Platz bebaut und es blieb noch ein grosser und ein kleiner Büttelplatz übrig, welche beide 1811 bei der Umwandlung vieler Strassennamen der Heumarkt und Strohmarkt wurden.

Der Stadttheil, welcher jetzt Neurossgarten heisst, war ehemals Viehweide der Altstädter und wurde sehr allmälig bebaut. An der Stelle der heutigen Neurossgartenschen Kirche war ein Begräbnissplatz, und weil alle Leichen durch die dahin führende Strasse begleitet wurden, empfing dieselbe den Namen Todtengasse. Der Rollberg, ehemals Glappenberg, nach Erläut. Preussen Th. II, S. 842 von dem daselbst gehängten ermländischen Heerführer Glappo so benannt, soll nach Hennenberger fol. 43 von einem vertriebenen normännischen Herzoge Roll den

---

[5]) Vielleicht vor andern vorstädtischen Strassen zuerst mit Steinen gepflastert und darum ausnahmsweise so genannt.

Namen erhalten haben. Es ist aber auch möglich, dass daselbst, ehe die schützende Mauer gezogen war, hin und her manches Fuhrwerk, wie ehemals vom schiefen Berge, jetzt Bergstrasse, herabgerollt sein, und der Volkswitz sich solches zu Nutze gemacht haben mag.[6]) Von der Monkengasse geht die Sage, und auch Faber stellt die Behauptung ohne Anführung eines Beweises in seiner Geschichte Königsbergs auf, dass ein daselbst befindliches Mönchskloster zu der Benennung Anlass gegeben habe. Allein auf dem Behringschen Plane von 1613 ist weder diese noch die Stritzelstrasse vorhanden, sondern es befinden sich daselbst nur Häuschen und Gärten. Wenn nun, wer weiss um wie viel später das Bedürfniss einer Strassenanlage entstand, so war die Erinnerung an ein Kloster, selbst wenn ein solches vor der Reformation dort gestanden hätte, viel zu sehr erloschen, als dass man davon hätte Anlass zur Namengebung nehmen können. Die Gasse hiess wahrscheinlich in der damals hier herrschenden plattdeutschen Mundart mankegass, bis später eine Verhochdeutschung in monkengasse eintrat. Es ist aber manke ein in unserer Provinz vorkommender Eigennamen, und hat dort vielleicht ein namhafter Mann des Namens gewohnt, wie denn viele Strassen, nach Einwohnern benannt, vorkommen. Die Laak hat ihre Benennung von dem gleichlautenden niedersächsischen Worte, welches Moorgrund, niedriger Wiesengrund, bedeutet.[7]) Eine Lastadie giebt es in vielen Handelsstädten, z. B. in Riga, Danzig, Stettin und es bedeutet dieses Wort s. v. a. Entlastungsplatz der Schiffe. Das Wort Last hat in der Handels- und Schiffssprache die besondere Bedeutung der Schiffslast, daher Ballast s. v. a. schlechte Last, von bal, schlecht im Niedersächsischen. Im Mittelalter hiess die Schiffslast lastagium, woraus sich leicht lastadie für Entlastungsplatz bilden konnte. Dass ein solcher Ort mit Speichern bebaut wurde, erklärt sich von selbst. Licent ist der Census, der Zoll, die Steuer, welche an dem so genannten Orte erhoben wird. Herzuleiten ist das schon lange gebräuchliche Wort vom lat.

---

[6]) Die Bauhofsgasse steht nicht fern von dem ehemaligen altstädtschen Bauhof, der Stelle der heutigen Feuerwehr.

[7]) Ob der Butterberg mit der dort einst befindlichen Viehweide einen Zusammenhang hat, bleibt unentschieden.

liceo, liceor. Der Weidendamm war ein 1533 geschütteter Damm, von beiden Seiten mit Weiden bepflanzt. Als die hohe Brücke zur Verbindung Natangens mit der Altstadt erbaut war, musste die Passage über die morastige Wiese durch Anlage dieses Dammes ermöglicht werden. Zu Hartknochs Zeiten (S. 395) führte der Weidendamm „über den Ort, so heutigen Tages (1684) der philosophische Gang heisset.“ Die Bedeutung oder Ableitung des Wortes Lomse, mit welchem die Gegend hinter der Lindenstrasse bezeichnet wird, zu ermitteln, ist mir nicht gelungen.[8]) Die Plantage war eine Anpflanzung von Maulbeerbäumen, veranlasst durch Friedrich II., welcher den Seidenbau begünstigte. Die Pflanzung wurde, wie an vielen Orten, durch den Frost vernichtet. Die neue Dammstrasse hiess früher Millionendamm, weil der Damm aus dem Brandschutte des grossen vorstädtischen Brandes, 1769, welcher Millionen verzehrt hatte, aufgeschüttet war. Vor dem Bau der Eisenbahn gab es einen quer durch die vom Philosophengang, auf dem Kant zu wandeln pflegte, umkränzte grosse Wiese führenden Damm, welcher Thränendamm genannt wurde, weil er von dem Brandschutte der Feuersbrunst von 1811 hergerichtet war. Der Schnürlingsgraben und Schnürlingsdamm und die entsprechenden Gassen haben ihre Namen von den Eigenthümern Christoph und Peter Schnürling, welche im Anfange des 17. Jahrhunderts an dieser Stelle eine Milchwirthschaft besassen. Faber, S. 143. Die Tränkgasse nahm ehemals ein langes Packhaus ein; als dieses beseitigt war, diente die Stelle den Vorstädtern zur Viehtränke. Die Klapperwiese war, ehe sie bebaut wurde, nach der Volkssage eine Wiese, auf welcher die Störche sich zu versammeln und zu klappern pflegten. Sie hiess aber, wie der Behringsche Plan ausweist, Klappholzwiese, eine Wiese, auf welcher das Fassdauben- oder Klappholz aufgestellt wurde, welches bei der Aufstapelung viel klapperndes Geräusch verursacht. Wo jetzt die Sandgassen stehen, befanden sich die Sandgruben der Kneiphöfer. Der heutige

---

[8]) Mir ist nur ein ähnlich klingendes Wort bekannt, die Feste Lomza an der Narev in Polen. Die Annahme, dass von da aus Menschen und mit ihnen der Namen übergesiedelt, oder von Lomza mit Wasserfahrzeugen herziehende Dzimken dort vorübergehend sesshaft gewesen sind, ist ohne anderweite Beweisgründe zu willkürlich.

alte Garten, eine Verlängerung des ehemaligen Dorfes Haberberg, zieht sich von dem Haberkrug am Anfange der Kronenstrasse bis zum 1626 angelegten Walle, und hiess wegen der niedrigen Lage der nasse Garten. Behring. Als nun die Ansiedelung jenseits des Walles entstand, wird diese der neue nasse Garten im Gegensatz zum alten genannt worden sein, bis endlich die gegenwärtige Benennung sich einbürgerte.

Namen, welche von Gewerbetreibenden oder von der örtlichen Lage herrühren, bedürfen keiner Erklärung.

Ein Brief über Kant.*)

Mitgetheilt von

Karl Hugelmann.

Königsberg, den 30. April 1795.

— —

Am 1. Mai. Nach Tische um 4¼ Uhr.

Gestern ward ich abgerufen und dieser Brief konnte also heute nicht mehr abgehen. Es ist mir dies sehr leid; denn ich bin bange, dass dieses Schreiben schon zu spät kömmt; denn ich glaube, dass Sie bis halben Mai wohl schon in Grätz sind.

Soeben komme ich vom — Patriarchen. Ich habe heute schon das vierte oder fünfte patriarchalische Mahl bei ihm eingenommen.

---

*) Der obige Brief über Kant ist einem sehr interessanten Aufsatze von Karl Hugelmann entlehnt, der in den Nummern 4, 6—10 des in Wien von Anton Edlinger herausgegebenen „Literatur-Blatt“ von diesem Jahre unter dem Titel: „Aus dem Leben des vorletzten Grafen von Purgstall. Ein Beitrag zur Geschichte der geistigen Beziehungen Oesterreichs und Deutschlands am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts“ erschienen ist. Der Brief ist von dem Grafen Purgstall an seinen Studienfreund Kalmann gerichtet. Jener ist uns aus Kant's Leben bekannt. Wenzel Johann Gottfried Graf von Purgstall (geb. 1773 † 1812) kam im Jahre 1793 nach Jena, um hauptsächlich Reinhold zu hören, zu dem er bald in ein inniges Verhältniss trat. Er begleitete seinen Lehrer mit andern Studiengenossen im Frühjahr 1794 nach Kiel und blieb noch ein ganzes Jahr an seiner Seite. Von hier zog Purgstall nach Königsberg „einzig in der Absicht, um Kant persönlich kennen zu lernen.“ Wilhelm Josef Kalmann, über den Hugelmann in seinem vor kurzem erschienenen Aufsatz: „Aus dem Kreise K. L. Reinholds“ in Nr. 39 von „Im Neuen Reich“ ausführlichere Nachricht giebt, hatte gleichzeitig mit Purgstall bei Reinhold in Jena und Kiel Vorlesungen gehört. Im Frühjahr 1795 trennten sie sich, jener um als Beamter auf das Gut seines gräflichen Freundes Riegersburg in Steiermark zu gehen, dieser um Kant aufzusuchen. Von Königsberg aus sendet Purgstall seinem Freunde auf die Reise den Brief nach, den wir mit gütiger Erlaubniss des Herausgebers und des Redacteurs hier vollständig mittheilen. R.

Gerne möchte ich Ihnen viel über ihn sagen; auch hätte ich wohl so manches Merkwürdige gesammelt, was für Sie auch sehr wichtig wäre; allein das Wenigste davon lässt sich schriftlich sagen, wenn man nur flüchtig hinschreiben muss wie ich, da ich so ausserordentlich wenig Zeit habe.

Sein Gesicht und seine Person sieht dem Bilde, was vor dem Repertorium d. A. L. Z. ist und was in Reinholds Stube hängt, am Aehnlichsten. Nur hat er etwas Bewegliches, Feines, Freundliches um den Mund und um seine hellen blauen Augen, was man im harten Kupferstiche vermisst. Er geht schon gebückt, sein Haarbeutel fällt ihm immer hervor, weil er etwas schief ist, und dies macht, dass er immer ein Manöver mit ihm vorzunehmen hat, um ihn zurückzuschieben.

Meinen ersten Besuch machte ich bei ihm am 18. (am 17. kam ich an) um ½8 Uhr Morgens. Ich fand ihn im gelben Schlafrocke mit einer rothen, seidenen, polnischen Binde, in der Schlafmütze — arbeitend. Er empfing mich sehr freundlich, natürlich — durchflog R.'s [Reinhold's] Brief, sprach sehr viel — schwätzte beinahe, meist von Kleinigkeiten, scherzte mit sehr viel Witz und sagte einige ganz originelle Bemerkungen über Schwärmerei und besonders über die gelehrten Damen und ihre Krankheiten.

Nichts Reinhold'sches — im bösen Sinne, war in seinem Empfange und noch hat er mir nicht ein Compliment oder auch nur ein verbindliches Wort über meine Reise gesagt, noch sonst etwas Aehnliches von dem, was ich meine und Sie wohl errathen. Sie denken doch wohl, dass dies kein Vorwurf sein soll, den ich ihm mache? Dass vielmehr — — — — doch Sie wissen dies.

Er liest Logik publice, täglich Morgens um 7 Uhr, und zweimal die Woche privat physische Geographie. Es versteht sich, dass ich bei keinem dieser Collegien fehle. Sein Vortrag ist ganz im Tone des gewöhnlichen Sprechens und, wenn Sie wollen, nicht eben schön. Stellen Sie sich ein altes, kleines Männchen vor, das gekrümmt im braunen Rocke mit gelben Knöpfen, eine Perrücke und den Haarbeutel nicht zu vergessen — dasitzt, denken Sie noch, dass dieses Männchen zuweilen seine Hände aus dem zugeknöpften Rocke, wo sie verschränkt

stecken, hervornimmt und eine kleine Bewegung vor's Gesicht macht, wie wenn man Einem so etwas recht begreiflich machen will, stellen Sie sich dies vor und Sie sehen ihn auf ein Haar. Obschon dies nun nicht eben schön aussieht, obschon seine Stimme nicht hell klingt, so ist doch Alles, was seinem Vortrage, wenn ich mich so ausdrücken darf, an Form fehlt, reichlich durch die Vortrefflichkeit des Stoffes am selben ersetzt.

Man verlässt gewiss nie sein Auditorium, ohne manchen erläuternden Wink über seine Schriften mit nach Hause zu nehmen, und es ist Einem, als käme man so leicht und auf dem kürzesten Wege zum Verstehen manches schwierigen Satzes der Kritik d. r. u. p. V., vor welchem die anderen Herren, ich meine seine Ausleger — nun denke ich aber nicht eben zunächst an R. [Reinhold] mit grossem Geplauder über die Schwierigkeit stehen bleiben, eine Menge Zurüstungen und Vorbereitungen machen, indessen er selbst ganz gerade darauf zugehet, einfach davon und darüber spricht, so dass man es ihm dabei ansieht, er träume nicht davon, dass die Sache so schwer sein soll, und sei gewiss überzeugt, dass ihn nun Jeder verstanden haben könne. Wenn man einmal dahin gekommen ist, seine Stimme zu verstehen, so wird es Einem nicht schwer, seinen Gedanken zu folgen. Letzt sprach er über Raum und Zeit und mir war, als hätte ich Keinen noch so verstanden als ihn, und nun ist er eben dabei in der Logik, wo er von der Erkenntniss reden muss. Dies gibt ihm Gelegenheit, über die Vollkommenheit derselben, über logische, ästhetische u. s. w. Manches zu sagen, und da trägt er denn die Hauptbegriffe, glaube ich, über das Schöne aus der K. d. Uthk. so leicht und verständlich und so unterhaltend vor, als Sie es sich nicht denken können. Aus dieser Rücksicht allein müsste es doch äusserst interessant sein, einen ganzen Curs bei ihm zu hören, weil man mit allen seinen Ideen leicht bekannt wird.

Ich bin sehr mit seinem Vortrage zufrieden, mir scheint er das Ideal eines belehrenden Vortrages; so sollen alle Professoren sprechen, so soll eine Wissenschaft, die für den Kopf ist, vorgetragen werden, so kann jeder Professor täglich lesen und als ein ehrlicher, wahrer Mann sein Auditorium jedesmal verlassen, und so kann man ihn täglich hören,

ohne seine Gesundheit der Seele dabei zu verlieren, ohne Aufblähungen und ohne Ekel zu bekommen. Nehmen Sie dies nicht bitter mit Sauerteig oder im komischen Sinne auf, mein lieber Kalmann! — Sie wissen wohl, wer nun vor meinem Geiste steht — er ist mir doch theuer, lieb — sehr lieb, er ist auch gut; aber was ich hier hinschreibe, fliesst so gerade aus meiner Seele, um Ihnen über ihn so viel zu sagen, als ich kann, und so viel anschaulich zu machen, als ich's vermag; ich wähle nur immer die erste Darstellung, die sich mir anbietet.

Kant liest über eine alte Logik, von Meyer, wenn ich nicht irre. Immer bringt er das Buch mit in die Stunde. Es sieht so alt und abgeschmutzt aus, ich glaube, er bringt es schon 40 Jahre täglich in's Collegium; alle Blätter sind klein von seiner Hand beschrieben und noch dazu sind viele gedruckte Seiten mit Papier verklebt und viele Zeilen ausgestrichen, so dass, wie sich dies verstehet, von Meyer's Logik beinahe nichts mehr übrig ist. Von seinen Zuhörern hat kein einziger das Buch mit und man schreibt blos ihm nach. Er aber scheint dies gar nicht zu bemerken und folgt mit grosser Treue seinem Autor von Capitel zu Capitel und dann berichtigt er oder sagt vielmehr alles anders, aber mit der grössten Unschuld, dass man es ihm ansehen kann, er thue sich nichts zu Gute auf seine Erfindungen.

Er bittet mich alle vierten Tage regelmässig zu Tische; einige Male besuchte ich ihn. Ueber theoretische Philosophie sprach er noch nie ein Wort; ich bringe ihn nicht darauf, sondern überlasse jederzeit das Gespräch ihm, und er scheint abstracte Gespräche nicht zu lieben. Wenn Sie sich den Ton und die Art seines Sprechens vorstellen wollen, gerade so — ganz so bis auf die kleinsten Wendungen, so einfach ohne erkünstelte Wärme — so lesen Sie seine M. d. S.*) oder die Vorrede zur K. d. p. V. — wieder. Von R. F.**) sprach er nie ein Wort, selbst nur einige flüchtige Fragen über R.'s Gesundheit that er. Sehr viel frug er mich über Ehrhardt,***) mit sehr viel Interesse und Freund-

---

*) Es muss hier die „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" gemeint sein, welche 1785 erschien, denn die Metaphysik der Sitten" selbst wurde erst 1797 veröffentlicht.

**) Reinholds Familie?

***) Johann Benjamin Erhard.

schaft spricht er von ihm; er sagte: „Es ist doch curios, dass mir R. nichts schreibt, wie es eigentlich mit E. ist, schon lange habe ich ihn darüber gefragt, ich war sehr unruhig, es liegt mir die Sache am Herzen, ich habe keine sichere Nachricht von ihm, doch vielleicht steht etwas im Briefe, den mir der Herr G. brachten — oder können Sie mir mündlich Auskunft geben.“ Ich that dies denn der Länge nach.

Sie werden sich wundern, mit wem ich finde, dass Kant Aehnlichkeit hat; in der Weitläufigkeit seines Sprechens, in seinen langen Einschiebseln, selbst in der Sprache manchmal — mit — mit — dem verruchten Wieland! Sie sagen mir doch bald viel von ihm und von Ihrer Aufnahme bei ihm und von Ihrer Reise, von Ihrer Gesundheit, von Ihrer Gemüthsstimmung, von hundert Dingen, aber vor allem — offen und gerade, so wie ich über R. schreibe mit flüchtiger Feder — wie Ihnen meine Mutter gefällt. Jeder Brief spricht mir mit mütterlicher Sorgfalt über Sie.

Wie war Ihre Trennung von Kiel, wie kam Ihr Körper weg, nicht zu sehr angegriffen? Wie ging es den Mädchen?

Meine Reise war glücklich, ich war und bin gesund. Auf dem Wege war ich oft melancholisch, wenn so der sausende Ostwind um mich blies und ich auf den schwarzen mecklenburgischen und pommerischen Haiden so Schritt vor Schritt herfahren musste. Ich reiste drei Nächte, lag auf meinem Leiterwagen und blickte so in's Sternenzelt hinauf. Hier wohne ich in ein Paar guten Stuben und habe einen alten, ehrlichen Bedienten auf zwei Monate aufgenommen.

Was machen Meisels?*) Was sagte er und sie alle zu Ihnen?

Schreiben sie mir bald, gleich, so kann ich noch Ihren Brief, vielleicht hier, erhalten. Gestern habe ich Schmalz**) [gesehen], es ist ein geschwätziger, lustiger Patron, erzählt gerne und gut lustige Geschichtchen, Krause***) scheint ein guter Kerl.

*) Es sind offenbar die Angehörigen von Leop. Meissl gemeint, der 1790 bis 1795 deutsche Universitäten besucht und in Jena mit Kalmann in inniger Freundschaft verkehrt.

**) Der später berüchtigte Theod. Schmalz war 1787—1803 als Professor der Rechte Kant's College.

***) Christian Jacob Kraus.

Das Resultat meiner Beobachtungen über Kant ist dieses: Er ist gewiss ehrlich, seine Seele ist rein, er ist kindlich und hält [sich] selbst für keinen grossen Mann. Dies sagen auch Alle, die ihn genau kennen. Er hat [sich] also über diesen Punkt eine in ihrer Art einzige Unschuld — es giebt keinen besseren Ausdruck dafür — erhalten. Er hat sehr viel Menschenkenntniss, hat die Welt studirt und weiss über viele andere Dinge, die nicht in sein Fach gehören, vortrefflich zu reden. Er allein ist ein wahrer speculativer Philosoph und man muss auch nur ein solches speculatives — im wahren Sinn des Wortes, nicht blos ein spaltender Kopf — Genie sein, wenn man seiner Menschlichkeit und Sittlichkeit unbeschadet sich in's Gebiet der speculativen Philosophie als Selbsterfinder — nicht als blos Leser und Versteher — wagen will. Jeder andere wird erstens der Sache im Ganzen keinen Vorschub thuen und sich, ohnfehlbar — aufopfern. Dies ist mir nun sonnenklar und wird mir klarer, je mehr ich darüber nachdenke. Es wird nur alle Jahrtausende ein Kant geboren, und die Natur hat dies sehr weise sich eingerichtet; denn es ist der Menschheit auch nur alle Jahrtausende ein speculativer Philosoph nöthig.

So gewiss ich nun glaube, dass Kant's Moralität und Humanität durch den gefährlichen Stand eines Professors [nicht] gelitten hat, so gewiss ist es doch, dass er nicht allen Mängeln und Unvollkommenheiten seines Amtes entwischt. So kann er z. B nicht mehr Reden hören, wird ungeduldig, wenigstens auf einen Augenblick, wenn Jemand etwas besser zu wissen glaubt, spricht unaufhörlich allein und weiss alles über alle Länder, Orte, Welttheile u. s. w. z. B.: Er wusste besser als ich, was für Federvieh wir haben, wie das Land aussieht, auf welcher Stufe der Aufklärung der katholische Geistliche steht u. s. w. Ueber alle diese Dinge widersprach er mir. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Kritiken und Referate.

Die Hansestädte und König Waldemar von Dänemark. Hansische Geschichte bis 1376 von Dr. Dietrich Schäfer. Gekrönte Preisschrift. Jena. Verlag von Gustav Fischer. 1879. XV u. 607 S. gr. 8. 12. Mk.

Während die grossen Arbeiten, welche der Verein für hansische Geschichte zu seiner Aufgabe gemacht hat, noch unabgeschlossen rüstig weiter gefördert werden, ist bereits in vorstehendem Buche ein Werk zu Tage getreten, welches als reife Frucht dieser Arbeiten bezeichnet werden darf. Dieselbe Versammlung zu Stralsund, welche am 24. Mai 1870 die Gründung des hansischen Geschichtsvereins beschloss, setzte einen Preis für eine Geschichte der deutschen Hansestädte in ihren Beziehungen zu Waldemar IV. Atterdag von Dänemark aus; nach sechs Jahren, auf der 6. Versammlung des Vereins zu Köln 1876 wurde vorliegender Arbeit der Preis ertheilt, die nun nach drei weiteren Jahren, umgestaltet und erweitert, die Presse verlassen hat.

Das Buch des Jenaer Professors enthält mehr, als der Titel verspricht. Nicht nur die Beziehungen zwischen der Hansa und dem Erneuerer des dänischen Reiches, die gesammte Geschichte des hansischen Bundes von seinen bescheidenen, in Dunkel gehüllten Anfängen bis zur grössten Machtentfaltung im zweiten Kriege gegen Waldemar wird uns in abgerundeter, anziehender Darstellung vorgeführt. Aus ernsten Quellenstudien erwachsen wendet sich diese neueste hansische Geschichte nicht nur an den kleinen Kreis der zünftigen Historiker, sie ist bestimmt und geeignet, das Interesse an hansischer Geschichte auch in dem weiteren Umfange aller Geschichtsfreunde rege zu erhalten oder, wo es dessen noch bedarf, wach zu rufen.

Das Buch zerfällt in zwei dem Umfange nach ungleiche Hälften, die kleinere (S. 1—261) schildert in 8 Capiteln die Geschichte der Hansa bis zur Verwickelung mit Waldemar, die zweite grössere (S. 262—514) (Cap. 9—15) erzählt die Geschichte dieses Conflictes, 2 Schlusscapitel (16. 17) und 6 Excurse machen den Beschluss. Den Geschichtsfreund wird die klare, lebensvolle Darstellung der Entwickelung hansischen Aufsteigens, die sorgfältige, bis in die kleinsten Details genaue, überall quellenmässig begründete Vorführung der dänischen Kriege den Forscher am meisten anziehen. Besonders das 7. Capitel, die norddeutschen Städte um die Mitte des 14. Jahrhunderts ist ein wahres Cabinetstück historischer, lebenswarmer Darstellung, man sieht überall, der Verfasser schreibt nicht nur von der Studierstube aus, er kennt grösstentheils Land und Leute, er ist auch hinausgezogen, wie einst die alten hansischen Sendeboten, an die dänischen Küsten und weiss aus eigener Anschauung von der versunkenen Herrlichkeit Wisby's zu berichten.

Es kann nicht die Aufgabe dieser kurzen Besprechung sein in einer trockenen Inhaltsübersicht den reichen Stoff von Schäfers Buch zu zergliedern, ebenso wenig würde es gelingen, diejenigen Theile besonders hervorzuheben, die für Ost- und Westpreussen am meisten ins Gewicht fallen und für die Leser dieser Zeitschrift besonders in Betracht kommen. Es lässt sich nicht behaupten, dass die preussischen Städte bis 1370 eine hervorragende Stellung im Hansabunde eingenommen haben; auch die für sie bisher von preussischen Historikern in Anspruch genommene entscheidende Wendung der Kölner Conföderation bestreitet Schäfer (S. 397, Anm. 2). Im Mittelpunkt hansischer Politik steht zu dieser Zeit und noch lange darüber hinaus Lübeck. Unsere preussischen Städte fühlen sich damals trotz thätiger Mitwirkung bei allen hansischen Fragen doch in erster Linie als Glieder eines mächtigen Staates, der seine Angehörigen im Auslande anders zu vertreten weiss, als die Kleinfürsten der deutschen Wendenländer. Erst als im folgenden Jahrhundert dieser Staat von seiner Höhe herabsank und von drängender Geldnoth gezwungen die Städte in ihrem Lebenselement, dem Handel, immer mehr beeinträchtigte, wenden auch sie sich ganz und ungetheilt dem Bunde zu.

Nur an zwei Stellen kann sich Berichterstatter, soweit Preussische

Verhältnisse in Betracht kommen, mit dem schönen Buche Schäfers nicht einverstanden erklären. Gar zu dürftig ist S. 606 die Liste der Werke über preussische Städte ausgefallen, neben Toeppen und Hirsch waren noch andere Namen über Braunsberg, Thorn, Kulm, Königsberg zu nennen. Zweifelhaft mindestens ist, ob, wie S. 79 angegeben, Danzig jemals mit Lübischem Recht bewidmet gewesen; niemals erscheint in den wenigen Resten städtischen Lebens bis 1308 der Advocatus; der Göttinger Codex des Lübischen Rechts von 1263, der für Danzig geschrieben war, scheint niemals an seinen Bestimmungsort gelangt zu sein. Auch können Danzig und Dirschau um 1300 noch nicht als Städte des preussischen Ordenslandes, wie es S. 70 geschieht, bezeichnet werden.

Wir können Schäfers Buch den Lesern dieser Blätter nur auf das Angelegentlichste empfehlen und ihm eine weite Verbreitung in Preussen wünschen. Die Verlagshandlung hat durch eine würdige Ausstattung das ihrige dazu gethan.

Greifswald, October 1879. **M. Perlbach.**

Herzog Albrecht von Preussen und sein Hofprediger. Eine Königsberger Tragödie aus dem Zeitalter der Reformation von D. Carl Alfred Hase, Militair-Oberpfarrer des ersten Armee-Corps. Leipzig. Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. 1879. gr. 8°. VIII, 396 S. 8 M., geb. 9 M.

Ein Wesen, das zu Zeiten so viel Schatten wirft, wie die Kirche, setzt ein unbegreiflich klares Licht voraus und unendlich viel Finsterniss, die dazu gehört, dasselbe zu verhüllen. Aus dem schnöden Missbrauch der evangelischen Wahrheit sollte man darum stets auf die gewaltige Kraft derselben schliessen. Jener Jude des Boccaccio, der sich erst zum Christenthum bekehrte, als er in Rom den thatsächlichen Beweis erhalten, wie viel Gräuel dasselbe vertragen könne, war durchaus kein Sonderling oder gar ein Wunder, sondern einfach ein kluger Mensch. Um Steine zankt man sich nicht, aber um Brod, und keinem Menschen fällt es ein Blei nachzumachen, das Gold hat aber stets den Betrüger zu täuschenden Nachahmungen gereizt. Es ist kein Paradoxon, wenn

wir behaupten: Ein Glaube, der keinen Staub aufwirbelt, ist todt geboren, und eine Religion, die nicht einmal dem Heuchler einige Flittern bieten kann, ist so arm, dass es nicht lohnt sich mit ihr zu befassen.

Wer wissen will, was unsere preussische Provinzialkirche vertragen hat, der greife zu Hase's Buch und er wird sich wundern, dass bei uns die Kirche noch besteht und, wenn er nicht geradezu böswillig ist, auch anerkennen müssen, dass sie von unendlich vielen Schlacken gereinigt ist, die ihr in der Reformationszeit noch anhafteten.

Besonders erfreulich ist es, dass D. Hase, wie neuere Geschichtsschreiber überhaupt, sich nicht allein an die Fachgelehrten wendet, sondern seine gründlichen Forschungen in eine Form gegossen hat, die jeden gebildeten Geschichtsfreund anmuthet. Solche Bücher, in denen einfach die Thatsachen reden, sind in gewissem Sinne Missionare und ohne dass Hase es irgend beabsichtigt hat, wird sein Buch ein neues Zeugniss ablegen wider die Verächter der Religion unter den Gebildeten. Wenn er den Inhalt desselben eine „Tragödie" nennt, so ist das in demselben Sinne zu verstehen, in dem Dante sein erhabenes Gedicht „Komödie" genannt hat. Dasselbe führt durch Leid zu Lust. Hier umgekehrt. Mit vollen Segeln fährt das Evangelion gen Preussenland, aber nicht in den sichern Hafen, sondern in den tobenden Sturm und wir sehen schliesslich das feste Schiff der Kirche krachend unter den Wirbelwinden und Wasserstrudeln der Zeit im Scheine eines blutig rothen Nordlichts. Dabei gerathen wir aber keinen Augenblick in jene zweifelhafte und uns stets unbehagliche Stimmung, die wir, wenn man ein Gebilde der Plastik mit einem Erzeugniss der Geschichtsforschung vergleichen darf, etwa beim Anblick der Kiss'schen Amazone empfinden, die uns wenigstens immer die Frage abgelockt hat: Wird sie das Unthier treffen oder nicht? Eine stolze Welle nach der andern legt sich vor unsern Augen, indem sich ein furchtbar Gericht über alles unwahre und ungöttliche Wesen vollzieht und wir sehen im Geiste in das freie Fahrwasser hinaus, auf welchem das Evangelion wieder fröhlich seine Segel entfaltet und die Kreuzesfahne wehen lässt. Freilich bemerken wir da nicht die Helden der Titelrolle am Steuer.

Herzog Albrecht und sein Hofprediger sind arme schwache Menschen,

deren Namen auf uns gar keine Anziehungskraft üben würden, wenn dieselben nicht in das Licht des Evangeliums gestellt, zugleich beredte Typen wären für die klägliche Verkommenheit ihrer an göttlichen Gnadengaben so reichen Zeit, die den gewaltigen Geist nicht fassen konnte, der über sie ausgegossen war. Darum sind diese beiden Männer auch keineswegs die eigentlichen Helden der Tragödie. Sie sind Marionetten im grossen Puppenspiel der Weltgeschichte und oft genug sehen wir die Dräthe, mit denen eine höhere Hand sie lenkt.

Der eigentliche Held ist Christus, der in dem Lande, dessen geheimnissvolle Wälder die letzten Götzen Europas bargen, von Neuem seine siegreiche Passion feiert, die Heldin ist jene ideale Kirche, jene Gemeinde der Heiligen, deren Leben und Liebe die Wahrheit ist, die sich in keiner Zeit mit Händen greifen lässt, die hienieden nie ihre vollkommene Verkörperung in irgend einer menschlichen Gesellschaft feiert, von deren Vorhandensein uns aber jedes echte Geschichtswerk überzeugt und zu der Jeder so weit gehört, als er göttliche Gedanken in sich gestaltet und göttlicher Wahrheit eine Gasse macht im Leben.

Wir wollen offen bekennen, wir sind bisher bei der Beurtheilung des Hase'schen Buches nicht so tendenzlos zu Werke gegangen, wie der Autor bei der Abfassung desselben. Wir haben absichtlich hier Gedanken mitgetheilt, die nicht in dem Buche stehen und sich uns doch unwillkürlich bei der Lectüre desselben aufdrängten. Hoffentlich verstimmt den Leser diese Absicht nicht, zumal da wir dieselbe ehrlich bekennen und sollte er nicht errathen haben, was wir beabsichtigten, so sei ihm hiemit gesagt, dass wir nichts im Schilde führten, als ihn aufmerksam zu machen auf die Technik des Buches.

Eines Schriftstellers Hauptverdienst ist im Grunde sein Stoff. Ohne einen tüchtigen Marmorblock hat noch kein Künstler eine Statue gemeisselt und ohne die Chronik des alten Saxo Grammaticus hätte Shakespeare nie das Holz gefunden, aus dem er seinen Hamlet geschnitzt. Den Marmorblock hatten wir. Ein Stück desselben ist auch schon einmal tüchtig verschnitzt worden im „Leben Herzog Albrechts von Bock“, einer jener Lobschriften, an denen das vorige Jahrhundert so reich war, die zum zweihundertjährigen Jubiläum der Universität Königsberg veröffentlicht wurde.

Welchen Schatz, einer fast unübersehbaren Fülle zerstreuter Abhandlungen nicht zu gedenken, haben wir z. B. an „Hartknochs Kirchengeschichte". Ein ungeheures Material steckt in diesem Buche und doch, wenn der Laie dasselbe zu lesen versucht, werden ihn schwerlich Gedanken überkommen, wie diejenigen, die wir geäussert. Er hat eine „rudis indigestaque moles" vor sich und dankt oft Gott, wenn er den Sinn der Seite gefasst hat. So sehr wir darum den Zuwachs an Material begrüssen, zu dem uns Hase durch Veröffentlichung bisher ungedruckter Schriftstücke verholfen, sehen wir darin sein Hauptverdienst nicht. Die Bilder, die er liefert, hätte man auch mit den vorhandenen Farben malen können und doch noch immer ein gut Theil Farbestoff übrig lassen müssen, aber dass er sie uns gemalt hat, ist erfreulich. Der Künstler sieht Gestalten in der Luft und dem Geschichtsforscher treten dieselben sofort aus den schwarzen Buchstaben heraus. Er belebt die einfachste Notiz und weiss die trockenste Bemerkung mit Fleisch und Blut zu umkleiden. Darum ist ihm harte Lectüre ebenso wenig langweilig, wie dem Bildhauer der Block. Der blosse Leser und Geschichtsfreund dagegen will nicht die Gestalten suchen, sondern man soll sie ihm zeigen. Es wäre ein Wunder, wenn Hase nicht etwas vom Auge seines grossen Vaters geerbt hätte. Er weiss gut zu formen und angemessen zu gruppiren. Das Buch ist inhaltreich, übersichtlich und darum anziehend.

Den Inhalt desselben in diesen Blättern ausführlich reproduciren, hiesse Eulen nach Athen tragen. Eine Buchanzeige will ja auch nicht sättigen, sondern den Appetit reizen. Daher hier nur einige Schlagschatten, die Schlaglichter dazu wird man im Buche finden.

Grossartig, wie die Sonne im Meer, war der deutsche Orden untergegangen in der Schlacht bei Tannenberg. Wie die Polen dieselbe ansehn, hat uns Deutschen ja in diesem Jahre, 469 Jahre nachdem sie geschlagen, Matejko „der polnische Maler der Polen" recht drastisch zu Gemüthe geführt. Ein mächtig Stück deutscher Cultur war versunken. Die Idee des Ordens hatte sich ausgelebt, die Mumie, die zurückblieb, löste sich bald in ekelhafte Fäulniss auf. Mit Geld und Fürstengunst wollte man dieselbe erhalten. Jüngere Söhne aus deutschen

Fürstenhäusern sollten den Todten erwecken. So ward Albrecht Hochmeister. Geld hat er nicht mitgebracht, aber einen festen Sarg für die Ordensmumie und ein Lebenselixier für das Preussenvolk — das Evangelium. Indem er das Ordenskreuz abthat, brachte er wieder Christi Kreuz zu Ehren. Es hat ihn aber schwer gedrückt, denn er hat es seinem Volke vortragen müssen. Dabei reformirte er immer dem Stadtvolke zu langsam und zu wenig, dem Landvolk zu schnell und zu viel. Die bedeutendste Frucht des Evangeliums war nächst der Kirchenverbesserung die Universität zu Königsberg. Sie ist ihm ein Pfahl im Fleisch geworden und die Gelehrten, die er über seine Mittel unterstützte, waren gegen ihn nicht dankbarer, wie die Geistlichen, die er über ihr Verdienst ehrte. Oft genug befand er sich in der Lage des Zauberlehrlings. Als Melanchthon, der Praeceptor Germaniae, auf dem Sterbebette lag, kamen am Vorabend seines Todestages zwei Briefe seines Schülers und Freundes Hubertus Languetus an, welche ihm die letzten Schmerzen bereiteten. Sie schilderten die Noth der Hugenotten und doch mag ein wehmüthiges Lächeln über sein Gesicht geflogen sein, als sein Auge in denselben auf die beiläufige Bemerkung fiel: „Marchio Albertus semel dixisse fertur ad nullam rem eum aptum esse, nisi ad gignendos liberos“.

Es ist das eins jener bezeichnenden Worte, mit denen das kindliche Herz des Fürsten öfter den Nagel auf den Kopf traf. Seine Stärke lag im Zeugen, seine Schwäche im Ziehen. Von seinen zahlreichen leiblichen Kindern hat er nur wenige gross gezogen, und dass sein Stammhalter ihn überlebte, war für denselben ein Unglück. Mehr Noth, als seine leiblichen, haben ihm seine geistigen und geistlichen Kinder gemacht. Er konnte dieselben einfach nicht bändigen, darum wuchsen sie ihm stets über den Kopf und seine grossartigen Schöpfungen waren immer am meisten bedroht durch diejenigen, welche dieselben erhalten sollten. Er setzte eben gewöhnlich die Böcke zu Gärtnern. Dennoch haben diese „Enfants terribles“ ihre anziehenden Seiten und wer wissen will, wo unsere lieben Vorfahren jene markigen Gestalten hernahmen, die noch heute zuweilen, wenn auch sehr verkrüppelt, über die Winkelbühnen der Puppentheater huschen, der mag sich eingehend mit den

Hünengestalten der Reformationszeit beschäftigen. So weit die Charactere, die uns gezeigt werden, in ihren Geistes- und Gemüthsrichtungen auseinandergingen, haben sie doch ein gemeinsames Merkmal, sie waren alle sacksindengrob und von einer Rauflust besessen, der nur ihre Ueberzeugungstreue die Waage hielt. Gefährlich waren sie, weil sich mit dem Diomedes oft der Odysseus in ihnen vereinigte, denn Königsberg war keineswegs die erste Universität, die sie gesehen. Viele hatten in Nord- und Süddeutschland, ja auch in fremden Landen „fechten" gelernt in der verwegensten Bedeutung des Worts und sich gar mühsam durchs harte Leben geschlagen. Erbarmen gegen Feinde sucht man bei diesen Leuten vergebens. Die Gnade überliessen sie überhaupt stets dem Fürsten. War der Gegner todt, schleiften sie noch seine Leiche durch boshafte Nachrede. In die Hölle gefahren war er jedes Mal. Ein bissiger Humor, man lasse diese Contradictio in adjecto einmal gelten, platzte bei ihnen auf Kanzel und Catheder heraus und machte ihre Disputationen ebenso drastisch wie ihre Predigten. Mörlin ärgerte sich sehr „an des Osiandri gröszlichen Gebärden" und an den Schmäh- und Lästerworten, mit denen die „guten Leute", natürlich von seiner Partei, in der Disputation vom 24. October 1550 heimgeschickt wurden. Dafür hat er später einen vollständigen Schimpfkatechismus auf Osiander, wenn nicht selbst verfasst, so doch keineswegs missbilligt. Ja, als er 23. September 1551 die Kanzel bestieg, hat er den Osiander „in seiner Predigt dermaszen geschlagen und zerlästert, dass viel Leute gemeint haben, er sei vom Teufel besessen". Unter anderm deutete er die Worte Matth. 11, 17: „Wir haben euch gefiddelt und ihr habt nicht getanzt" auf Osiander, „wobei er mit der rechten Hand auf dem linken Arm gefiddelt und dazu gesungen". Dafür wünschte ihm wieder Funck:

„Unter dess mag er fiedeln dies arme Judaslied,
Bis er mit Juda henket, sonst kriegen wir nit Fried."

Es handelte sich thatsächlich bei diesen Leuten immer ums Leben. So sassen die Professoren im akademischen Senat, die Theologen keineswegs ausgenommen, eine Zeit lang mit dem „Brexen" an der Seite und der „Donnerbüx" unter dem Mantel, bei etwaigem Dissensus sofort zum Hauen und Schiessen bereit.

Dennoch würde man sehr irren, wenn man bei diesen Leuten nichts suchen würde, als urwüchsige Kraft und natürliche Rohheit. Alle diese harten und knorrigen Klötze, für die Herzog Albrecht in den meisten Fällen nicht der rechte Keil war, glühten und brannten im Feuer des Wortes und sprühten ganze Garben von Geistesfunken, die freilich den Kern ihres eigenen Wesens immer mitzeigten und, wie in allen Sturm- und Drangperioden mehr Zündstoff als Licht boten. Wir dürfen es nie vergessen, dass diese Männer um die Wahrheit stritten mit den Waffen ihrer Zeit und uns ein gut Stück derselben erobert haben. Auch waren sie keineswegs dem Volke, dem sie das Evangelium predigten, unsympathisch. Dasselbe freute sich ihrer Kühnheit und trat im enscheidenden Augenblick für seine Leute ein, eben so wie diese stets bereit waren Hab und Gut, ja Leib und Leben für ihre Ueberzeugung zu lassen. Als Mörlin mitten im kalten Winter Preussen verlassen musste, schickte ihn der Rath zunächst „auf gemeine Unkosten“ nach Danzig und sann inzwischen auf Mittel und Wege wie der Fürst zu besänftigen wäre. Dieser wurde bei seiner schwächsten Seite gefasst. Als der Herzog 27. März 1553 nebst seiner Gemahlin auf einem Schlitten Morgens 8 Uhr aus der altstädtschen Kirche fuhr, passten ihm viel Frauen aus den besten Geschlechtern, mit ihren Kindern 400 Personen, auf. „Als nun der Fürst gekommen, haben sie sich vor dem Thor auf beide Seiten bis an das Schloss getheilet, dass der Fürst zwischen ihnen hat durch kommen können. Wie der Fürst auf die Brücke kommen, haben sie demselben gebührliche Reverenz erzeiget, sind auf die Knie gefallen und ihre Hände aufgehoben. Der Fürst hat erstlich auf beiden Seiten die Knäblein und Mägdlein grausam angesehn, hernach aber das Gesicht von ihnen abgewandt bis er abgestiegen. Da sind drei vom Adel und sonst eine ehrbare Frau zugetreten und dem Fürsten eine Supplication übergeben. Der Fürst aber wollte die Supplication keines Weges annehmen, sondern hat sie damit abgewiesen — — — endlich hat sich der Fürst in das Gemach begeben und die Frauen draussen stehn lassen. Nach diesem haben sich die Frauen an die Herzogin gewandt, allein wie auch die Fürstin nichts erhalten können, sind erstlich die Knaben in ihrer Ordnung, hernach die Mägdlein, dann die erwachsene Jungfrauen

und endlich die Frauen in richtiger Procession auf dem Schlossplatz um den Brunnen herum gangen, und haben erstlich das Lied: „Ach Gott vom Himmel sieh darein“ gesungen. Wie dieses aus war, sangen sie: „Es woll uns Gott genädig sein.“ Endlich haben sie zum Valet angestimmet: „Erbarm dich mein o Herre Gott“ und haben sich wieder nach Hause begeben. Die Osiandristen sollen damit ihr Gelächter und Spott getrieben haben.“ (Hartknoch Kirchen-Geschichte S. 359 vergl. Hase S. 311).

Zu solchen Liebesbeweisen kommt man nicht durch blosse Grobheit. Zu bewundern ist auch die unermüdliche Arbeitskraft dieser Leute, die noch heute in ihren zahlreichen Schriften zu erkennen ist.

Solchen reckenhaften Menschen stand eine Reihe von Abenteurern gegenüber, die im Dienste des Herzogs lediglich das Ihre suchten und schon damals in jene Schwindelkünste eingeweiht waren, von denen unsere Zeit im s. g. Gründerthum eine neue verbesserte Auflage erlebt hat.

Der hervorragendste Vertreter des damaligen geistigen und geistlichen Heldenthums war Osiander, der verkörperte Schwindel war Scalich. Der eine ein Faust, der andere ein Mephistopheles. Funck der Hofprediger war das klägliche Werkzeug, mit welchem der Herzog von beiden bearbeitet wurde.

Andreas Osiander hiess eigentlich Hosman*), ehe er seinen Namen gräcisirte. Sein Vater war ein armer Schmied zu Gunzenhausen (Bezirksstadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken) wo ihm der berühmte Sohn 19. Dec. 1498 geboren wurde. Dieser zeigte schon in der Kindheit sporadisch jene krankhafte Erregbarkeit, welche sein Leben zu einem beständigen Kampfe machte. Während eines viertägigen Fiebers glaubte er sich in einem Walde von wilden Thieren und Schlangen angefallen. Nur die Gegenwart des Vaters unterbrach die Vision. Grosse Armuth und ungeregelte Lebensweise auf den Universitäten Ingolstadt und Wittenberg waren keineswegs geeignet, seine Nerven zu beruhigen. Seine auffallende Persönlichkeit, er hatte mit Napoleon I die olivengrüne Gesichtsfarbe gemein, welche ihm von seinen Feinden den Beinamen „schwarzer

*) Vielleicht auch „Hos“, worauf die Bezeichnung „Hosen-Enderle“ schliessen lässt. Er hätte dann einen Namen mit dem Card. Hosius gehabt.

Teufel" eintrug, erregte unwillkürlich Aufmerksamkeit und sein Geist war bedeutend genug dieselbe dauernd, wenn auch in den meisten Fällen keineswegs angenehm zu fesseln. Seine tiefe Gelehrsamkeit, er war z. B. im Hebräischen so beschlagen, dass man ihm jüdische Abkunft andichtete, forderte stets gehässigen Wilderspruch heraus, durch die Art und Weise, in der er sie anbrachte. Die Erfolge seiner glänzenden Beredsamkeit vertilgte er in den meisten Fällen durch seine bäurische Rohheit. Begeisterung erregte er, als er die erste lutherische Predigt zu Nürnberg (23. Februar 1522) hielt und darauf Pfarrer an der Laurentius-Kirche wurde. Auf dem Colloquium zu Marburg (1529) finden wir ihn unter den Vorkämpfern der Reformation. Es heisst aber: „Monstri aliquid alit Osiander", als er später Luther'n, den einzigen Mann, vor dem er wirklich Respect hatte, in einer Predigt über die Rechtfertigung zu corrigiren wagte. Das Ungeheuer, das er in sich nährte, war sein Hochmuth. Er soll sich den andern Henoch genannt haben. Von Jahr zu Jahr trat dieses Laster deutlicher hervor und hielt mit seinen literarischen und polemischen Leistungen gleichen Schritt. Wo später bedeutende Theologen zusammenkamen zu wichtigen Verhandlungen, zu Augsburg, Schmalkalden, Hagenau, Worms u. s. w., war Osiander unter ihnen (S. 130 ff.). Seine mathematischen Kenntnisse waren so bedeutend, dass Copernicus ihm die Besorgung seines grossen Werkes „De revolutionibus orbium coelestium" anvertraute. Die in seinem ganzen Leben vielleicht einzige Concession, welche er, um dem Buche Absatz zu verschaffen, bei dieser Gelegenheit an den Zeitgeist und besonders die Wittenberger Theologen („peripateticos et theologos") machte, indem er dem Copernicus rieth, sein System mehr hypothetisch als apodictisch vorzutragen, eine Ansicht, die er auch in einer, von Copernicus nicht genehmigten, Vorrede vertrat, zog ihm die Feindschaft des ermländischen Bischofs Tiedemann Giese und der römisch gesinnten Freunde des Copernicus zu. Alexander v. Humboldt hat übrigens ihn und seine Zeit wohl zu sehr nach seinen urbanen Anschauungen beurtheilt, wenn er ihn wegen des „überaus unzarten" Zusatzes tadelt, mit dem Osiander auf dem Titel für das Buch Reclame machte: „Igitur studiose lector, eme, lege, fruere." (Kosmos II, S. 499). Das Augs-

burger Interim (15. Mai 1548), gegen welches der Nürnberger Rath nicht predigen lassen wollte, trieb Osiander von seiner Stelle. Sofort eröffneten sich dem berühmten Manne mancherlei Aussichten.

Die Pfarrstelle an der Magdalenenkirche zu Breslau war frei, in Wittenberg war Cruciger gestorben. „Crucigeri locus apud nos tribui nunc tibi poterit" schrieb ihm Melanchthon, doch er hatte das Auge auf Albrecht gerichtet, seinen geistlichen Sohn, der 1522 durch eine seiner Predigten für das Evangelium gewonnen war. Er schrieb an denselben von Breslau aus (2. Dec. 1548): „Wo es der Wille des Almechtigen Vaters were, das ich seinem Son Jesu Christo, vnserm lieben Herrn, vnnd seiner christlichen Gemain, vnter E. F. G. herschafft, mit dem wort auff dem predigtstuel, oder mit lesen bei der schule in hebraeischer, kriechischer vnnd lateinischer sprach, oder in baide weg, auch mit schreyben, dienen sollt, vnnd darzu beruffen würde ct. were ich wol gesynnet ct. solchenn Beruff anzunehmen." Aus den Worten seines geistlichen Vaters hörte der Herzog zugleich die süssen Töne seiner Muttersprache heraus, auch er redete den fränkischen Dialect. Schon 4. Januar 1549 antwortete er von Neidenburg aus: „Wir mogenn woll leiden, do Ihr euch mit furderlichsten vnnd nach gelegenheit zu vnns begeben thetet, hoffende, euch mit denen gnadenn zu erscheynenn, dadurch Ihr ein ehrlich stelle, so wol in kyrchenn alls schulen, zu gottes ehre vnnd erweiterung desselben allein selig machenden worts bekhommen moget." Hiemit hatte der Herzog seine Ruhe quittirt. Im Januar 1549 kam Osiander nach Preussen. Es wäre gut gewesen, wenn er in der neuen Heimath seine Wirksamkeit mit einem ernstlichen Busskampf begonnen hätte, statt dessen fing er einen Streit über die Busse an. Er übernahm das, von Funck interimistisch verwaltete, Pfarramt in der Altstadt, zugleich wurde ihm gegen einen Jahrgehalt von 100 Fl. die lectio theologica secundaria übertragen. Er schien mit seiner äussern Stellung zufrieden. 16. Febr. 1549 schrieb er an seinen Schwiegersohn Besold: „Pastor sum ecclesiae praecipuae, unde habeo commodas aedes, latere bene exaedificatas, nam saxa hic non habentur: item lignorum satis ad culinam et similia omnia, deinde ducentos aureos paratae pecuniae. Princeps addit centum pro lectura duarum in hebdomade horarum."

Gleich bei der ersten Disputation 5. April 1549 brach der für unsere Provinz so verhängnissvolle Streit los, in dem M. Matth. Lauterwald das erste Wort gegen Osiander ergriff, Mörlin aber schliesslich nach siebzehnjährigem Kampfe das letzte behielt.

Osiander hatte offenbar eine starke Ahnung von dem Unheil, welches die krystallisirte Schulformel in wissenschaftlicher und praktischer Beziehung auf dem Gebiet der Kirche anrichten kann. Er verlangte deshalb für sich das Recht, die biblischen Gedanken in eigenen Worten darlegen zu dürfen, ohne sich an die Terminologie der Wittenberger oder einer andern Schule zu binden. Dass sich in jeder solchen Formel neben der göttlichen Wahrheit, die sie enthält, auch ein menschlicher Irrthum festsetze, drückte er gelegentlich in dem vielleicht etwas zu drastischen, aber in gewissem Sinne höchst treffenden Ausdruck aus: „Omnis homo sit mendax, nec excipiatur Philippus."

Er wollte in seinem Gewissen an nichts gebunden sein, als an das Wort und in diesem, welches er entschieden zuweilen tiefer auffasste, als seine Gegner, wollte er den Puls- und Herzschlag des lebendigen Christus belauschen. Selbstverständlich erging es dem Andreas dabei nicht besser als dem Philippus. Lag bei den andern der Schaden in zu grosser geistiger Zucht, so bei ihm in zu grosser Freiheit, die übrigens mehr in seinen Characterfehlern, als in seiner Lehre gegründet war. Er gehörte in die Reihe jener oft so hoch begabten Theologen, die auf der Kanzel zu hinreissend, auf dem Catheder zu schlagend sind. All zu scharf macht schartig. Wie nichtswürdig, ja man muss fast annehmen absichtlich, er aber oft von Leuten missverstanden wurde, die nach Geist und Gaben nicht werth waren ihm die Schuhriemen zu lösen, ist kaum zu glauben. Geradezu widerlich klingen zum Theil die zwölf Thesen,*) welche Matthias Lauterwald, ein leidenschaftlicher theologischer Nörgeler, gleich nach der ersten Disputation den Behauptungen Osianders entgegenstellte. Osiander hatte in seiner sechsten These die Busse also definirt: „Poenitentia autem vera est agnitio et detestatio peccati cum desiderio emendationis et spe veniae a Deo consequendae."

*) Hase scheint sie nicht gekannt zu haben (siehe S. 134).

Dagegen Lauterwald: 1. Poenitentia (ut simplicissime eam definiamus) est dolor de peccato cum adjuncto proposito melioris vitae. 2. Propositum autem melioris vitae esse non potest sine fide seu evangelio. 5. Poenitentia enim sine fide in hac naturae corruptione est peccatum, immo mors aeterna. 6. Talem enim poenitentiam habet Saul, Judas et Diabolus ct. Das ist ein schulbubenhaftes Missverständniss, oder, was wohl wahrscheinlicher ist, eine absichtliche Taschenspielerei zu Gunsten der Wittenberger Schulformel. Kann man bei Judas, Saul und Satan von jenen Geisteskämpfen und erschütternden Gemüthsbewegungen überhaupt reden, die Osiander für die Busse fordert?

Da wir den Streit nicht in seiner ganzen Ausdehnung verfolgen können und wollen, so lassen wir es an diesem einen Beispiel der theologischen Kriegsführung jener Zeit bewenden. Unerquicklichere Dinge noch, denen wir begegnen, übergehen wir. Statt dessen zeichnen wir in wenigen Strichen die Grundideen Osianders. Die Quelle aller Erkenntniss ist ihm die Schrift. Unbegrenzt ist seine Ehrfurcht vor derselben. Nicht den kleinsten Widerspruch unter den Evangelisten mag er annehmen. Dennoch ist sie zunächst nur ein „äusserlich Wort“. Ihre Buchstaben sind „Zeichen“, dass Jemand mit lebendiger Stimme geredet hat. Die eigentliche Stimme reproducirt sich erst im Herzen als „inwendig göttlich Wort“, wenn das äusserliche Wort aufgenommen wird im Glauben. In diesem inwendigen Wort (natürlich, so weit wir es uns angeeignet haben) tragen wir Gott selbst mit seinem Wesen, Wollen und erkennen im Herzen, d. h. wir haben Christum, „das Ebenbild Gottes“, nach dem der Mensch ursprünglich geschaffen ist, in dem die ganze Fülle der Gottheit wohnet, in uno, mit seiner unendlichen Gerechtigkeit (justitia essentialis) und Heiligkeit. Dieser Christus ist nicht erst um der Sünde willen Fleisch geworden. Auch ohne die Sünde hätte sich sein heiliges Leben unter uns verkörpern müssen, es wäre aber nicht unterbrochen worden durch das blutige Schauspiel der Passion, und das Kreuz wäre nicht der entsetzlichste Beweis für unsere Sünde geworden. Ruhig hätte er die Fülle der Gottheit vor uns entfalten können, er wäre der Weg gewesen, den wir beschritten, die Wahrheit, die wir geglaubt, das Leben, das wir ergriffen, und ohne den düstersten

Abgrund des Schmerzes, den Tod zu durchschreiten, wären wir durch ihn langsam und sicher der Verklärung entgegengeführt. Jetzt bleibt uns nichts übrig, als ihn im Glauben zu ergreifen, er hat und giebt Alles, wir können nur nehmen und wenn wir den Glauben zuweilen statt seiner unsern Seligmacher nennen, so ist das „synekdochisch", d. h. „der Kürze wegen" geredet. Die Erlösung durch den Tod Christi (das Triduum, die dreitägige Passion) sei nicht so aufzufassen, als ob der unschuldige Tod des Herrn eine Münze sei, die dem Teufel und Tode dargereicht, uns loskaufe von ihrer Herrschaft. Der ganze Christus sei vielmehr um seiner ewigen Gerechtigkeit willen das Gegengift gegen unsere Sünde. Indem der Tod dieses Gerechten uns zu Herzen geht und die Liebe, die er in demselben offenbart, unsere Liebe zu ihm entzündet, nehmen wir ihn mit seiner Gerechtigkeit in unser Herz auf und er, der um unserer Gerechtigkeit willen auferstanden, macht uns gerecht, wenn wir ihn im Glauben ergreifen.

Wis müssten Bände schreiben, wenn wir hier die Kritik, die von den Zeitgenossen an diesem System geübt wurde, klar darlegen wollten. Der Theolog wird auf den ersten Blick die Häkchen erkennen, an die sich mystische Fäden anknüpfen lassen und auch solche hat Osiander gesponnen, ja sie gaben seinen Darlegungen sicher einen grössern Reiz, als der massive Rahmen von Grobheiten, mit dem er seine idealen Anschauungen umzog und die gemeinen Schimpfreden, in die er seine Ehrenrettungen packte. Doch sind ihm seine Gegner nichts schuldig geblieben.

Die widerlichste Seite dieses Kampfes ist es eben, dass alle diese Geistesstreiter mit fleischlichen Waffen kämpfen und sich auf die weltliche Macht stützen wollen. Wahrhaft cynisch sprach es Osiander aus: „Die drei grosse AAA würden ihm wohl helfen, der Allmächtige, Albrecht und Adam, der Scharfrichter." Der grosse Theolog war im Herzen bereits ein Mörder geworden, Mord sannen auch die übrigen. Der Herzog Albrecht half aber dem Schwert dadurch zur Thätigkeit, dass er die Ruthe sparte. Statt nach beiden Seiten hin den Stab Wehe zu schwingen, konnte er einem Geist wie Osiander nicht widerstehen und hat dadurch schliesslich den Osiandrismus zu Grunde gerichtet. Sein geistlicher Vater tyrannisirte ihn und die offenbare Parteinahme

für denselben entfremdete ihm einen grossen Theil seiner Unterthanen. Es wäre möglich gewesen, dass Osiander, bei dem hin und wieder auch eine mildere Regung auftauchte, sich durchgekämpft und Kirche und Staat, beide noch gleich jung, in geordnete Bahnen gelenkt hätte. Seine Genusssucht, er war zu Zeiten Trinker, brachte ihn indessen früh ins Grab. „Anno 1552 den 17. October ist der ehr- und treulose Anti-Christ und aller Ertzketzer Vatter Osiander gestorben, und den 19. Oct. in der Kirchen Königsberg zur Altstadt begraben und hat allda M. Joh. Funck eine erlogene Grab-Predigt gethan wider sein eigen Gewissen, dass seines gleichen nie auff Erden kommen ist, noch kommen werde und er zum Ersten sollte das Erkenntnusz des wahren Worts Gottes in das Land Preussen haben gebracht, welches alles erstuncken und erlogen ist." So lautet eine von zahlreichen ähnlichen Nachrufen, die ihm gewidmet wurden. Sein Leben und seinen Tod schmückte man mit allen Ungeheuerlichkeiten der Faustsage aus, ja man hielt es in diesem Falle entschieden für geboten, dem „Ketzer, Juden, schwarzen Teufel, Drachen, Bösewicht" statt des Pudels zwei Teufelshunde, „die jedoch nicht jeder habe sehen können", an die Seite zu setzen.

Der alte, gute Herzog that alles Mögliche, um die gänzlich grundlosen, unheimlichen Gerüchte, welche über den Tod des, von ihm so geehrten, Mannes im Schwange gingen, zu widerlegen und schaffte Mörlin aus dem Lande sehr zur Unzeit. Dieser, allerdings sehr fanatische, aber doch im Grunde ehrliche Lutheraner, hätte ihm am ersten die Augen geöffnet über den gemeinen Schwindler, der nun Osianders Stelle in seinem Herzen einnahm, weil er den Osiandristen Funck und andere Creaturen geschickt zu benutzen verstand. Paul Scalich, der ungarische Schulmeisterssohn, der entlaufene Caplan, ein gelehrter Betrüger, bethörte das Herz des schwachen Herzogs erst mit einem erlogenen Fürstenmantel, dann mit dem Zauberstab, schlich sich schliesslich sachte mit dem erschwindelten Gelde fort und liess seine Werkzeuge Funck, Schnell und Horst für sich mit dem Kopfe zahlen. Meister Adam, den Osiander angerufen, führte die so wenig ebenbürtigen Epigonen desselben von der Bühne der Geschichte ab.

Osiander war ein Held. Mit inniger Theilnahme sehen wir ihn und

seine Sache um seiner Sünden willen untergehen, Funck war ein erbärmlicher Mensch, der das Zuchthaus, aber nicht das Henkerschwert verdient hatte. Scalich gehört in den Pitaval, der alte Herzog aber ins Himmelreich. Wo er gearbeitet hat, ist er ein echter Gottesstreiter gewesen, wo er gefehlt hat, ein armer, aber schwer bestrafter Sünder. Seine Schwächen waren Schatten, die seine Liebe warf. Wir haben Manches anders gesagt wie Hase, und seiner Darstellung manchen Zug hinzugefügt, um auf den Reichthum der Quellen hinzudeuten. Selbstverständlich hat H. nicht Alles gesagt, was sich über den in Rede stehenden Gegenstand sagen lässt, das ist aber ein Vorzug. S. g. „erschöpfende“ Darstellungen sind meistens erschöpfend für den Leser.

Zum Schluss berichtigen wir noch einige unbedeutende Irrthümer. S. 2 spricht Hase „vom Opfer eines schwarzen Thiers am Gestade der Ostsee nahe bei dem Ordensschlosse Balga.“ Es ist wohl das bekannte Sauopfer zu Rantau gemeint, von dem Hennenberger erzählt. S. 211. Clara Quandt, nicht von Quandt. (Siehe Altpr. Mtsschr. XV S. 551.) Die Quandts, Ahnen des berühmten Oberhofpredigers, waren eine alte berühmte Bürgerfamilie in Königsberg. S. 217. Abel Will ist allerdings des Osiandrismus wegen einmal eingezogen und auf Caution der Gemeinde frei gekommen. Der Hauptmann v. Grünhof und Funck hatten aber mit dieser Angelegenheit nichts zu thun. Auch weiss die von Hase angeführte Quelle nichts davon. Der richtige Sachverhalt ist zu ersehen aus: Pr. Prov.-Bl. a. F. Bd. VII (1855) S. 396. S. 371. Anm. 2. Der Grabstein der hingerichteten Räthe des Herzogs mit der von Hartknoch angeführten Inschrift muss sich noch auf dem Haberberger Kirchhof finden und wäre wohl einer Erneuerung werth.

Wir bedauern, dass das schön ausgestattete Buch nicht noch mit einem guten Portrait Herzog Albrechts geschmückt ist, wundern uns überhaupt, dass unseres Wissens wenigstens keine neuere Lithographie oder Photographie dieses Fürsten vorhanden ist. Für jeden, der auf der Albertina studiert hat, würde ein gutes Bild Albrechts ein erwünschtes Andenken sein. Möge Hases Buch viele Leser finden und das neu erwachte Interesse an der Geschichte unserer Provinz mit beleben helfen.

Adolf Rogge.

Roczniki Towarzystwa Naukowego w Toruniu, rocznik I. Toruń 1878. (Jahrbücher des wissenschaftlichen Vereins zu Thorn).

Bevor ich zum Referate der in den Jahrbüchern enthaltenen Arbeiten übergehe, dürfte es wohl für die Leser der Altpreuss. Monatsschrift von Interesse sein, die Entwickelungsgeschichte dieses neuesten wissenschaftlichen Vereins der Provinz Westpreussen kennen zu lernen.

Auf Anregung des leider im vorigen Jahre verstorbenen Rittergutsbesitzers von Mgowo Sigmund v. Działowski wurde am 16. Dec. 1875 der wissenschaftliche Verein zu Thorn gestiftet. In ähnlicher Weise, wie das „Towarzystwo Przyjaciół Nauk“ in Posen, stellte sich auch obiger Verein zur Aufgabe, sowohl die historischen Denkmäler unserer Provinz zu sammeln und dieselben in einem zu diesem Zwecke gestifteten Museum zu Thorn aufzubewahren, als auch vornehmlieh durch wissenschaftliche Zusammenkünfte und Arbeiten die Wissenschaft von polnischer Seite aus in der Provinz Preussen zu befördern. Der junge Verein, allerseits beglückwünscht und unterstützt, konnte gleich in den ersten Wochen seines Bestehens eine ansehnliche Mitgliederzahl aufweisen. Er constituirte sich in drei besondere Sectionen: 1) in eine historische und archäologische, 2) in eine theologische und 3) in eine medicinische und naturwissenschaftliche Abtheilung. Des grössten Aufschwungs hatte sich aber das Museum und die damit verbundene Bibliothek zu erfreuen: ersteres zählte nämlich im verflossenen Jahre 2200 Nummern, letztere 1500 Bände.

Was nun die im ersten Jahrbuche enthaltenen Arbeiten anbetrifft, so verdienen vor Allem die zwei ersteren nähere Beachtung. In dem ersten Aufsatze liefert uns der Archäolog G. Ossowski eine wenn auch kurze, so doch klare Charakteristik aller lokalen preussischen Denkmäler. Gestützt auf seine eigenen Erfahrungen — er bereiste auf Kosten des oben erwähnten von Działowski einige Jahre hindurch die Provinz Preussen — gibt uns O. einen trefflichen Wegweiser auf dem Felde der archäologischen Forschungen, deshalb wird obige Arbeit meiner Meinung nach auch bei den deutschen Gelehrten Anklang und die ihr zukommende Beachtung finden. — Der zweite Aufsatz ist historichen Inhalts und handelt „über die brandenburgischen Markgrafen in der Geschichte

Pommerns zur Zeit Mestwin II." Er hat zum Verfasser den durch sein Werk „die Pelpliner Abtei" rühmlichst bekannten jungen Forscher auf dem Felde der preussisch-polnischen Geschichte Stanisław Kujot, zur Zeit Professor in Pelplin. Der Verfasser bricht in der Arbeit für die Ehrenhaftigkeit Mestwin II. eine Lanze, der bekanntlich von Voigt, Barthold, Fabricius und neuerdings auch von Hirsch als ein wortbrüchiger und gewissenloser Fürst geschildert wird. Von den früheren Historikern traten nur Kantzow und Quandt für den Nachfolger des Swiętopełk ein; Kujots kritische und gewissenhafte Beweisführung ist für mich vollkommen überzeugend, er hat durch Beibringen einiger wichtiger Briefe und Documente das Verhältniss Mestwins zu den drei Markgrafen Johann, Otto und Konrad scharf und klar skizzirt und den Pommerfürst wenn auch nicht von dem Vorwurfe der Unentschlossenheit und Charakterschwäche, so doch der Charakterlosigkeit und gemeinen Wortbrüchigkeit rein zu machen gewusst.

Im dritten Aufsatze endlich stellt Pfarrer Gapiński aus Nawra*) eine fleissige Untersuchung „über die Lage des pommerschen Wyszogrod" an. Er glaubt diese alte Burg nicht — wie bis jetzt angenommen wurde — zwischen der Stadt Fordon und der Mündung der Brda in die Weichsel, sondern in der Nähe des Dorfes Strzelce unter 53° 12′ 30″ der Breite und 35° 50′ der Länge suchen zu müssen.

Lituanicarum Societatis Jesu historiarum libri decem, auctore Stanislao Rostowski, recognoscente Joanne Martinov, ejusdem societatis Presbyteris Parisiis, Palmé 1877. (XV, 507 S. gr. 4.)

Es hat mich sehr gewundert, dass bis dahin weder in französischen Zeitschriften, ausser in der „Revue des questions historiques", die ja mit Vorliebe wissenschaftliche Arbeiten von Geistlichen in ihren Spalten aufzuzeichnen pflegt, noch auch in deutschen Blättern irgend ein Referat über obiges Werk erschienen ist. Und doch ist die Geschichte der litauischen Jesuiten von Rostowski eine höchst wichtige kirchlichhistorische Quelle für die Zeit von 1554—1664. Und ich brauche wohl

*) Während des Druckes kommt uns die traurige Nachricht zu, dass Pfarrer Gapiński Ende November a. c. gestorben ist.

nicht dem geehrten Leser die Bedeutung und den Einfluss der Jesuiten auf die Fäden der Politik in dem damaligen Königreiche Polen-Litauen erst ins Gedächtniss rufen zu müssen; es ist ja diess eine von jenen Partien der Geschichte, die je öfter behandelt, desto grössere Anziehungskraft auf den Geschichtsforscher ausüben und stets von neuen Geschichtsschreibern behandelt werden. Die Urtheile über den Einfluss der Gesellschaft Jesu auf die unglückliche Politik Polens im 16. u. 17. Jahrhundert schwankten lange Zeit hin und her: erst der trefflichen Arbeit der Neuzeit: „Czy Jezuici zgubili Polskę" *) ist es gelungen, die Stellung dieses Ordens unparteiisch zu prüfen und zu würdigen.

Doch ich kehre zum Werke des Rostowski zurück. Derselbe gehörte dem Jesuitenorden an, und scheint in Wilna das Amt eines Professors der Rhetorik an dem dortigen Jesuitencollegium bis zu seinem Tode, der im Februar 1784 erfolgt ist, bekleidet zu haben. Von seiner wissenschaftlichen Thätigkeit ist uns ausser obiger Schrift nichts näheres bekannt: nur diess ersehen wir aus dem Werke selbst, das Rostowski ein unparteiischer Schriftsteller gewesen ist, der mit bewunderungswürdigem Fleisse alle möglichen Quellen und Hilfsmittel für die Geschichte des ihm so theuren Ordens zusammengesucht und der Nachwelt überliefert hat. — Wenn auch die Geschichte der Ausbreitung und der Thätigkeit des Jesuitenordens in den J. 1564—1664 stets der rothe Faden des ganzen Werkes ist, so wusste Rostowski vortrefflich daran auch die politische Geschichte Polens jener Zeit anzufügen, ohne aber dem einheitlichen Ganzen irgend einen Abbruch zu thun.

Die nähere Inhaltsangabe, vornehmlich aber die Geschichte des Jesuitenordens im heutigen Ost-Preussen, gedenke ich binnen kurzer Frist den Lesern der Altpr. Monatsschrift mittheilen zu können.

Die neue Auflage des Werkes, die der in der slavischen Geschichte bewanderte Jesuitenprofessor Martinov veranstaltet hat, verdient die vollkommenste Anerkennung, ebenso wie die äussere Ausstattung des Werkes von Seiten des pariser Verlegers.

Leon v. Pobłocki.

---

*) Obige Schrift erschien zuerst in der liter. Zeitschr. „Przegląd Lwowski", später als Separatdruck. Die erste und zweite Auflage sind schon vergriffen.

Geschichte von Ost- und Westpreussen von Dr. Karl Lohmeyer. Erste Abtheilung. Gotha. F. A. Perthes. VIII u. 290 S. 8°. *)

Die zahlreichen Quellenpublicationen und Monographien, welche in den letzten Jahrzehnten auf dem Gebiet der preussischen Provinzial-Geschichte erschienen sind, haben wohl in jedem, der sich mit diesen Studien beschäftigt oder Interesse für die heimische Geschichte hegt, den Wunsch nach einer zusammenfassenden, abschliessenden Darstellung derselben wach gerufen. Denn seit Voigt, also seit 40 Jahren, ist keine ausführliche Geschichte Preussens, welche die neuen Forschungen nach Gebühr würdigt und nutzbar macht, erschienen; das in seiner ursprünglichen Anlage so brauchbare Buch Heinels erfüllt bekanntlich in der letzten Auflage von Laudien (1872) seine Aufgabe nicht mehr; Ewald's rühmlichst bekannte Geschichte soll nur das Gründungs-Jahrhundert des Ordensstaates umfassen. So wird denn die neue Geschichte Preussens (muss man denn auch auf Büchertiteln der Trennung der Provinz gerecht werden?) sicherlich überall mit ungetheiltem Beifall aufgenommen werden, zumal sie von der Stelle ausgeht, die vor allen anderen zu dieser Arbeit berechtigt und — verpflichtet ist, von dem Inhaber des Lehrstuhles für vaterländische Provinzial-Geschichte an der Albertus-Universität in Königsberg.

Eine „populäre Gesammt-Darstellung“ mit Rücksicht für Lehrerkreise, wenn wir die Vorrede richtig verstanden haben, legt Lohmeyer in seinem Buche den Geschichtsfreunden der beiden Provinzen vor. Demzufolge fehlt jeder gelehrte Ballast, kein einziges Citat hält den Leser auf, dessen Auge ununterbrochen dem Texte folgen kann, ohne durch Anmerkungen zerstreut zu werden. Den Zwecken der Schule, der Belehrung des Geschichtsfreundes ist damit vollkommen genügt, sie können sich beide auf Treu und Glauben dem zuverlässigen Führer überlassen, den Geschichtsforscher befriedigt eine solche Methode, die nirgends Rechenschaft von ihrem Verfahren giebt, nicht vollkommen; wie viele Fortschritte Lohmeyers Buch gegen frühere Bearbeitungen auch aufweist, er nöthigt jeden wissenschaftlichen Benutzer überall da,

*) vgl. Schlesische Presse n. 715 v. 12. Oct. 1879. S. 6.

wo dieser Fortschritt zu Tage tritt, die gesammte Untersuchung selbst von Neuem vorzunehmen. Referent kann sich somit mit dem eingeschlagenen Wege nicht durchaus einverstanden erklären, er beeinträchtigt den Werth des Buches nicht unerheblich. Es hätte sich doch vielleicht noch ein Mittelweg zwischen Voigts Citatenfülle und dem Fehlen jeglichen Beleges finden lassen; sollte der Leser nicht zerstreut werden, so konnten ja die Anmerkungen, nach bekannten Vorbildern, an den Schluss gestellt werden.

Dass überall die neuesten Forschungen berücksichtigt sind, wo nicht eigene bahnbrechende Arbeiten zu Grunde liegen, dafür bürgt der Name des Verfassers. Nachdem in einem ersten, einleitenden Buche in drei Capiteln die Urgeschichte der alten Preussen, ihr Culturzustand und eine kurze Skizze der Geschichte Ostpommerns bis 1220 gegeben ist, folgt im zweiten Buch die Gründung des Ordensstaates, bis 1309, im dritten die Blüthe desselben, bis 1407; überall beruht die Schilderung auf den gleichzeitigen Geschichtsschreibern und den Urkunden, überall sind die Arbeiten Neuerer sorgfältig herangezogen; doch ist es etwas viel verlangt, wenn der Autor in der Einleitung meint, der Kundige werde leicht erkennen, was ihm selbst gehöre und was er dem Scharfsinne und Fleisse anderer verdanke; dazu ist eben eine Nachprüfung der gesammten Untersuchung erforderlich. Nicht überall scheinen sich auch die von den, oft nur angedeuteten, Ansichten Früherer abweichenden Angaben sofort zu erklären, warum z. B. aus dem Missionsversuch des hl. Adalbert 997 folgen soll, dass auch der Kriegszug Bolesławs von Polen noch ins 10. Jahrhundert fällt, ist nicht recht ersichtlich (S. 18). Was wird wohl das Königsberger Staatsarchiv zu der S. 39, 40 behaupteten Unächtheit der ältesten pommerschen Urkunden, aus dem 12. Jahrhundert, sagen, der ältesten, die das Archiv besitzt, was die Verfasser westpreussischer Kreisgeschichten, die Wegner, Schmitt, Stadie, denen ihr bestes, ältestes Material so ohne Beweis streitig gemacht wird? Die Ableitung Danzigs von danniczy most, Zollbrücke, hat Lohmeyer selbst zuerst in Schade's wissenschaftlichen Monatsblättern 1877 aufgestellt, aber darf man ohne weiteres das G in Gdańsk ausser Acht lassen? Die Söhne Lesko's des Weissen (er hatte nur einen Sohn Bolesław

Wstydliwy) S. 57, Herzog Sambor von Dirschau (erst 1254 erbaut) statt Lübschau im Jahre 1238 S. 74 und die Bezeichnung Mestwins als einziger Sohn Swantopolks S. 79 sind wohl Schreibfehler; das Einverständniss zwischen Swantopolk und den abgefallenen Preussen, von dem sich S. 79 auch nicht die „leiseste Andeutung findet", wird S. 80 nach einer päpstlichen Bulle ausdrücklich erwähnt; S. 82 heisst der Herzog sogar die Hauptstütze der Preussen. Gern hätte Referent S. 96 etwas Genaueres erfahren über die „einer jener Urkunden, welche die Uebertragung des Kulmerlandes an den Orden behandeln", und in der „sich ein etwas dunkler Ausdruck über einen zwischen den Grenzen Polens und Preussens liegenden Landstrich befindet"; ich kenne einen solchen nur in der kaiserlichen Urkunde von 1226. Im ausdrücklichen Widerspruch mit Th. Hirsch Ss. rer. Pruss. I. 698 n. 69 befindet sich L. S. 129, wenn er Wenzel II. von Böhmen 1300 „nach Pommern eilen" lässt, er wie sein Sohn haben das Weichselland nie betreten. Bei der Schilderung der Verhältnisse in Pommern S. 130 u. 131 vermisse ich die Erwähnung der wichtigen Urkunde vom 8. August 1305, durch welche Wenzel III. Pommern an die Brandenburger gegen Meissen abtritt. Der Orden war 4 Jahre später formell durchaus berechtigt Pommern von den Brandenburgern zu erkaufen, denn diese konnten eben durch jene Urkunde ihren Rechstitel erweisen. Auch in dem geringschätzenden Urtheil über das Zeugenverhör von 1320 als Quelle zur Geschichte der pommerschen Eroberung möchte ich L. S. 132 nicht beistimmen, es liefert trotz seiner Tendenz eine Menge werthvoller Einzelheiten. Die „grundsätzliche und grundgesetzliche" Ausschliessung des deutschen Ordens von städtischem Grundbesitz ist doch so allgemein, wie sie S. 155 hingestellt wird, nicht zuzugeben; eine Ausnahme bildet z. B. Fischhausen, wo die samländischen Domherren ausdrücklich Grundstücke erwerben durften. Auch glaubt Referent nicht, mit S. 166 den Verlust eines „grossen Theiles der erlassenen (Güter-) Urkunden" beklagen zu müssen; es sind nur sehr zahlreiche noch nicht bekannt geworden, die wohl erst ans Tageslicht treten werden, wenn einst das Königsberger Archiv seine grossen beabsichtigten Publicationen in die Welt gesandt haben wird. Zu den S. 176 erwähnten Handelsprivilegien Elbings ist nachzutragen, dass auch der

zweite polnische Herrscher Ostpommerns, Władysław, dieselben 1298 bestätigte. Bei der Erörterung der Beziehung der preussischen Städte zur Hanse, S. 217, übersieht L., indem er den Anschluss der Preussen an die westfälischen Städte mit Sattler in den Preuss. Jahrbüchern 1878 Aprilheft aus den Verhältnissen zu Brügge für „ganz naturgemäss" erklärt, dass der neueste Bearbeiter der hansischen Geschichte, D. Schäfer, die Hansestädte und König Waldemar von Dänemark S. 250 n. 2 diese Erklärung für ungenügend hält, ohne freilich eine bessere an ihre Stelle setzen zu können. Aus Schäfer S. 170 hätte L. auch ersehen können, dass die von ihm S. 239 gegebene Deutung des Beinamens König Waldemar Atterdag's nicht stichhaltig ist (Atterdag vielmehr = wieder ein Tag, d. i. morgen ist auch noch Zeit), und dass (vgl. Schäfer 397) die S. 240/41 wohl auf Toeppen beruhende Darstellung der angeblich durch die preussischen Städte hervorgebrachten energischeren Thätigkeit der Hansen gegen Dänemark auf dem Kölner Hansetage 1367 zu weit geht.

Kaum wird man auch mit dem Verfasser S. 243 einen Zusammenhang zwischen Winrich's von Kniprode handelspolitischen Erfolgen in England von 1375 und der Erneuerung der alten Dotation des Ordens mit 40 Mark in jenem Lande suchen dürfen, da jene beiden Thatsachen 16 Jahre auseinander liegen. L.'s Angabe beruht doch wohl nur auf der von Höhlbaum publicirten Urkunde Eduards III. von 1359 (S. 311 dieses Bandes). Die beiden falschen Zahlen S. 108 24. Sept. statt 20. (XII. Kal. Oct.) und S. 287 1348 statt 1343 (Kalischer Friede) sind nur Druckfehler.

Es liegt auf der Hand, dass diese wenigen Berichtigungen in einem Umfang von 18 Bogen den Werth des Buches nicht zu beeinträchtigen vermögen. Ein anderer Umstand aber ist dem Referenten aufgefallen, der auf den Leser (und auf einen solchen ist doch das Buch mehr als auf einen Benutzer berechnet) störend wirken muss, das ist die Sprache, die nicht überall mit der Höhe der Aufgabe gleichen Schritt hält. Fast scheint es, als ob manche drastischen Ausdrücke, welche ursprünglich nur für das Ohr berechnet waren, jetzt das Auge unangenehm aufhalten. Wendungen z. B. wie S. 122: zehn Jahre, wo (Troiden) über Litthauen gebot, S. 121: die litthauische Geschichte ist aufs Fürchter-

lichste verfahren, S. 181: ein ganz anderer Zug kam in die Verwaltung des Landes, sind kaum zu billigen; ein „Sumpfsee" (S. 80) und „ohne die Schalauer zu rücksichtigen" (S. 118) doch mindestens ungewöhnlich. S. 22 heisst es beim Tode des hl. Adalbert: „so erzählt Brun jetzt selbst in das Legendenhafte verfallend", ohne dass vorher von Brun schon die Rede war.

Dem vorliegenden ersten Theil, der bis 1407 reicht, wird ein zweiter bis 1701 folgen. Wünschen wir, dass es dem Verfasser möglich sei, seinem im Vorwort S. VI gegebenen Versprechen treu zu bleiben und diese Schlusshälfte in wenigen Monaten erscheinen zu lassen.

Greifswald, November 1879. **M. Perlbach.**

Hansisches Urkundenbuch herausgegeben vom Verein für hansische Geschichte. Band II. (a. u. d. T.:) Hansiches Urkundenbuch bearbeitet von Konstantin Höhlbaum. Band II. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1879. 4°. XII u. 396 S.

Dem ersten Bande des hansichen Urkundenbuches, dessen Inhalt wir im 14. Band dieser Monatsschrift S. 168 ff. erörtert haben, ist im Laufe von 3 Jahren der zweite, die Jahre 1301—1342 umfassende, gefolgt. Während er dieselbe Umsicht im Sammeln und Verwerthen der Documente seitens des bewährten Herausgebers bekundet, wie sein Vorgänger, steht er an Umfang und Bedeutung der aufgenommenen Stücke hinter demselben zurück. Die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts war der Entwickelung und Ausbreitung des hansischen Bundes nicht günstig. Die Städte, zumal die wendischen, konnten sich lange nicht von den Schlägen erholen, welche die erstarkende dänische Macht unter Erich Menved zu Beginn des Jahrhunderts ihnen zugefügt hatte. Im Vordergrund des vorliegenden Bandes stehen die Beziehungen des deutschen Kaufmanns im Westen, ihre englischen und niederländischen Niederlassungen. Die zahlreichen englischen Materialien dieses Bandes stammen grösstentheils aus dem Nachlasse von W. Junghans und den Abschriften von Pauli auf der Berliner Bibliothek (Msc. Latin. fol. 385,

s. oben S. 311), die niederländischen hat der Herausgeber in den Archiven an Ort und Stelle selbst gesammelt. Es ist unter diesen Umständen nur erklärlich, dass auch Preussen in dem vorliegenden Bande nur schwach vertreten ist: konnten wir im 1. Bande unter 1376 Nummern 60 als auf Preussen bezügliche nachweisen (s. o. Bd. 14 S. 170), so bringt der vorliegende 38 unter 840, das Verhältniss hat sich also etwas verringert. Von diesen 38 Nr. beziehen sich nur sehr wenige auf eine Theilnahme der preussischen Städte an den Rechten des deutschen Kaufmannes im Auslande: die meisten betreffen den Binnenhandel einzelner Städte, besonders den mit Russland. Russische Verbindungen mit Preussen finden wir in Nr. 285, 434, 459, 543, 580 erwähnt, aus den Jahren 1316, 1325, 1327, 1334 und 1335, sämmtlich bereits bekannt. Allgemein hansische Verhältnisse berühren die Nr. 491 (1329), 570 und 575 (1335) 617 n. 2 (1338) 658 u. 674 (1340 u. 1341), die beiden letzteren bringen holländische Handelsprivilegien für den gemeinen Kaufmann in Preussen und Westfalen. In N. 399 (1323) erhalten wir den Beleg für englisch-preussische Handelsverbindungen, während sich N. 22 (1302) auf Verkehr mit Norwegen, N. 412 (1323) auf die litthauischen Verhältnisse beziehen, in N. 578 (1335) ist die einzige, die inneren Verhältnisse Preussens berührende Urkunde, die mehrfach gedruckte Maass- und Gewichtsordnung Dietrichs von Altenburg mitgetheilt. Von den einzelnen preussischen Städten hat in dieser Zeit Thorn die grösste Bedeutung, es ist durch sechs Nummern 111 (1307) 236 (1313) 328 (1318) 371 (1320) 467 (1327, Handel mit England) 690 (1341) vertreten, von denen die meisten den Binnenhandel mit Russland angehen. Die gleiche Zahl weist Elbing auf: 171 (1310, Elbinger in England), 277 n. (1313 Verbindung mit Dortmund, inzwischen oben S. 312 abgedruckt, 300 (1317 Elbinger in England), 492 n. (1329 u. 1330, s. o. 312, 313), 670 (1341 Streit zwischen Danzig und Elbing um das Pfahlgeld, auch bereits bekannt) 673 n. (1341, Dortmund s. o. 313). Kulm's schwindende Bedeutung bezeichnen dagegen nur 3 Notizen, 14 (1302, mit Lübeck) 417 n. 2 (mit Dortmund, oben S. 312) und 136 (1308), die Altpr. Monatsschr. XI 497 abgedruckte Beschwerde der Kulmer über einen an Sigeboto von Crispin verübten Raub: mit

Recht erinnert Höhlbaum S. 57 n. 4, dass derselbe einer lübischen Familie angehörte: im ersten Abdruck der Urkunde war [Culmen]sis civis (l. c. 498) nur Ergänzung einer Lücke: es wird sicher [Lubicen]sis zu lesen sein, denn der Culmer Rath schreibt für diesen Sigebodo von Crispin 1306 August 15 nach Lübeck (Aeltestes Niederstadtbuch in Lübeck p. 531 n. 3941).*) Danzig dagegen tritt noch ganz zuück: mit Recht weist Höhlbaum n. 482 n. und 538 n. Beziehungen Danzigs zu England und Schottland 1329 und 1333 als Missverständnisse ab: es bleibt nur die Erwähnung in einer Wismarer Zollrolle (476, zu 1328: Also schal de staat tho Dantzeke ok vriy wesen) und der leider nur aus einer Notiz Dreyers bekannte Verzicht der Lübecker auf das Asylrecht in ihrem Kaufhause zu Danzig, das ihnen 1298 von Władysław von Polen eingeräumt war (n. 598, 1336). Königsberg endlich wird nur zweimal angeführt (391 n., 1315/26, Verkehr des Comthurs mit Gotland) und 507 n. (1331) ein Verzeichniss fremder Kaufleute zu Sluys: ob aber der darin genannte Richard of Coninxbrucghe, wirklich aus Preussen stammt, ist wohl noch zweifelhaft. Der Bischof von Ermland wird zweimal genannt, 169 (Handfeste von Frauenburg 1310) und 419 (1324, Frieden mit Gedimin).

Man sieht aus diesen Ausführungen, wie wenig Zeugnisse über die Handelsthätigkeit der preussischen Städte aus dieser Zeit sich erhalten haben, aber auch, mit welcher Sorgfalt und Umsicht der Herausgeber alles hierauf Bezügliche gesammelt hat. Um so mehr ist es zu bedauern, dass nur noch der nächste Band des Hansischen Urkundenbuches von der bewährten Hand des bisherigen Herausgebers fertig gestellt werden soll. Es wird dem Verein nicht leicht werden einen Ersatz für ihn zu finden, der Nachfolger wird Mühe genug haben seinen Vorgänger zu erreichen.

Greifswald, November 1879. **M. Perlbach.**

---

*) Daselbst finden sich noch folgende Beziehungen zu preussischen Städten: Elbing p. 27. n. 197, 70 n. 484, 338 n. 2421 (1301), 422 n. 3097 (1305); Memel 282 n. 1939, 387 n. 2840 (1303), 395 n. 2910 (1304), 478 n. 3477 (1307).

Alterthumsgesellschaft in Elbing 1879.

In der am Donnerstag, 16. October, abgehaltenen General-Versammlung begrüsste der Vorsitzende, Dr. Anger, die Anwesenden beim Beginne des sechsten Vereinsjahres, worauf die Rechnung gelegt und dechargirt und der bisherige Vorstand für das neue Vereinsjahr wiedergewählt wurde. Es gehören zum Vorstande die Herren: Dr. Anger (Vorsitzender), Rechtsanwalt Horn (Stellvertreter des Vorsitzenden), Lieutenant v. Schack (Schriftführer), Buchhändler Meissner (Kassirer), Hauptlehrer Straube (Bibliothekar) und Lehrer Kapeller (Konservator).

In der darauf folgenden ordentlichen Sitzung erstattete Dr. Anger Bericht über die Thätigkeit des Vereins während des vergangenen Sommersemesters. — Zunächst berichtete er über vier Begräbnissplätze, welche die Stadt Elbing in einem Halbkreise von Südost über Ost bis Nord umgeben. Im Südosten der Stadt hat Besitzer Müller auf Müllershof vor etwa zehn Jahren auf einem Hügel unweit des Bahndammes mit Steinplatten umstellte Urnen gefunden. Ein von Besitzer Lauterwald auf dem benachbarten Poppshof gefundenes halbdurchbohrtes Steinbeil wurde vorgelegt. Auch Bahnmeister Krafft berichtet, dass er bei Anlage des Bahndammes auf der Fortsetzung des erwähnten Hügels Urnen gefunden habe, welche Professor Zaddach in Königsberg zugeschickt worden seien. Jener Urnenfriedhof bildet die unmittelbare Fortsetzung des zweiten gemischten Gräberfeldes auf dem Neustädterfelde, über dessen zahlreiche Funde der Vorsitzende in der nächsten Sitzung besonders referiren wird. Im Osten der Stadt befindet sich der dritte Begräbnissplatz, zwischen Wittenfelde und der Hommel, wovon zahlreiche Urnenscherben den Beweis liefern. Auch Besiter Kuhn in Wittenfelde berichtet über zahlreiche Urnenfunde. Das vierte auf dem Kämmerei-Sandlande befindliche Urnenfeld hat Dr. Anger in Gemeinschaft mit Buchhändler Meissner untersucht. Viele reichverzierte Urnenscherben, verbrannte Knochen, Kohlen und eine seltsam gestaltete eiserne Bohrnadel wurden vorgelegt. Eigenthümlich und abweichend von den sonst hier an Urnen bemerkten Verzierungen sind die Punkt- und Wellenverzierungen, sowie die in regelmässigen Abständen von einander entfernten

— offenbar mittelst eines Stempels eingedrückten — kleinen Quadratornamente. Das gerade Ende der eisernen Bohrnadel ist vierkantig und um seine Längsachse spiralförmig gedreht, das obere Ende ösenartig gewunden. Aehnlich gestaltete Bohrnadeln aus Bronce wurden auf dem Neustädterfeld bei Leichen gefunden. — Die erwähnten vier Begräbnissplätze zeigen wie mit Fingern auf die Stelle hin, wo der vielgesuchte Handelsplatz Truso gelegen hat.

Innerhalb der Stadt Elbing ist von dem Vorsitzenden wiederum eine Stelle konstatirt, welche vorordenszeitlichen Ursprungs sein dürfte. Dieselbe befindet sich in der Spieringsstrasse, 3,50 m. tief und zeigt dieselben Erscheinungen, wie die Fundstellen in der Baderstrasse, Fleischerstrasse und Heil. Geiststrasse: Pfahlbauten, darüber eine 0,75 m mächtige Kulturschicht. Neu und auffallend war eine in einer Tiefe von 2,75 m befindliche und etwa 0,3 m mächtige Thonschicht, unter welcher die Kulturschicht erst begann. Wahrscheinlich hat sie einst den Fussboden einer Hütte gebildet.

Ueberraschend war ein grosser Fund mitten in der Wallstrasse (Ecke der Herrenstrasse und Neustädtschen Wallstrasse), 2 m unter dem Pflaster. In einer Tiefe von 1 m fanden sich zwei bandartig sich hinziehende Reihen grosser Feldsteine auf Ziegel gelagert, die mit Mörtel nicht verbunden waren; darunter ein Scherbenmeer, ganze Töpfe, Grapen, Tiegel, Kannen, kleine Gefässe — glasirt und unglasirt — Thierknochen, Kohlen, eiserne Nägel. Merkwürdig ist besonders ein thönernes, unglasirtes, graublaues, büttenartiges Gefäss mit doppeltem Rande — ähnlich den heutigen Gefässen mit Wasserverschluss. Nur in Genf fand der Vortragende zwei ähnliche Gefässe, welche man ihm als römische bezeichnete — sonst nirgends. Die Deutung dieses Fundes ist schwierig. Möglicherweise haben wir an der Stelle die Erzeugnisse einer mittelalterlichen Töpferei — vielleicht eine Brackgrube — vor uns, — eine Annahme, welche nur das Vorkommen der Thierknochen und Kohlen und eiserner Nägel nicht recht erklärt. Auch bei Gelegenheit des Erweiterungsbaues des hiesigen Gerichtsgebäudes wurden Scherben alterthümlichen Gepräges gefunden. Dieselben ähneln den in der Wallstrasse gefundenen.

Von grosser Aehnlichkeit sind aber besonders die bei Gelegenheit des Baues des neuen Gymnasiums auf der Königsbergerstrasse gefundenen zahlreichen Scherben und thönernen Füsse von Grapen und Tiegeln (unglasirt). Einzelne Scherben zeigen dieselben mittels eines Instrumentes hervorgebrachten Verzierungen, wie die an einem urnenartigen Topfe aus der Wallstrasse befindlichen. Eiserne Sporen, Schlüssel und Vorlegeschlösser weisen auf das 16. und 17. Jahrhundert hin. Am interessantesten ist ein knöcherner Doppelkamm, aus drei Platten zusammengesetzt, die mit knöchernen vernieteten Längsleisten zusammengehalten werden. Dieser Kamm hat in Bezug auf Gestalt und Zusammensetzung die grösste Aehnlichkeit mit dem bei Dambitzen gefundenen, übertrifft ihn jedoch an Grösse, entbehrt dagegen der Kreisverzierung.

Auch der gute Schutzgeist der Stadt, der Elbingfluss, hat eine Beisteuer für das Alterthumskabinet gegeben: ein wohlerhaltenes eisernes Schwert und einen trefflich gearbeiteten eisernen Dolch (16. Jahrh.), Tabaksdosen (17.) Messerhefte von Bronce, ganze Töpfe, die bekannten eisengrauen Scherben und ein Stück rohen Bernstein. Das ist nun erst eine Probe! Kein Zweifel, der Elbingfluss ist der treueste Bewahrer der interessantesten Alterthümer der grauen Vorzeit. Wenn wir ihm nur tiefer auf den Grund kommen könnten.

Darauf wurden vorgelegt: 1. ein Lehrbrief von 1749 (Geschenk von Lehrer Helbing), 2. ein Oelgemälde, den Gr. Kurfürsten darstellend (Geschenk von Maler Wisotzki), 3. mehrere Münzen von Schesmershof, darunter ein Hadrian (gekauft), 4. ein Schleuderstein (von Kaufmann Julius Jantzen), 5. ein Mammuthknochen (angekauft), 6. ein Thierschädel (geschenkt von Besitzer Kolmsee in Truntz), 7. ein prachtvoller Feuersteinkelt, gefunden bei Pheilings bei Mohrungen, und mehrere Fingerringe aus vielfach gewundenem Broncedraht, gefunden bei Güldenboden bei Mohrungen (Geschenk von Kaufmann Zalewski in Mohrungen), 8. Römische Münze von Faustina (Geschenk), 9. eine Münze von Lieut. Neumann.

Sodann machte der Vorsitzende die Mittheilung, dass die bisher im Stadtarchive befindlich gewesene Münzsammlung auf Antrag des Oberlehrer Dr. Volkmann dem Alterthumskabinet überwiesen worden

ist; ferner dass Maurermeister Schmidt Urnen auf dem Hünenberge bei Lenzen, und Lehrer Boldt und Lieutenant Neumann alterthümliche Scherben bei den sogenannten Strömen am Elbing gefunden haben, welche letzteren er vorlegt. — Darauf theilte Dr. Anger mit, dass Dr. med. Obst, Director des ethnologischen Museums in Leipzig und Professor Undset aus Christiania und der Vorsitzende der archäologischen Sektion der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft in Königsberg, O. Tischler, die Sammlung des städtischen Museums mit grossem Interesse besichtigt haben. Dann legte der Vorsitzende noch eine Reihe von Funden vor, die er bei Gelegenheit eines Spazierganges mit den Sekundanern des hiesigen Gymnasiums auf dem grossen Urnenfelde bei Willenberg bei Braunsberg gemacht hat. Jeder anhaltende heftige Wind legt auf dem weiten sandigen Felde zahlreiche Scherben von Urnen sowie — für den glücklichen Finder — auch Beigaben frei. Viele Scherben, ganz ähnlich den auf dem Kämmerei Sandlande bei Elbing gefundenen, ein Stück eines Siebes, ein Stück einer Dolch- oder Schwertschneide, eine längliche kannelirte Glaskoralle, zwei sehr schöne gut erhaltene Trajanische Fibeln, und ein Stück einer thönernen Thierfigur waren die Beute, die in einer Stunde gemacht wurde. Das letztere Stück, welches den Hals und Kopf eines Thieres darstellt, dürfte zu den seltensten Funden gehören. Ohne Zweifel hat sich die Thonfigur in einer Urne befunden, in welcher meist eine Kinderleiche beigesetzt worden ist. — Sodann legt Lieutenant v. Schack mehrere Chroniken vor. Zum Schluss machte Dr. Anger Mittheilung von einem höchst interessanten Gold- und Broncefunde aus Dorotheenhof, Kreis Flatow. Der Fund ist von Rittergutsbesitzer Wilckens auf Sypniewo dem historischen Verein in Marienwerder geschenkt worden.

[Elbinger Ztg. v. 19. Oct. 1879. Nr. 246.]

In der am Donnerstag, den 6. November, abgehaltenen Sitzung machte der Vorsitzende, Dr. Anger, zunächst die erfreuliche Mittheilung, dass auf seinen Antrag der Provinzial-Ausschuss der Provinz Westpreussen der Elbinger Alterthumsgesellschaft eine Subvention von 300 Mark zur Förderung ihrer wissenschaftlichen Unternehmungen bewilligt habe. Für diese Unterstützung sei die Elbinger Alterthums-

gesellschaft gerade jetzt zu besonderem Danke verpflichtet worden, weil der bisher aus den Beiträgen der wenigen Mitglieder gebildete und ihr zur Verfügung stehende Fonds die durch das starke Zuströmen interessanter Alterthümer gesteigerten Anforderungen an ihre Mittel nicht mehr befriedigen konnte. Es wird darauf beschlossen, der Provinzial-Verwaltung für diesen Beweis des Wohlwollens und der Anerkennung der Bestrebungen der Elbinger Alterthumsgesellschaft in einem besondern Schreiben den Dank der Gesellschaft auszusprechen.

Hierauf theilt der Vorsitzende die Statuten des „historischen Vereins für die Stadt und den Regierungsbezirk Danzig“ mit. Der Verein will die Kunde des Heimathlandes durch Quellenstudien, Schriften und Vorträge fördern und verbreiten. Zur Erreichung dieses Zweckes wird derselbe 1. die Erforschung und Bearbeitung von Urkunden, Chroniken und geschichtlichen Denkmälern jeder Art vermitteln und unterstützen; 2. eine Zeitschrift herausgeben, welche Abhandlungen und Darstellungen aus der Landes- und Kulturgeschichte bringen, Dokumente und literarische Werke verzeichnen und würdigen, Nachrichten und Anfragen veröffentlichen und über die Thätigkeit des Vereins Rechenschaft geben soll; 3. öffentliche Vorträge halten (mindestens zweimal im Jahre in Danzig und auf Beschluss des Vorstandes auch an anderen Orten). Der Beitrag beläuft sich auf 4 Mark jährlich. Der Vorsitzende forderte die Mitglieder der Elbinger Alterthumsgesellschaft auf, in ihren Kreisen für die Sache des historischen Vereins besonders deshalb zu wirken, weil derselbe Interessen verfolgt, die sich mit denen der Alterthumsgesellschaft vielfach berühren. — Darauf theilte der Vorsitzende mit, dass die Idee der Gründung eines Provinzial-Museums ihrer Verwirklichung bedeutend näher gerückt sei. Zum Direktor desselben sei Dr. Conwentz gewählt worden. In den Vorstand der Section für Naturgeschichte und Archäologie habe der Provinzial-Ausschuss ausser Prof. Bail, Oberlehrer v. Klinggräff und Dr. Lissauer auch den Vorsitzenden der Alterthumsgesellschaft mit der Massgabe gewählt, sich durch Cooptation zu ergänzen.

Darauf legte der Vorsitzende den am 30. Oktober von Arbeitern auf dem neu einzurichtenden Exerzierplatz unweit des Wasserreservoirs

gemachten **Münzfund** vor. Derselbe befand sich in einem kannenartigen, gelblich glasirten Topfe (12,3 cm hoch; 9,5 cm Durchmesser des Bauches; 6 cm Durchmesser der oberen Oeffnung und des Bodens), etwa 1,25 m tief in der Erde. Ein zweiter ebenso grosser Topf wurde zerschlagen und der Inhalt zerstreut; die Rettung des zweiten Topfes verdankte man dem energischen Einschreiten des Aufsehers. Nach Aussage desselben befand sich in unmittelbarer Verbindung mit dem Topfe ein Knochen (Beinknochen eines Schweines); in der Nähe des Topfes lag auch ein langes, dolchartiges Messer (Länge der Klinge 21 cm, untere Breite 3 cm). Oben auf der Oeffnung des Topfes lag ein zugebundenes Leinwandsäckchen, an welches sich mehrere stark mit Grünspan bedeckte Münzen angeheftet hatten. Am 2. November untersuchte der Vorsitzende im Verein mit Rechtsanwalt Horn und Buchhändler Meissner den Inhalt des Leinwandsäckchens und des Topfes. Das Säckchen enthielt 100 kleine, mittels des Grünspans zu kleinen Geldrollen fest aneinander gekittete, sogenannte „Pfennige". Von der Grösse dieser liliputanischen Münzchen kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, dass der Durchmesser unserer wegen ihrer Kleinheit so unbeliebten Zwanzigpfennigstücke 16 mm, derjenige der gefundenen Pfennige aber kaum 12 mm beträgt — bei entsprechender Dünnheit. Ein mässig starker Windstoss dürfte einen Haufen solcher Münzen wie welke Blätter davonführen. In dem Topfe befanden sich viele ebenso grosse, aber auch viele grössere Münzen, überwiegend in der Grösse unserer Zehnpfennigstücke. Nachdem die 1014 Münzen von Goldarbeiter Borishoff gereinigt waren, zeigte es sich, dass es meistens preussische, Elbinger und Danziger Münzen waren, und zwar von Kasimir IV. bis Sigismund I. (15 und erstes Drittel des 16. Jahrhunderts). Eine genauere Bestimmung des interessanten Fundes konnte jedoch bei der Kürze der Zeit nicht gegeben werden und wurde deshalb auf eine spätere Sitzung verschoben.

Der Vorsitzende berichtete nun über die Resultate seiner **Ausgrabungen auf dem Neustädterfelde**. Er hatte vom 16. bis 18. April und vom 30. September bis 2. Oktober sowohl auf dem Quintern'schen als auch auf dem benachbarten Kaufmann'schen Lande

nachgraben lassen und dabei im Frühjahr 19 Leichen (darunter eine Kinderleiche) eine grosse und zwei kleine Urnen, im Herbste 11 Leichen (darunter zwei Kinderleichen) und zwei gedrückte Urnen gefunden. Im Allgemeinen ist zu bemerken, dass die Zahl der Leichen nach Norden und Osten zu abnimmt, und dass die Urnen sehr spärlich werden. Auf dem nördlich von der Quintern'schen Kiesgrube befindlichen Lande des Herrn Kaufmann liegen die Leichen 1 m tief im Kiese; die Kinderleichen jedoch sind so wenig tief beigesetzt, dass der Pflug sie oft und vielfach zerschnitten hat; auch die Zahl der Beigaben ist hier erheblich geringer. Im Ganzen ist dis Ausbeute an Beigaben nicht unbedeutend. In Summa liegen 74 einzelne Gegenstände vor (69 Leichenfunde, 5 Urnenfunde). Unter den 5 Kämmen ist ein sehr schönes Exemplar vollkommen erhalten; ein aus einem Stücke geschnittener Kamm befand sich in einer Urne. Derselbe gleicht mehreren bei Leichen gefundenen Kämmen vollkommen und ist ein neuer Beweis dafür, dass die Urnen zeitlich in keiner zu weiten Entfernung von den Leichen stehen. Ein Blick auf die von dem Vorsitzenden zum Vergleiche vorgelegten Abbildungen der Kämme von Vimose (Dänemark) lässt einerseits im Grunde denselben Charakter erkennen, andererseits aber auch einen entwickelteren Geschmack. — Unter den Armbändern ist ein Exemplar deshalb merkwürdig, weil in seiner Patina viele Gewebefasern — anscheinend von Wolle — sich befinden. Von den 16 Fibeln ist ein Paar durch seine schöne kräftig stilisirte Form ausgezeichnet (Vespasianische Fibeln nach Sadowski). Wie ein auf der Nadel festsitzendes Lederstück beweist, haben dieselben zum Zusammenhalten eines ledernen Gewandes gedient. — Ausser Nähnadeln, Schnallen, Riembeschlägen, Spinnwirtel, Bernstein- und Glasperlen, Angelhaken, Bernsteinstücken und Bohrnadeln (vierkantige, um ihre Längsachse gedrehte und oben hakenförmig gebogene Nadeln) wurden als neue Objekte hervorgehoben: ein Pfriem, silberne Kettenhäkchen, Broncebleche, Broncenägel mit halbkugelförmigen Köpfen, eine Pincette, (zum Bartausreissen bestimmt) mit Ring und Ohrlöffel, Bronceeimerchen von ausserordentlich dünnem Bronceblech gearbeitet und vor allem eine silberne römische Kaisermünze, ein Denar, gefunden am rechten Ohr einer mit Kamm und

Fibel ausgestatteten Leiche, welcher auf der einen Seite das Kopfbild des Kaisers Marc. Aurel zeigt, auf der andern Seite eine stehende Providentia, die in dem linken Arme ein Füllhorn und in der Hand des rechten ausgestreckten Armes eine Kugel hält. Die Münze ist von der starken Patinaschicht gereinigt worden und zeigt nun sowohl die Gestalten als auch die Buchstaben scharf und deutlich, ein Beweis, dass die Münze nicht lange im Verkehr gewesen ist. Weiter theilte der Vorsitzende mit, dass Bahnhofmeister Kraft ihm die Mittheilung gemacht habe, dass in der Nähe des Bahnhofs Spuren vorhistorischer Begräbnissplätze gefunden seien. Eine kurze Nachgrabung liess zwar erkennen, dass an der bezeichneten Stelle ein Brandplatz sich befand, indessen war die Ausbeute nur unbedeutend. Ferner legte der Vorsitzende einen unglasirten schwärzlichen Topf vor, welcher an der sogenannten „scharfen Ecke“ ausgebaggert worden ist. Der Durchschnitt des oberen Randes ist oval. Lieutenant v. Schack legte mehrere interessante schwedische Münzen vor, welche er der Gesellschaft zum Geschenke übergab.

[Elbinger Ztg. v. 9. Nov. 1879. Nr. 264.]

Alterthumsgesellschaft Prussia in Königsberg 1879.

Sitzung den 21. März. Ausser zwei Vorträgen stand die Vorlage zweier eisernen Schwerter und einer eisernen Speerspitze aus den Sammlungen der Gesellschaft auf der Tagesordnung, weil die genannten Angriffswaffen nicht nur völlig rostfrei gemacht, sondern nach wissenschaftlich bezeugten Parallelfunden, nämlich die Schwerter mit entsprechenden Heften, die Speerspitze mit einer Schäftung versehen, ein Bild ihrer Zeit, nämlich des älteren Eisenalters gaben und von einem instructiven Commentar desjenigen Mannes begleitet waren, der diese Arbeiten hatte ausführen lassen und sie als freiwilligen Beitrag der Gesellschaft übersandte. Rittergutsbesitzer Blell-Tüngen hatte bei seinem letzten Besuch der Prussia-Sammlung, im November v. J., ein einschneidiges kurzes Schwert bei einem Skelet, das von Dr. Hennig bei Moritten, Kreis Labiau, ausgegraben und noch mit folgenden Beigaben, 2 eisernen Lanzenspitzen, einem Feuerstahl und 2 bronzenen Gewandnadeln ausgestattet gefunden war, und ferner aus dem grossen Leichenfelde bei Löbertshof, auf welchem Verbrennungen und Bestattungen in verschiedenen Zeitaltern stattgefunden haben, auch ein kurzes einschneidiges Schwert (die Schneide 49 cm, der Griff 13 cm lang) und eine 48 cm lange Speerspitze mit Tülle zur Herstellung in obengenannter Weise gewünscht, worauf der Vorstand mit grösstem Danke einging. Zu der in der October-Sitzung v. J. gegebenen

Beschreibung des Moritter Schwertes fügen wir die Aeusserung des Rittergutsbesitzers Blell über die Reconstruction des Griffes bei: Die äussere Form ergab sich aus der Form der Zunge und der darin befindlichen Nietenlöcher und seine Stärke aus der Länge der einzig noch vorhandenen Nieten in derselben, womit die Schaalen auf die Zunge aufgenietet waren. Ueberdies gaben hiebei die bei Lindenschmit (Alterthümer aus unserer heidnischen Vorzeit Bd. II, Hft. VI, Taf. 4, Fig. 7 u. 8) mitgetheilten kurzen Schwerter, oder, wie er sie nennt, „langen Messer", sowie das Schwert des Mannes mit dem Schilde, worauf eine Sonne befindlich, auf dem goldenen Horn mit Runenschrift, gefunden zu Gallehus (atlas de l'archeologie du Nord Tab. XV.) zur Reconstruction des Handgriffs ausreichenden Anhalt. — Ferner schreibt Rittergutsbesitzer Blell: Demselben Zeitalter und zwar nach meiner Ansicht den Gothen schreibe ich auch das andere Schwert zu. Der stark aus beiden Klingenflächen hervortretende Rücken, welcher bei grosser Dünnheit und Leichtigkeit des Klingenblattes die Waffe gegen Verbiegen beim Hauen und Stechen sichert, so wie die dem Rücken entlang sich hinziehenden Verzierungen, beides für das ältere Eisenzeitalter so äusserst charakteristische Merkmale, weisen auf eine hoch entwickelte Metalltechnik, deren sich von allen germanischen Völkern die Gothen besonders erfreuten, und dürfte daher auch diesem Volke und seiner Zeit, als dasselbe in Preussen seine Wohnsitze hatte, diese äusserst seltene und wohl erhaltene Waffe mit voller Sicherheit zuzuschreiben sein. Tacitus hebt in seiner Germania Kap. 4 ausdrücklich hervor, dass die Gothen zu denjenigen Völkern gehören, welche sich durch „runde Schilde" und „kurze Schwerter" von anderen Germanen unterscheiden. Da nun aber derselbe Autor in Kap. 6 desselben Werkes von den Germanen noch im Allgemeinen bemerkt, dass sie sich zu seiner Zeit der „Schwerter selten" bedienten, so darf es nicht Wunder nehmen, dass weder in Preussen, noch in anderen Ländern, woselbst dies Volk oder andere ihm verwandte Völkerschaften wohnten, Schwerter überhaupt nur selten gefunden werden. Nur kurze, meist einschneidige, und auch diese nur selten, findet man aus der älteren Zeit des Eisenalters; die langen zweischneidigen Schwerter erscheinen erst gegen das Ende dieses Zeitalters, wie man dies auch auf Bornholm festgestellt hat.

Um auf die technische Seite dieses Schwertes zurückzukommen, ist noch zu bemerken, dass aus dem Ausgleiten des Werkzeuges, womit die vertieften Linien hergestellt sind, deutlich der Gebrauch der Feile zu erkennen ist, ferner, dass die kleinen Kreisverzierungen nebst Halbmöndchen seitwärts mit Punzen eingeschlagen sind und der Rücken der Klinge durch Stauchen derselben an dieser Stelle in warmem Zustande hergestellt ist. Auf diese Weise habe ich auch für meine Sammlung eine recht gelungene Nachbildung anfertigen lassen. Merkwürdig ist es, dass noch „heute" in Afghanistan, dieser Wiege aller Kulturvölker Asiens und Europas, kurze einschneidige, und auch in der Form dem vorliegenden Schwerte sehr ähnliche Klingen zu Schwertern verwendet werden. Namentlich zeigen dieselben den äusserst charakteristischen aus den Seitenflächen stark hervortretenden Rücken. Bei der Ergänzung des Schwert-

griffes dienten mir die im Thorsbjerg-Moor aufgefundenen zahlreichen Schwertgriffe, welche sich in dem trefflichen Werke Engelhardts Denmark in the early iron age Th. Pl. 9 abgebildet befinden. Der Krieger in sitzender Stellung auf der Zierplatte Th. Pl. 6 hat vor sich stehend offenbar ein „kurzes“ Schwert mit ähnlich gestaltetem Griff. Das Ortband hat man sich jedoch nicht kugelartig gewölbt zu denken, sondern mehr plattkreisförmig, wie sich solches auf Th. Pl. 9 Fig. 23 dargestellt zeigt. Die Einschnitte am Ende des Rückens, wo die Angel beginnt, so wie die Umbiegung derselben an Stelle der sonst üblichen Vernietung, um ein Abgleiten des Griffs von der Angel zu verhindern, eine Einrichtung, die man auch bei „alt“-indischen, selbst bei kostbaren Schwertern bemerkt, liess die Länge des Heftes erkennen. An der Kürze der Handgriffe beider Schwerter darf man durchaus keinen Anstoss nehmen. Die meisten älteren Schwerter orientalischer oder doch aus dem Orient stammender Völker zeigen, von der Bronzezeit ab fast bis zur Gegenwart, kurze Schwertgriffe, die selbst für eine „kleine“ Hand eines heutigen europäischen Kulturmenschen nicht ausreichen. Es findet dies seine Erklärung nicht in einer anderen Art der Handhabung des Schwertes, wie viele glauben, sondern in der Kleinheit der Hände der Menschen, welche die Schwerter führten. Die Hände der ägyptischen Mumien geben für das „graue Alterthum“, die Hände der Asiaten, besonders der Japanesen, für die „Gegenwart“ den Belag dafür. Ein sehr werthvoller Gegenstand ist auch die lange Speerspitze, nicht nur wegen ihrer sehr graciösen Form, sondern auch wegen ihrer wunderbar guten Erhaltung. Der stark aus dem Klingenblatt hervortretende Grat, so wie die übrigen Details der Formgebung und Technik, weisen ebenfalls auf das ältere Eisenalter hin. Eine sehr ähnliche Speerspitze sieht man in dem vorhin angeführten Werke Engelhardt's Taf. X. Nydam Fig. 19 abgebildet. Da diese Speerspitze wohl die werthvollste in der Prussia-Sammlung sein dürfte, so habe ich dieselbe schäften lassen. Das dabei verwendete Holz ist das bei allen Völkern der Gegenwart und Vergangenheit meistens zu Lanzenschäften in Anwendung gebrachte „Eschenholz“. Nur Gegenden, in welchen zu Lanzenschäften geeignetes Rohr wächst, giebt man diesem Material wegen der grössern Leichtigkeit und Geschmeidigkeit den Vorzug. Da die Speerspitzen der ganzen vorhistorischen Zeit meistens Tüllen von wenig grösserem Durchmesser als die der vorliegenden Waffe aufweisen, so soll diese mit Schäftung versehene Speerspitze zugleich ein Bild der von den alten Preussen geführten Speere geben. Ein Vergleich mit der im Vorjahre durch mich theilweise geschäfteten Lanze eines deutschen Ordensritters wird begreifen lassen, warum in den Belehnungen des Ordens die preussischen Waffen „leichte Waffen“ genannt werden. — Ferner wurde von Rittergutsbesitzer Bell als Geschenk die Nachbildung eines hölzernen Schlosses eingesandt, wie solches ab und zu in einigen Dörfern des Hundsrück und des Westerwald vorkommt und auch in unserer Provinz vorkommen soll. Die Nachbildung hat auf der einen Seite des Schlosskastens eine Glasvorlage, so dass ein Einblick in die Konstruktion, welche der der altrömischen Thürschlösser

(vgl. die Schlösser u. Schlüssel der Römer in den Annalen d. Vereins f. Nassauische Alterthumsk. Bd. 13 Wiesbaden 1874 S. 135—148) gleicht, gewährt wird. Man sieht, wie der Schlüssel, in einem gezahnten Brettchen bestehend, beim Einstecken drei in dem Schlosskasten befindliche, auf- und abbewegbare Klötzchen hebt und dadurch den Riegel, ein grösseres Querstück, freimacht, beim Herausziehen die Klötzchen fallen lässt und den Riegel befestigt.

Ferner schenkten Rittergutsbesitzer Krause auf Sielkeim, Kreis Labiau, eine eiserne Lanzenspitze mit Tülle und ein Ungenannter ein kleines zierliches Thongefäss aus einem Kistengrabe in der Umgebung von Breslau. Die dabei gefundenen bronzenen Nadeln waren in naturgetreuer Zeichnung beigefügt.

Den ersten Vortrag hielt Dr. v. Kalckstein über die Besitzungen des deutschen Ordens in Frankreich.

Die ersten eingehenden Nachrichten über die Besitzungen des deutschen Ordens in Frankreich verdanken wir Arbois de Jubainville in der auch separat erschienenen Abhandlung L'ordre Teutonique en France (in der Bibliothèque de l'école des chartes 1872). Die von ihm fast ausschliesslich verwerthete Quelle ist das Cartular von Beauvoir, 1878 im III. Bd. der cartulaires du diocése de Troyes von Lalore herausgegeben. — Die ersten Besitzungen in Frankreich erhielt der Orden von mehreren an dem Kreuzzuge nach Aegypten, der Belagerung von Damiette, 1218 und 1219, betheiligten französischen Grossen. Er gewann allmälig ausgedehnte Güter und Rechte in der Gegend von Chartres, nördlich von Nevers, bei Brienne und Bar sur Aube und im französischen Lothringen, nahe dem Geburtsorte der Jungfrau von Orleans. Beauvoir, östlich von Brienne, wurde die Haupt-Comthurei, von welcher die übrigen, Orbec, Villiers und St. Didier, so wie Pignol bei Brienne meist zum grösseren Theil abhingen. Nach 1376 findet sich keine Spur auch nur formeller Selbstständigkeit der französischen Ordensbesitzungen, schon seit Karl von Trier, dem nachmaligen Hochmeister, 1296 bis 1311, war der Präceptor dieser Besitzungen und der Ballei Lothringen meist dieselbe Person, dann gehörten sie ganz zu der genannten Ballei. In der unter dem Patronat des Ordens stehenden Pfarrei Vaudeville, westlich von Domremy, waren von 1282—1453 wie in Preussen meistens Ordenspriester angestellt. Einer der Pfarrer wurde 1303 wegen Diebstahls flüchtig, sein Nachfolger, später Komthur von Beauvoir, Johann von Luxembourg, hatte mehrere Jahre bis 1313 mit einem widerrechtlich auf Grund falscher Urkunden vom Bischof von Toul ernannten Eindringling zu kämpfen. Dieser wurde schliesslich gebannt, weil er die geforderte Entschädigung nicht zahlte. — Der deutsche Orden fand auf dem romanischen Boden Frankreichs kein rechtes Gedeihen. Schon 1390 reichten die Ordensbrüder in Beauvoir nicht mehr für alle Obliegenheiten des Gottesdienstes aus, und die starke Hand des französischen Königthums machte sich seitdem auch dem Orden fühlbar. Die inneren Unruhen Frankreichs und die unaufhörlichen englisch-französischen Kriege verheerten die Besitzungen desselben. Wenig mag von

den Kollekten zum Kampf gegen die Saracenen, in Wirklichkeit gegen die zum Theil noch heidnischen Littauer und die Polen (1438—83) nach dem fernen Preussen gebracht sein. Die geringe Zahl der Ordensbrüder und offenbar Geldnoth zwangen seit 1452 zur Verpachtung und Vermiethung der Ordensgüter und Häuser, ja zu Verträgen, welche einer Aufgabe des Besitzes fast gleich kamen. Zuletzt wurde 1490 ein verheiratheter Mann, Nicolaus v. Sommevoire, zum Komthur aller dem Orden noch gebliebenen Besitzungen ernannt, von deren Verringerung es einen Begriff giebt, dass Nicolaus sich in einer Zeit, wo man zahlreiches Gefolge liebte, in einem Vertrage freie Behorbergung mit einem Diener und einem Pferde vorbehielt. 1501 wurden alle Ordensbesitzungen für 1100 rheinische Gulden, freilich damals eine grössere Summe als jetzt, an die durch ihren Stifter, den h. Bernhard berühmte Abtei Clairvaux verkauft.

Prosector Dr. Albrecht spricht im Anschlusse an höchst interessante Knochenfunde, welche Rittergutsbesitzer Balduhn auf Sobrost, Professor Heydeck und Hauptmann von Streng aus einem Pfahlbau des Arys- und Czarni-Sees zu Tage förderten, und die Professor Dr. Kupffer zur Bestimmung übermittelt wurden, über ein Kennzeichen von Hufthierwirbeln, welches bei der Auffindung von Wirbeln sofort einen Schluss zu ziehen gestattet, ob es sich um Hufthierwirbel handelt oder nicht. Indem nämlich jeder Säugethierwirbel mit Ausnahme des ersten Halswirbels und einer verschiedenen Anzahl von Schwanzwirbeln aus drei discreten Knochenstücken, nämlich aus dem Wirbelcentrum und den beiden Bogenstücken entsteht, gehen von den Bogenstücken eine grössere Anzahl von Fortsätzen aus. Es sind dies zunächst vier Gelenkfortsätze, welche die Verbindung eines Wirbels mit dem vorhergehenden und dem nachfolgenden Wirbel herstellen, und zwar in der Art, dass die beiden vorderen Gelenkfortsätze eines Wirbels sich mit den beiden hinteren Gelenkfortsätzen des nächst vorhergehenden Wirbels verbinden, ferner der unpaare in der Mittellinie gegen die Rückenhaut vordringende Dornfortsatz und schliesslich drei Fortsätze, welche an den Brustwirbeln die Gelenkverbindung mit den Rippen einleiten. Es sind dies der Querfortsatz oder die Diapophyse, an welchem sich der Rippenhöcker einlenkt, der vordere Rippenfortsatz, an welchem sich der hintere Theil eines Rippenköpfchens und der hintere Rippenfortsatz, an welchem sich der vordere Theil eines Rippenköpfchens befestigt. Der vordere Rippenvorsatz wird die paropophyse, der hintere Rippenfortsatz die katapophyse genannt. Bei den Brustwirbeln der meisten Hufthiere befindet sich nun eine knöcherne Spange zwischen dem hinteren Rippenfortsatze und dem hinteren Gelenkfortsatze, der, da der hintere Gelenkfortsatz den Namen postzygapophysis führt, der arcus katapophysiopostzygapophysicus genannt wird. Ein zweiter solcher Bogen befindet sich zwischen dem hinteren Rippenfortsatze und dem Querfortsatze; es ist der arcus katapophysiodiapophysicus. An den fünf hinteren Halswirbeln der Schweine befindet sich ein knöcherner Bogen zwischen dem Querfortsatze und dem vorderen Gelenkfortsatze, es ist, da der vordere Gelenkfortsatz die praezy-

gapohysis heisst, der arcus diapophysio-praezygapophysicus. Der zweite Halswirbel sämmtlicher Hufthiere ohne Ausnahme hat einen knöchernen Bogen zwischen dem falschen vorderen Gelenkfortsatze und derjenigen Stelle, wo sich der verloren gegangene wahre vordere Gelenkfortsatz befand, es ist der arcus centroiceo-praezygapophysicus des zweiten Halswirbels. [Ostpr. Ztg. Beil. zu Nr. 90. 91.]

Sitzung den 18. April 1879. Die fränkischen Rundschilde des 6. Jahrh. n. Chr. Vortrag v. Theod. Blell-Tüngen. (Ostpr. Ztg. 1879. Beil. z. No. 107. 108. 110. 111). Vgl. Altpr. Mtsschr. XVI, 443—461.

Sitzung den 16. Mai 1879. Auf besondern Antrag des Dr. med. Arthur Hennig an den Vorstand der Gesellschaft wurde die Mai-Sitzung, um eine Gesammtaufstellung des grossen Löbertshöfer Fundes aus dem Kreise Labiau zu geben, im Hôtel de Prusse gehalten. In der October-Sitzung des Jahres 1876 war schon die erste Hälfte des Fundes vorgelegt worden; zu diesen jetzt wiederum ausgelegten Sachen waren nun die neuen Funde der Ausgrabungen des Jahres 1878 gefügt, welche die Gesellschaft ihren beiden Mitgliedern verdankt, dem Besitzer von Löbertshof, Lieutenant Riebensahm, da er die Gesellschaft zu der Aufdeckung des Leichenfeldes freundlichst einlud, und ferner Dr. Hennig, der die Aufdeckung des Gräberfeldes, die Entrostung der Eisensachen und die Aufstellung von 4 Skeleten mit Beigaben als freiwillige Arbeit übernahm und dieselbe auf Kosten und im Interesse der Gesellschaft in sehr dankenswerther Weise ausführte. Der Saal, an 3 Wänden mit einer grossen hufeisenförmigen Tafel besetzt, auf welcher der Reichthum dieses Gräberfeldes ausgelegt war, umschloss ein Bild dieses interessanten Gräberfeldes. 1876 waren 737 Gegenstände der sogenannten Kulturschicht entnommen, einer durch Brand geschwärzten Erdschicht, in grösseren und kleineren Mulden, in der über und neben regellos liegenden Waffenstücken, Geräthen und Schmuckgegenständen aus Eisen, Bronze, Bernstein, Thon und Stein Skelete von Menschen und Pferden sich befanden. An Beigaben hatten die Pferde eine wiederkehrende Ausstattung von Trensen, Gurtenschnallen, Spornen aus Eisen und Zierstücken aus Bronzeblech gehabt. Nur ein menschliches Skelet war mit Beigaben ausgestattet gefunden, bestehend in einem kleinen eisernen Messer und einer arabischen Silbermünze. Durch die Hinweise auf Bährs „Gräber der Liven" und auf Grewingk's Tensha-Gräber in der Estnischen Zeitschrift war schon in dem Prussia-Bericht vom October 1876 der grösste Theil der Löbertshöfer Funde in das jüngere Eisenalter eingereiht, freilich war auch eine geringere Anzahl von Gegenständen als dem älteren Eisenalter zugehörig bestimmt worden. Durch die vorjährigen Ausgrabungen des Dr. med. Hennig ist eine Benutzung dieses Platzes zur Verbrennung der Todten schon seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. constatirt worden. Da kein Grund war, die Funde der einzelnen Ausgrabungen nach den Jahren 1876 und 78 auseinander zu halten, so hatte Dr. Hennig die Urnen- und Gräberfunde in einer solchen Reihenfolge aufgestellt, dass sie ein prähistorisches Bild des Gräberfeldes von Löbertshof in aller Anschaulichkeit boten. Der Flügel der grossen hufeisenförmigen Tafel,

welcher für den in den inneren Raum des Hufeisens Eintretenden zur Linken lag, zeigte die charakteristischen Formen und Gegenstände des älteren Eisenalters. Daselbst standen 2 grössere, 2 kleinere Knochen- und 27 Beigefässe, die Funde aus 6 Urnen auf besondern Tafeln aufgeheftet, ebenso gesondert die Funde von 6 frei in der Erde liegenden Knochenhaufen, ausserdem befanden sich hier einzeln gefundene Stücke des älteren Eisenalters und 2 von Dr. Hennig zusammengesetzte Skelete, denen Beigaben des älteren Eisenalters mitgegeben waren. Die grösste Urne 0,50 m hoch und in dem Durchmesser ihrer grössten Ausbauchung von derselben Dimension (in letzterer Beziehung das weiteste Exemplar der Prussia-Sammlung) enthält nach der Art der Beigaben die verbrannten Ueberreste eines Kriegers, der auch die Ausrüstungs-Gegenstände seines Pferdes mit bekam. Ein 26 cm langes Dolchmesser, 1 Lanzenspitze mit Tülle (19 cm lang), deren Blattklinge „lanzettförmig breit“ einen dachförmigen Grat hat, und ein 17 cm langes Beil, ähnlich Nordiske Oldsager Nr. 337 weisen auf den Krieger, ferner drei eiserne Schnallen zur Pferde-Ausrüstung, eine gebrochene Trense mit kleinen Ringen an den Enden, der Klöppel einer Pferdeglocke verrathen auch den berittenen Krieger, der ihm beigelegte Schmuckgegenstand ist eine bronzene Fibula (vgl. Hildebrand das heidnische Zeitalter in Schweden, übers. von Mestorf p. 24) und zwar eine Bügelfibula, die nur an den Enden des Stiftes mit je einem Köpfchen und auf der Stelle des Bügels, an welcher er auf den Stift gezogen ist, auch mit einem Köpfchen verziert ist. Die Mitgabe einer römischen Bronzemünze, nach Professor Nesselmann's Bestimmung aus der Zeit der Neronen, bestätigt auf's Neue, dass genannte Gegenstände dem älteren Eisenalter angehören. Unter den übrigen Funden in Urnen und Knochenhaufen findet sich noch aufs Neue die eben beschriebene Bügelfibula mit Köpfchen und auch die von Sadowski nach Trajan bezeichnete Fibula. Die übrigen, nicht reichlichen Funde in Urnen und die 6 Funde von Beigaben in Knochenhaufen scheinen nach der Art der Gegenstände nur Frauenleichen bei der Verbrennung zuertheilt gewesen zu sein, weil unter ihnen nur Schmuckgegenstände, einige auch aus Silber und auch bronzene Nähnadeln sich befinden. Von Einzelfunden des älteren Eisenalters in der sogenannten Kulturschicht sind 1878 von Dr. Hennig u. A. ein kostbares, einschneidiges Schwert und eine lange Speerspitze, die Rittergutsbesitzer Blell herstellen liess, und eine Reihe von Fibeln aus Bronze gefunden, die sich folgendermassen rubriciren lassen: 1 Hakenfibel, 1 sogen. Fibula des Trajan, 5 Bügelfibulen mit 3 kleinen Köpfchen, wie oben beschrieben, und eine Fibula mit zwei grösseren Köpfen, welche an den Enden des Stifts der Spirale sich befinden.

Betrachten wir jetzt die zwei Skelete mit Beigaben, die beweisen, dass im älteren Eisenalter auch auf dem Löbertshöfer Gräberfeld Bestattung neben Verbrennung, wenn auch in beschränktem Grade, erfolgte. Das erste Skelet, auf dem Rücken liegend, ist lang ausgestreckt, der Schädel ruht auf der linken Schläfenseite, die Unterarmknochen sind nach dem Schoosse zu gerichtet. Unter der rechten Seite des Beckens

befindet sich eine Bronzemünze aus der Neronenzeit. Nach den beiden andern Beigaben, einem langschneidigen eisernen Messer und einem ohne Anwendung der Drehscheibe gearbeiteten Topf, dessen Henkel abgebrochen ist, wäre eine solche Zeitbestimmung schwieriger gewesen. Dem andern Skelet waren mehr charakteristische Beigaben dieses Zeitalters beigefügt; es befanden sich ausserhalb (d. i. rechts) des rechten Unterschenkels des auf den Rücken ausgestreckten Skelets in paralleler Richtung zu demselben eine Lanzenspitze und ein Messer, beide aus Eisen, und zwar mit der Spitze ihrer Klingenblätter nach dem Schädel gerichtet. Auf derselben Seite des Skelets ausserhalb der nicht erhaltenen Knochen des rechten Kniees lag ein eiserner Schildbuckel, leider nicht besonders erhalten (Fynske Mosefund No. II Vimose Fundet Pl. 5 No. 2). Desto besser ist die Lanzenspitze konservirt, 24,5 cm ist ihre Gesammtlänge, 9,5 cm die Länge der Tülle, 15 cm die mit einem markirten Grat versehene Klinge, welche eine Schilfblattform und in 9,5 cm Entfernung von der Spitze 4,7 cm Breite zeigt. Wir gehen jetzt zu dem rechten Flügel der hufeisenförmigen Tafel.

Die Betrachtung der im Sommer 1878 gemachten Skeletfunde des älteren Eisenalters veranlasst uns, vorläufig die Mitteltafel zu überspringen und die Gesammtfunde des älteren Eisenalters an den genannten 2 Skeletten mit Gesammtfunden des jüngeren Eisenalters an einem Schädel mit Halswirbeln und an 2 Skeletten zu vergleichen, welche auf dem rechten Flügel der Tafel aufgestellt sind. Ein unvollständiges Skelet, von welchem Dr. Hennig nur den Schädel, die Halswirbel und einen Theil der Schulterknochen zusammen setzen konnte, erregt desshalb grosses Interesse, weil ein aus drei Dräthen zusammengewundener Bronzering den Hals in einmaliger Windung umschliesst und mit einem aus demselben Drath gewundenen Haken in eine Oese gefügt ist. Derselbe hat den Rand des Unterkiefer-Knochens, einen Theil der Halswirbel und den Schädel unmittelbar hinter dem Hinterhauptsloch grün gefärbt, zum sichersten Zeichen seiner Lage. Ferner hängt unmittelbar an dem Haken an einer broncenen Oese ein rhomboidisches Bronzeblech in einer Lederumwickelung mit kleinen Lederriemchen noch besonders an dem Halsring als Amulet befestigt. Als Parallelstück ist hier ein starker bronzener Halsreif mit 2 Endigungen in Form von in einander greifenden Haken zu nennen, an dem auch ein rhombisches Bronzeblech angesessen hat, das jetzt angerostet ist. Ueber den Gebrauch dieses Stückes, ob im älteren oder jüngeren Eisenalter, können noch Zweifel herrschen. Der aus 3 Drähten zusammengewundene Halsring war im jüngeren Eisenalter ein ganz gewöhnlicher Schmuck, wie das nicht nur aus 64 Fragmenten solch' zerstörter Halsringe in der sogenannten Kulturschicht von Löbertshoff, sondern auch aus einer andern Bestattung, die Dr. Hennig auch so glücklich aufzudecken war, und durch sorgfältige Zusammensetzung des Skelets mit Beifügung der an demselben gefundenen Schmucksachen in der gelungensten Weise zur Anschauung gebracht hat. Derselbe aus 3 Bronzedrähten zusammengewundene Spiral-Halsring umschliesst in 5 Umgängen, unter dem Kinn noch eine Lederfutterung tragend,

die Halswirbel. Vier Gewandhalter aus Bronzeblech in kreisförmiger Scheibenform (3,7 cm im Durchmesser) mit kreisförmiger kleiner Oeffnung in der Mitte, an deren Rand eine Pinne in einer Oese hängt, lag zu beiden Seiten des Halses oberhalb der Schulterknochen ein dritter, welcher seinen ursprünglichen Platz auf der Brust gehabt hatte, und auf dem oberen Drittel der Wirbelsäule ein vierter gleicher Gewandhalter auf dem drittletzten Wirbel über dem Ansatz des Beckens und hatte vielleicht seinen Platz als Gürtelschmuck. Das Skelet war gerade auf den Rücken ausgestreckt, die Oberarmknochen hatten eine der Wirbelsäule parallele Richtung, die Unterarmknochen waren in den Schooss gerichtet, der obere Theil der linken Unterarmknochen ruhte auf einem Kamm aus Knochen, der auf einer Langseite weitläufiger, auf der andern dichter gezahnt und an der aufgenieteten Leiste in der Mitte wie an den Schmalseiten mit Würfelaugen 7 Mal in Dreiecksstellung verziert ist. Rechts von den Knochen des rechten Unterarms liegt ein hufeisenförmiger bronzener Gewandhalter mit Thierköpfen. Jeder Unterarm ist mit je 5 Armringen geschmückt. Dieselben in Bandform, zum Federn eingerichtet, sind einfach und nur an den Endigungen in der Breitendimension von 8 mm mit einfachen Steinchen verziert. Ein unter die linke Beckenhälfte heruntergefallener Fingerknochen trägt auch einen bronzenen Ring zum Federn, der auf der äussern Seite sich schildartig verbreitert. Mit diesen 18 Nummern ist die Liste der Beigaben für dies weibliche Skelet noch nicht geschlossen. Der 19. Schmuckgegenstand ist ein bronzener Haken mit Kettchen, welche nahe der rechten Schulter gefunden wurde und der 20. eine 14 cm lange bronzene Haarnadel mit kreuzförmigen Zierstück an dem Kopfende. Dieselbe hatte ihre Lage zwar horizontal parallel zu den Schultern oberhalb des Schädels. Noch jünger als dieses Frauengrab des 12. oder 13. Jahrhunderts scheint die Bestattung eines Mannes, der nicht mehr der heidnischen Zeit angehört hat, weil ihm keine Waffen, sondern nur Geräthe und Schmuckgegenstände in's Grab mitgegeben sind, wie es in der Regel in der Ordenszeit geschah. Rechts von der rechten Beckenhälfte liegt ein stabförmiger Schleifstein und in der Verlängerung der Längsachse desselben parallel zur Wirbelsäule ein Langmesser mit einer 16,5 cm langen Schneide, auf dessen Griff ein Lederüberzug mit Bronzestiftchen befestigt ist. Ferner lagen zu beiden Seiten der oberen Hälfte des Thorax ebenfalls parallel der Wirbelsäule an der rechten Seite 4, an der linken Seite 3 Knöpfe, deren Metall wegen starker Verwitterung nicht zu bestimmen ist und die das äussere Ansehen von Zinn haben, auf der unteren Hälfte des Thorax selbst lag eine bronzene Schnalle, deren fast rechteckiger Rahmen (2,5 cm lang und 1,4 cm breit) weniger Interessantes als der rechteckige, 4 cm lange bronzene Lederbeschlag bot, an dem die Schnalle ansitzt, weil derselbe Vertiefungen in Dreiecken und Rhomben zeigt, die fast wie ein gothisches Muster aussehen. Auch drei kleine eiserne Ringe mit einem lichten Durchmesser von 3,5 cm an der Vorderseite des Beckens lassen das Vorhandensein eines Gürtels vermuthen, an dem diese eisernen Ringe zum Einhängen verschiedener Utensilien

benutzt wurden. Ob ein dreieckiges Stück Eisen in der Grösse der Spitze eines breiten Langmessers den Tod des hier bestatteten veranlasst hat, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls zeigt aber die Stellung des Körpers, dass ein plötzlicher Tod eingetreten und der Leichnam in der Stellung und der Todtenstarre in die Gruft gelegt ist. Er hat die Unterschenkel scharf angezogen, den rechten Arm nach der linken Achselhöhle herübergestreckt, während der linke Arm in fast rechtem Winkel am Kopfende weit von dem Schädel fortgestreckt liegt. Nur mit dem grössten Interesse konnte der Beschauer diese mit vielen Opfern an Zeit und Mühe von Dr. Hennig zusammengesetzten Skelette betrachten, an welchen die Beigaben diese Zeitbestimmung zuliessen. Freilich hat sie Dr. Hennig nicht ausgesprochen, sondern sie nur durch die Wahl des Platzes in der Gesammtaufstellung der Funde ausgedrückt. Die Gesammtfunde überwiegen im älteren Eisenalter, die Einzelfunde dagegen im jüngeren Eisenalter. Die letztren hatten ihren Platz auf dem mittleren Theil der hufeisenförmigen Tafel erhalten, woselbst auch 22 Schädel der ohne Beigaben gefundenen Menschenskelete und ein Pferdeschädel mit von Bronzeblech grüngefärbtem Nasenbein zur Veranschaulichung der vielen Pferdebestattungen aufgestellt waren. Die Zahl der gut oder nach der Entrostung ziemlich gut erhaltenen Fundstücke, welche dem jüngeren Eisenalter angehören, beträgt 900, die des älteren Eisenalters 100, unter welche auch die Gesammtfunde eingerechnet sind. Stücke einer Gattung liefert in grösster Zahl die Pferde-Ausrüstung: 278 Steigbügel, 64 Zaumgebisse, 50 Gurtschnallen, 32 Sporne; von Zaumgebissen und Gurtschnallen gehört aber noch ein kleiner Theil dem älteren Eisenalter an. In der Rubrik der Geräthe des jüngeren Eisenalters zählt das kleine Messer 69 Nummern, in der Abtheilung der Waffen übertrifft die Zahl der 55 Lanzenspitzen jede andere Waffe, wenn auch 7 einschneidige und 5 zweischneidige Schwerter als kostbare Funde nicht übergangen werden dürfen. Unter den Schmuckgegenständen überwiegt die hufeisenförmige Nadel, 24 aus Bronze und 3 aus Eisen. Wir behalten uns indess den Bericht über das Detail der Gesammtfunde im älteren Eisenalter und der Einzelfunde im jüngeren Eisenalter noch vor, wie ja auch Dr. Hennig in seinem Vortrag bei dem grossen Material seine Arbeit für noch nicht abgeschlossen erklärte und noch behindert war, den ganzen Fundbericht zu geben.

Der zeitige Vorsitzende Dr. Bujack.

[Ostpr. Ztg. Beil. zu Nr. 141. 144.]

Sitzung den 20. Juni 1879. Pfarrer Kiehl in Orlowen hatte auf Bitte eines Mitgliedes die Einleitung seiner Chronik des Kirchspiels Orlowen, Kr. Lötzen, eingesandt und die Vorlesung derselben verstattet. Der verlesene Aufsatz, der in seiner ersten Hälfte das religiöse und kirchliche Bedürfniss der Masuren schildert, bot in dieser eine interessante Vergleichung mit der in Königsberg (bei Gräfe & Unzer) erschienenen Darstellung „die alte gute Sitte in Altpreussen“ von Hintz und mit dem betr. Abschnitt in Toeppen's Buch über den Aberglauben in Masuren. Der Verfasser, welcher seinen Aufsatz früher niederschrieb, stimmt mit diesen Autoren vielfach

überein, hebt aber noch manchen charakteristischen Zug der Masuren, der nicht immer vortheilhaft ist, hervor. In dem zweiten Theil waren abergläubische Gewohnheiten und Gebräuche, wie sie in früherer Zeit im Kirchspiel Orlowen herrschten, nach der Zeit der Kenntnissnahme und nach den Gewährsmännern zusammengestellt und boten zum Theil eine Bereicherung des bisher veröffentlichten Materials. — Hauptmann Freiherr v. Bönigk hielt darauf einen Vortrag über die Kistengräber auf der Feldmark von Lokehnen, Kr. Heiligenbeil. Von dem Besitzer Herrn v. Glasow aufgefordert, hatte der Vortragende dort zwei Kistengräber von rechteckiger Form aufgedeckt und legte in der Sitzung thönerne Schalen und Gefässe aus jenen Gräbern vor, darunter Gefässe mit Böden in Form eines Kugelabschnitts. Er schloss eine genaue Beschreibung der Kisten an und verbreitete sich über die bisher aufgedeckten Gräber dieser Art in Ostpreussen. Dies gab ihm Gelegenheit auch die Zeit festzustellen, aus der sie stammen; er setzt sie in ein Bronze-Zeitalter, das er für Ostpreussen annimmt. Der Vortrag wird gedruckt werden. — Als Geschenke waren eingesandt und wurden vorgezeigt die folgenden Beiträge zu den Sammlungen der prähistorischen Zeit: Von Gymnasiasten Rohde: Fragment eines durchlochten Beils aus Porphyr, Fundort Tromitten, Kr. Friedland; vom Gymnasialdirector Grosse in Memel: eine grosse bronzene Nadel, deren Schaft am oberen Theil spiralförmig in eine Scheibe ausläuft, ein bronzener Tutulus mit Oehr und kleine bronzene Perlen, gefunden in einem Grabe des älteren Eisenalters zu Szlaszen, Kr. Memel; von dem Ehrenmitgliede v. Montowt-Kirpehnen, Kr. Fischhausen: aus einem Urnenfriedhof daselbst 2 Bronzemünzen der älteren römischen Kaiserzeit und ein reicher Schmuck, der aus 2 bronzenen Armringen in Form eines breiten ungeschlossenen Bandes, aus einer bronzenen Fibula mit Goldbelag besteht, ein zierliches Thongefäss und eiserne Lanzenspitzen, sämmtlich Beigaben einer Brandbestattung; ferner von Regierungsgeometer Haupt eine auf dem Kirpehner Urnenfriedhof gefundene eiserne Lanzenspitze; von Rittergutsbesitzer v. Simpson-Nettienen, Kr. Insterburg: aus einem Urnenfriedhof daselbst Thongefässe mit Eindrücken des Daumennagels verziert. Aus demselben Urnenfriedhof, der dem älteren Eisenalter angehört, wurden einige Funde vorgezeigt, die Rittergutsbesitzer v. Glasow-Lokehnen besitzt, darunter schöne Glasperlen und eine bronzene Doppelkette mit zwei bronzenen Nadeln an den Enden. Für die Sammlungen des jüngeren Eisenalters ist eine schwere silberne Gewandnadel aus Liefland angekauft worden, welche die Form eines Hufeisens hat und, als wenn sie aus 3 Dräthen zusammengedreht wäre, zwei Ausläufe, welche Drachenköpfe darstellen. Die Münzsammlung bereicherten Bäckermeister Borowski in Darkehmen durch eine Bronzemünze des Antoninus Pius, aufgeackert zu Auxkallen, Kr. Darkehmen, und Buchhalter Stein durch eine Denkmünze auf den hundertjährigen Geburtstag Napoleons I. in Bronze. — Zu den Sammlungen von Gegenständen neuerer Zeit kam durch G. Pulewka in Gilgenburg als Geschenk das Rückenstück eines eisernen Kürass d. 17. Jahrh. gefunden auf dem Schlachtfelde bei Tannenberg. Ferner übergab der

Magistrat zu Königsberg der Gesellschaft zur Aufbewahrung einen silbernen Abendmahlskelch mit silbernem Löffel, beide in einem ledernen Futteral, ersterer trägt das Datum vom 26. Decbr. 1709; desgleichen ein silberner Scepter, das jetzt wol ein Unicum sein dürfte, nämlich das Gregorsscepter der Löbenichtschen Schule. Dasselbe ist an dem unteren Ende mit einem Griff versehen, oberwärts läuft es in vier Flügel aus, welche eine Art Capitäl bilden, das eine zierliche Figur des auferstandenen Christus trägt. An die vier Flügel schliessen sich vier ovale Schilder, deren eines das Wappen des Löbenicht, die anderen drei Inschriften: Anno mensis Martii 1681 — Sinite parvulos ad me venire — Sceptrum Gregorianum Scholae Lobnic. tragen. Staatsarchivar Philippi, um Auskunft befragt, äusserte sich hierüber, wie folgt: Dies kleine Werk, in einem nicht mehr reinen, doch höchst gefälligen Renaissance-Styl gearbeitet, ist vielleicht das einzig erhaltene seiner Art. Man hat seit der allgemeinen Verbreitung der Instrumentalmusik für gefeierte Orchesterdirigenten sehr kunstvolle und kostbare Taktstöcke geschaffen. Bis auf den regens chori, der ausschliesslich seine Scholaren bei Ausführung der Mensuralgesänge anführte, ist es weit zurück, und es fehlt jede Kunde, dass gefeierte Kapellmeister durch so kostbare Geschenke ausgezeichnet wurden. Noch weiter zurück ist es bis auf den heiligen Gregor, den Vater des Choralgesanges und Patron der Schulen, der sich beim Unterricht der Knaben eines sehr einfachen Stabes bediente, und wie die Sage geht, nicht blos zum Taktiren. Ein prunkliebendes Zeitalter, das Schaufeste und öffentliche Aufzüge veranstaltete, gab ihm oder dem Schüler, der ihn bei den Gregorsfesten darzustellen hatte, das kostbare Schulscepter statt des Steckens in die Hand, welches das Andenken jener namentlich im 17. Jahrh. oft und gern veranstalteten Aufzüge hervorruft. Auch die Altstädtische und die Kneiphöfische Schule hatten ihre Scepter. Zu Anfang des vor. Jahrh. schon, als die Gregorsumgänge der Schüler abgeschafft wurden, sanken sie zu Antiquitäten herab, aber nur eines entging dem Schmelztiegel.*) Vom Rittergutsbesitzer Huhn auf Jerlaucken erhielt die Prussia ferner zugewiesen: drei Füllstücke von Chören, die aus der Kirche zu Pr. Eylau entfernt wurden; man sieht darauf die Wappen der Besitzer von Henriettenhof, v. Rippe, v. Wallenrodt, Fink v. Finkenstein gemalt. Zur Bibliothek verehrte Derselbe die Pläne von 3 Schlossbergen (Schlautienen, Pilzen, Grundfeld) sammt Beschreibung, Director Albrecht den Bericht über die zweite preussische Provinzial-Gewerbeausstellung zu Königsberg v. J. 1875. Hauptkassenrendant Wohlgemuth übergab eine genaue Beschreibung des Fundes der auf Silberblech hergestellten Urkunde, welche bei der Grundsteinlegung der rothen Wage in einer Bleihülse eingelegt worden ist, sammt Zeichnung.

Der z. Vorsitzende Dr. phil. Bujack.

---

*) Ausführlich handelt darüber Pisanski, vom Gregoriusfeste der Schulen, Königsberg 1786, woselbst auch S. 8 die Scepter der drei Königsberger Schulen beschrieben werden. R. R.

Mittheilungen der Litauischen literarischen Gesellschaft.

I.

1. Die Begründung.

Nachdem zu Tilsit in einem kleineren Kreise von Freunden der litauischen Sprache der Gedanke einer grösseren Vereinigung aufgetaucht und besprochen war, wurde derselbe in September v. J. einer Anzahl auswärtiger Gelehrten mitgetheilt und fand allseitig eine Billigung, die zu weiterem Vorgehen ermuthigte. Bereitwilligst übersandte Herr Pastor A. Bielenstein zu Doblen in Kurland das Statut der „Lettischen literärischen Gesellschaft“, deren Präsident er ist, und wurde um der Aehnlichkeit der Bestrebungen willen, in enger Anlehnung daran ein neues Statut ausgearbeitet und zu Ostern d. J. in Memel berathen. Allen, welche bis dahin brieflich oder persönlich für die Sache gewonnen waren, wurde dieser Entwurf zur Beurtheilung zugesandt und eine konstituierende Versammlung zum Herbst in Aussicht genommen. Darauf liefen theils unbedingte Zustimmungserklärungen, theils Aenderungsvorschläge ein, welche letztere*) thunlichste Berücksichtigung fanden. Herr Prof. Dr. Adalbert Bezzenberger in Göttingen stellte in einem Schreiben vom 5. Juli, kurz vor seinem Aufbruch nach Litauen selbst, für die zu begründende Bibliothek der Gesellschaft seine auf die baltischen Sprachen bezüglichen Arbeiten als Geschenk zur Verfügung; und als derselbe nach längerem Aufenthalt in dem südlichen Sprachgebiete diesseit der Grenze wie in Russisch-Litauen, Anfangs September in Tilsit eintraf, konnte sofort zur Abfassung eines Aufrufs, welcher, von Bezzenberger, Gisevius, Voelkel ausgehend, an eine Reihe von Männern, die auf dem lituslavischen Gebiete bereits schriftstellerisch thätig gewesen sind, mit der Bitte um Unterzeichnung versandt werden. Umgehend gingen von nah und fern die erfreulichsten Zusagen ein, aus denen es dem Berichterstatter schwer ist, um der Diskretion willen Stellen nicht mitzutheilen, fast ausnahmslos wurde der Bitte entsprochen, so dass die Tilsiter Blätter in der dritten Septemberwoche den „Aufruf zur Bildung einer

*) In einem Abdruck, den zunächst die Tilsiter Zeitung am 21. August brachte.

Litauischen literarischen Gesellschaft" (s. Altpr. Monatsschr. Bd. XVI, Hft. 5 u. 6. S. 512) bringen konnten.

Wir können es den Redaktionen der politischen und gelehrten Blätter nur Dank wissen, dass sie mit Bereitwilligkeit unsere Bemühungen, sei es durch Wiedergabe des ganzen Aufrufes (wie die Tilsiter Zeitung, das Tilsiter Tageblatt, die Ostpreussische, National-, Rigasche Zeitung), sei es in freien Artikeln, unterstützten; bis über die Grenzen der Ländergebiete deutscher Zunge öffneten sich ihnen die Spalten von Zeitschriften, so berichtete, um nur Ein Beispiel anzuführen, das Londoner „Athenæum" in seiner Nr. 2711 vom 11. Oktober 1879 unter Literary Gossip: „A circular has been issued inviting philologists and all interested in historical or ethnographical research to aid in the preservation of the Lithuanian language, which, it would appear, is being rapidly forced out of existence by German, Polish, and Russian. A provisional committee has been formed which numbers among its members etc." Selbstverständlich zog auch die Memeler „Lietuwifzka Ceitunga" die Angelegenheit in den Kreis ihrer Besprechungen, was allerdings bei Bauern der Ragniter Gegend die Hoffnung erweckte, als handle es sich um Wiederbelebung ihrer Sprache, so dass sie die Hilfe der Gesellschaft gegen ihren „deutschen Lehrer" anrufen wollten.

Hatten sich Männer, die als Sterne erster Grösse in der Wissenschaft leuchten, in hohem Grade ermuthigend und anfeuernd ausgesprochen, so konnte es nicht fehlen, dass in den verschiedenen Schichten unserer provinziellen Bevölkerung, wo ein Verständnis für die wissenschaftliche Seite zu erwarten war — drängt sich doch dem Gebildeten, wenn er auch die Sprache der Vorzeit nicht kennt, die Frage nach den geschichtlichen Vorgängen auf der Scholle, die seinen Wirkungskreis bildet, von selbst auf — eine immer wachsende Theilnahme sich geltend machte. Täglich liefen Schreiben ein, bald waren es Meldungen zum Beitritt, bald Bitten um nähere Auskunft; hier sagte Einer sein Erscheinen auf der Versammlung zu, dort sprach ein Anderer sein Bedauern aus, dass grosse Entfernung oder wichtige Geschäfte ihn zurückhielten. Herr R. Garnett, der Vorsteher des Lesezimmers vom Brittischen Museum in London, sprach in einem persönlichen Schreiben

vom 7. Oktober seine lebhafte Theilnahme für das Unternehmen aus („I was much satisfied by the receipt of your circular, with the object of which I fully sympathise") und rieth zu weiteren Verbindungen, unter Andern mit Herrn W. S. Ralston in London, welcher sich unterm 11. Oktober die „Protokolle" unserer Verhandlungen erbat und in liebenswürdigster Weise seine Beihilfe zusagte. Herr Dr. G. Penon in Groningen (Niederlande) giebt seiner Freude über das geplante Werk Ausdruck. „Die litauische Sprache", schreibt er, „mit den alten Sprachformen verdient es mehr, als bis jetzt geschah, gekannt zu werden." .... „Ich schreibe diesen Brief nur darum, um aus der Ferne meine Sympathie auszusprechen und zu erklären, dass ich in jedem Fall Mitglied zu sein wünsche." Am Vorabende der Versammlung lief ein Brief aus Agram ein. Herr Prof. Dr. Geitler bedauerte, dass wegen längerer Abwesenheit von Hause, ihm die Einladung, den Aufruf mit zu unterzeichnen, zu spät zugegangen sei, bittet aber, bei allen weiteren Unternehmungen der Gesellschaft in jeder Hinsicht auf ihn zu zählen.

Da bereits an gedachtem Montage den 13. October die Züge in beiden Richtungen Auswärtige gebracht hatten, so fand man sich Abends im „Prinzen Wilhelm" zu einer Vorbesprechung zusammen, wo sich in harmlosem Verkehr die Ansichten klärten und auch eine Verständigung in der Personenfrage des zu wählenden Vorstandes erzielt wurde.

Zur konstituierenden Versammlung in dem dazu freundlichst bewilligten Börsenzimmer des Kasino am 14. October erschienen die Herren Jacoby, Prediger Jussas aus Memel, Lehrer Eijnars aus Sandwehr bei Memel, Prediger Jurkschat aus Prökuls, Pfarrer Sturies aus Kaukehmen, Oberlehrer Urban aus Insterburg, Oberlehrer Hoppe aus Gumbinnen, Pfarrer Passarge aus Malwischken bei Gumbinnen, Pfarrer Wenskat, jetzt in Karkeln, Töchterschullehrer Bartsch, Buchhändler Bergens, Superintendent Hoffheinz, Realschullehrer Knaake, Gymnasiallehrer Kownatzky, Superintendent Krüger, Prediger Küsel, Buchhändler Loesch, Gymnasiallehrer Dr. Preibisch, Apotheker O. Siemering, Realschullehrer Dr. F. Siemering, Oberlehrer Thomas, Oberlehrer Voelkel, prakt. Arzt Dr. Wallentowitz aus Tilsit.

Herr Oberlehrer Voelkel begrüsste die Anwesenden und theilte mit, dass Herr Gisevius, dem in erster Linie die Begrüssung zugestanden hätte, leider durch Kränklichkeit am Erscheinen behindert sei. Der Vorschlag, Herrn Pfarrer Jacoby aus Memel zum Vorsitzenden und die Herren Dr. Preibisch und Knaake zu Schriftführern zu erwählen, fand allseitig Billigung.

Herr Jacoby hielt eine kurze Ansprache, in welcher er hervorhob, dass durch persönliches Kennenlernen und gemeinsame Arbeit der Strebensgenossen wesentliche Erleichterungen in Erreichung der gesteckten Ziele zu hoffen seien. Die Hoffnung auf gutes Gedeihen sei begründet durch die Anwesenden, wie auch durch die Zusicherung der Mitwirkung auswärtiger Gelehrten. Dann ertheilte er dem Herrn Voelkel zur Berichterstattung über die Vorarbeiten das Wort und wurde darauf in die Berathung des Statuten-Entwurfs (s. Altpr. Mtsschr. XVI. Hft. 5/6. S. 484—486) eingetreten.

Gleich bei Beginn regte Herr Oberl. Urban eine Diskussion über die Schreibung des Wortes „litauisch" an. Das in den bisherigen Veröffentlichungen für die Gesellschaft gebrauchte „th" erklärte der Berichterstatter für seine Privatorthographie, welche die althergebrachte, aktenmässig feststehende wäre, aus einer Zeit herstammend, wo sich auch die lateinische Form Lithuania, die französische Lithuanie, die englische Lithuania (gespr. listjuehniä, d. h. mit deutlich gehörtem Lispellaut des th) herschrieben. In Frankreich und England fiele es Keinem ein, an allgemein üblicher Orthographie gewöhnlicher Wörter, geschweige denn Eigennamen zu rütteln. Aus Zweckmässigkeitsgründen entschied sich die Versammlung für Ein t, also „Litauen", „litauisch". §. 2 gab Anlass zu Meinungsverschiedenheiten, wurde aber nach Motivierung des Berichterstatters unverändert angenommen. Die Trennung der ausserordentlichen Mitglieder in korrespondierende und Ehrenmitglieder ist völlig berechtigt, zu Ehrenmitgliedern sollen hervorragende Gelehrte und hochgestellte Personen ernannt werden, welche durch Namen, Stellung und Einfluss die Zwecke der Gesellschaft fördern, korrespondierende hingegen sind solche, die im Auslande wohnen und durch Einsendung von Arbeiten nützen. Beide Gruppen sind von Beiträgen befreit, jedoch

gleichberechtigt mit den ordentlichen Mitgliedern. Aus den übrigen Paragraphen sei nur noch erwähnt, dass neben einer Bibliothek auch Sammlungen von historisch, ethnographisch, artistisch etc. interessanten Gegenständen beabsichtigt werden. Der Entwurf wurde mit geringen Aenderungen angenommen, da die Anwesenden trotz oft abweichender Meinungen doch fast in allen Fällen durch die Ausführungen des Berichterstatters überzeugt wurden, dass die Ausarbeitung mit grosser Sorgfalt erfolgt war. Aus dritter Lesung ging endlich hervor:

Statut
der
litauischen literarischen Gesellschaft.

§. 1. Die **„Litauische literarische Gesellschaft“** bildet den Mittelpunkt für die Bestrebungen, alles auf Litauen und die Litauer Bezügliche, sei es sprachlicher, historischer, ethnographischer u. dergl. Art, durch Sammlung und Aufzeichnung für die Wissenschaft zu erhalten.

§. 2. Die Mitglieder sind a) ordentliche, b) korrespondierende, c) Ehrenmitglieder.

§. 3. Die Mitgliedschaft wird durch Majoritäts-Beschluss des Vorstandes erworben, Ehrenmitgliedschaft nur bei Stimmeneinheit im Vorstande verliehen.

§. 4. Jedes Mitglied ist stimmberechtigt.

§. 5. Der Jahresbeitrag jedes ordentlichen Mitgliedes beträgt 3 M. praenum., welche bis zum 1. Septbr. an den Schatzmeister eingezahlt sein müssen, wenn nicht die Einziehung durch Postvorschuss gewünscht wird. — Einmalige Zahlung von 50 Mark gilt als Beitrag für Lebenszeit.

§. 6. Austritt steht jedem Mitgliede jederzeit frei; derselbe wird schriftlich bei einem Vorstandsmitgliede angemeldet. — Als ausgetreten gilt auch ein Mitglied, wenn es die Zahlung des durch Postvorschuss eingeforderten Beitrages verweigert.

§. 7. Alljährlich wählt die Gesellschaft auf ihrer im Oktober stattfindenden General-Versammlung in einmaligem Wahlgange durch einfache Stimmenmehrheit mittels Stimmzettel sieben Mitglieder in den Vorstand.

§. 8. Der Vorstand vertheilt die Geschäfte unter sich und ernennt a) einen Vorsitzenden, b) einen Sekretär, c) einen Schatzmeister, d) einen Bibliothekar.

§. 9. Der Vorstand versammelt sich nach Bedürfnis und fasst seine Beschlüsse nach Stimmenmehrheit, mit Ausnahme der Schlussbestimmung in §. 3.

§. 10. Der Vorsitzende hat die Oberleitung der ganzen Gesellschaft und vertritt sie nach aussen. Er beruft, leitet und schliesst die Vorstandssitzungen und sonstigen Versammlungen, erstattet in der General-Versammlung den Jahres-Bericht.

§. 11. Der Sekretär führt die erforderlichen Schreibereien der Gesellschaft.

§. 12. Der Schatzmeister empfängt bezw. erhebt die Beiträge und verwaltet die Kasse. — Entlastung der Rechnung ertheilt die General-Versammlung auf Grund der Prüfung zweier von derselben zu ernennenden Revisoren.

§. 13. Die Geldmittel der Gesellschaft erwachsen aus a) Beiträgen der Mitglieder, b) Verkauf der Schriften, c) besonderen Geschenken.

§. 14. Verwandt werden die Geldmittel im allgemeinen a) zur Bestreitung der Druckkosten, b) zur Vervollständigung der Bibliothek und der Sammlungen der Gesellschaft, c) zu Zuschüssen bei Herausgabe geeigneter Schriften.

§. 15. Der Bibliothekar verwaltet die Bibliothek und die Sammlungen der Gesellschaft.

§. 16. Die Einladung zu den Versammlungen erfolgt durch die gelesensten Zeitungen der Provinz und durch Zuschrift an jedes Mitglied.

§. 17. Der Vorstand hat das Recht, Nichtmitglieder als Gäste zur Versammlung zuzulassen; dieselben sind vom Vorsitzenden als solche der Versammlung vorzustellen.

§. 18. Die Beschlüsse der Versammlung sind bindend auch für die nicht anwesenden Mitglieder.

§. 19. Organ der Gesellschaft ist die „Altpreussische Monatsschrift“ von Reicke und Wichert in Königsberg.

§. 20. Statutenveränderungen können nur mit $^{2}/_{3}$ der Stimmen beschlossen werden, darauf zielende Anträge müssen vorher beim Vorstande schriftlich eingereicht und den Mitgliedern in der Zuschrift zur Einladung mitgetheilt sein.

Die Gesellschaft war somit konstituiert, und nun schritt die Versammlung nach §. 7 des Statuts zur Wahl der sieben Vorstandsmitglieder. Diese ergab, laut Protokoll, die Namen Jacoby, Voelkel, Bezzenberger, Nesselmann, Preibisch, F. Siemering, Hoppe. Die Gewählten nahmen, soweit anwesend, die auf sie gefallene Wahl dankend an, ein Gleiches ist nachträglich von den Auswärtigen geschehen. Mit dem Wunsche baldigen Wiedersehens zur Sitzung in einer Stadt Litauens, damit die Gesellschaft zu kräftigem Leben erwachse und gute Früchte bringe, schloss der Vorsitzende die Versammlung, in kurzer Nachsitzung ernannte der neue Vorstand zum Vorsitzenden Herrn Pfarrer Jacoby-Memel, zum Sekretär Herrn Oberlehrer Voelkel, zum Schatzmeister Herrn Realschullehrer Dr. Siemering, zum Bibliothekar Herrn Gymnasiallehrer Dr. Preibisch, und besprach die demnächst zu thuenden Schritte, darunter auch die Ehrenmitgliedsfrage. Ein gemeinsames Mittagessen im „Prinzen Wilhelm“ gab erwünschten

Anlass zu weiterem Meinungsaustausch nach gewonnener Anregung, bis um 5 und 8 Uhr Abends der Bahnhof zur Abfahrt der Züge nach Memel und Insterburg kleinere Gruppen aufwies. Ein „Keliáukit sweikì!“ ward den Abreisenden zugerufen, und „Pasilìkit sweikì!“ tönte es freundlich wieder aus den schon in Bewegung befindlichen Wagons.

In dankenswerther Weise nahm wiederum die Presse von der erfolgten Begründung der Gesellschaft in ausführlichen Artikeln Akt, so dass auch weitere Beitrittserklärungen erfolgten, und das innere Leben der Gesellschaft in der Ueberweisung von Geschenken an die Bibliothek oder Ueberlassungen von Werken zu ermässigtem Preise, wie auch namentlich durch Einsendungen von literarischen Beiträgen für die „Mittheilungen“ sich zu bethätigen angefangen hat; für all diese Erweisungen der Theilnahme statten wir Namens der Gesellschaft besten Dank ab.

Vom Präsidium ist auch die Annahme einer einheitlichen Orthographie des Litauischen, und zwar auf Grund der Schleicherschen, angeregt worden, das nächste Heft soll eine darauf bezügliche ausführliche Vorlage bringen, so dass in einer der nächsten Sitzungen eine Einigung zu Stande komme, wie sie bereits vorläufig unter Mitgliedern in Memel, Gumbinnen, Königsberg, Göttingen und Tilsit erzielt ist. Die kräftigste Unterstützung findet der Antrag des Herrn Vorsitzenden durch den Umstand, dass von den drei eingelaufenen Beiträgen ein jeder eine andere Orthographie hat. Weiter sind in Aussicht gestellt Darstellung der Memeler Mundart, Litauische Originalchoralmelodien, Statistisches über das Zurückgehen des Litauischen in unserer Provinz seit 30 Jahren, Bericht über alte litauische Drucke in der Londoner Bibliothek des Brittischen Museums, in Lemberg u. s. w. Bereits druckfertig liegt vor:

1. Ein litauisches Märchen, von Jurkschat in Prökuls.
2. Zwei Dainos, von J. Koncewicz zu Goldingen in Kurland.

An Geschenken für die Bibliothek sind zu verzeichnen:

A. von Verfassern:

Bezzenberger, Litauische und Lettische Drucke des 16. Jahrhunderts. Göttingen. 1874. 1875.

— — Beiträge zur Geschichte der Litauischen Sprache. Göttingen. 1877.

Lohmeyer, Geschichte von Ost- und Westpreussen. Erste Abtheilung. Gotha. 1880.

Mannhardt, Die lettischen Sonnenmythen. Berlin. 1875.

— — Die praktischen Folgen des Aberglaubens, mit besonderer Berücksichtigung der Provinz Preussen. Berlin. 1878.

Nesselmann, Wörterbuch der Littauischen Sprache. Königsberg. 1850.

— — Christian Donalitius. Littauische Dichtungen. Königsberg. 1869.

— — Thesaurus Linguae Prussicae. Berlin. 1873.

Voelkel, der Tonwandel in der lithauischen Deklination. Tilsit. 1873.

— — Die lettischen Sprachreste auf der Kurischen Nehrung. Heidelberg. 1879.

— — Lithauisches Elementarbuch. Heidelberg. 1879.

B. von Gymnasiallehrer a. D. Herrn **Gisevius** *in Tilsit:*

Nesselmann, Littauische Volkslieder. Berlin. 1853.

Rhesa, Aisópas arba Pásakos. Karaláuczuje. 1824.

von dem Ober-Primaner **Behrendt** *in Tilsit:*

Mielke, Littauisches Wörterbuch und Grammatik in Einem Bande. Königsberg. 1800.

von Herrn Lehrer **Hanke** *in Tilsit:*

Ostermeyer, Neue Littauische Grammatik. Königsberg. 1791.

von Herrn Oberlehrer **Voelkel** *in Tilsit:*

M. Danielis Kleinii Compendium Litvanico-Germanicum. (Klein's Litauische Grammatik. deutsche und lateinische Ausgabe aus den Jahren 1654 u. 53 in einem Pergamentbande).

Ostermeyer, Erste Littauische Liedergeschichte. Königsberg. 1793.

Hesselberg, Lettische Sprachlehre. Mitau. 1841.

Pilniejga Gromata łyugszonu uz guda Diwa Kunga. Darpata. 1868.

Lamentorius arba pradžia moksło. Tilzeje. 1867.

Wajku Kningiele. Tilzeje.

Für eigene Rechnung, aber zu ermässigtem Preise, ist angeschafft:

Weiss, Preussisch-Littauen und Masuren. Rudolstadt. 1879.

Stadelmann, Friedrich Wilhelm I. in seiner Thätigkeit für die Landescultur Preussens. Leipzig. 1879.

Mitglieder-Verzeichniss.

A. Vorstand.

Vorsitzender: Pfarrer Jacoby in Memel.
Sekretär: Oberlehrer Voelkel in Tilsit.
Schatzmeister: Realschullehrer Dr. F. Siemering in Tilsit.
Bibliothekar: Gymnasiallehrer Dr. Preibisch in Tilsit.
Professor Dr. Bezzenberger in Göttingen. Professor Dr. Nesselmann in Königsberg. Oberlehrer Hoppe in Gumbinnen.

B. Ehrenmitglieder.

Se. Excellenz der Oberpräsident der Provinz Ostpreussen und Wirklicher Geheime Rath Dr. von Horn in Königsberg.

Pastor A. Bielenstein zu Doblen in Kurland, Präsident der Lettischen literärischen Gesellschaft.

Professor Dr. A. F. Pott in Halle.

Professor Dr. F. von Miklosich in Wien.

Professor Max Müller in Oxford.

C. Ordentliche Mitglieder.

1. Chr. Bartsch, Töchterschullehrer, Tilsit.
2. M. Bergens, Buchhändler, Tilsit.
3. M. Buntins, Besitzer, Sudmanten-Marienburg-Urban bei Memel.
4. Eijnars, Lehrer, Sandwehr bei Memel.
5. Gisevius, Gymnasiallehrer a. D., Tilsit.
6. Hoffheinz, Superintendent, Tilsit.
7. Jurkschat, Prediger, Prökuls.
8. Jussas, Prediger, Memel.
9. Knaake, Realschullehrer, Tilsit.
10. Kowaatzky, Gymnasiallehrer, Tilsit.
11. Krüger, Superintendent, Tilsit.
12. Kuesel, Prediger, Tilsit.
13. Rud. Loesch, Buchhändler, Tilsit.
14. J. O. Passarge, Pfarrer, Malwischken bei Gumbinnen.
15. O. Siemering, Apotheker, Tilsit.

16. Sturies, Pfarrer, Kaukehmen bei Tilsit.
17. Szernus, Redakteur, Memel.
18. Thomas, Oberlehrer, Tilsit.
19. Urban, Oberlehrer, Insterburg.
20. Wenskat, Pfarrer, Karkeln am Kurischen Haff.
21. W. Krüger, Oberlehrer, Tilsit.
22. Rudat, Pfarrer, Prökuls.
23. Pfligg, Rektor, Labiau.
24. Albrecht, Rektor, Tilsit.
25. Dr. Arnoldt, Gymnasiallehrer, Königsberg.
26. Barschkies, Berlin.
27. W. Beerbohm sen., Partikulier, Königsberg.
28. Bender, Gutsbesitzer, Lenkonischken bei Tilsit.
29. von Bönigk, Hauptmann a. D. Königsberg.
30. Collin, Divisionspfarrer, Danzig.
31. Dr. L. Geitler, Professor, Agram.
32. Prof. Dr. Grosse, Gymnasial-Direktor, Memel.
33. Hanssen, Regierungsrath, Mittelwalde bei Glatz.
34. Herm. Heydenreich, Privatgelehrter, Tilsit.
35. Paul Heydenreich, Realschullehrer, Elberfeld.
36. Horn, Rechtsanwalt, Insterburg.
37. Kapitzke, Bau-Inspektor, Tilsit.
38. L. Koch, Realschul-Direktor, Tilsit.
39. Dr. Ernst Koch, Gymnasiallehrer, Meiningen.
40. Dr. Krosta, Oberlehrer, Königsberg.
41. Leiner, Gutsbesitzer, Lasdehnen bei Pillkallen.
42. Dr. Lohmeyer, Professor, Königsberg.
43. Dr. Mannhardt, Universitäts-Dozent, Danzig.
44. Matthias, Rittergutsbesitzer, Adl. Gr.-Britannien b. Heinrichswalde.
45. Franz Neumann, Kaufmann, Tilsit.
46. Oloff, Superintendent, Werden bei Heydekrug.
47. L. Passarge, Oberlandesgerichts-Rath, Königsberg.
48. Dr. Penon, Realschullehrer, Groningen.
49. Pohl, Kreisschul-Inspektor, Kalwellischken bei Heydekrug.

50. Preukschat, Gerichtsvollzieher, Tilsit.
51. Raudonus, Lehrer, Tilsit.
52. E. Reyländer, Buchdrucker, Tilsit.
53. Richter, Lehrer, Tilsit.
54. Dr. O. Schade, Professor, Königsberg.
55. Schlenther, Landrath, Baubeln bei Tilsit.
56. Dr. von Schlieckmann, Regierungs-Präsident, Gumbinnen.
57. Dr. Joh. Schmidt, Professor, Berlin.
58. L. M. Stacklies, Kaufmann, Tilsit.
59. Strelis, Pfarrer, Koadjuten bei Tilsit.
60. M. Töppen, Gymnasial-Direktor, Marienwerder.
61. Paul Voèlkel, Gymnasiallehrer, Berlin.
62. Dr. Wallentowitz, prakt. Arzt, Tilsit.
63. Dr. Hugo Weber, Professor, Weimar.
64. Werner, Pfarrer, Jurgaitschen Kr. Ragnit.
65. Ziegler, Superintendent, Ragnit.
66. E. Richter, Pfarrer, Schwarzort auf der Kurischen Nehrung.
67. M. Köhler, prakt. Arzt, Ragnit.
68. Dr. Albert Weiss, Reg.- und Medizinalrath, Stettin.
69. H. Frischbier, Lehrer, Königsberg.
70. Dr. Bechtel, Privatdozent, Göttingen.
71. Dr. A. Fick, Professor, Göttingen.
72. Miss Jane Lee, Dublin.
73. R. Peppmüller, Buchhändler, Göttingen.
74. Heinrici, Konsistorialrath, Gumbinnen.
75. Dr. R. Reicke, Bibliothekar, Königsberg.
76. C. Winter, Universitäts-Buchhändler, Heidelberg.
77. Dr. Bujack, Oberlehrer, Königsberg.
78. H. Ancker sen., Spediteur, Russ.
79. Ed. Ancker, Kaufmann, Russ.

2. Litauische Wörter, die im Nesselmann'schen Wörterbuche nicht vorfindlich sind.

Von
Ziegler in Ragnit.

Agele, das Dorf Negeln auf der kurischen Nehrung (jetzt versandet).

Akſomits im Liede „Iſz Dangaus ateimi" v. 11 ist ein ganz unbekanntes Wort. Ich vermuthe, dass es in der früheren Ausgabe des Gesangbuches verdruckt und in den späteren Ausgaben eben so falsch nachgedruckt ist. Wahrscheinlich soll es heissen: Ak Sammats ir Szilkai = Ach Sammet und Seide.

Ampals wird das Aufwasser nur dann genannt, wenn es sich unter dem Schnee findet.

Ardwas, ardway, lose, z. B. Sermegas ardway paſutas, der Rock ist lose (weit) gemacht; Szens ardway iſzbarſtytas, das Heu ist lose ausgestreut.

Atkalta, die Rücklehne am Stuhle.

Awyzai, die Zeitungen (bei Memel).

Baltgalwei, das Wollkraut.

Bankta, auch **Banktas**, auch **Banktummas**, ein zahlreiches Zusammenkommen, grosser Haufe.

Bardiſzus, Stock mit eiserner Spitze, Pike.

Bowiju, quälen.

aſz bunu, ich bin, wohne, halte mich auf. Dieses Wort habe ich nur einmal in Russ von einem Litauer gehört.

Buczius wird bei Ragnit **Budzus** ausgesprochen, bei Russ **Bukkis** genannt.

Bunzukkai, die Strohbündel, die beim Dachdecken zunächst dem Traufbrette liegen.

Buris, gewöhnlich **Burys**, starker Regen.

Burpilis (bei Russ **Wurpilis**) aus dem Kurischen von **Burras**, Segel und **pilti**.

Kelas pablindes wird vom Wege gebraucht, wenn er, früher ausgefahren, durch den dünnen wässrigen Koth wieder eben geworden ist.

Blinde (bei Russ Blende), das Weidenstrauch Blendyne.

Brauju, browjau, braufu, brauti; die Composita ifibrauju, sich eindrängen, und perfibrauju, sich durchdrängen; braujůf, ich dränge mich, Browimmas, das Drängen.

Brydis, ein Zeitraum (Memel).

Bradinne, ein grosser Kahn, der hauptsächlich zur Herbstfischerei im Haff gebraucht wird.

Czerfzkia oder Czirfzkia wird auch vom Schnee gebraucht, wenn derselbe im harten Frost beim Gehen oder Fahren knarrt.

Darun. Padarynes Malka, Nutzholz.

Edamas Grunts, ein Boden, auf dem solches Gras wächst, welches vom Vieh gern gefressen wird.

Gůlis wird auch vom Lager des Menschen gebraucht = Patalyne.

Gumbas jį papjowe heisst nicht: der Magenkrampf quälte ihn, sondern: er ist daran gestorben.

jugnużżinu, zerquetschen.

Grufztis, Herzweh.

Gredis, Belag auf dem Stalle.

Grefztinne, Wruke; Kohlrabi Ropa (Ragnit).

Lauks growas, auch growotas, ein von Hügeln und Schluchten durchschnittenes Feld.

Kalecznay, geschwind.

į kaladas įdeti, in Klötze setzen (bei den Russen werden an den Füssen der Gefangenen Klötze angebracht.

Bobkalys, der vierte Mann, bedeutet wohl „der das alte Weib hämmert, prügelt“ cf. kalys.

Kalwynas, ein Reformirter (Anhänger des Calvin).

įkapes; der Ton ruht auf der ersten Silbe, also ìkăpēs; auch Innkăpēs.

Apynkarte, Hopfenstange.

pakentek mażuma, geduldе dich etwas; warte.

kertekli įganti, röcheln.

Priekopa, die Auffahrt, welche am Ufer des Stromes gemacht wird, um über dieselbe auf die Fähre zu kommen.

Kules, eine Grasart auf Torfwiesen.

Kulys, } der Bruch.
Kulas, }

Kumbras, der krumme Griff am Steuerruder.

Pakune bedeutet ein ganz kleines Geschwür, eine Art Ausschlag, während Skandulys die Bezeichnung für ein grösseres Geschwür ist.

Kufzkis, (bei Russ) ein Flusch; dasselbe wie Plokfztas.

ifzklaipju, auch verschränken, von der Säge gebraucht.

Klaipiks, der mit den Füssen schaufelt.

knaźźus, unansehnlich, verkümmert (von Menschen und Thieren gebraucht), auch wenn Jemand in der Trunkenheit thöricht spricht. kneźys ist das Substantivum.

Krygwabbals, Maikäfer.

kwankftu, -kiau, -ankfu, -ankti, aufschwellen, z. B. von der Leiche, die im Wasser liegt, auch pakwankftu; hievon

Pakwánkelis, ein Schimpfwort.

Lape. Von einem schlechten Landwirth sagt man „kaip Lape po Ekkeczoms", wie ein Fuchs unter der Egge.

Laikas, Zeit, ist bei Russ sehr gebräuchlich.

Ledinnes, Kupferwasser (Vitriol), auch Liddinyczes.

palendina, es glatteiset.

Leiçmons, das Pferd unter der Leine.

apleidzu, belassen, beschütten, z. B. uttemis apleifti, mit Läusen beschütten.

Lûbai, Einband eines Buches, der Deckel.

Marfzkinei. Ji ant Marfzkinû tur wird von der Menstruation gebraucht.

pamasfinu, verlocken.

Mezgine, Strickzeug.

mekennu, auch meknoju, stottern.

Mellekelis, das Zäpfchen, die Huke.

mefineju wird auch vom Seciren einer Leiche gebraucht.

prie Diewo Meiles prieiti wird vom h. Abendmahl gebraucht.

Markene, eine Speise von zerquetschten Kirschen.

Misfa, die Maische.

Miſzparas, Vesper-Gottesdienst, aber auch die Beichte, Vorbereitung zum Abendmahl.

Mokelelis, eine Stampfe, z. B. zum Reinigen der Kartoffeln.

Mulkis, ein dummer Mensch, ein Schimpfwort (Memel).

apſimailiju, sich versehen.

Namanginnis (oder Nammanginnis), Bastard, Hurenkind; als Schimpfwort bei Russ gebräuchlich.

Natrine, Nessel (bei Memel).

Naikas, der Kantschuh (Memel).

panokti, jemandem nachkommen, ihn einholen (Memel).

Gudnůtere, eine Nesselgattung, die nicht hoch wächst und kleinere Blätter hat.

Paburkes, aufgedunsen; waids paburkes, ein aufgedunsenes, aufgepilztes Gesicht.

Paſogas bedeutet nur die Ausstattung an lebenden Dingen, z. B. die Mitgabe an Vieh, Pferden etc.

Paſturgalis, das Hintertheil am Kahne oder Wagen.

Paſczuka bedeutet auch ein geringeres Getränk, das sog. Tafelbier.

Patalyne, Lagerstätte, das Gestell nebst Betten.

Patreinis, Silbergroschen, = $^1/_{30}$ Thaler (bei Memel).

iſzpaikinu, Jemanden dumm machen, ihm den Kopf verdrehen.

pillu wird auch vom Schlagen gebraucht.

Pyla, insbesondere Pylôs, Schläge. Jis Pylôs werts, er verdient Prügel.

Pintźéke, Socke.

Antpirſzczei, Vorschuhe an den Stiefeln.

Potinge, der lange Kasten, in welchem die Fische zum Verkauf ausgeführt werden.

poſzau, iſzpoſzau, putzen, schmücken.

Pudimas, Brachfeld, s. bei puwa.

Gyplaukai, die feinen Härchen am Körper.

Plauſtas, Floss auf dem Flusse zum Uebersetzen.

Plempe (nicht Champignon), eine Pilzenart, ähnlich der Steinpilze, aber deren Fleisch weit lockerer ist.

Pluſze ist nicht Schnittgras, welches Saidis heisst, sondern eine Art Schilfgras.

Prycza, auch Prydzia.

Raſtinnis wird auch als Bezeichnung für ein unehel. Kind gebraucht.

Rages, auch Ragutles, die Schleife, kleiner Schlitten (Memel).

Raguttes wird auch auch als Diminutiv von Ragas gebraucht. Supyko Pikuttis, paſtate Raguttes, der Jähzornige wurde böse und setzte die Hörnerchen auf.

Ranczijn für Jemand bürgen, gutsagen.

Rażai, die Stoppeln (Acker und Wiese).

ramminůs, ich stosse mich, dränge mich zusammen, z. B. vom Eise, welches sich am Ufer zusammenschiebt.

prarukſtu, verrauchen.

Rullinges, die Wellen (Russ).

Saldumynai, Süssigkeiten.

Saidis heisst überhaupt Schnittgras, nicht grade das schlechte.

Siggilis, eine Art Schnalle, mit welcher die Frauenzimmer das Hemde vor der Brust zustecken (Agraffe). Das Wort, soweit mir bekannt, ist nur bei Memel gebräuchlich, doch soll es auch in den Gegenden nördlich vom Memelflusse vorkommen.

Serradinne wird auch der Busstag genannt.

Somatas, auch Zomatas, Zaun von Brettern.

Sopoju, -awau, -oſi, -oti, phantasiren (in der Krankheit).

Soſlys, ein unruhiger Mensch, der Anderen Beschwerde verursacht.

Priſkalata, anspülen. Wandů priſkala, das Wasser spült an; priſkalawo, spülte an.

ſkabu, -au, -yſu, -yti, wird auch vom Abpflücken oder Abreissen mit den Händen gebraucht.

Skanumynai, wohlschmeckende Sachen, Süssigkeiten.

klyſtu, gleiten, ausgleiten.

ſmergiu, iſiſmerkti, sich hineindrängen.

ſmaugiu, heisst nicht werfen, sondern würgen; nuſmaugti, erwürgen.

parſmogiu, niederwerfen.

ſpiggin, es friert scharf.

Spėſtas, eine hölzerne Stampfe zum Walken des Wollenzeuges. s. Pesta.

Spittulis, der Stern an der Stirne des Pferdes.

ſpragotas, lückenhaft.

ſtroſziju, auch ſztroſziju, etwas geschwind thun, sich beeilen.

Swilmis, der Geruch, den ein glimmender Gegenstand verbreitet.

Priſzakis, hergeleitet von priſz und Akis, was dem Auge gegenüber, oder vor dem Auge befindlich ist.

Szakalys, Stück von einem Aste oder Zweige.

Szaktarpas. Ich leite das Wort her von Szaka, Flussarm und Tarpas, Zwischenraum. Das Wort wird auch bei Ueberschwemmungen gebraucht, wenn es schwer ist, von einem Orte zum andern zu gelangen.

Szarpus, auch in der Bedentung „rasch“; ſzarpus Arklys, ein rasches Pferd.

Szarſtas, Schaum (von den Wellen).

Szatrai, die vom Wasser zusammengetragenen, nach der Ueberschwemmung zurück bleibenden kleinen Stücke Holz, Rohr etc. Ist gleichbedeutend mit Saneſza oder Sanoſza.

Szeimedis, Hollunder.

Speſzai, Ausschlag, Schorf. s. Szaſzas.

apſzeru, nuſzeru, wird auch vom Vergiften gebraucht.

Szukſzmes, auch Szukſzmenes, die kleinen Theile von Holz, Torf etc.; vulgo Grus.

Szulke, -ês, ein irdener Teller.

Szulkutte, ein kleiner Teller.

Szlukkorus ist bei Ragnit nicht gebräuchlich, mir auch völlig unbekannt, so dass hier ein Irrthum zu vermuthen ist. s. Sztukkorus.

Tankumynai, dichtes Gesträuch.

Terlauju, paterlauju, ſuſiterlauju, beschmutzen; ist nicht sehr gebräuchlich.

nicht Tirankis sondern Tarankis.

ſutraminti, zerstauchen.

Trinkis, der Klotz zum Holzhauen (Russ).

Warluźgalwe, auch Warlózgalwe, nachjagen, nicht weju sondern wiju; es wird ausgesprochen wijju.

Weputtes, vom Winde zusammengejagter Schnee (vulgo Stümhaufen). s. puttu.

Weltuj, bei Memel weltag, umsonst, gratis.

Welunge, Wetterfahne.

Atwyrs, Gegenstrom (wenn das Wasser längs dem Ufer in entgegengesetzter Richtung fliesst).

weźźa, er athmet schwer.

Wazmeninkai wird von Menschen gebraucht, die auf Verdienst (Fracht) fahren, also Fuhrleute.

wypſoti, höhnisch lächeln, auch Jemanden gecken.

ant Wyskupo wird die Zeit genannt, wenn der Superintendent (Wyskups) zur Kirchenvisitation kommt.

Wyturmedis, Lärchenbaum.

Wolai, die Wellen in der See.

Worpillis, der Schlossberg bei Tilsit-Preussen, auch Wurpilis.

Żègſu, auch źègſoju.

Źalomynai, Laubwerk, Grünwerk zum Ausschmücken der Zimmer.

Źibbokle, das Veilchen, auch Źibbutte.

Źiddas, ein Stock, unten mit Eisen beschlagen, auf dem Eise zu gehen. (Wischwill).

Źysdra, die graublaue oder stahlgraue Farbe.

Źleje heist auch die Abenddämmerung.

Źogis, die Bedeutung ist nicht richtig angegeben; Źogis bezeichnet ein Gewässer, welches sich an niedrigen Stellen findet, und nach gewöhnlich kurzem Verlaufe in ein grösseres mündet. Nach meiner Meinung kommt es von źogauju oder źoju her, weil es an seiner Mündung am breitesten, einem aufgesperrten Rachen nicht ganz unähnlich ist.

---

3. **Litauische Studien: Die lettischen Sprachreste auf der Kurischen Nehrung,** von dem Oberlehrer Maximilian Voelkel. Programm der städtischen Realschule I. Ordnung zu Tilsit 1879. Auch im Buchhandel: Heidelberg. Winter. (32 S. gr. 4). 1.60.

Nach den Aufzeichnungen, welche der jetzige Kreisschulinspektor Ernst Pohl während seines fünfjährigen Dienstes an der Gemeinde zu Nidden gemacht hat, durchmustert M. Voelkel, der durch seine treffliche Abhandlung „der Tonwandel in der litauischen Deklination“ und durch sein „Litauisches Elementarbuch“ wohl bekannte Verfasser, zum ersten Mal die lettischen Sprachreste auf der kurischen Nehrung. In dem gesammten Wortvorrat unterscheidet derselbe: 1. echt lettische Wörter; 2. Mischbildungen, und zwar entweder litauische Wörter mit lettischer Vorsilbe oder lettische Wörter mit litauischer Endung; 3. Lehnwörter. Der reiche Stoff ist alphabetisch geordnet (S. 12 stelle inlade hinter ilgu); die einzelnen Wortstämme sind aus den verwandten Sprachen belegt; stets wird neben das lettische Wort das dem Stamme oder wenigstens dem Begriffe desselben entsprechende litauische Wort gestellt. So bietet die Abhandlung auf jeder Seite neue, wertvolle Beiträge zur Kenntnis dieser Sprachen; nach Form und Inhalt wird sie wenig Widerspruch erfahren. Es sei gestattet hier einige ergänzende und berichtigende Bemerkungen anzufügen.

S. 4 ahda: altlit. **ada** Bezzenberger „Beiträge zur Geschichte der litauischen Sprache“ S. 269. — ahkji: dazu stelle **okas**, **akas**, **akotas** Nesselmann „Lit. Lexic.“ S. 30. 2. 3. — ahs: **aśu** B. 274. —

S. 6 augschtinaks: aukschtinakas B. 274. —

S. 7 balamute: stammt aus dem weissrussischen nach Brückner „litu-slavische Studien“ S. 69. —

S. 8 blesdelinga: blegsdinga B. 276. — burpilis: schon erklärt vom Ref. in dieser Monatsschrift 1875 S. 352. —

S. 9 Deggesiel: dabei war auf die von degti und szilas abgeleiteten Ortsnamen hinzuweisen. —

S. 12 ihschkjis: inkschtis B. 287. — ikrs: den lit. Singular ikras weist B. 286 nach. — ilahts: stelle zu **elugas** N. 19. — ischwalka: iszvalkas N. 63. — isgreest, lit. rieźti, ausschneiden:

iszgriezinis Kerbe, Einschnitt, Geitler S. 87. — jautaht: jautoti G. S. 88. —

S. 13 kahsas: kozas G. S. 92. — kalps Knecht: lit. klapas Junge; vgl. i. d. Z. 1878 S. 594. — karwaiten: nicht lettisch; es ist die für das lettische Gawaitten eingedrungene Ortsbezeichnung. —

S. 16 kurtis, lett. kurls: kurlas G. S. 93. —

S. 17 lenkminne: lenkmine G. 94.

S. 18 malla: upemalis N. 34; Augstumal.

S. 20 nahkt; vgl. dazu panahkt: nokti B. 305; panokti bei Memel nach Ziegler S. 673; daselbst ist gyplaukai = gyvplaukai N. 258; — pasturgalis, Hinterteil am Kahne oder Wagen = N. 237, ungenau 279; — krygwabbals S. 672 = grikvabalis N. 44. — nestuwas: nasztvas G. 97. — nohma Zins, Miete: nůma N. 424. —

S. 21 ohla: olas, ůlas B. 306. —

S. 22 peepes Plural: pepis weist Pfarrer Jacoby-Memel bei Geitler S. 103 nach. —

S. 23 Pewurags ist litauisch. —

S. 24 Purwien: vgl. die lit. Orts- und Personennamen. —

S. 25 rinde: rinda G. S. 106. —

S. 27 schuhpulis: supokle N. 470. —

S. 29 Sirgorags: vgl. die Bemerkungen des unterzeichneten zu sirgis i. d. Z. 1878 S. 584.

Gumbinnen. **Ferdinand Hoppe.**

Anthropologische Gesellschaft zu Danzig.

Sitzung am 3. Oktober 1879.

1. Der Vorsitzende eröffnete die Sitzung mit einem kurzen Bericht über die Entwickelung des Vereins und die Arbeiten seiner Mitglieder während des verflossenen Sommers. Es sind hiernach seit dem Frühjahr in Roschau, Lahmenstein und Belkau im Kreise Danzig, in Oxhöft im Kreise Neustadt, an mehreren Punkten der Kreise Konitz und Schlochau, in Weissenberg im Kreise Stuhm und bei Mersin im Kreise Lauenburg Ausgrabungen veranstaltet worden, deren Ergebnisse im Laufe des Winters, je nach ihrer Zusammengehörigkeit, in den einzelnen Sitzungen vorgelegt und besprochen werden sollen.

2. Ausser diesen durch die Ausgrabungen neu erworbenen Gegenständen sind für die Sammlung eine Reihe von Geschenken eingegangen, vor Allem von dem Landrath von Stumpfeld in Kulm, welcher eine sehr werthvolle Collection von schön erhaltenen Thierschädeln und eine grössere Zahl von Alterthümern aus dem Kulmer Lande dem Verein übersandt hatte. Von diesen letzteren wurde heute nur ein interessanter Silberfund aus Adl. Uscz bei Kulm vorgelegt, welcher in archäologischer Beziehung sehr wichtig ist. Hier wurde nämlich in der Erde ein kleines Thongefäss von dem Charakter der Burgwalltöpferei gefunden, welches 6 grössere und 19 kleinere Stücke eines alten Silberschmuckes (mit dem sogenannten Wolfszahnornament und von feiner Filigranarbeit) nebst 16 Silbermünzen und zwar 6 arabische, 4 byzantinische aus dem 0. Jahrhundert (darunter 1 Constantin Porphyrogenetes 912—959) und 6 Ottonen enthielt. Die arabischen Münzen kommen vielfach im Norden und Osten Europas vor, indess westlich von der Elbe und südlich von Frankfurt a. d. O. und der Provinz Posen finden sie sich nicht mehr, wohl aber in England und Skandinavien; sie bezeichnen eine Handelsstrasse, welche auf die Wolga und den Orient hinführt und im letzten Viertel des vorigen Jahrtausends das eben begrenzte Gebiet reichlich mit orientalischen Münzen und Silberwaaren versorgt. Zu diesen importirten Waaren gehört nun auch der vorliegende Fund von Uscz, von woher die Sammlung übrigens schon ganz ähnliche Gegenstände besitzt (Katalog IV, 67 und 68).

Herr Heine-Gerdin hatte vier grosse Bronzeringe in der Erde aufgefunden, von denen zwei, ein glatter ganz geschlossener und ein gewundener offener, mit zwei Oesen versehener vorgelegt wurden. Der ganze Fund soll in der nächsten Sitzung gemeinsam mit den anderen Bronzen der Sammlung besprochen werden, ebenso wie ein schöner Dolch aus Bronze, welchen Herr v. Dizielski Mersin dem Verein geschenkt hat.

Herr Geh. Rath Abegg legte ferner eine Sendung des leider zu früh verstorbenen Dr. Sachs Bey aus Kairo vor, welchem die Sammlung schon viele werthvolle Geschenke verdankt. Diesmal hatte er die Beigaben aus einem der berühmten Hallstädter Gräber, nämlich eine schön erhaltene spiralförmige Fibula, eine Haarnadel mit Knopf, einen offenen Ring aus Bronze und einen Eberzahn übersandt. Der Vorsitzende widmete dem Verstorbenen Worte hoher Anerkennung für seine Verdienste um die anthropologische Forschung überhaupt und speciell um den hiesigen Verein und die Versammlung ehrte sein Andenken durch Erheben von den Sitzen.

3. Als Nachtrag zu der letzten Sitzung vom 5. Februar d. J., in welcher die Steinkistengräber von Jacobsmühle und die darin gefundenen Urnen und Beigaben besprochen wurden, theilte der Vorsitzende die zoologische Bestimmung der merkwürdigen Muscheln, welche in einer Urne unter den anderen Beigaben gelegen hatten, durch Prof. v. Martens in Berlin mit. „Die hiermit wieder zurückerfolgenden Conchylien“, schreibt der bekannte Forscher, „sind in der That ganz ohne Zweifel eine Cypraea und mit grösster Wahrscheinlichkeit Cypraea annulus Linné, die Grösse der Schale, Zahl und Stellung der Zähne, Abrundung des Randes stimmt vollkommen.

Nur die charakteristische Färbung lässt sich nicht mehr erkennen. C. moneta kann es nicht sein, da diese einen sehr wulstigen Rand hat, übrigens sind beide sehr ähnlich und werden beide in gleicher Weise in verschiedenen Ländern Asiens und Afrikas als Geld und Schmuck verwandt. Cypraea annulus lebt im indischen Ocean von der Ostküste des tropischen Afrika an bis zu den Philippinen u. s. w., ob auch im rothen Meer, ist mir noch zweifelhaft, da von den vielen Conchyliologen, die dort gesammelt, nur Einer, Issel, sie von da angiebt, gewiss nicht im Mittelmeer.“ Es ist dies abermals ein Beweis, dass bereits zur Zeit unserer Steinkistengräber Produkte des indischen Oceans bis in unsere Provinz gelangten, auf welchem Wege, das ist freilich noch unbekannt.

4. Von der während des Sommers erschienenen anthropologischen Literatur wurden zunächst 2 Arbeiten vorgelegt, welche unsere Provinz speciell interessiren. Kopernicki in Krakau theilt in seinen „weiteren Beiträgen zur prähistorischen Anthropologie der polnischen Länder“ seine neuesten Untersuchungen an einer Reihe sehr alter Gräberschädel aus den verschiedenen Gegenden des ehemaligen polnischen Reiches, unter anderen auch aus der Gegend von Dirschau mit und kommt zu dem Resultat, dass in allen diesen Ländern vor Einwanderung der Slaven eine dolichocephale, den Germanen der Reihengräber gleichschädlige Bevölkerung ansässig gewesen sei, wie dies für Westpreussen schon von dem hiesigen Vereine nachgewiesen worden ist. O. Tischler in Königsberg hat ferner in seinen „ostpreussischen Gräberfeldern III.“ sehr gründliche Untersuchungen über die Zeit, welcher diese Gräberfelder angehören, über die Herkunft der verschiedenen darin gefundenen Beigaben, über die Technik ihrer Fabrikation und das Verbreitungsgebiet der wichtigsten unter ihnen, besonders der verschiedenen Formen der Fibula veröffentlicht, Untersuchungen, welche wegen ihrer Wichtigkeit den Gegenstand eines besonderen Vortrages bilden sollen. Wir theilen hier nur mit, dass jene grossen Gräberfelder in Ostpreussen ihrer Hauptperiode nach dem 3. Jahrhundert angehören und durchweg schon einen verhältnissmässig hohen Grad von Cultur voraussetzen.

5. Herr Dr. Fröling berichtete über seine mit dem Ober-Postsekretär Schück Ende Juni ausgeführte Forschungsreise in den Kreisen Konitz und Schlochau. Beide Kreise bieten in den manchen noch erhaltenen Bauresten aus der Ordenszeit, sowie in den Denkmälern einer noch älteren Culturperiode dem Alterthumsforscher und Kunstfreunde hohes Interesse. Beide sind in den letzten Jahren von berufenen und unberufenen Forschern der Art abgesucht und ausgebeutet, dass man uns keine sehr lohnende Arbeit in Aussicht stellen konnte. Wenn trotzdem unsere Reise von einigem Erfolge, namentlich für unsere Sammlungen, begleitet war, so schulden wir das dem gütigen Rathe und der thätigen Hilfe der Männer, welche, obwohl Mitglieder eines ähnliche Ziele verfolgenden Vereins, frei von jeder engherzigen, sonderbündlerischen Anschauung, in liberalster Weise unsere Unternehmungen förderten.

Wir begannen mit Czersk und seiner Umgebung. Der erste Gastwirth des

Ortes, bei welchem wir eingekehrt waren, erzählte uns von einem interessanten Funde auf seinem Hofe. Er stiess beim Ebenen des Bodens auf etwa 1 Meter tiefe und ebenso breite Gruben, welche oben von einem Kreise kopfgrosser, die deutlichsten Spuren des Feuers zeigenden Steine eingeschlossen und mit schwarzer, aus Humus und noch ungebrannten Kohlen bestehender Erde und Knochenresten gefüllt waren. Er hatte die Mehrzahl bereits zur Melioration seines Gartens ausgenutzt, doch fanden sich noch genug vor, ihre charakteristische Eigenthümlichkeit festzustellen. Ganz ähnliche Gruben fanden sich auf dem Dienstlande der Oberförsterei Cisz bei Czersk. Sie waren mit einer Lehmkruste bedeckt welche wohl durch die Tageswasser aus der darüber stehenden lehmigen Bodenschicht zusammengespült sein mag. Hier wie dort fehlte jede weitere Beigabe. Ich glaube sie für alte Kochheerde halten zu dürfen. Unser ursprüngliche Plan mit dem Besuche der Steindenkmäler von Odri zu beginnen, was für unsere Zeiteintheilung vortheilhafter gewesen wäre, liess sich nicht ausführen. So ging's denn durch ein Stück der verrufenen Tuchler Haide zunächst zur Oberförsterei Wodziwoda, um uns der kundigen Führung des Oberförsters Schütt auf dem Gräberfelde bei Neumühle zu versichern. Wir wurden dort mit der herzlichsten Gastfreundschaft aufgenommen, erhielten für die Vereinssammlung sehr werthvolle Geschenke, darunter ein schön gearbeitetes Messer aus Feuerstein, und setzten in Begleitung einer der Töchter, weil Schütt amtlich verhindert war, unsere Fahrt nach Neumühle fort. Die Brahe fliesst dort mehrfach gewunden im Allgemeinen von WNW. gegen OSO. und nimmt in der Nähe der Mühle den von NO. kommenden Czerscker Bach auf, auf dessen linkem (östlichem) Ufer sich unser Gräberfeld befindet. Es erstreckt sich in einer Länge von einem Kilometer bis zur Mündung und geht in deren Nähe auch auf das rechte (westliche) Ufer des Baches über. Seine Breite bis zu dem SO. daran grenzenden königlichen Forst beträgt etwa $^1/_{10}$ der Länge, annähreud 10 Meter über der Thalsohle, und war bis vor 20 Jahren noch mit Wald bedeckt. Die unverständige Gewinnsucht des früheren Besitzers hat den Boden seiner schützenden Pflanzendecke entkleidet, und jetzt bedroht die öde Steppe mit ihrem wehenden Flugsande sogar das benachbarte Feld mit Verderben. Dieses ist das Todtenfeld von Neumühle. Als die jüngere Culturschicht vom Winde weggefegt war, trat darunter eine ältere zu Tage, bestehend aus einer schwarzen mit vielen Kohlentheilen vermengten Erde, 20—40 cm mächtig. In ihr fanden sich zahlreiche mit Resten verbrannter Knochen gefüllte Urnen von rohem ungeschicktem Gefüge und fast unzählige Feuersteinsplitter, darunter viele missglückte Pfeilspitzen, Messer, Schaber u. s. w., nur ein einziges Mal wurden auch Broncegegenstände gefunden: zwei spiralig gewundene Fingerringe und ein Armband. Sie lagen zwischen Urnenscherben und stammten wohl auch aus der Urne. Das Armband befindet sich in Marienwerder. Jetzt hat der Sturm auch diese Culturschicht durchfurcht und zerrissen, tiefe Sandkehlen durchschneiden den Boden und zwischen ihnen erheben sich gleich Inseln einzelne Reste des alten Plateaus. In einer solchen Insel fand

vor zwei Jahren Herr Schütt ein vollständiges Skelett mit ,der Längenrichtung von Ost nach West, doch ohne alle Beigaben, die auch in der Urne fehlten. Die Knochen waren so morsch, dass sie vor der Ermöglichung einer wissenschaftlichen Untersuchung zerfielen. Unter der Leitung unseres anmuthigen Cicerone und des Mühlenbesitzers Schramm fanden wir namentlich auf dem Boden der Sandkehlen noch stellenweise Scherben und Knochen, auch zahlreiche bearbeitete Feuersteinsplitter, doch würde ich nur mit Hinzuziehung der glaubwürdigen Mittheilungen über frühere Funde die Annahme einer in der Vorzeit hier thätigen Werkstätte für derlei Werkzeuge als gerechtfertigt ansehen. Ein heftiger Platzregen und die hereinbrechende Dunkelheit setzten unseren Forschungen ein Ziel, ehe wir noch Gelegenheit hatten, das rechte Ufer des Czerskerbaches gleichfalls zu untersuchen. Nach den uns gemachten Mittheilungen der Herren Oberförster Schütt und Feussner sowie des Herrn Schramm hat man dort keine von den beschriebenen abweichende Gegenstände angetroffen. Es scheint somit derselben Periode wie das östliche Gräberfeld anzugehören. Herr Schramm versprach uns, gelegentliche Funde für unsere Sammlungen zu bewahren. Am andern Tage war der Oberförster Feussner nach gastlicher Bewirthung so gefällig, uns in seinem Wagen nach den etwa 1 Meile nordöstlich von Czersk befindlichen sogenannten Cromlechs von Odry zu geleiten. Unser Vorsitzender Dr. Lissauer hatte sie mit dem Maler Stryowski bereits im Herbste 1874 genau untersucht und in den Schriften unserer Gesellschaft beschrieben und abbilden lassen. Ich kann mich daher hier kurz fassen. Damals waren 9 solche Steinkreise untersucht. Jetzt sind deren noch 3 hinzugekommen. Die allzu eifrigen Forscher hatten damals die sämmtlichen Steine unterwühlt und umgestürzt. Die Ausbeute bestand in einem einfachen Grabe, gefüllt mit menschlichen Knochenresten und Kohlen ohne jegliche Beigabe, jedesmal an dem mittleren Steine des Kreises. Wir fanden es darnach nicht nothwendig, die drei übrigen, welche ausserdem nicht einmal intact schienen, noch zu untersuchen, zumal nicht lange vorher auch Regierungsrath v. Hirschfeld dagewesen war. Jetzt waren fast sämmtliche Steinblöcke durch die umsichtige Thätigkeit des Oberförsters Feussner wieder aufgerichtet und auch die zwischen den Steinkreisen zerstreuten Dreisteine standen wieder aufrecht. Weil aber nach meiner Ansicht bei der ersten Aufnahme das malerische Element etwas auf Kosten der Wirklichkeit zur Geltung gekommen war, fand ich es nöthig, wenigstens einen der Kreise möglichst naturgetreu wiederzugeben und eine sorgfältige Messung der bedeutendsten auszuführen, was einen grossen Theil des Morgens in Anspruch nahm. Das Resultat war folgendes: Der Durchmesser der ziemlich regelmässigen Kreise variirte von 12 bis 24,5 m, die Zahl der Steinblöcke von 11 bis 22, ohne den mittleren, ihre Entfernung von einander betrug durchschnittlich 2 m, ihre Höhe über dem Boden im Durchschnitt 1 m. Der höchste Mittelstein mass 1,8 m, einige Steine zeigten Spuren menschlicher Bearbeitung. Das Gehölz um die Steinkreise fanden wir gelichtet, was den Denkmälern ein etwas nüchternes Ansehen gab. Dieses

wird jedoch schwinden, wenn erst die beabsichtigten Anlagen ins Leben treten. Auf unserm Rückwege besuchten wir das Gut Neu-Prussy am Schwarzwasser (?). Dort sind in der Nähe des Hofes 2 Hügel, jeder etwa 4—4,5 m hoch und 12 m im Durchmesser, der eine kahl, der andere mit Bäumen besetzt. Sie wurden behufs Steingewinnung durchsucht, und der eine war bereits halb zerstört. Man fand nichts als ein Steinpflaster, welches in seiner Peripherie aus grösseren, im übrigen aus kopfgrossen Steinen bestehend, auf halber Höhe horizontal den Hügel durchsetzte. Ausser Knochen ungewissen Ursprungs war weiter nichts vorhanden. Sie dürften wohl als Mal-Hügel aufzufassen sein. Einige Wochen später entdeckte man in der Nähe des einen ein Steinkistengrab. Die darin befindliche einzige Urne, welche an der Uebergangsstelle des Halses in den Bauch ein herumlaufendes Ornament wie von eingedrückten Fingernägeln zeigte, enthielt keine weiteren Beigaben. Dem Oberförster Feussner, welcher unserer Sammlung auch einige ornamentirte Urnenscherben aus Odry mit dem Typus der Steinzeit und einige bei Neumühle gefundenen Gegenstände verehrte, verdanken wir die gefällige Zusendung einiger Fragmente dieser Urne.

Am andern Tage besuchten wir Konitz und Schlochau. Letzterer Ort versprach erst Ausbeute nach vorangegangenen Vorarbeiten.

Herr Lehrer Nauck, der bereits einige Alterthümer, darunter eine Urne, besass, beabsichtigt in den Ferien genauere Untersuchungen vorzunehmen und uns darüber Mittheilung zu machen. Ich rieth ihm, seine vorwiegende Aufmerksamkeit dem Gräberfelde auf einem Hügel in der Nähe der Pagelkauer Mühle, am S.-O.-Ende des Zieten-Sees, welches Major Kasiski beschrieben hat, besonders in Bezug auf Steinwerkzeuge, zuzuwenden. In Konitz ist der Gymnasial-Oberlehrer, Dr. Prätorius sehr thätig. Wendet er auch seine Ausbeute Marienwerder zu, so verdanken wir doch seiner gütigen Vermittlung ein Geschenk des Gerichtsraths Wendt, eine leider am Halse verstümmelte Urne von dunkelgrauer Farbe. Das interessanteste daran ist die Ornamentirung: Zwei roh eingeritzte, durch Querstrichelchen verbundene Parallelkreise stellen ein Band dar, welches den unteren Theil des Halses umgiebt und von dem in annähernd regelmässigen Zwischenräumen durch Punkte angedeutete unregelmässig viereckige Zierrathen herabhängen, 3 sind durch eine senkrechte Linie getheilt, 1 hat deren drei, 4 eine baumähnliche, 1 eine fast kreuzförmige Zeichnung. Das Ganze ähnelt einem Halsschmucke, wie er bei manchen antiken Völkern, besonders des Orients, üblich war und auch jetzt noch hier und da in Italien und der Balkanhalbinsel vorkommt, wo von einer goldenen Kette oder Schnur Münzen oder andere verschiedentlich gestaltete Schmuckgegenstände herabhängen. Die Urne wurde nebst einigen anderen nicht erhaltenen auf dem Gute des Herrn v. Cichocki bei Bruch an der Strasse von Konitz nach Berent, am 20. Juni 1876, in einem Steinkistengrabe gefunden. Sie ist für unsere Sammlung um so wichtiger, weil wir bisher keine mit einem ähnlichen Ornament besassen. Der Verein spricht beiden für die gütige Zuwendung seinen Dank aus. Die weiter entlegenen Fundstellen für Ueberreste aus

der Steinzeit, z. B. den Müskendorfer See zu besuchen erlaubte leider die kurzbemessene Zeit nicht, statt dessen entschädigte uns Dr. Prätorius durch Nachgrabungen in der näheren Umgebung von Konitz. Die zuerst ausgeführten, auf dem sogenannten Stadtland NW. von Konitz waren fast ohne Erfolg. Hier sollen Urnengräber vorkommen. Wir fanden nur einige Scherben schlecht gebrannter Urnen ohne jedes Ornament und verbrannte Knochen, beide aus bereits zerstörten Grabstätten. Ergiebiger waren die Ausgrabungen auf dem Friedrichshof SO. von der Stadt an der Tucheler Chaussee, ein Gräberfeld, welches bereits früher eine reiche Ausbeute gewährt hatte. Wir deckten ein leeres Steinkistengrab auf, ein zweites mit 2 Urnen. Die Gräber unterschieden sich weder im Bau, noch im Material nach ihrer Lage gegen die Himmelsgegenden von den uns bisher bekannt gewordenen. Die schwarzgrauen Urnen wichen in der Form wenig von den zuletzt bei Klein-Bölkau gefundenen ab, hatten einen stark austretenden Bauch, der durch eine sanft geschwungene Linie in den Hals überging und einfache breitrandige Mützendeckel; an der Grenze zwischen Hals und Bauch waren sie von einem eingekerbten, strickartigen Bande umschlungen, von dem nach unten auseinander und ineinanderweichende ähnliche Bänder oder Stricke herabhingen, ein ähnliches Ornament, wie es Major Kasiski abgebildet hat, wie es bei Klein-Bölkau und Mewe gefundene Urnen unserer Sammlung zeigen, welches demnach ein sehr verbreitetes gewesen zu sein scheint. Beigaben wurden weder früher noch jetzt gefunden, ausser einigen Spuren von Bronze.

Die werthvollste Erwerbung für unsere Sammlungen verdanken wir dem Justizrath Fleck. Dieser besass eine kleine Sammlung auf der Insel Rügen gefundener Waffen und Werkzeuge, Lanzenspitzen, Pfeilspitzen, Hämmer, Beile etc. zum Theil von ganz vorzüglicher Arbeit, die Beile namentlich von ausgezeichneter Politur. Diese Gegenstände sind für unsere Sammlung um so wichtiger, weil Waffen und Werkzeuge aus Feuerstein in denselben bis dahin nur sehr unvollständig vertreten waren. Durch seine Schenkung, welcher noch eine Anzahl Versteinerungen aus der Kreideformation Rügens hinzugefügt wurde, hat der Justizrath sich das grösste Verdienst um unsere Sammlungen und die gerechtesten Ansprüche auf unsern Dank erworben, welchen ich hierdurch im Namen der Gesellschaft mir auszusprechen erlaube. Von den übrigen gebührt vor allen den königl. Oberförstern Schütt und Foussner unser Dank für ihre gastliche Aufnahme, ihre Geschenke und die vielfache Unterstützung unseres Unternehmens. Sie haben sich ausserdem in unserer Erinnerung ein bleibendes Denkmal erworben.

6. Hieran schloss sich ein Vortrag des Vorsitzenden Dr. Lissauer über die Feuersteinzeit im Allgemeinen und speciell in der Provinz Westpreussen.

Wer die wenigen Geräthe aus Feuerstein betrachtet, welche in unserer Provinz bisher gefunden worden, der vermöchte wohl schwerlich sich vorzustellen, dass es überhaupt einst eine Zeit gegeben, in welcher der noch um die blosse Existenz ringende

Mensch nur über Waffen und Werkzeuge von Stein gebot. Wer aber die grosse Zahl von Feuersteinartefacten gesehen, welche die verschiedenen Museen Nordeuropas bergen und welche nach Zehntausenden zählen, dem drängt sich die Vorstellung von selbst auf, dass diese mit grösster Geschicklichkeit, Mühe und Ausdauer gearbeiteten Gegenstände nur von einer ganzen Bevölkerung herstammen können und zwar einer solchen, die eben das Metall noch garnicht kannte. Es handelt sich hier nur um das sogenannte neolithische Zeitalter, in welchem die Kunst, die Steine zuzuschlagen, zu schärfen und zu glätten bereits Gemeingut der Menschen war, weil bei uns die älteste paläolithische, ebenfalls sicher constatirte Epoche, gar nicht in Frage kommt. Von jener jüngeren Steinzeit aber kennen wir jetzt gewisse Thatsachen, welche deren Existenz ausser Frage stellen. Man weiss nämlich, dass die Menschen jener Zeit nicht nur die als Knollen oder Gerölle vorkommenden Feuersteine aufgelesen und bearbeitet, sondern dass sie den Feuerstein mit grösster Mühe sogar abgebaut haben. Mit der Stirnzinke der Hirschgeweihe, welche als Spitzhämmer dienten und sich wohl schnell abnutzen mussten, gruben sie den Flintstein aus der Kreide aus, das lehren die sogenannten „Schmutzgruben“ in den Kreidebergwerken Englands und Belgiens, in denen man nach Forträumung des Schuttes die alten Werkzeuge aus Horn und Stein mit den deutlichen Spuren ihrer Einwirkung noch auffand. Man wählte besonders leicht zu bearbeitenden Feuerstein aus und vertrieb solchen weithin, wie z. B. der honigfarbene Feuerstein aus der Nähe von Poitiers sich durch ganz Frankreich bis nach Belgien hin verarbeitet findet.

Von den Feuersteinen findet man nun zuerst die sogenannten Kerne, Buttersteine mit den vielen prismatischen Flächen, von denen die Späne, Messer, Schaber in geschickter, kunstgerechter Weise abgeschlagen sind; dann weiter bearbeitet Aexte, Keile oder Celte, Meissel, Sägen, Pfriemen, Speerspitzen, Dolche, Behausteine und Pfeilspitzen. Die Reste dieser Culturepoche hat man jetzt nicht nur in ganz Europa, sondern ebenso in Asien, Afrika und Amerika sicher constatirt.

Was nun unsere Provinz betrifft, so sind bisher die charakteristischen Funde aus der Feuersteinzeit immer nur spärlich zu nennen, indessen häufen sie sich in der letzten Zeit mehr und mehr. Wir kennen jetzt schon westlich von der Weichsel fünf solcher Fundstätten, welche in den Schriften der naturforschenden Gesellschaft genau beschrieben sind, nämlich am Müskendorfer See, bei Neumühle und Odri im Kreise Conitz, bei Pagelkau und Elsenau am Kramskersee im Kreise Schlochau; die letzteren schliessen sich an Neustettin und die pommerschen Fundorte an, welche ja von Rügen her, wo die Feuersteinzeit wegen des prächtigen Materials bekanntlich eine grosse Blüthe erreichte, am besten mit dem Stein versorgt werden konnten. Eine sechste Stelle hat kürzlich Dr. Fröling in Oxhöft constatirt; dieselbe soll nach erschöpfender Untersuchung noch näher beschrieben werden. Sie schliesst sich mehr an eine Reihe von Stationen, welche weiter östlich am Meeres- und Haffstrande über Tolkemit, Neuhäuser bis zur kurischen Nehrung sich verfolgen lassen, wo ebenfalls

die Reste einer verhältnissmässig reichen Feuersteincultur gefunden worden, obwohl der Feuerstein selbst dort nicht vorkommt. An Tolkemit schliessen sich dann zwei weitere Stationen bei Willenberg und Weissenberg an dem östlichen Nogatufer an, so dass wir im Ganzen jetzt neun Stationen, als der echten Feuersteinzeit angehörig, in Westpreussen constatirt haben, wenn wir von den Einzelfunden ganz absehen. Auf jenen grösseren Fundstätten finden sich nicht nur jene oben beschriebenen zweifellos geschlagenen Späne, Messer, Schalen, Pfriemen, Pfeilspitzen und nuclei von Feuerstein, in grösserer oder geringerer Zahl, sondern ebenso die Reste der Töpferei jener Feuersteinzeit in ganz charakteristischen Stücken. Es sind dies entweder dicke Scherben aus grobem, mit grössereren Feldspathbrocken vermischten Thon oder auch feinere mit einem bestimmten Ornament, welches entweder durch Eindrücken einer Schnur oder des Fingernagels in den noch weichen Thon erzeugt worden und als ein entscheidendes Kriterium für diese Zeit zu betrachten ist.

7. Zum Schluss referirte Stadtrath Helm über die letzte Generalversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Strassburg i. E., über welche später im Correspondenzblatt der Gesellschaft ein stenographischer Bericht erscheint.

[Danz. Ztg. v. 15. Oct. 1879. Nr. 11821.]

Mittheilungen und Anhang.

Universitäts-Chronik 1879.

27. Sept. Medic. Doct.-Diss. von Julius **Jacobson** (aus Königsberg): Ueber Epithelwucherung und Follikelbildung in der Conjunktiva mit besonderer Berücksichtigung der Conjunktivitis granulosa. Berlin. Hermann Peters. (46 S. u. Taf. III—V. 8.)

27. Oct. Philos. Doct.-Diss. von Henric. **Becker** (aus Memel): Studia Apuleiana. Berolini. (55 S. 8.)

20. Nov. Medic. Doct.-Diss. von Richard **Erbkam**, Arzt (aus Königsberg): Beiträge zur Kenntniss der Degeneration und Regeneration von quergestreifter Musculatur nach Quetschung. (2 Bl., 29 S. 8 m. 1 Taf. in Folio).

Nro. 101. Amtl. Verzeichniss des Personals u. der Studirenden . . . f. d. Winter-Semester 1879/80. (28 S. 8.) [89 Docent. — 6 theol., 7 jur., 30 med., 41 phil., 1 Lector, 4 Exercitienmeist. — u. 745 (26 ausl.) Stud., davon 66 Theol., 177 Jur., 122 Med., 372 Phil., 8 m. spec. Genehm. des zeit. Prorect.]

28. Nov. Philos. Doct.-Diss. von Emil **Wisotzki** (aus Tilsit): Die Vertheilung von Wasser und Land an der Erdoberfläche. Ein Beitrag zur Geschichte der Erdkunde. (55 S. 8.)

13. Dec. Med. Doctordiss. v. Eduard **Hohnhorst**, prakt. Arzt (aus Krotoschin in Posen): Ueber den Einfluss desinficirender Mittel auf die Blutgerinnung im lebenden Organismus. (39 S. 8.)

20. Dec. Philos. Doct.-Diss. von Josef **Łęgowski** (aus Michorowo in Westpr.): Der Hochmeister des Deutschen Ordens Konrad von Wallenrod und seine Behandlung in den Quellen und Bearbeitungen der Ordensgeschichte. (34 S. 8.)

23. Dec. Philos. Doct.-Diss. v. Leon **v. Pobłocki** (aus Linia in Cassubien): Kritische Beiträge zur ältesten Geschichte Litauens. Erster Theil. (44 S. 8.)

24. Dec. Med. Doct.-Diss. v. Gustav **Coranda**, pract. Arzt (aus Königsberg): Ueber die Ammoniak-Ausscheidung im Urine des gesunden Menschen. Leipzig. J. B. Hirschfeld. (22 S. 8.)

Altpreussische Bibliographie 1878.

Nachtrag und Fortsetzung.

Pohl's Jul., illustr. Hauskalender f. d. kath. Volk 1879. 23. Jahrg. Lpz. Peters Verl. (112 S. 8.) —50.

Posseldt, Stadtgerichtsr. in Berlin, Ueb. d. Wirkg. der Appellation auf d. Vollstreckbark. e. noch nicht rechtskräftig. Erkenntniß, worin der Verklagte z. Zahlg. v. Alimenten verurth. ist. [Gruchot's Beiträge. 3. Folge. 2. Jahrg. 2. u. 3. Hft. S. 344—51.]

Preuß, A. E., biblische Geschichten . . . 68. ver. Aufl. Kbg. Bon (VI, 276 S. 8.) —75.

Preussen, Polen, Litauen etc.

Acta historica res gestas Poloniae illustrantia ab an. 1507 ad an. 1795. Tom. I. cont. Epistolarum libros Andreae Zebrzydowski 1546—1553 edid. Dr. Wl. Wislocki. Cracov. (XXXII, 579 S. 8.) [s. Liske in: Hist. Ztschr. N. F. VI. 372.]

Admiralitäts-Karten, deutsche, hrsg. v. d. hydrogr. Bureau d. Ksl. Admiralität. (Kpfst.) No. 51. Ost-See. Deutsche Küste. Preussen. Sect. VII. Danziger Bucht. 1 : 150,000. (Mit Cartons: Neufahrwasser u. Pillau. 1 : 25,000.) Berl. Dietr. Reimer in Comm. 2.50. No. 52. Ost-See. Königsberger Haff. Specialkarte der Sect. VII. 1 : 50,000. (Mit Carton: Hafen von Pillau. 1 : 15,000.) 1.50.

Archiv f. slav. Philol. . . . hrsg. v. V. Jagič. 3. Bd. Berl. Weidmann. 1878/79. (VII, 763 S. gr. 8.) 23.—.

Archiwum komisyi historycznéj tom I. Kraków. [Enthält Aufsätze v. Ketrzynski, Liske. Smolka, Seredynski, Sokolowski. cf. Liske in: Hist. Ztschr. N. F. V, 369 f.]

Archiwum do dziejów literatury i oświaty w Polsce, wydawane przez komisyą do badań tego zakresu przez Wydział filologiczny Akademii umiejętności w Krakowie powołana, tom I. Kraków. (VI, 378 S. 8.) [cf. Liske ebd. S. 370 f.]

Ateneum pismo naukowe i literackie, pod redakcyą J. Trejdosiewicza. 1878. Warszawa. (4 Bde. gr. 8.) [Erscheint seit 1876.]

Bartoszewicz, Julian. Dziela (wydane przez K. B.), tom III: Historya pierwolna Polski, wydanie pierwsze z rękopisu, tom I. Kraków, nakł. Kazimierza Bartoszewicza. Warszawa, Gebethner i Wolff. (VIII, 494 S. 8.)

Berghaus, Dr. Heinr., Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichst. ihr. Mundarten. Hft. 2—4. Brandenburg. Müller. (S. 81—320.) à 1.50.

Biblioteka Ordynacyi Krasińskich: Muzeum Konstantego Swidzińskiego. III. Warszawa 1877. [cf. Liske in: Hist. Ztschr. N. F. V, 555 f.]

Biblioteka warszawska, pismo poświęcone naukom, sztukom i przemysłowi, pod redakcyą K. Wł. Wojcickiego. 1878. Warszawa. Gebethner i Wolff. (4 Bde. 8.)

Brückner, A., culturhistor. Studien. 1. Die Russen im Auslande im 17. Jahrh. 2. Die Ausländer in Russland im 17. Jahrh. Riga. Deubner. (104 u. 95 S. gr. 8.) 3.—

Brüggen, Ernst v. d., Livland. (m. Bez. auf Jul. Eckardt, Livld. im 18. Jahrh.) [Preuß. Jahrbüch. 42, 384—408.] Livld. u. Rußld. [Im neu. Reich. 52.]

Bunge, Dr. F. G. v., Die Stadt Riga im 13. u. 14. Jahrh. Gesch., Verfassg. u. Rechtszustand. Leipzig. Duncker & Humblot. (XVI, 404 S. gr. 8.) 8.80.

Chartes de la commanderie de Beauvoir de l'ordre teutonique. [Collection des principaux Cartulaires du diocèse de Troyes Tome III. Cartulaire de l'abbaye de Basse-Fontaine Chartes de Beauvoir. Par M. l'abbé Lalore. Paris. Troyes. S. 174—328 gr. 8.]

Chiliński. Pamflet Falkenberga, ustęp z dziejów krzyżacko-polskich przez Maryana Chilińskiego. [Ateneum pismo naukowe i literackie. 1878. August. S. 265—289.]

Codex diplomaticus majoris Poloniae documenta, et jam typis descripta, et adhuc inedita complectens, annum 1400 attingentia. Editus cura societatis literariae Poznaniensis. Tom. II. Poznaniae sumptib. biblioth. Kornicensis. [a. u. poln. Tit.] (LII, 629 S. Lex.-8.)

Dannenberg, Karl, Erzbischof Adalbert von Hamburg-Bremen u. der Patriarchat des Nordens. Eine hist.-krit. Untsuchg. Mitau 1877. (2 Bl., 80 S. 8.)

Dévillers, Léop., Sur les expéditions des comtes de Hainaut et de Hollande en Prusse. [Acad. roy. de Belgique. Compte rendu des séances de la comm. roy. d'hist., ou Recueil de ses bulletins. IV. sér. T. V. 2me Bulletin. S. 127—144.]

Dlugofz, Joannis, Senioris Canonici Cracoviensis opera omnia. Cura Alex. Przezdziecki edita Tom. XIII. XIV. [a. u. d. T.:] Joannis Dlugossii seu Longini Canonici Cracoviensis historiae Polonicae libri XII. ... Tom. IV. Libri XI. XII. Cracoviae 1877. (2 Bl., 733 S. 4.) Tom. V. Libri XII. (XIII.) 1878. (2 Bl., 702 S.)

Ergebnisse d. Beobachtgsstationen an d. deutsch. Küsten üb. d. physik. Eigenschaften d. Ostsee u. Nordsee u. d. Fischerei . . . Jahrg. 1878. à 12 Hfte. qu. Fol. Berlin. Wiegandt, Hempel & Parey. 12.—

Estreicher. Bibliografia Polska XIX. stólecia przez K. Estreichera. Tom V. Zesz 1. 2. (W—Z). Kraków. (335 S. gr. 8.)

Falkowski, J., obrazy z życia kilku ostatnich pokoleń w Polsce. I. Posen 1877. [cf. Liske in: Hist. Ztschr. N. F. V, 556.]

Fontes rerum Bohemicarum. Tom. III. Fasc. 1—3. Dalimili Bohemiae chronicon. Prameny Dějin Českých, vydávané z nadání Palackého. Díl III. Svazek 1—3. Dalimilova Kronika Česká. Vydal Josef Jireček. VPraze. Gregr & Dattel. (XXVIII, 304 S. gr. 8.) 9.60.

Fortunatow, Ph. (Moskau), Lituanica. I. Zu Geitler's litauischen Studien. S. 76 ff. II. Lexikalische Beiträge. [Beiträge z. Kunde d. indogerm. Sprachen hrsg. v. Adalb. Bezzenberger. III. Bd. 1. Hft. S. 54—73.]

Frensdorff, F., die Entstehung der Hanse. [Nord u. Süd. 4. Bd. S. 328—345.]

General-Adressbuch der Gross-Grundbesitzer d. Deutsch. Reiches u. d. Oesterr. Ungar. Monarchie. Nach amtl. Quellen bearb. I. Abth. 3. Bd. Provinz Ostpreussen. Berlin. Kühn. (XV, 234 S. gr. 8.) 6.—

Geschichtsblätter, Hansische. Hrsg. v. Verein f. Hansische Gesch. (6.) Jahrg. 1876. Leipzig 1878. Duncker & Humblot. (VI, 276 u. LX S. gr. 8.) 7.20.

Gmelin, Urkundenbuch d. Deutschordens-Commende Beuggen. (Fortsetz. u. Schluß) [Ztschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins. 30. Bd. S. 213—322. 31. Bd. S. 168—233.]

Grewingk, Prof. C., die Steinschiffe von Musching u. die Wella-Laiwe oder Teufelsböte Kurlands übhpt. Eine archäol.-geolog. Studie. Dorpat. (52 S. 8. m. 4 Taf.) Seit 1879 im Handel: Leipzig. K. F. Köhler. 2.50.

Grube, Oscar, Anthropol. Untsuchungen an Esten. I.-D. Dorpat. (39 S. 8.)

Hand- u. Eisenbahn-Karten üb. alle Theile Dtschl. u. Oesterr., sowie alle Länd. Europ. u. d. Welt, bearb. v. A. Gräf, C. F. Weiland, H. Kiepert. Neue (10.) Aufl. Nr. 12. Prov. Preussen, Posen, Polen. Weimar, geogr. Inst. 1.10.

Hanserecesse. 2te Abth. hrsg. v. Verein f. Hansische Gesch. 2. Bd. a. u. d. T.: Hanserecesse von 1431—1476 bearb. v. Goswin Frhr. v. d. Ropp. 2. Bd. Leipzig. Duncker & Humblot. (XII, 622 S. 4.) 20.—

Helbig, W., Osservazioni sopra il commercio dell' ambra. Memoria letta nella seduta del 20 maggio 1877. [Atti della r. Accad. dei Lincei 1876—77. Serie III. Memorie della classe di sc. mor., stor. e filol. Vol. I. Roma 1877. S. 415—435.]

Hennes, Joh. Heinr., Commenden d. deutsch. Ord. in d. Balleien Coblenz, Altenbiesen, Westphal., Lothring., Oesterr. u. Hessen. Mainz. Kirchheim. gr. 8. 4.—

Hindorf, A., Die Ostsee, malerische Stätten aus ihrem Küstengebiet. In Aquarell-Tondr. ausgef. v. R. Steinbock. Berlin. Alex. Dunker. 1. Lfg. 9.—

Jagić, V., üb. e. Berührungspunkt des altslovenisch. mit d. litauisch. Vocalismus. [Archiv f. slav. Philol. III. Bd. S. 95—107.]

Jahrbuch des Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung. Jahrg. 1877. Bremen. Kühtmann. (2 Bl., 184 S. gr. 8.) 4.—

Jarochowski, K., opowiadania i studya historyczne. Warschau 1877. [cf. Liske in: Hist. Ztschr. N. F. V, 368—69.]

Kalicki, Bernard, Bogusław Radziwiłł, koniuszy litewski, szkic historyczny (Odb. z Przeglądu polskiego). Kraków. (194 S. 8.)

Kohn, Albin u. Dr. C. Mehlis, Materialien zur Vorgesch. des Menschen im östl. Europa. Nach poln. u. russ. Quell. bearb. u. hrsg. 1. Bd. Mit 162 (eingedr.) Holzschn., 9 lith. u. 4 Farbendr.-Taf. Jena 1879 (78). Costenoble.

(XVI, 375 S. Lex.-8.) 16.— 2. Bd. Mit 32 (eingedr.) Holzschn., 6 lith. Taf. u. 1 archäol. Fundkarte. 1879. (VIII, 352 S.) 15.—

Korrespondenzblatt d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschg . . . II. Jahrg. Hamburg. Kühtmann. (2 Bl., 100 S. gr. 8.) 2.—

Ledebur, Karl Frhr. v., König Friedrich I. v. Preuß. Beiträge z. Gesch. d. Hofes, sowie der Wissenschaften, Künste u. Staatsverwaltung jener Zeit. Leipzig. O. A. Schulz. (V, 494 S. gr. 8.) 10.—

Lehmann, Gymn.-Lehr. Dr., Studien zur Ostsee. Beil. z. Progr. d. k. Friedr.-Gymn. Breslau. (38 S. 4. m. 1 lith. Karte.)

Leskien, A., Spuren d. stammabstufenden Declination im Slavisch. u. Litauisch. [Archiv f. slav. Philol. III. Bd. S. 108—111.]

Liske, Xaver, Zur Charakteristik Katharina II. [Histor. Ztschr. N. F. 3. Bd. S. 230—240.]

Loserth, J., Beiträge zur Gesch. der Husitischen Bewegung. II. Der Magister Adalb. Ranconis de Ericinio. [Arch. f. österr. Gesch. 57. Bd. S. 203—76.]

Lossius, Johs., drei Bilder aus d. livländ. Adelsleben d. XVI. Jahrh. II. Jürgen u. Johan Uexküll im Getriebe der livländ. Hofleute. Leipzig. Duncker & Humblot. (193 S. gr. 8.) 4.—

Lukasz, S., Erazm Ciołek, biskup płocki (1503—1522) diplomata Polski XVI-go wieku. Warzawa. J. Berger. (II, 114 S. 8.)

Maurer, R., urzędnicy kancelaryjni Władisława Jagiełły, studyum dyplomatyczne. Warschau 1877. [cf. Liske in: Hist. Ztschr. N. F. V, 380.]

Meyers Reisebücher. Nord-Deutschland. Oestl. Theil. 3. umgearb. Aufl. Leipz. Bibliogr. Instit. (XVI, 668 S. 8. enth. u. a. Preussen: Ostseebäder.) 5.—

Miscellaneen z. Gesch. König Friedrichs d. Gr. Hrsg. auf Veranlassung u. mit Unterstützg. d. Kgl. Preuss. Archiv-Verwaltg. Berlin. Mittler & Sohn. (XI, 490 S. u. 2 Bl. gr. 8.)

Monatsschrift, baltische, hrsg. v. Aug. Deubner. XXVI. Bd. Riga. Verl. von J. Deubner. 12 Hfte. 1. u. 2. Hft. 123 S. gr. 8.

Monumenta medii aevi historica res gestas Poloniae illustrantia. Tomus IV continet: Libros antiquissimos civitatis Cracoviensis 1300—1400 edidit Fr. Piekosiński et J. Szujski. Cracoviae. [a. u. poln. Tit.] (LXXXIII, 247 u. 354 S. 4.) [cf. Liske in: Hist. Ztschr. VI, 371 f.]

Niwa pod redakcyą Mścisława Godlewskiejo. 1878. Warszawa. (2 Bde. gr. 8.)

Pamiętnik Akademii umiejętności w Krakowie, Wydziały filologiczny i historyczno-filozoficzny, tom III. Kraków, nakł. Akad. umiej., druk. Czasu, 1876 (78). (277 u. XIV S. 4.) [cf. Liske in: Hist. Ztschr. VI, 368.]

Pawliński, A., Pologne. Bulletin historique. [Revue historique Tome VII, p. 141—151. VIII, p. 406—417.]

Perwolf, Jos., Polen, Ljachen, Wenden. [Arch. f. slav. Philol. IV. Bd. S. 63—73 m. Nachtrag v. V. Jagić. S. 74—78.]

Piekosiński, Dr. Franc., O monecie i stopie menniczéj w Polsce w XIV i XV wieku. [Odbitka z tomu IX Rozpraw Wydz. hist. filoz. Akad. umiej.] Kraków. (VIII, 312 S. 8.)

Przegląd Polski pod redakcyą dra Ign. Skrochowskiego. 1878. Kraków.

Przewodnik naukowy i literacki, pod redakcyą Wł. Łozińskiego. 1878. Lwów.

Przezdziecki, Alex., Jagiellonki polskie w XVI wieku, uzupełnienia, rozprawy, materyały, głównie z ces. tajnego Archiwum wiedeńskiego czerpane przez . . . przeznaczone na dodatkowy tom V, z pozostałości autora wydał i dopełnił dr. Józef Szujski. Kraków. (XXII, CCLXV, 400 S. 8.) [cf. Liske in: Hist. Ztschr. VI, 372 f.]

Ranke, Leop. v., Zwölf Bücher Preuß. Geschichte. 1. u. 2. Bd. Genesis d. preuß. Staates. 2. Aufl. Leipzig. Duncker & Humblot. [Ranke's Sämmtl. Werke. 2. Gesammtausg. 25. u. 26. Bd.] (XX, 522 S. gr. 8.) 10.

Registrande d. geogr.-statist. Abthlg. d. gross. Generalstabes. 8. Jahrg. Berlin. Mittler & Sohn. (XV, 539 S. gr. 8.) 10.40.

Riant, le Comte (Paul), une charte provenant des archives de la grande commanderie de l'ordre Teutonique (Terre sainte). Extrait du Bulletin de la Société nation. des Antiquaires de France, séance du 7 févr. 1878. Nogent-le-Rotrou, G. Daupeley. (8 S. 8.) [cf. Ferd. Hirsch in: Jen. Lit.-Ztg. No. 29.]

Roczniki Towarzystwa przyjaciół nauk poznańskiego, tom X. Poznań. (438 S. 8.)
Rozprawy i sprawozdania z posiedzeń Wydziału historyczno-filozoficznego Akad. druk. Uniw. Jag. 1878. (320 u. XXVI S. 8. m. 7 Taf.)
Rückblicke, livländische. 3. Aufl. Dorpat. (Leipz. Köhler.) (129 S. gr. 8.) 2.50.
Scriptores rerum Silesiacarum hrsg. v. Vereine f. Gesch. u. Altth. Schlesiens. Bd. XI. a. u. d. T.: Schweidnitzer Chronisten des XVI. Jahrh. . . . hrsg. von Dr. Schimmelpfennig und Dr. Schönborn. Breslau. Jos. Max & Co. (XXVIII, 196 S. gr. 4.) 6.—
Seekarten der ksl. deutsch. Admiralität, hrsg. v. hydrograph. Bureau. Nr. 52. Ostsee. Specialkarte d. Königsberger Haff. Sect. 7. 1 : 50,000. Vermessen i. J. 1876. Kpfst. Imp.-Fol. Berlin. Reimer in Comm. nn. 1.50.
Sitzungsberichte der gelehrten estnischen Gesellschaft zu Dorpat. 1877. (Im Anhang Inhaltsverzeichn. f. d. Jahre 1861—1876.) Dorpat. Dr. v. C. Mattiesen. 1878. (IV, 190 S. 8.)
Sitzungs-Berichte der Kurländischen Gesellschaft f. Literatur u. Kunst aus d. J. 1876. Mitau. Gedr. bei J. F. Steffenhagen & Sohn. 1877. (2 Bl., 52 S. gr. 8.) . . . aus d. J. 1877. Ebd. 1878. (2 Bl., 76 S.)
Skarbek. Pamiętniki Fryderyka hrabiego Skarbka. Poznań, nakł. J. K. Zupańskiego. (321 S. 8.)
Silzień, A., Litwa do unii lubelskiéj, przez autora Poglądu na literaturę polską. Ebd. (57 S. 8.) 1.—
Smoleński, Wład., Mazowiecka szlachta w poddaństwie proboszczów płockich. Warszawa. (80 S. 8.) [cf. Liske in: Hist. Ztschr. VI, 562.]
Sprawozdanie z czynności zakładu narodowego imienia Ossolińskich. We Lwowie. (103 S. 8.)
Sternberg, Herm., Geschichte der Juden in Polen unt. d. Piasten u. Jagiellonen. Nach poln. u. russ. Quell. bearb. Leipz. Duncker & Humblot. (VIII, 191 S. gr. 8.) 4.40. [Verurth. v. J. Caro in: Jen. Lit.-Ztg. 1878. No. 51.]
Ulrici, Alb., Die Völker am Ostseebecken bis zu Anfang des XII. Jahrh. Eine hist.-geogr. Abhdlg. I.-D. Halle 1877.
— — Gothen, Aisten u. Slaven an d. Ostsee, e. Beitr. z. Bestimmg. ihr. Wohnsitze in d. ältest. Zeiten. Eilenburg. [Progr. d. höh. Bürgersch.] (S. 3—14. 4.)
Urkundenbuch, Bremisches. Im Auftrage d. Senats d. frei. Hansestadt Bremen hrsg. v. R. Ehmck u. W. v. Bippen. III. Bd. 2. Lfg. Bremen. Müller. (S. 145—448 gr. 4.)
Urkundenbuch d. Stdt. Lübeck hrsg. v. d. Verein f. Lübeck. Gesch. u. Altthskde. VI. Theil. Lfg. 1. 2. Lübeck. Grautoff. (160 S. 4.) 6.—
Urkundenbuch, Meklenburgisches, hrsg. v. d. Verein f. Meklenb. Gesch. u. Altthsk. X. Bd. 1346—1350. — Nachträge zu Bd. I—X. Schwerin 1877. Stiller in Comm. (IV, 662 S. 4.) XI. Bd. Orts- u. Personenregister zu V—X. Ebd. 1878. (VII, 700 S.) à 15.—
Urkundenbuch, Ostfriesisches, hrsg. v. Dr. E. Friedländer. I. Bd. 787—1470. Emden. Haynel. (XI, 821 S. gr. 4.)
Wachsmuth, Gymn.-Oberl. Frdr., üb. d. Quellen u. den Verf. der ältern livländ. Reimchronik. Mitau. (Lucas.) (35 S. gr. 4.) baar 2.—
Weinert, A., o starostwach w Polsce do końca 18. wieku, z dołączeniem wykazu ich miejscowości. Warschau 1877. Selbstverl. [cf. Liske in: Hist. Ztschr. VI, 561.]
Wendt, Dr. Geo., die Nationalität der Bevölkerung d. dtsch. Ostmarken vor dem Beginne der Germanisirung. Göttingen. Peppmüller. (68 S. 8.) 1.20.
Weske, Lect. Dr. M., üb. d. histor. Entwicklg. d. finnisch. Sprache im Vgleich m. der indogermanisch. u. üb. d. Methode d. estnisch. Grammatik. Antrittsvorlesg. Dorp. 1875. (Leipz. Matthes) (16 S. gr. 8.) —60. [Erst seit März 1878 im Handel.]
— — Bericht üb. d. Ergebnisse e. Reise dch. d. Estenland im Sommer 1875. [Aus „Vhdlgn. d. gel. estn. Ges."] Dorpat 1877. (Ebd.) (76 S. gr. 8.) 1.50.
— — Ueber die estnischen Ortsnamen auf -were [im Deutschen auf -fer]. [Aus „Vhdlgn. d. gel. estn. Ges."] Ebd. 1877. (49 S. gr. 8.) 1.—
Wislocki, Wład., Przewodnik bibliograficzny miesięcznik dla wydawców, księgarzy, antykwarzów, jako téż czytających i kupujących książki. Rok I. 1878. Kraków. Gebethner. (VIII, 104 S. gr. 8.)

Wisłocki. Bibliografia z zakresu historyi literatury i oświaty w Polsce z r. 1877/78. (Odbitka z I tomu Archiwum Komisyi do dziejów literatury i oświaty w Polsce). Kraków, nakł Akad. umiej. (38 S. 8.)

Wohnsitze, die ländl., Schlösser u. Residenzen d. ritterschaftl. Grdbesitzer in d. preuss. Monarchie . . . in farbig. Darstellgn. mit begleit. Text. Hrsg. v. Alex. Duncker. Prov. Preussen. Lfg. 22. 23. (à 3 Chromolith. gr. Fol. m. 3 Bl. Text.) Berlin. Duncker. à nn. 4.25.

Zakrzewski, Winc., Po ucieczce Henryka. Dzieje bezkrólewia 1574—1575. Kraków, wydanie Akad. umiej. (XVI, 440 S. 8.) [cf. Liske in: Hist. Ztschr. VI, 378 f.]

Zarewicz, L., Andrzej z Piasków Bobola, podkomorzy koronny Zygmunta III. Lwów 1876. [cf. Liske in: Hist. Ztschr. V, 555.]

Zebrzydowski, A., Andrzeja na Więcborku Zebrzydowskiego, biskupa włocławskiego i krakowskiego, korespondencja z lat 1546—1553, z przydaniem synodów 1547—1551; wydana przez doktora W. Wisłowskiego. Kraków. (XXXII, 579 S. 4.) 20.—

Źródła dziejowe. Tom I. Krzysztofa Grzymułtowskiego Wojewody Poznańskiego listy i mowy. Wydał A. Jabłonowski. Warzawa. Gebethner & Wolff. 1876. (4 Bl. CXX u. 152 S. gr. 8.) — Tom II. Dzieje Zjednoczenia Ormian Polskich z kościołem rzymskim w XVII wieku, z dwóch rękopisów, włoskiego i łacińskiego, w przekładzie polskim wydał Adolf Pawiński. 1876. (2 Bl., V u. 203 S.) — Tom III. Stefan Batory pod Gdańskiem w 1576—77 r. Listy, uniwersały, instrukcye wydał i szkicem historycznym poprzedził Ad. Pawiński. 1877. (4 Bl., LXXII, 360 S. u. S. A—O.) — Tom IV. Początki panowania w Polsce Stefana Batorego 1575—1577 r. Listy, uniwersały, instrukcye wydał i rozprawką o synodzie Piotrkowskim z r. 1577 poprzedził Ad. Pawiński. 1877. (4 Bl., XXXVII S., 1 Bl. u. 292 S.) — Tom V. Lustracye Królewszczyzn ziem Ruskich Wołynia, Podola i Ukrainy z piérwszéj połowy XVII wieku. Wydał Aleksander Jabłonowski. 1877. (2 Bl., C, 226 S. u. 1 Bl.) — Tom VI. Rewizya zamków ziemi Wołyńskiéj w połowie XVI wieku. Wydał i szkicem historycznym poprzedził Aleks. Jabłonowski. 1877. (2 Bl., CIX, 153 u. VIII S.)

Zwiedineck-Südenhorst, Dr. H. v., üb. d. Versuch e. Translation des deutschen Ordens an die ungarische Grenze. [Aus „Archiv f. österr. Gesch."] Wien. Gerold's Sohn in Comm. (43 S. Lex.-8.) —60.

Prowe, Adolf, Eine Nacht auf d. Akropolis. [Die Wage 1878. Nr. 2—4.]

Prutz, Hans, Ulrich v. Hutten. [Der neue Plutarch. 4. Thl.] Christenthum u. Islam währd. d. Mittelalt. u. d. culturgesch. Ergebnisse d. Kreuzzüge. [Raumer's histor. Taschenbuch. 5. Folge. 8. Jahrg. S. 281—344.] Recensionen. [Blätter für liter. Unthaltg.]

Radau, R., Les Observatoires de montagne. Les Nouveaux observatoires météorologiques du Puy-de-Dôme et du Pic-du-midi de Bigorre. 12° avec gravures. Paris 1877. Gauthier-Villars. 1 fr. 50 c.

— — Actinométrie. 12° Paris 1878. Ebd. 2 fr.

— — Les applications scientifiques de la photographie. I. La photographie céleste. [Revue des deux mondes. T. 25. S. 872—890.] II. La photographie appliquée à l'étude des phénomènes terrestres. [T. 26. S. 198—216.]

Radde, Dr. Gust., Direct. d. Kaukasisch. Mus. u. d. öffentl. Biblioth. in Tiflis, Die Chews'uren u. ihr Land (ein monogr. Versuch) untersucht im Sommer 1876. Mit 13 Taf. Abbildgn., viel. Holzschn. u. 1 Karte. Cassel. Fischer. (VIII, 359 S. gr. 8.) 12.—

— — Vorläufiger Bericht üb. die im Somm. 1876 ausgeführten Reisen. [Mitthlgn. aus Perthes' geogr. Anstalt. 24. Bd. VII. S. 248—263.]

Radomski, Dirig. J., Das Taubstummen-Bildungswesen der neuen Prov. Westpreußen, e. Ergebniß mehr. Reis. nach viel. fremd. Taubstummen-Anstalten, sowie d. Produkt eigener mehrjähr. Erfahrg. Graudenz. Gaebel in Comm. (31 S. 8.) —50.

Reglement f. d. Feuer-Societät der Ostpreuß. Landschaft. Vom 30. Dec. 1837. Nebst Zusätzen u. Anmerkgn. Kgsbg. Hartgsche Ztgs.- u. Verl.-Druck. (22 S. 4.)

Meinicke, Consist.-R., Superint., Past., letzte Predigt, nach d. Gedächtniß zusammengest. v. Mehreren. Danzig. (Saunier.) (7 S. gr. 8.) baar nn. —30.

Reiß, J., Die Regulirung d. Weichsel u. die Trockenlegung d. Frischen Haffes. Mit 2 lith. Taf. Kgsbg. Hartgsche Ztgs.- u. Verl.-Dr. (20 S. gr. 8.) —75.

Richter, Joh. Paul Friedr. (aus Memel), Beiträge zur Lehre vom künstl. Diabetes. I.-D. Marburg. (21 S. 8.)

Rieder, Gymn.-Lehr. Dr. (in Gumbinnen), Christliche Klänge im Alterthum. [Deutsch-evangel. Blätter. 3. Jahrg. Hft. VIII. S. 537—545.]

Rindfleisch, Pfr. Dr. Johs., Herzog Albrecht v. Hohenzollern u. die Reformation in Preussen. Zum Andenken an d. 360. Jahrestag d. Reformat. d. 31. Oct. 1877. Kgsbg. i. Pr. (Danzig. Saunier.) (32 S. gr. 8.) baar —50. [s. Altpr. Mtsschr. XV, 27—56.]

— — Doctor Ludwig Ernst v. Borowsky, evangel. Erzbischof v. Preußen. Ein Lebensbild. Danzig. Saunier. (36 S. gr. 8.) baar —50.

Roczniki Towarzystwa Naukowego w Toruniu. Rocznik pierwszy. Toruń. Nakładem Towarzystwa Naukowego. (98 S., 3 Bl. gr. 8. m. 3 Taf. in fol.) Druck J. Buszczyńskiego w Toruniu.

Roepell, Dr. Richard, Repnin u. die Czartoryski, 1794—1797. [Preuß. Jahrb. 41. Bd. 5. Hft. S. 485—506.]

Roeper, Augustus (Gedanensis), De dualis usu Platonico. Dissert. philol. . . . in universitate Fridericia Guil. Rhenana . . . XV. Aug. 1878. Gedani Typis Edvini Groeningii. (36 S. 8.)

Rosa, Jul., anatom. u. experimentelle Beiträge zur Patholog. der Nieren. I.-D. Kgsbg. (Hartung.) (48 S. gr. 8.) baar 1.50.

Rosenkranz, Karl, neue Studien. 4. Bd. Zur Literaturgesch. d. neuern deutsch. Philos., besond. d. Hegel'schen. Leipz. Koschny. (IX, 474 S. gr. 8. m. Portr.)

Rühl, Franz, in Königsberg, Theodor von Schön. [Nord und Süd. Bd. 6. Hft. 17. S. 213—230.] Vermischte bemerkungen. [Neue Jahrb. f. Philol. 117. Bd. 5/6. Hft. S. 309—320.] Das todesjahr Jubas II. [Ebd. 8. Hft. S. 542—44.]

Sack, Ed., Gegen die Prügel-Pädagogen. Braunschw. Bracke jr. (114 S. 8.) 1.—

— — Beiträge zu d. Schule im Dienste f. d. Freiheit. 1. Bd. Ebd. (243 S. 8.) 2.40.

— — Unsere Schulen im Dienste geg. d. Freiheit. 2. Aufl. Ebd. (124 S. 8.)

— — Friedrich Ludwig Jahn. [Frankf. Ztg. 223 u. 226. Wochenbl. d. Frankf. Ztg. 33. 34.] Rüstow's Flucht. [Ztg. 250. Wchbl. 37.] Ferdinand Stiehl. [Ztg. 278. Wchbl. 40.] Von der italienisch. Volksschule. [Ztg. 316. Wchbl. 46.] Erinnergn. eines Armenlehrers. Beiträge zu einer leidigen Streitfrage. [Berl. Freie Presse. 193—205.] Wie e. Gelehrter Geschichte macht. [Berlin. Volksztg. 276 u. 277.] Geschichte. [Volks-Kalender. 1879. Braunschw. S. 43—50. 4.] Wie e. Bauer sein. Dummheit wegen bestraft wird, u. was davon zu halten. [Ebd. 62—64.]

Sack, Otto, Civil-Ingenieur, Zum „perputuum mobile". [Westpr. Ztg. 281.]

Salkowski, E., Prof. o. o., Ueb. d. Einfluss der Verschliessung des Darmkanals auf die Bildg. der Carbolsäure im Körper. [Virchow's Archiv f. pathol. Anatom. 73. Bd. 3. Hft. S. 409—443.] Ueb. d. Verhalten d. Salmiaks im Organismus u. die Chlorbestimmg. im Harn. [Ztschr. f. physiol. Chemie. II. Bd. 6. Hft. 1878/9. S. 386—402.] Zur Kenntniss der Pankreasverdauung. [Ebd. S. 420—24.] Ueb. d. Vorkommen von Allantoin u. Hippursäure im Hundeharn. [Berichte d. deutsch. chem. Gesellsch. XI. Jahrg. No. 5. S. 500—502.] Physiologische Chemie. [Jahresber. üb. d. Leistungen u. Fortschr. in d. gesammt. Medicin. XII. Jahrg. 1. Bd. 1. Abth. S. 121—178.]

Samter, Adolph, das Eigenthum u. der Socialismus. [Die neue Gesellsch. 2. Jahrg. 1. Hft. S. 12—28.] Der Eigenthumsbegriff. [Jahrbücher f. Nationalökon. u. Statistik. XVI. Jahrg. 1. Bd. 5. u. 6. Hft. S. 269—303. auch separat. Jena. Fischer. (35 S. gr. 8.) 1.20.]

Samuel, Dr. S., a. o. Prof. d. allg. u. experimentell. Pathol. an d. Univers. Kgsbg., Handbuch d. allgem. Pathologie als patholog. Physiologie. Stuttgart. Enke. 1879 (78). (XII, 947 S. gr. 8.) 20.—

Sattler, Dr. C. (Kbg.), Das Ordensland Preußen u. die Hanse bis zum Jahre 1370. [Preuß. Jahrb. 41. Bd. 4. Hft. S. 327—349.]

Schade, Oscar, Altdeutsches Wörterbuch. 2. umgearb. u. verm. Aufl. Hft. VI. Halle. Buchh. d. Waisenh. (S. 801—960 gr. 8.) 3.—

— — **Koberstein**, Dr. Aug., Laut- u. Flexionslehre d. mittelhochdeutsch. u. d. neu-

hochdeutsch. Sprache in ihr. Grdzügen. Zum Gebrauch auf Gymnas. 4. vb. Aufl. v. Dr. Osc. **Schade.** Ebd. (VI, 83 S. gr. 8.) 1.20.

Schaper, Carl (Berlin), Die sechste Ecloge des Vergilius. [Neue Jahrb. f. Philol. 117. Bd. 12. Hft. S. 859—63.]

Scharlok, eine kritische Primula aus der Schweiz. [Flora. 61. Jahrg. Nr. ?.] Ueber d. Blüthen der Collomien. [Botan. Ztg. 41.]

Schary, Ed., Beiträge z. Kenntniss d. Stoffwechsels im Organismus der Vögel. I.-D. Kgsbg. (Beyer.) (33 S. gr. gr. 8.) baar 1.—

Schenkendorf, Max v., Gedichte. 5. Aufl. Mit ein. Lebensabriß u. Erläutergn. hrsg. v. Aug. Hagen. Stuttg. Cotta. (XX, 287 S. gr. 16.) 1.40.

Ein Brief Max v. **Schenkendorfs.** Mitgeth. v. O. Lüders. [Im neu. Reich. 5.]

Schlieben, Erwin, drei Novellen. Lpz. C. J. Günther. (260 S. 8.) 3.—

Schmid. Sammlg. Shakespeare'scher Stücke. Für Schulen hrsg. v. Dir. Dr. E. **Schmid.** I. Julius Caesar. 2. Aufl. Danzig. Saunier. (83 S. gr. 8.) XI. Bdch. As you like it. (84 S.) XII. Coriolanus. (127 S.) à —60. cart. —75.

Schmidt, Al., Shakespeare's ausgewählte Dramen. 1. Bd.: Coriolanus. Hrsg. v. Dr. Al. **Schmidt,** Dir. d. städt. Realsch. zu Kgsbg.. Berl. Weidmann. (254 S. 8.)

Schmidt, Julian, Porträts aus dem neunzehnten Jahrhundert. Lord Byron — Fürst Pückler — Carlyle — Feuerbach — G. Sand — Dickens — Thackeray — Kingsley — Rich. Wagner — Flaubert — Zola — Daudet — Erkmann — J. Wolff — Alwina v. M. — Reichenau. Berl. Wilh. Hertz. (2 Bl. 473 S. gr. 8.) 8.—

— — Die deutsche Literatur währd. des achtjähr. Friedens 1748—1756. I—IV. [Die Grenzboten. 10—13.] Die deutsche Literat. 1744—1756. I—III. [Ebd. 14—16.] Albrecht Haller. [Preuß. Jahrb. 41. Bd. 1. Hft.] Pio Nono. [Ebd. 2. Hft.] Zur Kritik des Begriffs „Partei". [Ebd. 42. Bd. 1. Hft.] Der abenteuerliche Simplicissismus. [Ebd. 3. Hft.] Das Buchdrama. [Ebd. 4. Hft.] Goethes Italienische Reise. [Ebd. 5. Hft.] Der Schillerpreis. [Ebd. 6. Hft.] Zwei preußische Könige. (nach Ranke.) [Im neu. Reich. 1.] Zum Andenk. Gellerts. [Ebd. 6.] Recensionen. [Deutsche Rundschau u. a.]

Lassale, Ferd., Herr Julian **Schmidt,** der Literarhistoriker, mit Setzer-Scholien hrsg. 3. Aufl. Lpz. (108 S. gr. 8.) (Culm. Sachtleben.) 3.—

Schneider, Ioannes, De proverbiis Plautinis Terentianisque. Diss. inaug. philol. Berol. (55 S. 8.)

Schneider, Beschreibung e. Exarticulationsstumpfes nach Chopart. [Archiv f. klin. Chirurgie. 22. Bd. S. 235 ff.] Penetrirende Schussverletzung d. Brust; Gangrän e. gross. Theiles d. linken Lunge; Resection mehr. Rippen u. der Clavicula; Heilung. [Ebd. 23. Bd. S. 248 ff.]

Schoenborn, Prof. Dr. in Kgsbg., Krankheiten d. Bewegungsapparates. [Jahresber. üb. d. Leistgn. u. Fortschr. in d. ges. Medic. XII. Jahrg. Bd. II. Abth. 2. S. 330—45.]

Schopenhauer, Arthur, Parerga u. Paralipomena. Kleine philos. Schriften. 4. Aufl. Hrsg. v. Jul. **Frauenstädt.** Bd. I. II. Lpz. Brockhaus. (XVI, 532 S. u. 3 Bl., 696 S. gr. 8.) 17.— geb. 20.—

— —, über den Willen in d. Natur. Eine Erörterung d. Bestätiggn., welche die Philos., seit ihrem Auftreten, dch. d. empir. Wissensch. erhalt. hat. 4. Aufl., hrsg. v. Jul. **Frauenstädt.** Ebd. (XXXII, 147 S. gr. 8.) 3.—

Asher, Dav., die neueste Schopenhauer-Literatur. [Blätt. f. lit. Unthaltg. 5.]

Barzellotti, G., il Pessimismo dello Schopenhauer. Firence Barbèra.

Busch, Otto, Arthur Schopenhauer. 2. gänzl. umgearb. Aufl. München. Bassermann. (VIII, 239 S. gr. 8.) 4.50.

Caro, E., Le pessimisme au XIX[e] siècle. Leopardi, Schopenhauer, Hartmann; par E. Caro, de l'Acad. franç. In 18 jésus. VII, 299 p. Paris, Hachette et Cie. 3 fr. 50 c.

Elser, Dr. Otto, Andeutungen üb. Wagner's Beziehung zu Schopenhauer u. zur Grundidee d. Christenthums. Chemnitz. Schmeitzner in Comm. (8 S. gr. 8.) baar —60.

Goltber. Der moderne Pessimismus. Studie aus dem Nachlaß des Staatsministers Dr. Ludw. v. Goltber. Mit e. Vorwort v. Friedr. Theod. Vischer. Leipzig. Brockhaus. (XI, 224 S. gr. 8.)

Hausegger, Privatdoc. Dr. Frdr. v., Rich. Wagner und Schopenhauer. Leipzig. Schloemp. (39 S. gr. 8.) —75.
Hoffmann, Prof. Dr. Fr., Arthur Schopenhauer u. Franz Baader. [Der Beweis des Glaubens. 14. Bd. S. 337—350.]
Janet, P., Un philosophe misanthrope (Schopenhauer). [Académie des sciences morales et polit. Comptes rendus par M. Vergé. Nov. 1877 — mars 1878.]
Paoli, Alessandro, Lo Schopenhauer e il Rosmini. Libro I: La rappresentazione. Roma e Firenze, Bencini. (141 S. 8.) Lib. II: L'idea platonica, ovvero l'oggetto dell' arte. Roma, Bencini. (225 S. 8.)
Schrader, Gehmrath Dr. in Kgsbg., Ziele der Jugenderziehung. Allgem. Theil e. kürzl. gehalt. Schulrede. [Evangel. Gemdeblatt. 51.]
Schriften der naturforsch. Gesellsch. in Danzig. N. F. 4. Bd. 2. Hft. Danzig 1877. Anhuth in Comm. (206 S. Lex.-8°. m. 8 Taf.) 3. Hft. 1878. (308 S. m. 7 Taf.) à 8.—
— — der Kgl. physik.-ökon. Ges. zu Kgsbg. 19. Jahrg. 2 Abthlgn. Kgsbg. Koch in Comm. (1. Abth. X, 131 u. 35 S. gr. 4. m. 3 Steintaf.) baar 6.—
Schröter, H. (Breslau), Ueber ein einfaches Hyperboloid v. besonderer Art. [Crelle's Journ. f. d. reine u. angew. Mathem. 85. Bd. 1. Hft. S. 26—79.]
Schubert, R., Die Quellen Plutarchs in d. Lebensbeschreibgn. des Eumenes, Demetrius u. Pyrrhus. [Jahrb. f. class. Philol. 9. Supplmtbd. 3. Hft. S. 647—836.] Leipzig. Teubner. (190 S. gr. 8.) 5.—
Schulgesangbuch. Danzig. Anhuth. (45 S. 8.) geb. baar nn. —50.
Schul- und Turn-Liederbuch. Hrsg. v. Dr. Rud. Brohm, Lehrer u. Dr. Wilh. Hirsch, Prof. a. Gymnas. zu Thorn. 4. vm. Aufl. Thorn. Lambeck. (IV, 128 S. gr. 8.)
Schulz, Reg.- und Schulr. Dr. Bernh., deutsch. Lesebch. für höh. Lehranstalt.. 2. Theil; für d. obern Klass. 1. Abth. Paderborn 1877. Schöningh. a. u. d. T.: Altdtsch. Lesebch enth. Proben z. dtsch. Literatur v. d. ält. Ztn. bis z. Zt. d. Reformation. Mit ausführl. Glossar. (LXII, 300 S. gr. 8.) 2.40.
Schwarz, Julius (aus Gutstadt), De scholiis in Homeri Iliadem mythologicis capita tria. Diss. inaug. philol. Vratislav. Vratisl. typ. S. Schottlaenderi. (35 S. 8.)
Schweichel. **Roman-Zeitung**, deutsche. Redakteur des Feuilletons: Rob. Schweichel. 15. Jahrg. 48 Nrn. (5 Bog. hoch 4.) Berl. Janke. Viertelj. baar 3.50.
— — italienische Blätt. 2. (Tit.-) Aufl. Ebd. (1877) 1878. (366 S. 8.) 5.—
Schwerin, Jos. Gräfin, Täuschungen. Berl. Goldschmidt. (320 S. 8.) 5.—
[Schwerin.] Golmert, Geh. Staats-Archivar, Archivr. Dr. L., Kammerherr Wilh. Graf v. Schwerin u. Hauptm. Leonh. Graf v. Schwerin, Geschichte des Geschlechts v. Schwerin. 3 Bde. Fol. Berlin. (Mitscher & Röstell.) baar n. 150.—
Seidlitz, G., Die volkswirthschftl. Bedeutg. d. rationellen Fischzucht. Vortr. [Land- u. forstw. Ztg. 31. 32.] Ueb. die Lebenswse. des Aals. Vortr. [Ebd. 43.]
Selwich, S., Ueb. d. Gefahren, welche d. Menschen von d. Wiege bis z. Grab. umgeb. und Vorbeuggs.- und Heilgsmittel. Rastenburg. Im Selbstverl. Druck von Ahl. (VI, 124 S. 8.)
Senftleben, Stabsarzt Dr. (in Breslau), Nachträgl. Bemerkgn. zur sogen. Trigeminus-Keratitis. (Aus d. patholog. Institut zu Breslau.) [Arch. f. pathol. Anatom. u. Physiol. u. f. klin. Medic. 72. Bd. 2. Hft. S. 278—281.] Beiträge z. Lehre v. d. Entzündg. u. den dabei auftretdn. corpusculären Elementen. (m. Taf. IX.) (Ebd.) [Ebd. 4. Hft. S. 542—581.] Ueb. Regeneration u. Entzündg. d. Hornhaut. [55. Jahres-Ber. d. Schles. Gesellsch. f. vaterländ. Cultur. S. 231—34.]
Settegast, F., Calendre u. seine Kaiserchronik. [Roman. Studien hrsg. v. Ed. Boehmer. Hft. X. (3. Bds. 1. Hft.) Strassbg. S. 93—130.]
Settegast, H., Die Thierzucht. In 2 Bdn. 4. neu bearb. Aufl. Breslau. Korn. (XXXV, 449 u. IX, 289 S. Lex.-8.) 21.— geb. 26.50.
Sieniawski, Dr., Biskupstwo Warmińskie, jego założenie i rozwój na ziemi pruskiéj z uwzględnieniem dziejów, ludności i stósunsków jeograficznych ziem dawniéj krzyżackich. T. I. II. Poznań. Żupański. (4 Bl., 279 u. 119 S. gr. 8.) 7.50. [cf. Liske in: Hist. Ztschr. VI, 562.]
Sieroka, Dr. Otto, die mythograph. Quellen f. Diodors 3. u. 4. Buch m. besond. Berücksichtigg. d. Dionysios Skytobrachion untersucht. Lyck. (Wiebe.) (33 S. gr. 4.) baar 1.—

Simony, Kgsbg. (Civilingenieur), Betrachtgn. üb. landwirthsch. Maschinen u. Wirthschftsgeräthe. [Land- u. forstw. Ztg. f. d. nordöstl. Dtschld. 11.]

Simplex, Innocenz, Der Glaube des Socialismus. Loebau Westpr. Skrzeczek. (32 S. gr. 8.) Verklebt —75.

Simson, Prof. B. in Freiburg, Zu den Annales Sithienses. [Forschgn. z. dtsch. Gsch. 18. Bd. 3. Hft. S. 607—611.]

Simson, L., pract. Arzt aus Schwetz, Die Trinkwasser-Theorie in ihrer jetzig. Stellg. Med. I.-D. Berlin. (32 S. 8.)

Sitzungsberichte der Alterthumsgesellsch. Prussia zu Kbg. in Pr. im 34. Vereinsj. November 1877—78. Kbg. Ostpr. Ztgs- u. Verl.-Dr. (101 S. 8.)

Skalweit, H. G. W., Navigationslehr., Magnet. Beobachtgn. in Memel. Nebst e. Versuche, d. Unregelmässigktn. im täglichen Gange d. Declinationsnadel auf meteorol. Einflüsse zurückzuführen. Kgsbg. Hartung. 1879 (78). (18 S. gr. 4. m. 13 Tab. u. 1 Steintaf.) 4.—

Skerlo, Herm. (Graudenz), Homerische verba. [Philologus. 38. Bd. 1. Hft. S. 1—39.] Ueb. d. Verbindg. v. *βάλειν* u. *ἀφάμαρτεν*. [Ebd. 1. Hft. S. 184—185.]

Skrzeczka, Prof. Dr., Sanitätspolizei u. Zoonosen bearb. [Jahresber. üb. d. Lstgn. u. Fortschr. in d. ges. Medic. XII. Jahrg. I. Bd. 3. Abth. S. 494—539.]

Sonnenburg, Dir. Dr. Rud., Grammatik der engl Sprache nebst method. Uebungsbch. Naturgemäße Anltg. zur Erlerng. und Einübg. der Aussprache, der Formenlehre u. d. Syntax. Für d. Gebrch. in Schul., wie auch f. d. Selbstunterricht. 6. Aufl. Berl. Springer. (XIII, 332 S. gr. 8.) 2.80.

— — engl. Uebungsbch. Method. Anltg. zum Uebersetz. aus dem Deutsch. in d. Engl. Mit dtsch-engl. Mustersätzen u. e. vollständ. Wörterbche. 2. Abthg.: Zur Einübg. d. syntakt. Regeln. Berl. 1879 (78). Springer. (VIII, 216 S. gr. 8.) 2.—

Spauer, Gustav (a. Memel geb 1848, † 1876) Gedichte. Aus sein. nachgelass. Papier. in chronolog. Reihenfolge zusgst. u. hrsg. v. Paul Lehmann. Mit d. Bildnisse d. Dichters u. sein. Facsim. Berl. 1877. Kommiss.-Verl. v. Julius Egert. (3 Bl., 228 S. gr. 8.)

Special-Berichte zu d. Berichte üb. d. Vwltg. u. d. Stand d. Gemeinde-Angelegenhtn. d. Kgl. Haupt- u. Residenz-Stadt Kgsbg. in Pr. f. d. J. 1876 u. das 1. Quartal d. Jahres 1877. Kbg. Druck v. Jul. Jacoby. (75 S. gr. 4.)

Sperber-Niborski, Leon, des Volkes Rede. Eine Sammlg. ostpr. Ausdrücke u. Redensarten. Löbau Westpr. Skrzeczek. (46 S. gr. 8.) 1.20.

Stadelmann, Ernst, die Histologie d. „Pseudoknorpels" in der Achillessehne d. Frosches u. dessen Veränderg. bei entzündl. Reizg. I.-D. Kgsbg. (Hartg.) (43 S. gr. 8.) baar 1.50.

Steffenhagen, Bericht üb. d. Verwaltg. d. Kgl. Universitätsbibl. zu Kiel v. 1. Jan. 1877 bis 31. März 1878. (IV S. 4.)

Steinwender, Dr. Th. in Marienbg., die Entwickelg. d. Manipularwesens im röm. Heere. [Zeitschr. f. d. Gymn.-Wes. XXXII. Jahrg. Der n. F. 12. Jahrg. S. 705—722.]

Stobbe, Otto, Handbch. d. Dtsch. Privatrechts. 3. Bd. Urheberrecht u. Forderungsrecht. Berl. Wilh. Hertz. (VIII, 435 S. gr. 8.) 8.—

— — Reichskammergericht u. Reichsgericht. Rede. [Im neuen Reich. 52.]

Strelow, H., der Volksschullehrer, wie er ist und wie er sein soll. 2. Aufl. Löbau Westpr. Skrzeczek. (40 S. gr. 8.) Verklebt —50.

Strousberg, Dr., Berlin e. Stapelplatz d. Welthandels durch d. Nord-Ostsee-Kanal. Project. Mit 1 (chromolith.) Uebersichtskarte. Berlin. Guttentag. (38 S. gr. 8.) 1.20.

Stuckrad, Prem.-Lieut. Lehrer v., der russ.-türk. Krieg 1877—78 nach den bisher veröffentl. Nachrichten bearb. Hannover. Helwing. (VIII, 501 S. gr. 8. m. 13 (lith.) Taf.) 9.—

Szelinski, Oberl. Dr. Emil, zur Reform der Gymnasien. Strasbg. i. Westpr. (Leipzig. Teubner.) (19 S. 4.) —80.

Tettau, Oberreg.-R. Dr. Wilh. Joh. Alb. Freiherr v., urkundl. Gesch. der Tettau'schen Familie in d. Zweig. Tettau u. Kinsky. Berl. Stargardt in Comm. (L, 508 S. m. 27 geneal. Tab. u. 1 Steintaf.) 12.—

Thiessen, Max (aus Ostpr. [Johannisburg]), Ueb. d. Verbreitg. d. Atmosphäre. I.-D. Berlin. (52 S. 8.)

Toeppen. Das Danziger Schöffenbuch. Hrsg. v. Dr. M. Toeppen. Wissenschaftl. Beil. des zu Michaeli 1878 ausgegeb. Programms des kgl. Gymn. zu Marienwerder. Marienw. Druck d. R. Kanter'schen Hofbchdr. (Danzig. Bertling.) (51 S. 4.) baar 2.—

Trosien, Gymnasialdir. in Danzig, Ueb. das Verhältn. der hellen. zur christl. Sittlichkt. [Dtsch.-evangel. Blätter. 3. Jahrg. Hft. VIII, S. 521—536.]

Tyczka, W. v., die Türkische Armee unt. Mehemed Ali Pascha in d. Kämpf. a. Lom, währd. d. Zt. vom 21. Juli bis 2. Oct. 1877. [Jahrbücher für d. Dtsche Armee u. Marine. 29. Bd. 1. u. 2. Hft.]

Unterberger, Rhold., üb. d. Verwendung d. Beely'schen Gyps-Hanf-Schienen in der Orthopädie. I.-D. Kgsbg. (Beyer.) (36 S. gr. 8. m. 1 autogr. Taf.) baar 1.—

Verhandlungen des erst. Provinzial-Landtages d. Prov. Westpr. i. J. 1878. Danzig. Druck v. Kafemann. (4.)

— — des ersten Provinzial-Landtages d. Prov. Ostpreußen vom 2. bis 6. April 1878. Kgsbg. Druck von E. Rautenberg. (4°.)

— — der zweiten Provinzial-Synode f. Ost- u. Westpreußen. 1878 vom 18.—29. Mai. Kgsbg. Ostpr. Ztgs.-Dr. (248 S. gr. 8.)

Voigt, W. (Kgsbg.), Zur Fresnel'schen Theorie d. Diffractionserscheingn. [Annalen d. Phys. u. Chemie. N. F. Bd. III. Hft. 4. S. 532—568.]

Volksblatt, Katholisches. Verantwortl. Red. u. Verl. Pfr. Grunert. Druck u. Exped. A. Kiewning i. Kbg. II. Jahrg. (a. 14 Tage 1 Nr. à $1/2$ B. gr. 8.) halbj. 80 Pf.

Volks-Kalender, ost- u. westpr., a. d. Gemeinj. 1879. Zur Unthltg. u. Belehrg. f. alle Stände. Mit viel. (eingedr. Holzschn.-)Illustr. Kgsbg. Hartung'sche Verlags-Dr. (128 S. 8.) —75.

Volks-Kirchenzeitung, evangel. Red. u. Hrsg.: Pfarrer Dr. Lehmann. Jahrg. 1878. 52 Nrn. (à $1/2$—1 Bog. gr. 4.) Kgsbg. Leipzig. Böhme & Drescher in Comm. Viertelj. baar 1.25.

Volksschulfreund, der . . . hrsg. v. Rect. **G. Müller**. 42. Jahrg. 26 Nrn. (B. gr. 4.) Kgsbg. Bon. 3.—

Wach, Prof. Dr. Adolf, Die christl.-sociale Arbeiterpartei. Vortr. Leipzig. Tauchnitz. (47 S gr. 8.) 1.—

Wagner. **Guthe**, weil. Prof. Dr. H., Lehrbuch d. Geographie. 4. Aufl., durchges. u. thlwse. umgearb. v. Prof. Dr. Herm. Wagner. 3. Hft. (S. 337—608.) Hannov. Hahn. (gr. 8.) 1.50.

— — Der gegenwärt. Standpunkt der Methodik der Erdkunde. [Geogr. Jahrbuch. VII. Band. S. 550—636.]

Wald, Wilh. Johs. Aug. Hartm., Meine Zuversicht u. meine Hoffnung. Abschieds-Pred. Kgsbg. Ostpr. Ztgs.- u. Vlgs.-Dr. (16 S. gr. 8.)

Wasserleitung, Canalisation u. Rieselfelder v. Danzig. Mit e. (lith.) Plan d. Stadt u. deren Umgebg. 2 Bl. (in 4°.) 2. Aufl. Danzig. Kafemann. (16 S. 8.) 1.50.

Weber, Heinr., in Kgsbg. i. Pr., Ueb. gewisse in d. Theorie d. Abel'schen Functionen auftretende Ausnahmefälle. [Mathem. Annalen. XIII. Bd. 1. Hft. S. 35—48.] Anwendg. d. Thetafunctionen zweier Veränderlicher auf d. Theorie der Bewegg. e. fest. Körpers in e. Flüssigkt. [Ebd. XIV. Bd. 2. Hft. S. 173—206.] Ueber d. Transformationstheorie der Theta-Functionen, ins Besondere derer v. drei Veränderlichen. [Annali di matem. pura et applicata. Serie IIa. Tomo IX. Fasc. 2. p. 126—166.] Ueb. d. Kummer'sche Fläche 4. Ordn. m. 16 Knotenpunkten u. ihre Beziehung zu den Thetafunctionen mit zwei Veränderlichen. [Crelle's Journ. f. d. reine u. angew. Mathem. 84. Bd. 4. Hft. S. 332—354.]

Weiß, Dr. Albert, Regierungs- u. Medicin.-Rath, Preuß.-Litauen u. Masuren. Histor. u. topograph.-statist. Studie betreffd. d. Regierungsbez. Gumbinnen. Nach amtl. Quellen entworf. 3 Thle. Rudolstadt. Hofbchdr. 1. Thl.: Gesch. d. Regierungsbez. Gumbinnen. (VIII, 187 S. gr. 8.) Thl. 2: Topogr. u. Statistik . . . (308 u. 39 S.) 3. Thl. Generalbericht üb. d. öffentl. Gesundheitswes. f. d. J. 1872—75. (VI, 154 S.)

Weiss, Consist.-R. Prof. Dr. Bernh., Kritisch exeget. Handbuch üb. d. Evangel. d. Markus u. Lukas. 6. Aufl., neu bearb. (VIII, 608 S. gr. 8.) [**Meyer**, Dr. Heinr. Aug. Wilh., krit. exeget. Komment. üb. d. neue Testam. 1. Abth. 2. Hälfte. Götting. Vandenhoeck & Ruprecht's Verl.] 8.—

Weiss, Dr. B., Zur synopt. Frage. Eine Replik. [Jahrbücher f. protestant. Theol. Jahrg. 1878. 3. Hft. S. 569—592.]
Wendlandt, Dr. Heinr., die Sturm'schen Functionen 2. Gattg. [Arch. f. Mathem. u. Physik. 62. Thl. 1. Hft. Leipzig. S. 1—77.]
[Werner, Zach.] F. Grillparzer, Saffo: tragedia. - **Werner** (Z.) Il ventiquattro febbraio: tragedia. - Goethe (W.) Clavigo - Stella: tragedia. Traduzioni di Casimiro Varese. Fireuze. tip. Succ. Le Monier. in -8. p. 396. L. 4.
Wernich, A., Ueb. d. Formen u. den klinisch. Verlauf des Aussatzes. (30 S. Lex.-8.) [Sammlg. klin. Vorträge hrsg. v. Rich. Volkmann. No. 156. Leipzig. Breitkopf & Härtel.) —75.
Wernick, Fritz, Städtebilder. [Neu-Rom, Rom im Concilswinter, Paris, London.] 2 Th. in 1 Bde. Lpz. Schlömp. (VII, 215 u. 191 S. gr. 8.) 5.—
— — Paris u. die Weltausstellg. 1878. Feuilletonist. Strfzüge. [Herbsttage in Paris (1875). Das neue Paris (1878.)] (141 S. 8.) [Dtsche Haus- u. Reisebibliothek. 1. Bd. Ebd.] 1.—
— — Die dtsche Kunst auf d. Paris. Ausstellg. [Gartenlaube 42.] Olympische Funde. [Ebd. 49.] Die Paris. Weltausstellg. 1. 2. [Westermann's illustr. dtsche Monatshefte. Aug. u. Sept.]
Wichert, Ernst, Ein starkes Herz. Roman. 2. Aufl. 3 Bde. Jena. Costenoble. (414, 346 u. 439 S. 8.) 16.—
— — Die gnädige Frau von Paretz. Dramolet in 1 Aufz. [Univers.-Bibl. Nr. 1070. Leipz. Reclam jun. (41 S. gr. 16.)] baar —20.
— — Gebunden. [Gartenlaube 1—8.] Körperl. Gebrechen auf d. Bühne. [Gegenwart 1877. 50.] Sommerfrische am Baltischen Strande. [Nord und Süd. VII. Bd. 19. Hft. S. 88—100.]
Wiedmann, Landesrath. Die gesetzl. Vorschriften in Bezug auf Rotzkrkht. der Pferde u. Lungenseuche des Rindviehs. Zum Hdgebrch. f. Ortspolizeibehörden, Thierärzte u. Viehbesitzer (zunächt in Ost- u. Westpreuß.) zusammengest. u. erläutert. Mit ein. Sachregister. Kbg. Hartgsche Bchdr. (2 Bl., 48 S. gr. 8.)
Winkelmann, Hofr. Prof. Dr. Ed., Bibliotheca Livoniae historica. Systemat. Vzeichn. d. Quellen u. Hülfsmittel zur Gesch. Estlands, Livlands u. Kurlands. 2. verb. u. sehr verm. Ausg. Berlin. Weidmann. (XVIII, 608 S. gr. 8.) 32.— [cf. Liske in: Hist. Ztschr. V, 189 ff. u. L(ohmeyer) in: Liter. Centralbl. 1878. No. 30.]
— — Philipp von Schwaben u. Otto IV. v. Braunschweig. 2. Bd. Kfr. Otto IV. von Braunschw. 1208—1218. Hrsg. dch. die histor. Comm. b. d. kgl. Acad. d. Wiss. Lpz. Duncker & Humblot. (XII, 563 S. gr. 8.) 12.—
— — Reisebericht. Dec. 1877. [Neues Arch. d. Ges. f. ältere dtsche Geschichtskde. 3. Bd. 3. Hft. S. 627—654.] Reisefrüchte aus Italien u. anderes zur deutsch-ital. Gesch. [Forschgn. z. dtsch. Gesch. 18. Bd. 3. Hft. S. 469—492.]
Wittich, Prof. Dr. v., Physiologie des Kreislaufs u. d. Nervensystems. [Jahresber. üb. d. Lstgn. u. Fortschr. in d. ges. Medic. XII. Jahrg. I. Bd. 1. Abth. S. 193—95.]
Wodtke, Albert, pract. Arzt aus Danzig, üb. Hörprüfung, m. besond. Berücksichtigg. d. Methode m. Hülfe electr. Ströme. I.-D. Rostock. (45 S. 8.)
Woelky, Dr. C. P., Der Katalog der Bischöfe v. Culm. Braunsbg. Huye's Buchhdl. (Em. Bender.) (82 S. gr. 8.) (Separatabdr. aus d. Ztschr. f. d. Gesch. Ermlds. Bd. VI. S. 363 u. ff.)
Wohnungs-Anzeiger, Neuer; nebst Allgm. Geschäfts-Anz. von Danz. u. dess. Vorstädt. für 1878. 6. Jahrg. Danzig. Kafemann. (8, 171, 100, 49, 29 u. 68 S. gr. 8.) baar n. 10.—
Woike, Reg.- u. Schulr., zweimal 48 bibl. Histor. . . . 40. Aufl. Neue erhebl. veränd. u. verm. Bearbtg. Hrsg. von Semin.-Dir. R. **Triebel**. 2. Aufl. Kgsbg. Bon. [IV, 176 S. 8.) —50.
— — Dasselbe. Mit ein. Anweisg. f. d. Lehrer verseh. 41. Aufl. Alte unveränd. Ausg. Ebd. (IV, 124 S. 8.) —35.
Wolffberg, Louis, Lust, Liebe u. Leben. (Gedichte.)
Zaddach, Prof. G., die Meeres-Fauna an d. preuss. Küste. 1. Abth. [Aus: „Schrift. d. phys.-ökon. Ges."] Kgsbg. (Koch.) (31 S. gr. 4.) baar 1.80.
Zeitung, land- u. forstwthsch., f. d. nordöstl. Dtschld. Hrsg. v. G. Kreiss. 14. Jahrg. Kgsbg. Acad. Buchh. in Comm. Viertelj. 3.—

Zenthöfer, Phil., Kreisgerichtsr. zu Culm i. Westpr., Definition d. Bedingg. [Gruchots Beitr. z. Erläutg. d. Dsch. Rechts. 3. Folge. 2. Jahrg. 2. u. 3. Hft. S. 240—48.]

Zorn, Prof. Dr. Phil., Staat u. Kirche in d. Schweiz. Eine Darstellg. d. eidgenöss. u. kantonal. Kirchenstaatsrchte m. besond. Rücks. auf d. neuere Rechtsentwicklg. u. d. heut. Conflikte zwisch. Staat u. Kirche. Von Carl Gareis u. Phil. Zorn. 2. Bd. Mit 2 Kärtch. Zürich. Orell, Füssli & Co. (260, XCVII S.) 10.—

— — Die Reform d. evangel. Kirchenvfassg. in Bayern. [Aus: „Zeitschr. f. Kirchenr.") Tübingen. Laupp. (VII, 92 S. gr. 8.) 1.50.

— — Papstwahl u. Ausgleich. Eine Antwt. auf d. Frage: Culturkampf oder Friede i. Staat u. Kirche? [Aus „Jahrbüch. für Gesetzgeb., Verwaltg. u. Volkswirthsch."] Lpz. Duncker & Humblot. (47 S. gr. 8.) 1.—

— — Die „Solidarität d. kirchenpol. Interessen" f. Dtschld. u. Italien. [Preuß. Jahrb. 42. Bd. 6. Hft. S. 541—555.] Zur Theorie u. Praxis d. neuer. Kirchenstaatsrechts. [Dtsche Revue. 2. Jahrg. 3. Hft.] Recensionen. [Krit. Vierteljahrsschr. f. Gesetzgebg. u. Rechtswissensch. N. F. Bd. I.]

Zur Erinnerg. a. d. 50jähr. Stiftgsfest d. Elb. Gewerbe-Vereins. Elb. Léon Saunier's Bchhdlg. A. Kauenhoven. (42 S. gr. 8.)

Periodische Literatur 1878/79.

Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg. 19. Jahrg. 1878. Abth. 2. Königsberg 1879. In Comm. bei Wilh. Koch. (2 Bl., S. 133—269 u S. 37—68. gr. 4. m. Taf. IV—XI.)

Titelbl. u. Inh. Ueb. Brauneisensteingeoden. Mit besond. Berücksichtigung der in Ost- u. Westpr. vorkommd. Von **Richard Klebs**, Assistent am Provinzial-Mus. zu Kgsbg. S. 133—148. Eine gebänderte Wurzel von Spiraea sorbifolia L. Von **Rob. Caspary**. (m. Taf. IV.) 149—151. Chroolepus subsimplex n. sp.. Von **Rob. Caspary**. (m. Taf. IV, Bild 2—6.) 152—153. Eine Alströmer'sche Hängefichte (Pinus viminalis Alströmer, Picea excelsa Link var. viminalis Casp.) im Gneisenau'er Wäldchen bei Gerdauen. Von **Rob. Caspary**. (m. Taf. V.) 153—158. Ostpreussische Gräberfelder. III. Von **O. Tischler**. (m. Taf. VII—XI.) 159—269. — Sitzgsber. v. Oct.—Dec. S. 37—52. Bericht f. 1878 üb. d. Bibliothek von **O. Tischler**. 53—68.

20. Jahrg. 1879. Abth. 1. (X, 102 u. 36 S. m. Taf. I—III.)

Vzeichn. d. Mitgl. I—X. Ueb. d. Formen einiger Gattungen der Desmidiaceen Ostpreussens. Von Dr. phil. **Georg Klebs**, Assistent am botan. Garten zu Strassburg. (m. Taf. I. II. III.) S. 1—42. Die Zusammensetzung des altpreussischen Bodens. Von Dr. **Alfred Jentzsch**. 43—102. — Sitzgsber. Jan.—Juni 1879. S. 1—36.

Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig. Neue Folge. Vierten Bandes drittes Heft. Danzig. Auf Kosten der Naturforschenden Gesellschaft. Comm.-Verlag von Theod. Anhuth in Danzig. Druck von F. A. Harich in Marienwerder. 1878. Lex.-8.

1) Jahresber. d. Naturf. Gesellsch. u. Berichte ihrer Sectionen 1877. (S. 1—14.) (Jahresber. erstatt. vom Direct. Prof. Dr. **Bail** am 135. Stiftgsfeste, d. 2. Jan. 1878. S. 1—11. Ber. üb. d. Thätigkeit d. Sect. f. Physik u. Chemie erstatt. v. Prof. Dr. **Lampe**. 11—12. Ber. üb. d. Sitzgn. d. medizin. Sect. erstatt. v. Geh. Sanitätsrath Dr. **Abegg**. 12—14. Ber. üb. d. Thätigk. d. anthropol. Sect. erst. v. Dr. **Lissauer**. 14.) 2) Mitglieder-Vzeichn. d. Gesellsch. u. ihrer Sectionen. Ende Januar 1879. S. 15—22. 3) Vzeichn. d. i. J. 1878 durch Tausch, Kauf u. Schenkg. erhalt. Bücher. S. 23—34. 4) Jahresber. d. Naturforsch. Gesellsch. u. Berichte ihrer Sectionen 1878. S. 1—17. (Jahresber. erstatt. vom Dirct. Prof. Dr. **Bail** am 136. Stiftgsfeste, d. 2. Jan. 1879. S. 1—8. Ber. üb. d. Thätigkeit d. anthropol. Sect. erstatt. v. Dr. **Lissauer**. 9—10. Jahresber. d. Sect. f. Physik u. Chemie erstatt. v. Prof. **Lampe**. 11—15. Ber. üb. d. Sitzgn. d. medizin. Sect. erstatt. v. Geh. Sanitätsrath Dr. **Abegg**. 16—17.) 5) Bericht üb. d. erste Vsammlg. d. westpr. botan.-zoolog. Vereins zu Danzig am 11. Juni 1878.

Vom Vorstande. (34 S. m. 1 Taf.) 6) Die Ichneumoniden der Provinzen West- und Ost-Preussen. Neu bearb. v. **C. G. A. Brischke,** Hauptlehr. a. D. in Zoppot. S. 35—121. 7) Cupressinoxylon taxodioides ein vorweltl. cypressenähnliches Holz aus Californien von **H. Conwentz** in Breslau. 122—124. 8) Bericht üb. die im J. 1876 fortgesetzten Untsuchgn. von vaterländ. Alterthüm. in d. Umgegend von Neustettin von **Kasiski,** Major. a. D. (m. 1 lith. Taf.) 125—142. 9) Führer durch die anthropolog. Sammlg. d. naturf. Ges. in Danzig von Dr. **Lissauer** u. **R. Schück.** 143—200. 10) Kürzere Mittheilgn. von **C. G. A. Brischke.** 201—208. 11) Ueb. d. mikroskopische Beschaffenht. u. den Schwefelgehalt des Bernsteins von **Otto Helm,** Danzig. 209—213. 12) Gedanit, ein neues fossiles Harz von **Otto Helm.** 214—216. 13) Beiträge zur Untersuchg. des Asphalts und anderer Retinalithe von **Otto Helm.** 217—221. 14) Ein Apparat zur Messung der Horizontal-Refraction und zum genauen Nivellement von **E. Kayser.** (m. Abbildg.) 222—237. 15) Preussische Spinnen von **A. Menge.** XI. Forts. u. Schl. (m. 4 Taf. photogr. Druck.) S. 543—560 m. 4 Bl. Erkl. u. 11 S. Anh. enth. Beigabe, Aendergn. u. Verbessergn., Inhaltsangabe u. Verzeichnisse.

Hansische Geschichtsblätter. Herausgegeben v. Verein für Hansische Geschichte. (VIII.) Jahrg. 1878. Leipzig, Verlag v. Duncker & Humblot. 1879. (2 Bl., 182 u. XXVII S. gr. 8.)

Vorwort. — I. Das mittelalterl. Göttingen. Von Gymnasialdir. Dr. **Gustav Schmidt** in Halberstadt. S. 3—35. II. Aus belgischen Städten und Stadtrechten. Von Prof. **Ferd. Frensdorff** in Göttingen. 39—70. III. Zur deutsch-dänischen Geschichte der Jahre 1332—1346. Von Privatdocent Dr. **Konstantin Höhlbaum** in Göttingen. 73—99. IV. Der Aufstand in Lübeck bis zur Rückkehr des alten Raths 1408—1416. Von Staatsarchivar **C. Wehrmann** in Lübeck. 103—156. V. Das Verfahren wider die Stahlhofskaufleute wegen der Lutherbücher. Von Prof. **Reinhold Pauli** in Götting. 159—172. VI. Kleinere Mittheilungen. 1. Ein Fragment Danziger Annalen. Von Privatdocent Dr. **Konstant. Höhlbaum.** 175—180. 2. Silbergeräthe des Raths von Lübeck. Von Staatsarchivar **C. Wehrmann.** 181—182. — Nachrichten vom Hansischen Geschichtsverein. 8tes Stück. Versammlung zu Göttingen. 1878 .Juni 11. u. 12. 1. Siebenter Jahresbericht, erstatt. vom Vorstande. S. III—VIII. 2. VIII. Jahresversammlg. des Hansischen Geschichtsvereins. Von Dr. **Karl Koppmann** in Barmbeck bei Hamburg. IX—XXI. 3. Reisebericht. Von Prof. **Dietrich Schäfer** in Jena. XXII—XXV. 4. Todesanzeige (Prof. Wilh. Mantels). XXVI. 5. Mittheilg. üb. d. Neubesetzung des Präsidiums. XXVI. 6. Nachr. v. d. derzeitig. Zusammensetzg. u. Organisation des Vorstandes u. von d. Leitg. der Vereinsarbeiten. XXVII.

I. Autoren-Register.

II. Sach-Register.



Gedruckt in der Albert Rosbach'schen Buchdruckerei in Königsberg.

